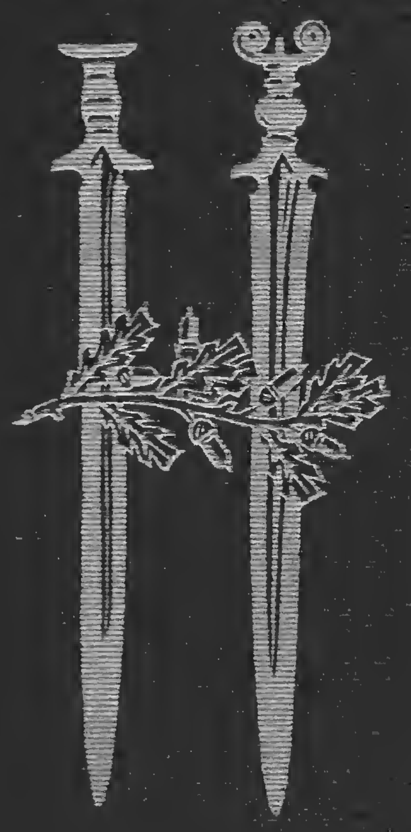
Das Erbe unserer Ahnen



Elektronifiziert von Paul Weder, Schweiz
März, im Jahre 2013 nach üblicher Zeitrechnung

Zu Ehren der allmächtigen

Kosmischen Urkraft

welche durch unser Herzen Verlangen
nach Wahrheit und Liebe
sich in die Welt transformiert

Das Erbe unserer Ahnen



Das sacellum auf den Externsteinen.

Das Erbe unserer Ahnen

Von Franz Carl Endres



Friedrich Bohnenberger Verlag, Zürich

Vorwort



Der deutsch-schweizerische Leser liest in dem Buche seine eigene älteste Vergangenheit. Es handelt sich hier nicht um nationale Grenzpfähle. Aus altem guten alamannischen Holz geschnitzt, hat der Deutschschweizer mehr als sein deutscher Nachbar es tat und zu großem Teile seines Landes altgermanische Art bewahrt. Er wußte schon, warum er gegen die deutschen Kaiser römischer Politik einst kämpfte. Nicht weil er nicht mehr germanisch sein wollte, sondern weil er nicht Knecht sein wollte. Und er tat recht daran. Er ist politisch frei geblieben und auch innerlich frei geblieben.

Heute gibt die Schweiz Europa ein Vorbild, wie drei Nationen unter der gleichen Oberleitung blühend und gedeihend ein einziges politisches Ganzes bilden können. Dabei hat jeder einzelne Kanton ein ihm gemäßes seelisches Eigenleben. das gerade durch seine Eigenart stets erfrischend auf das Ganze wirkt.

Wenn der Deutschschweizer in diesem Buche die Quellen seines Wesens findet und mit Freude feststellen kann, daß das alles auch seine Ahnen waren, so kann das nur zur kulturellen Vertiefung dienen und wird ihn nur in seinem an sich sehr gesunden Mißtrauen gegen fremde Beeinflussung bestärken. Hier spricht Eigenes zu ihm. Auch ihm kommt von Osten mehr Gefahr als Licht. Sein gesunder Sinn macht kein großes Wesen daraus, aber seine innere Abneigung hält Staat und Gemeinde, Familie und Einzelnen beim Alten und Eigenen und tut recht daran. Der höchste Sinn seiner beliebten und gepflegten Befreiungstradition ist die Wiedergewinnung innerlicher Freiheit, die Rettung vor den fremden Prinzipien, die Eroberung des eigenen seelischen Bodens.

Wenn einer es Europa lehren kann, wie man in tiefstem Herzen national, ohne dabei im geringsten nationalistisch sein kann, dann ist es der Schweizer. Vielleicht hat auch der Verfasser von diesem Volke, unter dem er nun sechs Jahre, dankbar für die ihm gewährte Gastfreundschaft, lebt, einiges für sein Buch gelernt.

Das Erbe unserer Ahnen! Wer kennt es, wer versenkt sich in unserer modernen Zeit liebevoll in die uralte eigenste Kultur? Ein kleiner Kreis vielleicht, doch alle sollten es tun.

Dieses große Volksbuch, das wir auf Grund jahrelanger Arbeiten und Studien und großer Reisen in Erkenntnis eines bestehenden Mangels geschrieben haben, sollte unnötig sein, weil Alle das genau kennen, was dies Buch enthält. Dem ist aber nicht so!

Man kann mit vielen jungen Leuten sprechen, die eben die mittleren Schulen verlassen haben, und im Gespräch mit ihnen finden, daß sie sich in allerlei antiken Dingen auskennen, aber da vollkommen versagen, wo die Frage nach der eigenen Urkultur anhebt. Man kennt belanglose Streitigkeiten griechischer Stadtrepubliken, römische Gesetze, die für die heutige Zeit und für die heutigen Menschen nichts mehr zu sagen haben, man weiß von Babylon und Aegypten, und wenn nach dem alten Europa gefragt wird, nach der arischen Heimat, in die die Urkultur der Germanen ebenso zurückreicht wie die der Kelten, nach dem Ureigenen, das heute noch lebendig, aber unerkannt und längst vergessen, in unserem Blute pulst, da trifft man auf ein vollkommenes Nichtwissen. Die historische und kulturhistorische Kenntnis des jungen Schweizers hört gemeinhin mit einiger Kenntnis der schweizerischen Befreiungstradition auf. In nur von Einzelnen noch gekannten Sagen tönt leise, kaum vernehmbar, ein Lied von nordischem Lande, eine Saga von Sven und Suito, tönt leise Erinnerung in vielen Namen, in mannigfachem Volksglauben an altgermanische Götter und Helden. Und wer sich die Mühe gibt, die Menschen auf ihren Rassetypus genau zu betrachten, der kann in den Kantonen Schwyz und Unterwalden, im Oberwallis und im Berner Oberland noch Familien treffen, die er ebenso in Norwegen und Island treffen könnte. Da war die Natur treuer als der Sinn der Menschen es war und hat uraltes Erbe so erhalten, daß es heute noch erkennbar ist.

Aber wie lautet die allgemeine Ansicht? Unsere arisch germanischen oder arisch keltischen Ahnen sollen wilde Horden gewesen sein, denen erst römische Gesittung und phönizische Händler Kultur gebracht hätten. Dieser Irrglaube beherrscht Schule und Leben. Und zu ihm tritt der zweite Irrglaube, daß erst der christliche Missionar Licht in das Dunkel eines bösartigen Götzenglaubens hineingetragen habe. Es soll in diesem Werke gewiß nichts gegen das Christentum gesagt sein, dessen hohe kulturelle Mission voll anerkannt wird, aber doch ist dieser oben ausgesprochene Gedanke grundfalsch. Die altarische Religion ist kein Götzendienst gewesen, sie war hoch und hehr und hatte eine Gottesvorstellung von kaum je wieder

erreichter Reinheit. Römer und Phönizier haben Sittenverderbnis und Scheinkultur gebracht. Germanien und Keltenland ist durch sie nicht besser geworden.

Ein weiteres Märchen, daß alle unsere Kultur und auch die Schrift aus dem Osten gekommen sei. Der Gedanke, daß die Schrift aus dem Osten kam, daß alle Wissenschaft, alle Kunst von wo anders her zu den Germanen und Kelten kamen, ist grundfalsch. Das Umgekehrte ist richtig. Aus dem nordisch-atlantischen Kulturkreis, der älter ist als alle Kulturen des Ostens, so weit sie uns bekannt sind, kam Wissenschaft und Schrift, kam erste Kunst und vor allem reine Gottesvorstellung in die Welt, in großen, heute nur mehr in Spuren und vor allem nur durch Symbolvergleichung, einer noch recht vernachlässigten aber unendlich wichtigen Wissenschaft, erkennbaren Wanderungen frühester Zeiten, denen eine zweite Gruppe von Wanderungen in der frühen Bronzezeit mit beschränkteren Zielen folgte.

Ist das nun, wie man glauben möchte, eine Umwälzung der gesamten kulturgeschichtlichen Wissenschaft? Nur in der Ansicht der unentwegten „Babyloner" vielleicht! Das Material zu dieser neuen Auffassung liegt in Hunderten von wissenschaftlichen Arbeiten da. Man geht nur an diesem Material vorüber, man will nicht, man traut sich nicht. Und man läßt den arisch-germanischen Menschen in seinem Minderwertigkeitskomplex, der sich seiner alten Ahnen schämt und verehrungsvoll in den Osten blickt, nach den Babyloniern und Sumerern, Phöniziern und Juden, von denen alles Heil, alles Licht der Welt kommt.

Ebenso schaut der europäische Künstler in die Ferne des Ostens, holt sich da Motive oder begeistert sich an verniggerten Produkten, die im germanischen Lebenskreise wie Grimassen aussehen, anstatt die unermeßliche Fülle des Altgermanischen, wie es in Skandinavien noch bis in das 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebendig war, zu durchforschen.

Ebenso suchen die Philosophen, um alle die, die sich mit Weltanschauungs- und Lebensanschauungsfragen in einem Sammelbegriff zu vereinigen, nach der Fremde. Da werden chinesische Ideale für unseren Gebrauch präpariert, da wühlt man in Buddhismus, in Taoismus, in allen möglichen und unmöglichen Formulierungen des menschlichen Strebens nach dem Göttlichen. Das Indische wird begeistert aufgenommen, nicht etwa, weil alte Spuren des Arischen, das einst Indien erst erweckt hat, zu sehen sind, sondern weil es eben östlich, indisch, fremd ist.

Wenn wir oft über die Frauen klagen, daß sie fremde Moden tragen und daß das Interesse des Konfektionärs maßgebend für den Geschmack der Frauenbekleidung bei uns ist, so ist das noch nicht so schlimm wie die Tatsache, daß wir das

Beste und Tiefste in Kunst und Religion, in Philosophie und Literatur aus der Fremde holen, gleich als ob unsere eigene Vergangenheit gar nicht existierte.

Sie existiert auch für den nicht, der sie nicht kennt.

Nun genügt es aber nicht, wenn ein paar Gebildete sich besinnen. Das ganze Volk muß den gesunden Weg zu sich selbst gehen. Es muß sein Seelisches, das in Jahrhunderten eines mehr und mehr materialistisch gewordenen Zustandes verloren ging oder zum mindesten bis an die Grenze des Verlorengehens verflüchtigte, wieder finden. Und niemand findet das Seelische anderswo als im Ureignen der Rasse und des Blutes. Fremde Importkulturen können anregen, können da und dort auch reformieren, nie aber das ursprünglich Schöpferische ersetzen. Man soll nicht fremde Kulturen verachten oder ihre Lehren und Leistungen blind beiseitestellen, aber man soll sich auch nie an sie verlieren.

Hier setzt unser Werk ein!

Das Volksbuch „Das Erbe unserer Ahnen" gehört in die Hand jedes Menschen, dessen Muttersprache das Deutsche ist oder aus dem Germanischen stammt, ganz gleichgültig ob er staatsrechtlich zum deutschen Reiche gehört oder nicht. Das Erbe unserer Ahnen ist für den deutschsprechenden Schweizer ebenso wichtig wie für den Holländer und den Skandinavier. Es will allen diesen Menschen einen Weg weisen, der nicht in die Ferne führt, sondern in die alte Heimat, es will ihm nicht glitzernde fremde Kulturen vor seine Armut stellen, sondern ihm die Schätze zeigen, das wahre Gold, die wahren Edelsteine, die im Ureigenen liegen, es will Quellen wieder sprudeln lassen, die lange, lange verschüttet waren.

Unendliche Schwierigkeiten stellen sich dem rettenden Versuche entgegen. Sie können rein wissenschaftlich in einem Volksbuche nicht alle überwunden werden. Denn das Wichtigste unseres Buches ist es, die Liebe zur eigenen Kultur zu wecken. Ist sie einmal geweckt, dann werden die Quellen von selbst fließen, aus denen das Volk den Gesundungstrank trinken kann.

Das Buch mußte — die Gründe sind nun wohl allgemein verständlich — ganz populär geschrieben werden. Aber nur in jenem guten Sinn des Populären, das auch dem weniger Gebildeten die Lektüre erlaubt, ihn einführt, ihm schwerer Verständliches erläutert und ihm Freude an der Sache erzeugt. Vor allem dienen hierzu auch die Abbildungen. Aus den Tausenden, die dem Verfasser reichliche Sammeltätigkeit zugeführt hatte, sind nur die ausgewählt, die allgemein verständlich und auch dem Laien klar anschaulich sind. Es sind manche Abbildungen

dabei, die einem wissenschaftlich vorgebildeten Leserpublikum nicht notwendig gewesen wären. Die Orientierteren meiner Leser und vor allem die Sachkenner und Fachleute wollen das und die Tatsache, daß Doktorfragen nicht mit dem hierzu notwendigen wissenschaftlichen Apparat behandelt sind, gütigst mit der Hauptaufgabe des Buches entschuldigen. Die ganze Masse der Belege des in diesem Buche Gesagten etwa in Anmerkungen beizufügen, würde einen geradezu unlesbaren Umfang des Ganzen erzeugt haben.

Vielleicht finden aber die orientierten Leser Anregungen, die zu wertvollen Einzelveröffentlichungen führen können.

Ganz besonderen Dank schulde ich der Liebenswürdigkeit der Museumsverwaltungen und der Diensthabenden Persönlichkeiten folgender Museen, die ich hier nur mit dem Namen der Stadt bezeichne: Speyer, Worms, Koblenz, Bonn, Köln, Trier, Wiesbaden, Frankfurt a. M., Stuttgart, Leiden, Münster, Hannover, Halle, Nürnberg, Hamburg, Kiel, Schwerin, Kopenhagen, Göteborg, Oslo, Stockholm, Schaffhausen, Zürich, St. Gallen, Chur, Bern und Genf. Der Verfasser hat alle diese Museen persönlich besucht und hat Anregungen und tatkräftige Unterstützung ohne Ausnahme gefunden. Überall wurde der Gedanke begrüßt, der mit diesem Buche verbunden ist, das Verständnis des Volkes für die lebendigen Schätze seiner Vergangenheit, die in den Museen untergebracht sind, zu erwecken.

Das Buch ist auch in dieser Hinsicht nur ein Wegweiser. Gehen müssen die Menschen selbst! Die Einteilung in große Kapitel erleichtert die Übersicht. Eine erschöpfende Darstellung jedes einzelnen Gebietes konnte gar nicht angestrebt werden, das hätte Dutzende solcher Bände gegeben. Aber die entscheidende Einstellung den Einzelproblemen gegenüber hofft der Verfasser doch in jedem Einzelfall getroffen zu haben.

Ein Sachregister, das nur die Hauptstellen nachweist (es würde sonst übermäßig umfangreich), wird das Nachschlagen erleichtern.

Es ist bei der unendlichen Größe des Stoffes gar nicht vermeidbar gewesen, daß dem Verfasser vielleicht da und dort ein Fehler unterlaufen ist. Er stellt die Bitte, Berichtigungen an den Verlag zu senden, die bei einer Neuauflage gewissenhaft geprüft werden sollen.

Andererseits bittet der Verfasser aber auch die Sachkenner, sich nicht an irgend einen kleinen Fehler zu hängen, sondern das Werk als Gesamtheit in Absicht und Ausführung zu würdigen.

Dem Verlage sei herzlicher Dank ausgesprochen für die vorbildlich großzügige Art und Weise, in der er dieses Werk förderte, unbekümmert um die außerordentlichen Kosten der Vorbereitung und der Herstellung dieses Buches.

Der Verfasser legt mit diesem Buche die Frucht Jahre währender Vorarbeiten seinen Lesern vor. Geschrieben ist das Buch am Fuße der Rigi, im Schwyzerlande, fern von den ablenkenden Einflüssen der großen Welt und im Angesicht der ewigen Harmonie der Schöpfung.

Küßnacht a. Rigi, 1932.

Franz Carl Endres.

Inhalt

Verzeichnis der Tafeln

Tafel

Verzeichnis der Text-Abbildungen

Abbildung Seite

Abbildung Seite

Abbildung		Seite

Morgenrot

Blühen, tragen und zerfallen!
Ach! Es ist der Erde Los.

Justinus Kerner



Die Sommernacht geht zu Ende. Der Himmel verliert den Glanz seines tiefen Schwarzes. Im Osten dämmert es mit zartem Rosa. Noch schläft die Welt für unser Auge und unser Ohr. Nur leise beginnt da und dort ein Vogel sein schüchternes Lied. Die Menschen schlafen, und ihre Häuser liegen in tiefem Traume im Tale. Noch hat ihre Arbeit nicht begonnen, noch tickt die Mühle nicht, der Amboß ruht, die Mäher sind noch nicht am Werk. Aber am Himmel steigt der neue Tag schon auf. Noch ist die Sonne tief unter dem Horizonte, noch hält die Nacht mit ihren Silberflügeln uns die Landschaft verborgen. Doch wir wissen, daß der Tag kommt. Der leicht rosa gefärbte Streifen am Horizonte wird zunächst dunkler, und es scheint ein grünlicher Streifen ihn zu überlagern.

Nun steigen Nebel aus dem Tale.

Und immer röter wird der Streifen am Horizonte. Wolkenspitzen färben sich mit diesem Rot. Und erste Menschen treten mit der Sense über der Schulter aus den im dünnen Talnebel liegenden Häusern. Ein erster Strahl trifft die Berge, die aufleuchten als wären sie aus rotem Golde.

Daß es Menschen gibt in den Höhlen unserer Millionenstädte, die niemals den Anbruch des Tages gesehen haben! Die niemals erschauernd betrachtet haben, wie die Königin der Nacht vor dem Sonnengotte, der auf goldenem Wagen durch die Wolken fährt, scheu und keusch entflieht!

Wenige Minuten vor Sonnenaufgang sind alle Tiere stumm. Kein Vöglein piepst. Es ist alles in Erwartung, alles wie in stillem Gebete vor dem neuen Tage.

Aber dann, wenn der Sonnenball über den Horizont tritt und das Morgenrot sich in gleißende Glut wandelt, dann jubeln alle Geschöpfe Gottes, das große Morgenkonzert zur Ehre des Weltenschöpfers beginnt. Die Vögel zwitschern und singen, die Blumen öffnen ihre Kelche, am Bachesrand und in den Wiesen wird es lebendig, die Bienen und Hummeln fliegen eifrig zu früher Ernte, und im Dorfe beginnen die Menschen ihre Arbeit. Das Morgenrot verschwindet, hell und weiß ist das Licht. Deutlich sehen unsere Augen jede Einzelheit. Der Nebel verdunstet in der Höhe. Hart und klar wird die Welt! Solch Tagesmorgen gleicht dem Morgen der Schöpfung.

Auch unserer Erde ward einst ein solcher Morgen, mit Morgenrot und Nebeln in der Tiefe, ein Morgen, in dem alles sich vorbereitete, was heute in hartem, weißem Lichte vor uns steht.

Aber unser Auge kann in die fernsten Fernen der Erdgeschichte nicht dringen. Was uns hierüber gelehrte Bücher berichten, ist nichts anderes als geistreich begründete Vermutung. Niemand weiß etwas vom Morgen des ersten Tages.

Wir wollen in diesem Buche die Frage nach diesem Anfang nicht behandeln. Wir vermeiden es, uns in Spekulationen, seien sie religiöser, seien sie wissenschaftlicher Art, zu verlieren. Und wir könnten, ohne einen Fehler zu begehen, unser Werk mit den ersten Menschen beginnen, die auf deutschem Boden nachweisbar sind. Wenn wir das nicht tun, so haben wir gewichtige Gründe.

Zunächst einmal ist die Frage unserer Ahnen ebensowenig geklärt, wie die der Erdgeschichte. Wir wissen nicht ganz genau, ob gewisse Rassen der Vorgeschichte, die an sich sehr interessant sind, mit uns in solcher Verwandtschaft stehen, daß wir sie als unsere Ahnen ansprechen dürfen. Wir betrachten daher den Titel unseres Buches nicht als eine, ich möchte sagen, genealogische Verpflichtung zur genauen Ahnenprobe. Auch diese Streitigkeiten können wir ruhig Spezialwerken überlassen. Wir fassen den Begriff Ahnen für die Urzeit viel weiter. Was der Urmensch im mittleren Europa leistete, bildet jedenfalls ein Erbe für die Nachkommenden, seien es nun Nachkommen oder seien es fremde Stämme, die die Stätten alter Kulturen erobert und gleichzeitig zum mindesten Teile dieser Kulturen selbst sich angeeignet haben. Es wäre auch für die schon „historisch" gewordene Zeit kleinlich, zum Beispiel die Tätigkeit der Römer auf deutschem Gebiet nur deshalb auszulassen, weil die Römer keinesfalls unsere körperlichen Ahnen sind. Es ist zudem dieses Urteil „keineswegs unsere körperlichen Ahnen" gar nicht richtig. Es gibt heute noch in Oberbayern Gemeinden, die nicht nur römische Orts- und Bachnamen aufweisen, sondern deren Bewohner unverkennbar römische Rassemerkmale noch an sich tragen. Die kulturellen Leistungen der Römer sind von Einfluß auf die deutsche Kultur gewesen, ihr Schaffen ist ein Erbe für uns. Wenn wir nur daran denken, was der durch die Römer in Deutschland eingeführte persische Mithraskult allein für eine Wirkung auf den heutigen Volksglauben hat, so wäre eine eigensinnige Ausscheidung alles dessen, was nicht rein germanisches Erbgut ist, eine Handlungsweise, die unser Buch nicht nur ärmer, sondern auch weniger charakteristisch für die nun einmal in Deutschland gewordene Kultur machen würde. Denn das Charakteristische deutscher Kultur liegt nicht nur im Autochthonen, im Rasseeigenen, sondern sehr stark auch in der Art, wie Fremdes verarbeitet, aufgenommen und verändert wurde.

Ein zweiter spezieller Grund dafür, daß wir dieses erste Kapitel unserem Buch voransetzen, liegt darin, daß im Verlauf des Textes oft mit bestimmten wissenschaftlichen Ausdrücken von gewissen Zeitepochen, sei es der Erdgeschichte,

sei es der Menschheitsvorgeschichte, gesprochen wird. Diese Ausdrücke, die sich nicht vermeiden lassen, sind nicht jedermann geläufig. Es ist aber notwendig, daß wir uns in diesem Buche stets verstehen.

So wird eine erklärende Übersicht gewiß einer Reihe von Lesern willkommen sein.

Daß wir hierbei keine ausführliche Erdgeschichte (Geologie) schreiben können, wird dem verständlich sein, der sich überlegt, daß die Geologie eine sehr ausgedehnte Wissenschaft ist, die, selbst nur in kurzem Abriß hier wiedergegeben, viel mehr Raum beanspruchen würde, als diesen einleitenden Gedanken zur Verfügung steht.

Die Erdgeschichte beginnt in dem Augenblick, in dem die Erde existiert. Sie mag da noch ein feuriger Ball von größerem Umfang als dem heutigen gewesen sein, sie mag aus der Sonne ausgetreten sein oder als ein selbständiger Körper in seinem Fluge durch das All von der Sonne „eingefangen" worden sein. Wir wissen das alles nicht. Dieser ganze Teil der sogenannten astronomischen Erdgeschichte liegt vollkommen im Dunkel unermeßlicher Zeiträume. Die geologische Geschichte beginnt mit dem Augenblick, in dem die Erde eine feste Kruste hatte. Diese feste Kruste tritt heute nur an ganz vereinzelten Stellen ans Tageslicht; was die Erde als Boden bedeckt und als Gebirge sich erhebt, sind Ablagerungen aus Meeren. Solche Ablagerungen nennt man Sedimentierungen, ihre Produkte Sedimente. Starke Verschiebungen der Erdoberfläche, vielleicht durch den Erkaltungsprozeß hervorgerufen, haben die ungeheueren Flächen der Meeressedimente, die viele Hunderte von Metern stark sind, durch Faltung zu Gebirgen aufgestemmt, Wind und Sturm, Schnee und Regen, Erderschütterungen, Frost und Hitze haben diese Urgebirge wieder geglättet, neue Meere sind eingebrochen, haben wieder Hunderte von Metern starke Schichten sedimentiert und der Prozeß, den wir gerade schilderten, hat aufs neue begonnen. Die moderne Forschung will fünf solcher Cyklen der Oberflächenformbildung annehmen. Dazwischen hinein ist durch vulkanische Tätigkeit, die wir uns in früheren geologischen Perioden viel heftiger und zahlreicher vorstellen müssen, als sie heute vorhanden ist, das flüssige Material aus dem Erdinnern herausgepreßt oder geschleudert worden. So finden wir die sedimentierten Schichten häufig von Adern erstarrten Urgesteins durchsetzt (Abbildung 1) oder wir finden Kuppen alter Vulkane, bei denen wie bei einem Kochtopf die magmatische Masse über-

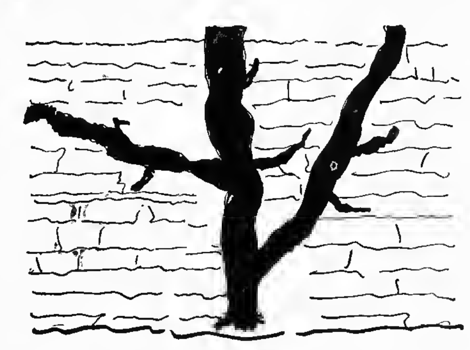


Abb. 1
Ein eruptiver Gang (schwarz) in horizontal geschichtetem Gestein

gelaufen ist oder endlich auch kegelförmig herausgetriebene Magmamassen, die dann erstarrt sind. (Abbildung 2.)

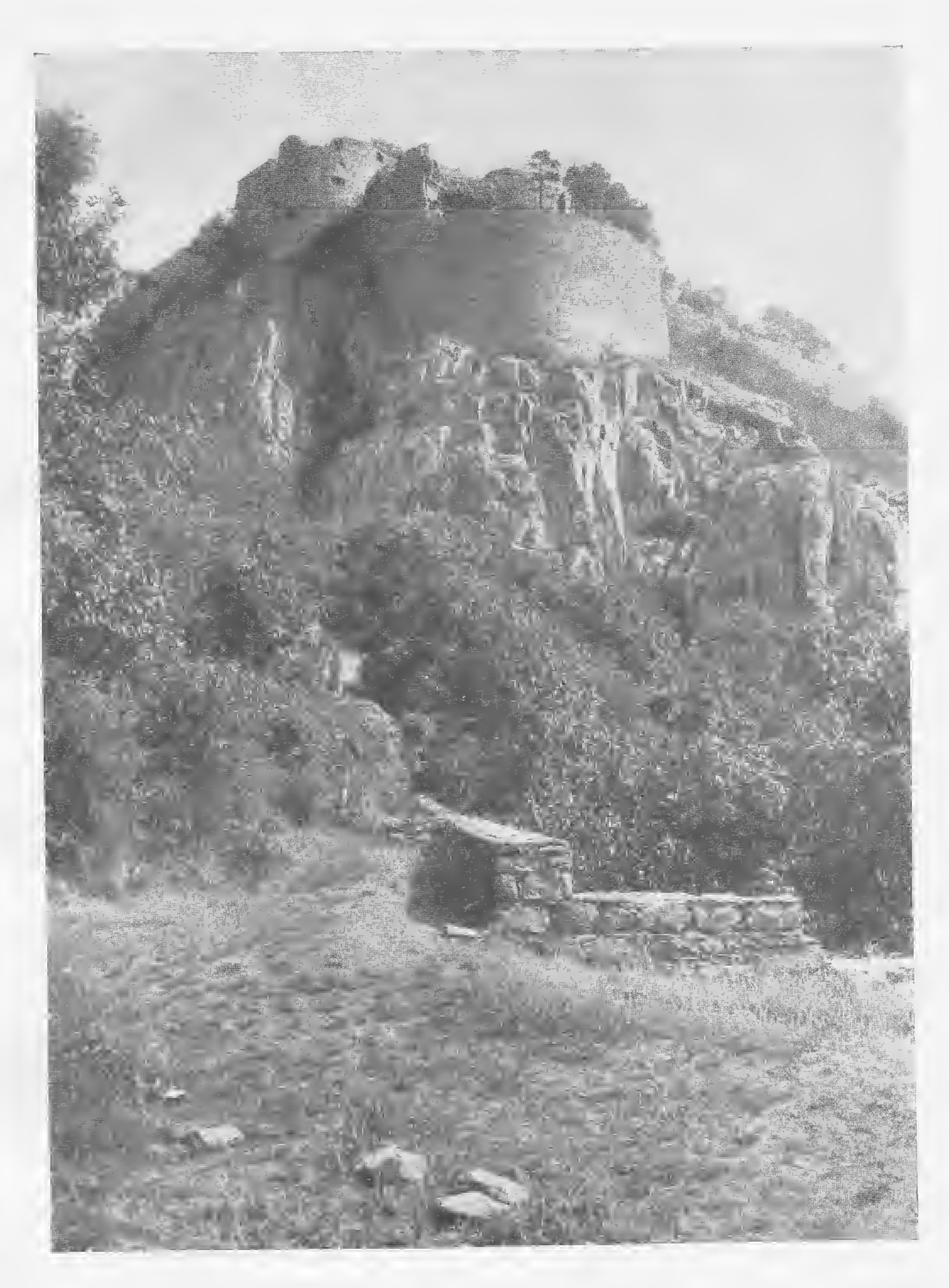
Die älteste Epoche der von uns erkennbaren Erdgeschichte ist die sogenannte Schiefer und ältesten Eruptionen angehörende „Ergußgesteine", im besonderen also Granitarten. Man nimmt an, daß diese archaische Gruppe überall auf der Erde zu finden ist, wenn man nur tief genug hinuntergraben könnte. Sie liegt auch in Deutschland zu Tage, so etwa im Schwarzwald, dann aber vor allem in unserer germanischen Nordheimat, in Skandinavien.

Man kann da in Schweden durch Landschaften fahren, in denen gewaltige nackte Granitkuppen und Kegel aus dem Wiesen- und Heideboden, der nur eine dünne Humusschicht zeigt, emporragen, alte trotzige Gesellen, die uns von ungezählten Millionen Jahren erzählen könnten. Sie würden uns berichten, daß sie einst den Grundstock großer Gebirge gebildet haben, die abgetragen wurden, daß das Land sich gehoben und sich gesenkt hat und daß sie endlich wieder die Sonne zu sehen bekamen, nachdem Naturgewalten die tausend Meter und mehr an Gestein, das über sie sich erhoben hatte, in unermeßlichen Zeiträumen entfernt haben.

Gewaltige Lasten haben die archaischen Gesteine getragen, der Druck auf sie war riesenhaft. Darum sind sie ganz kompakt geworden und von einer Härte und Dauerhaftigkeit, die moderne Menschen noch im Sprichwort kennen, wenn sie sagen „hart wie Granit". Unsere Leser mögen sich nur stets vor Augen halten, daß diese geologischen Epochen Millionen von Jahren gedauert haben. Im Archaicum haben Meere und Kontinente gewechselt, gewaltigste Eruptionen zahlreicher Vulkane haben das Gesicht der Erde verändert, Gebirgsfaltungsvorgänge wechselten mit Meeresüberflutungen und Katastrophen, von deren Größe wir uns gar keine Vorstellung machen können. Es geht mit den Weltkörpern vielleicht so ähnlich wie mit den Menschen. In der Jugend tobt man, und das Temperament schäumt über, man treibt allerlei tolle Sachen. Im Alter aber wird man ruhiger und kühler. Es hat sich alles geklärt. Die Bäume sind nicht in den Himmel gewachsen, und die Träume der Jugend sind nicht in Erfüllung gegangen.

Man hat in der modernen Zeit einige Methoden erfunden, um das Alter gewisser Gesteine zu bestimmen. Man hat z. B. zu finden geglaubt, daß ein Gramm Uran ein Jahr braucht, bis sich aus ihm $\frac{1}{7\,900\,000\,000}$ Gramm Radioblei bildet.

Da 100 Gramm Uran hundertmal so viel Radioblei bilden, so sind 79 000 000 Jahre notwendig, bis aus 100 Gramm Uran 1 Gramm = 1 Prozent Uranblei gebildet sind. Wenn man daher Uran findet und durch Untersuchung feststellt, daß es 3 Prozent Uranblei enthält, so glaubt man, müsse das Uran vor dreimal 79 Millionen Jahren entstanden sein. Die ältesten Granite werden auf Grund dieser Methode auf ein Alter von 1500 Millionen Jahren geschätzt bzw. „berechnet".



Der Hohentwiel,
eine aus großer Tiefe heraufgetriebene Kuppe aus Phonolith (Klingstein)
Abb. 2

Der zweite Cyklus der Erdgeschichte spielt sich in der Periode des Proterozoikum ab, wo wir Spuren von Eis- und Gletscherwirkung feststellen können und auch in spärlichsten Resten schon das Dasein von Organismen vermuten dürfen. Doch sind diese Spuren von Leben natürlich nicht im entferntesten in der Lage, uns eine Vorstellung etwa vom Entstehen des Lebens auf der Erde zu geben. Hier ist alles in undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Nach der proterozoischen Periode folgt die paläozoische, die wiederum in fünf Unterabteilungen zerlegt wird: Kambrium, Silur, Devon, Karbon und Perm.

Bei Beginn der paläozoischen Periode hat das sogenannte kambrische Meer die alten Kontinente überflutet. In der ganzen Periode scheint der Vulkanis-

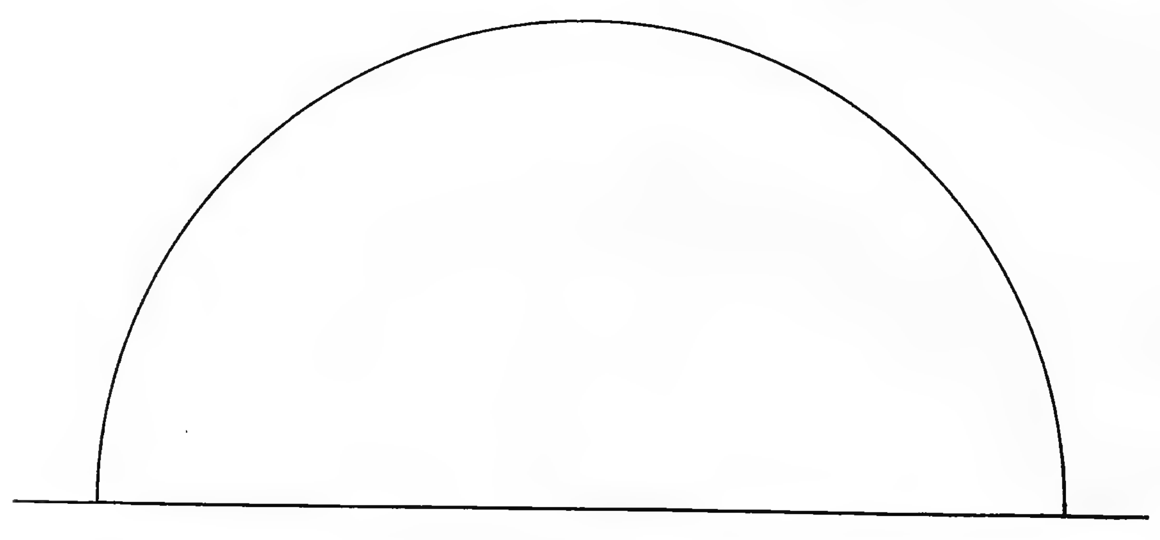


Abb. 3

20 km Tiefe im Verhältnis zum Erddurchmesser. Die schwarze Umrandungslinie entspricht mit 0,2 mm Dicke einer Schicht von 20 km. Wollte man die höchsten Gebirge auf dieser Erdkugel von 12,7 cm Durchmesser zeichnen, so würden sie nur unter dem Mikroskop sichtbar werden

mus nicht so sehr bedeutend gewesen zu sein, dagegen spielt die Sedimentierung aus den Meeren eine hervorragende Rolle. Die Sedimente aus dieser Periode haben Mächtigkeiten bis zu 20 000 Metern!! Daraus wird wohl auch dem gar nicht geologisch geschulten Leser klar, daß man an diesen Stellen nicht nachsehen kann, was unter den paläozoischen Gesteinen liegt.

Zwanzig Kilometer ist noch niemand in das Erdinnere vorgedrungen. Um aber eine Vorstellung von der Größe der Erde und von der geringen Dicke dieser sedimentierten Oberschicht im Verhältnis zum Erddurchmesser zu bekommen, zeichne man sich den Erddurchmesser, der rund 12 700 Kilometer lang ist, mit einer Linie, die 12,7 Zentimeter lang ist, und dann trage man das Stück ab, das dieser enorm tiefen Lagerung von Gesteinen entspricht, nämlich 20 Kilometer, das ist in unse-



Tafel 2
Landschaft aus der Steinkohlenzeit
(Nach Potonié)

rem Maßstabe der 635. Teil von 12,7 Zentimeter, also 0,2 Millimeter. (Abbildung 3.) Es ist bei Zeiten und Entfernungen, über die man so gerne nichtdenkend hinwegliest, immer von Vorteil, sich eine bildliche Vorstellung zu machen. Dann wird die Vorstellung richtig und klar werden. Es sei noch hinzugefügt, daß die tiefsten Erdrindenuntersuchungen nicht über 2,25 Kilometer in die Erdrinde hineindrangen. Zeichnen wir dieses Ergebnis in unsere Zeichnung ein, dann müssen wir schon mit dem Mikroskop arbeiten, denn wir müssen etwa ein fünfzigstel Millimeter abtragen.

An Gesteinen, stets da, wo keine Urgesteine in Frage kommen, an zusammengepreßten Sedimenten also, finden wir in der paläozoischen Periode: Grauwacken mit Milchquarz, Ton- und Kieselschiefer, Sandsteine, Quarzite aller Art, Kalksteine und Mergel, dann vor allem in den Unterabteilungen Karbon und Perm: die Steinkohle.

Die ältesten Vertreter der Fauna und Flora der Erde finden wir in den Fossilien der paläozoischen Periode, daher ihr Name: die das alte Leben enthält. Die Fauna besteht in den ältesten Schichten aus Seetieren niederer Art. Immerhin zeigen sie schon so komplizierte Organismen, daß daraus geschlossen werden kann (wenn man überhaupt auf der Theorie besteht, daß das Leben sich aus Einfachem zu Kompliziertem entwickelt habe), das Leben müsse schon lange vor der paläozoischen Periode begonnen haben. (Abbildung 4.)

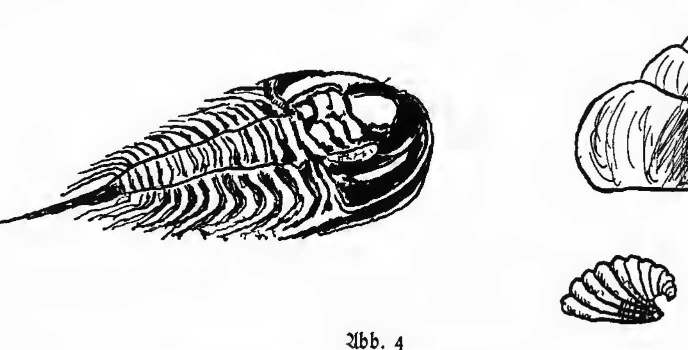


Abb. 4
Trilobit und Schnecken aus dem kambrischen Meere

Gegen Ende der Periode treffen wir auf die Fossilien von Reptilien, während wir Säugetiere noch nicht feststellen können. Wie wir aus den Gebirgen mit paläozoischer Oberfläche entnehmen können, müssen starke Faltungen noch nach dieser Periode stattgefunden haben. Allerdings nicht überall. Im Norden von Europa beispielsweise liegt die paläozoische Schicht auf weite Strecken hin horizontal.

Im einzelnen nur ganz kurz:

Das Kambrium zeigt, wie schon gesagt, niedere Meerestiere, im Silur erscheinen schon die ersten Fische und die ersten Landpflanzen, im Devon kommen Ammoniten, jene großen Schnecken, deren Fossilien man oft in den Steinen von Freitreppen oder Stufen finden kann. In der Landflora entwickeln sich bärlappartige Gewächse, Farne und Kalamarien (schachtelhalmartige Pflanzen), die sich dann

im Karbon weit verbreiten und mit gewaltig großen Bäumen (zum Beispiel dem Schuppenbaum) und Farnen den Steinkohlenwald bilden. (Tafel 2.) Im Karbon treten Insekten und Landwirbeltiere auf. Diese ganze Welt ist untergegangen in gewaltigen Erdkatastrophen. Heute liegen unsere Steinkohlenflöze, die aus den zusammengepreßten und durch hohen Druck verkohlten Wäldern jener Zeiten bestehen, tief, tief unter der Erdoberfläche.

Der paläozoischen Periode folgt die mesozoische (mit Leben von mittlerem Alter). In dieser Formationsgruppe finden sich oft Ablagerungen von mehreren tausend Metern Mächtigkeit. Man teilt die Erdperiode in drei große Unterperioden ein: die Trias-, die Jura- und die Kreideformation. Die kalkigen Gesteine bilden die Masse, wogegen die im Paläozoikum sehr häufigen Tonschiefer fast vollkommen fehlen, ebenso die Quarzite und Kieselschiefer.

Dafür finden wir in den Schichten Tone, Letten, Schiefertone und Sandsteine, Mergel und Dolomiten.

Die Zeit des Mesozoikums scheint im Vergleich zu vorher sehr ruhig gewesen zu sein. Gebirgsfaltungen haben nur wenig stattgefunden, die mesozoischen Schichten sind mit wenigen Ausnahmen horizontal, und es finden sich auch keine eruptiven Ausflüssen entsprechende Einlagerungen von Eruptivgestein oder Tuffen vor. Nur ganz vereinzelte Ausnahmen von dieser Regel lassen sich feststellen.

Im Mesozoikum finden wir die ersten Reste von Säugetieren, Vögeln, Knochenfischen und Laubhölzern. Sehr viel Meerestierarten des Paläozoikums scheinen ausgestorben zu sein, dafür treten die großen Saurier und eine Reihe spezifischer anderer Arten auf. Die Saurier sind die Vorbilder der Drachen in allen menschlichen Sagen. (Abbildung 6.) Und zwar hat sich die Erinnerung an diese Drachen bei den Menschen so lebendig erhalten, daß wir Schilderungen der Tiere finden, die ganz genau den erst in der modernsten Zeit auf Grund langjähriger Studien an Knochen, Fleisch und Blut möglichen Rekonstruktionsversuchen entsprechen.

Es ist daher im System eines sehr bedeutenden modernen Paläantologen, des Professors Dacqué, der Gedanke behandelt, daß das Alter des Menschengeschlechtes mit dem Alter der Säugetiere übereinstimmen muß und daß daher schon im Mesozoikum der Mensch gelebt haben muß. Wir werden im Kapitel Sagen noch auf die Drachen im speziellen zurückkommen. Hier aber soll schon erwähnt werden, daß das Gedächtnis der Menschheit ein enorm großes ist und namentlich das der jungen Menschheit. Wir Moderne haben ja unser Gedächtnis durch zu vieles Lesen und zu raschen Wechsel der auf uns einstürmenden Eindrücke fast vollkommen verloren. Aber schon die Menschen des geschichtlichen Altertums, also etwa die alten Griechen, hatten noch ein erstaunliches persönliches Gedächtnis. Die langen Gesänge des Homer wurden durch viele Jahrhunderte nur mündlich weitergegeben. Der Urmensch aber verhielt sich in seinem Gedächtnis zum alten Griechen

vielleicht so wie dieser zu uns. Aus solchem persönlichen Gedächtnis setzt sich dann im wesentlichen auch das Gedächtnis der ganzen Menschenrasse zusammen. Es ist anzunehmen, daß unser Rassengedächtnis ebenfalls mit dem persönlichen in bedenklichster Weise nachgelassen hat. Wir schreiben und drucken statt dessen und bewahren in Archiven und Sammlungen und Bibliotheken auf, was wir selbst uns nicht merken können. Aber das so Aufbewahrte ist nur sehr bedingt lebendig. Das in der Urzeit Gemerkte aber war unbedingt und für Jahrhunderttausende lebendig und wurde von Generation zu Generation mit einer Genauigkeit weitergegeben, die geradezu erstaunlich ist. Ein kleines Beispiel sei hier angefügt.

Wir finden in der Sage vieler Völker einen Riesenvogel, von dem da und dort berichtet wird, daß er Pferde, ja Elefanten in seinen Krallen hat davontragen können. Das ist doch nun sicher Schwindel, werden alle die sagen,

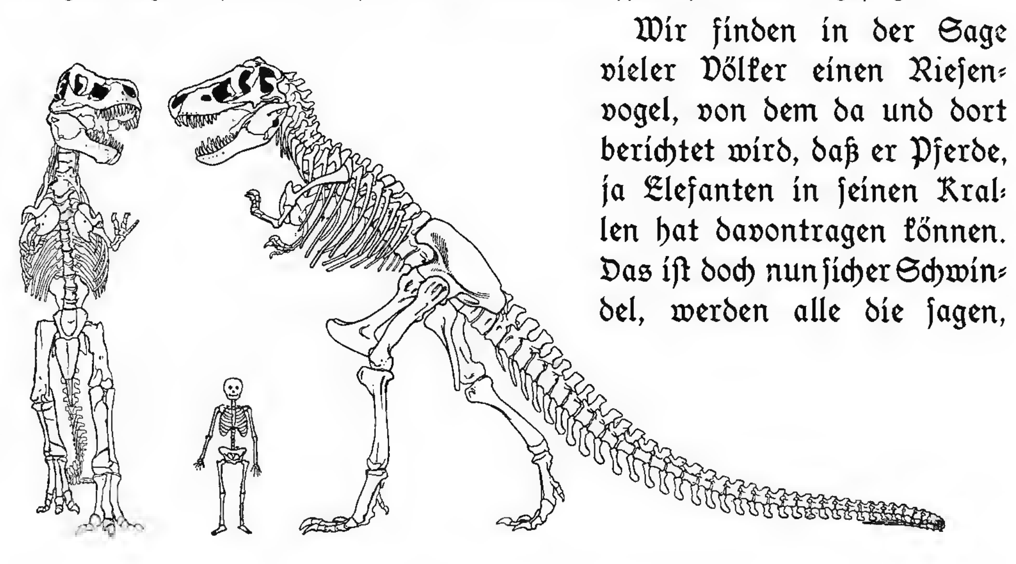


Abb. 6

Fossiles Reptilskelett aus der Kreidezeit, Nordamerika
(Nach H. F. Osborn, Bull. Am. Mus. Nat. Hist. New York 1917).
Zum Größenvergleich ist ein stark ausgewachsenes jetztweltliches Menschenskelett dazugestellt

die sich im Gebiet der Sage nicht auskennen, das heißt, die nicht wissen oder es nicht wissen wollen, daß in jeder Sage ein Wahrheitskern steckt. Und hier? Auch hier steckt dieser Kern. Die Vögel der mesozoischen Zeit zeigen riesige Exemplare, während die Säugetiere in ganz kleinen Exemplaren vorkamen, so daß ein Elefant und ein Pferd nicht größer waren als ein kleines Kalb und ein Hund. Solche Beute konnte ein mesozoischer Riesenvogel wohl mit sich nehmen.

Die oben genannte Einteilung des Mesozoikums enthält noch eine ganze Menge von Unterabteilungen, von denen wir, damit unser Leser, falls einmal eine Bezeichnung fallen sollte, im Bilde ist, hier die wichtigsten noch anfügen. Die Trias gliedert sich dem Alter nach in Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper. Der Jura in schwarzen Jura oder Lias, in braunen oder Dogger und in weißen oder Malm, die Kreide endlich in untere und obere Kreide.

Nach dieser geologischen Mittelzeit kommt das Neozoikum oder die geologische

Neuzeit. Unsere Leser wissen schon, daß dieser geologische Begriff „Neue Zeit" unendliche Zeiträume in sich schließt. Es handelt sich beim Neozoikum um viele Millionen Jahre, an deren Ende wir heute stehen. Und geologisch wenigstens — ein Trost ist uns geblieben — werden wir nicht so schnell veralten. Es ist anzunehmen, daß wir noch ein Milliönchen von Jahren brauchen werden, bis wir in eine andere geologische Periode einrücken. Das Neozoikum teilt sich in das Tertiär, die Eiszeiten oder das Diluvium und die Nacheiszeit oder das Alluvium, in dem wir uns heute noch befinden.

Das Tertiär, in der sich unsere Alpen gefaltet haben, ist nun eine besonders interessante geologische Periode. In ihr finden sich die ersten Spuren des Menschen, was natürlich kein Beweis dafür ist, daß er nicht schon vorher da war. Es scheint zudem, daß im Tertiär die Sintflut stattfand, auf die wir unten noch kurz zu sprechen kommen werden.

Wieder hat ein großes Sterben gegen das Ende der Kreidezeit stattgefunden. Die großen Saurier und die gewaltigen Ammoniten, die das ganze Mesozoikum überlebt haben, existieren im Tertiär nicht mehr.

Eine große Anzahl von Meerestieren der mesozoischen Fauna hat sich merkwürdigerweise im Tertiär in die Tiefsee geflüchtet, wo sie heute noch existieren. Es kann das damit in Verbindung gebracht werden, daß im Tertiär, vielleicht durch die Sintflut, sehr viel Süßwasser auf die Erde kam (von einem in die Erde stürzenden kosmischen Körper) und dadurch die Meere an Salzgehalt so viel verloren, daß es vielen bisher fröhlich in ihnen lebenden Tieren unbehaglich wurde und sie die salzreicheren tiefsten Teile des Meeres aufsuchten. Daß die Tiere solche Wanderungen in das ihnen genehme Wasser unternehmen, wissen wir aus den Schicksalen der Tiere der Ostsee, die während des Diluviums sowohl ihren Salzgehalt als auch ihre Eigenschaft als Meer verlor und dann wieder gewann.

Das ruhigere Bild des Mesozoikums wechselt mit starker Dramatik im Tertiär. Kettengebirge falten sich auf, vulkanische Katastrophen sind an der — geologischen! — Tagesordnung.

Die Gesteine dieser neozoischen Gruppe sind nicht so stark wie die älteren, auch fehlen Sedimente tiefen Meeres. Der Kalkstein wird brüchiger, Mergel, Tone, Sande und Konglomerate, dazu zahlreiche Eruptivgesteine und Tuffe bilden die Regel. Wie sich die heutigen Kontinente gebildet haben, ist eine strittige Frage. Eine sehr viel besprochene Hypothese (Wegener) behauptet, die Kontinente hätten noch im Karbon zusammengehangen und seien dann auseinander „gedriftet". Man glaubt eine allmähliche Annäherung der Kontinente an den Nordpol feststellen zu können.

Charakteristisch für das Tertiär ist es, daß sich in dieser Periode die Säugetiere in zahlreichen Arten entwickeln. Auch Schlangen und normale Vögel treten nunmehr auf.

Wir erwähnten schon, daß sich vielleicht im Tertiär jenes in der Erinnerung fast aller Völker der Erde noch lebendige Ereignis abspielte, das wir Sintflut nennen. Das Volk hat daraus, weil Gott nach der Bibel die Menschen für ihre Sünden strafen wollte, eine Sündflut gemacht, während Sintflut aus dem althochdeutschen kommt und dort „sintfluot", das ist allgemeine Flut, heißt.

Die Berichte von der Sintflut als Märchen zu bezeichnen, geht nicht an, so etwas erfindet der Mensch nicht, wenn er auch um einen historischen Kern manches Rankenwerk an Dichtung herumlegen mag. Auch kann es sich nicht, wie viele glauben, um ein lokales Ereignis im Zweistromland (Mesopotamien) handeln. Solcher lokalen Ereignisse hat es Tausende gegeben, die nicht in der Erinnerung blieben, und warum sollen sich die Indianer Amerikas so genau an Mesopotamien erinnern, wo sie niemals waren und woher sie niemals Nachricht bekamen?

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß es sich bei nahezu allen Sintflutsagen aller Völker stets nur um Regen, Gewitter und das Austreten des Grundwassers handelt, die die riesige Überflutung erzeugten. Vom Meer ist nicht oder nur nebensächlich die Rede. Da nun aber so viel Regen nicht fallen kann, daß in der dadurch entstandenen Überschwemmung hohe Berge nur mehr mit den Gipfeln heraussehen, muß wohl mit einer kosmischen Ursache gerechnet werden. Wir wollen uns nicht in die die Sintflut am natürlichsten erklärende Welteistheorie Hörbigers verlieren. Unsere Stellungnahme zu ihr müßte sehr eingehend begründet werden. Jedenfalls liegen in der Hörbigerschen Theorie neben manchem Angreifbaren eine Fülle von genialen Gedanken, die, wenn sie auch nur zum Teile angenommen werden, der Wissenschaft manchen neuen Weg weisen können. Es ist zum mindesten denkbar, daß die Erde mit einem kosmischen Körper zusammenstieß oder diesen in ihre Bahn einfing und dann zum Absturz in sie veranlaßte, der Eis oder Schnee in für irdische Verhältnisse sehr hohen Massen mit sich führte, vielleicht sogar zum größten Teil aus Eis bestand. Es ist nicht uninteressant, daß die Chippewayan-Indianer eine Flutsage haben, nach der die Flut mit enormen Schneefällen begonnen habe.

Halten wir jedenfalls das eine fest, daß das Meer mit der Sintflut nichts zu tun hat. Die Übereinstimmung so vieler Sagen, die von einander vollkommen unabhängig sind, in diesem Punkt darf als eine Sicherheit angenommen werden.

Die Indianer Kanadas haben eine Flutsage, in der vielleicht noch etwas aus nordisch-atlantischer Herkunft dieses Volkes und damit aus einer Verwandtschaft mit unseren Nordgermanen mitklingt: „Bei Erschaffung der Menschen", sagen sie, kämpften unterirdische Götter gegen den Gott des Oberirdischen. (Ein charakteristischer Monotheismus hinsichtlich der Lichtgottheit!) Als sie nichts gegen ihn ausrichten konnten, wandten sie sich an den mächtigen Donnergott (der hier also noch nicht zu den Asen gehört, sondern dämonischer Natur war) und baten ihn,

eine große Wasserflut auf die Erde kommen zu lassen. Alle Wolken der Welt kamen zusammen, so daß der Himmel schwarz war und der Regen in wigwamgroßen Tropfen herabstürzte, der die Erde bis zu den höchsten Bergen bedeckte, auf die der Lichtgott sich geflüchtet hatte. (Hier vielleicht auch eine Erinnerung an enorm starke Nordlichter gelegentlich der Katastrophe.) Um sich zu retten, baute er ein geräumiges Kanoe, worin er und seine Tiere hinreichend Platz hatten. Als er einige Tage auf dem Wasser umhergetrieben hatte, band er einen seiner größten Fische los, hieß ihn aus der Tiefe Erde holen und schuf daraus das trockene Land, das seine roten Kinder heute noch bewohnen."

Auch von den tertiären Riesenvögeln ist in einer der Flutsagen die Rede. Es sind die Creesindianer, die erzählen: „Zur Zeit der großen Überschwemmung der Erde, die alle Völker vertilgte, ergriff eine junge Frau den Fuß eines vorüberfliegenden sehr großen Vogels und wurde auf die Spitze einer sehr hohen Klippe geführt. Dort gebar sie, vom Vogel befruchtet (eine interessante Parallele zur griechischen Ledasage), Zwillinge, und ihre Kinder haben seitdem die Erde bevölkert."

Die Skelette solcher Riesenvögel sind uns erhalten. Wenn es nun Sagen gibt, in denen erzählt wird, daß die Riesenvögel Pferde und Elefanten mit sich fortnahmen, so erscheint dies als helle Phantasterei. Wenn wir aber wissen, daß unsere heutigen Säugetiere einst ganz klein waren (Abbildung 7), wird uns ein ganz seltsamer Wahrheitskern der Sage klar. Solche Pferde konnten tatsächlich von solchen Riesenvögeln getragen werden.

Auch die griechische Flutsage berichtet von der Katastrophe durch den Regen und durch das Hervordringen unterirdischen Wassers. Es ist die Deukalionsage, die erzählt, daß Zeus, ergrimmt über die Verwerflichkeit des Menschengeschlechtes, einen furchtbaren Regen sandte, der die ganze Erde unter Wasser setzte, während Poseidon die Flüsse aufrief, daß sie die Dämme sprengten und in die Häuser drangen, und mit seinem Dreizack in die Erde stieß, so daß die Erdkruste barst und das Wasser von unten hervortrat. Nur ein Ehepaar, an Tugend besonders reich, Deukalion und Pyrrha, wurde gerettet. Zeus gab ihnen einen Kahn, der an der Spitze des Parnassos landete. Als das Wasser nachließ, waren Deukalion und Pyrrha die einzigen Menschen auf der verwüsteten Erde. Da fragen sie die Gottheit und erhielten die Rätselantwort, sie sollten die Gebeine ihrer Mutter hinter sich werfen. Deukalion riet das Rätsel, und sie warfen Steine, die ja die Gebeine unserer Mutter Erde sind, hinter sich. Hieraus wurden Menschen. Hier liegt nun eine Parallele zur ersten Menschenschöpfung nach der griechischen Sage durch Prometheus, der der Vater des Deukalion war. Wir sehen, wie die Sage sich nicht um Zeit und Möglichkeiten kümmert, wie aber ein wahrheitsvoller Kern — eben der Untergang zahlloser Menschen in einer furchtbaren Katastrophe — in der Sage noch vollkommen enthalten ist.

Die Griechen haben drei Flutsagen, und vielleicht hängt das mit einer uralten Art der Weltbetrachtung zusammen, die auch in der germanischen Sage noch erkennbar ist, so nämlich, daß, wie der babylonische Berossos, der erste uns namentlich bekannte Deuter des Weltgeschehens es kundgibt, das Sein der Welt aus großen, unendlich lange Zeiträume ausfüllenden Cyklen besteht. Dem Jahreszeitenverlauf entspricht ein Verlauf der Cyklen, die auch Sommer und Winter haben, von denen aber nach babylonischer Ansicht jeder Winter vom nächsten 432 000 Jahre entfernt ist. In jedem Cyklenwinter geht die Menschheit am Wasser und in jedem Cyklensommer am Feuer zugrunde.

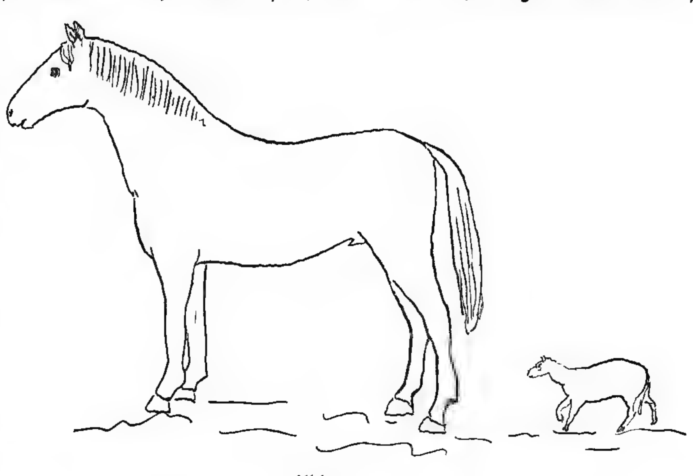


Abb. 7
Vergleich der Größe eines heutigen Pferdes (links) zu einem Pferde der eocänen Periode (rechts)

Auch im nordisch-germanischen Sagenkreise geht Walhalla in Feuer unter und die Erde versinkt im Wasser. Nach dieser Zukunftskatastrophe entsteht ein neuer Himmel und eine neue Behausung der Götter. So sagt die Seherin in der Edda, nachdem die Schlachtgötter im letzten Kampf mit Riesen und Dämonen zugrunde gegangen sind:

Die vor Urtagen
Ihr Eigen waren.
Unbesät werden
Äcker tragen;
Böses wird besser;
„Seh aufsteigen"
Zum andern Male
Land aus Fluten
Frisch ergrünend:
Fälle schäumen;
Es schwebt der Aar,
Der auf dem Felsen
Fische weidet.
Auf dem Idafeld
Die Asen sich finden
Und reden dort vom riesigen Wurm
Und denken da

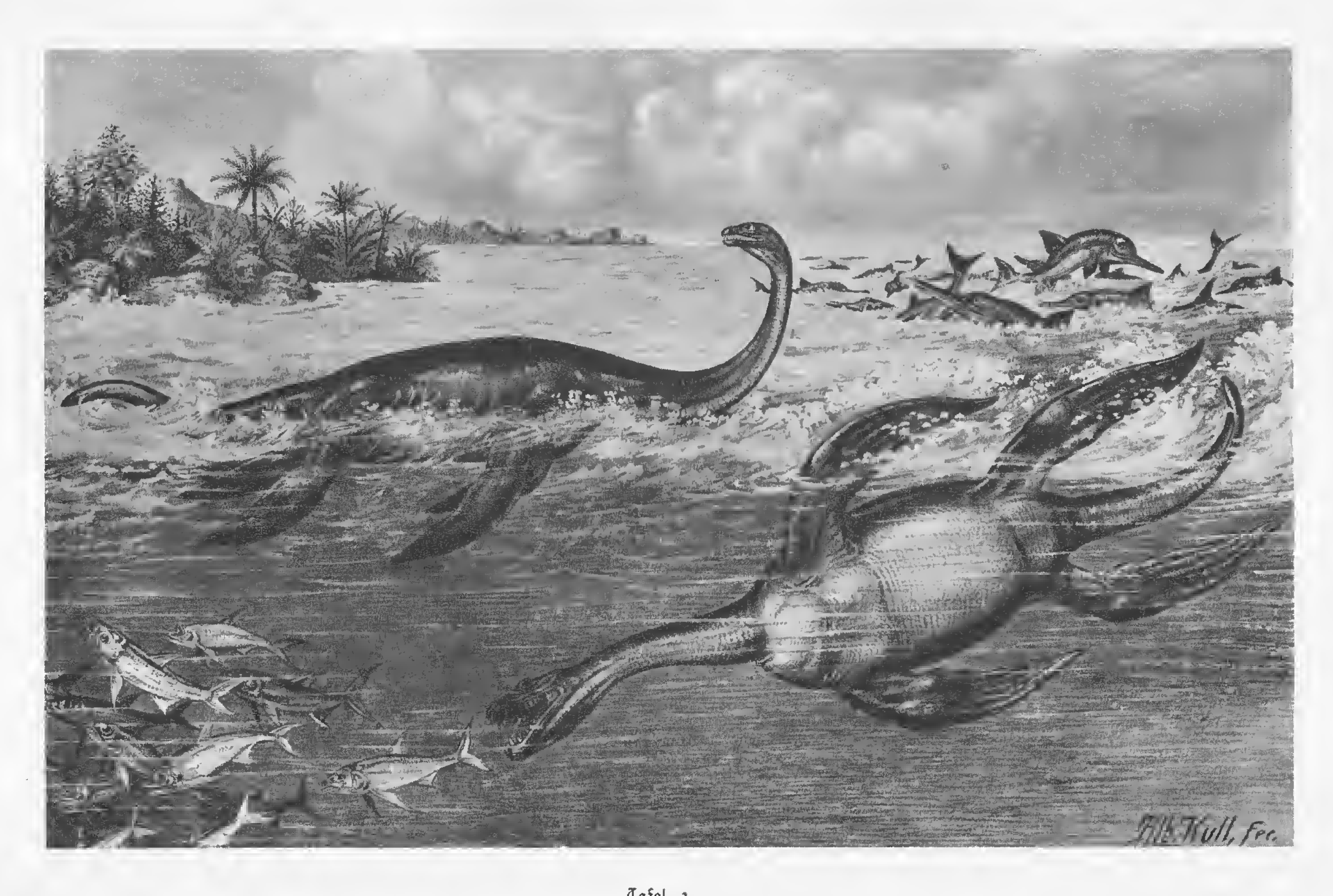
Der großen Dinge
Und alter Runen
Des Raterfürsten.
Wieder werden
Die wundersamen
Goldenen Tafeln
Im Gras sich finden,
Balder kehrt heim;
Hödur und Balder
Hausen in Walhall.
Froh die Walgötter
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Einen Saal seh ich
Sonneglänzend,
Mit Gold gedeckt,
Zu Gimle stehn:
Wohnen werden
Dort wackre Scharen,
Der Freuden walten
In fernste Zeit.

Daß im übrigen die Steine die Gebeine der Erde sind, findet sich auch in den Schöpfungsstrophen der Edda, wo die Erde aus dem Leibe des Riesen Ymir gemacht wird und „das Gebirg aus den Knochen".

Die Erneuerung des Lebens nach der Sintflut ist fast überall zu finden. Man kann nun allerdings sagen, daß die einfache Logik eine solche Erneuerung der Sage vorschreibt und daß deshalb die Lebenserneuerung nur eine dichterische Zutat zu dem Kern vom Bericht über die Katastrophe bildet.

Auch im Christlichen findet sich im 2. Petrusbrief eine sehr interessante Gegenüberstellung vom ersten Gericht (erster Cykluswinter) zum letzten Gericht (letzter Cyklussommer). Es heißt da im 3. Kapitel Vers 5: „Denn sie merkten nicht ... daß vormals die Himmel und die Erde bestanden aus Wasser und mittelst Wassers durch das Wort Gottes, zufolge dessen die damalige Welt durch Wasserflut zugrunde ging, die jetzigen Himmel aber und die Erde durch das nämliche Wort aufgespart sind fürs Feuer, bewahrt auf den Tag des Gerichts und Verderbens der gottlosen Menschen." (Übersetzung von C. Weizsäcker.)

Den mehrmaligen Welt- bzw. Menschheitsuntergang kennen auch uralte mexikanische Texte. Da wird, um nur ein Beispiel zu nennen, in einem Kodex, der



Tafel 3

Paddelsaurier und Fischechsen (Plesiosaurus und Ichthyosaurus). Am Ufer Cycaspalmen und Nadelhölzer

(Württembergische Naturaliensammlung Stuttgart)

natürlich mit der babylonischen oder jüdischen Sintfluterzählung gar keinen Zusammenhang hat in dem Sinne, daß er etwa von diesen abgeschrieben wäre, gefordert: „Einmal in vier Jahren eine achttägige Fastenzeit zum Gedächtnis des dreimaligen Weltuntergangs".

Wie außerordentlich lebhaft im Menschengeschlecht die Erinnerung an Urältestes sein kann, geht aus der Tatsache hervor, daß die Guanchen, die Bewohner der kanarischen Inseln, als die ersten europäischen Seefahrer des 16. Jahrhunderts sie entdeckten, sehr erstaunt waren, daß es noch andere Menschen gebe. Sie glaubten allein dem Gerichte der Sintflut entgangen zu sein.

Vielleicht allerdings gehört diese Angelegenheit in das Gebiet der Atlantiskatastrophe, von der wir noch in unserem Werke zu berichten haben. Aber auch dann überspannte die Erinnerung der Guanchen den Zeitraum von über 11 000 Jahren!

Mehr als Kuriosum, denn weil solche Berechnungen irgendwie genauere Zahlen ergeben könnten (sie sind in ihren Ergebnissen vielleicht sogar ganz falsch) sei erwähnt, daß man die Dauer des Tertiär, wenn man für die nachfolgende Eiszeit 500 000 annimmt, auf 13,5 bis 18 Millionen Jahre geschätzt. Da hat jedenfalls die Erde Zeit gehabt, sich zu verändern, die Meere haben Zeit gehabt, Tausende von Metern starke Sedimentierungen vorzunehmen, die Lebewesen haben Zeit gehabt zu werden und zu vergehen, sich anzupassen und Gewohnheiten erblich werden zu lassen. Ja, es gibt Forscher, die 30 Millionen Jahre für das Tertiär allein annehmen. Nehmen wir einmal an, es wäre so, und nehmen wir ferner an, daß ein Meer über die ganze Periode ungestört seine Sedimente ablagern hätte können, und nehmen wir endlich an, daß diese Ablagerung im Jahre nur einen Millimeter betragen hätte, dann wäre die sedimentäre Schicht offenbar in tausend Jahren einen Meter stark, in 30 Millionen Jahren also 30 000 Meter stark geworden.

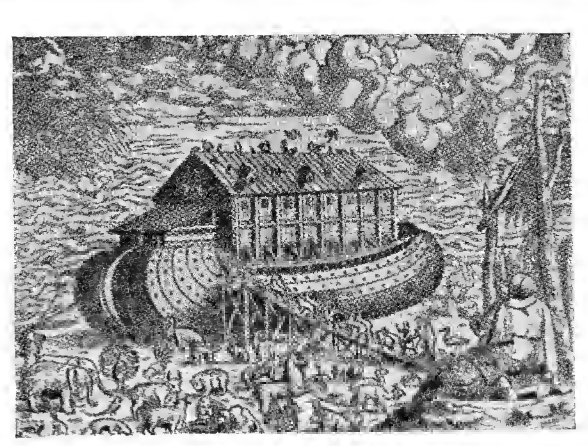


Abb. 8
Die Arche Noah
Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert

Diese Vorstellung, ganz gleichgültig ob sie nun hier das Wahre trifft oder nicht, wird uns helfen, uns die mächtige Tiefe solcher sedimentären Schichten etwas verständlicher zu machen. Eine übliche Einteilung des Tertiär erfolgt in folgende Perioden, die sich durch ganz bestimmte Fossilien von einander unterscheiden (solche Fossilien werden in der Paläontologie Leitfossilien genannt):

Paleocän (vom griechischen palaios = alt, eos = die Morgenröte und kainos = neu, also der alte Teil der neuen Morgenröte.

Eocän
Oligocän (oligos = wenig oder kurz)
Miocän (meion = weniger)
Pliocän (pleion = mehr).

Mögen unsere Leser nie vergessen, daß innerhalb der enormen Zeiträume, die wir hier nur mit der Namengebung und mit ganz kurzen Charakteristiken überfliegen können, die Erdoberfläche in Bewegung war, daß Gebirge sich gefaltet haben und wieder abgetragen wurden, daß unser deutsches Land wiederholt Meeresboden war und dann wieder hoch aus dem Meere aufragte, kurz, daß sich die gewaltigsten Änderungen abgespielt haben, von denen unser heutiges Landschaftsbild das Endergebnis ist. Aber auch unser Landschaftsbild ist nicht das letzte. Nur merken wir die steten Umwandlungen nicht, weil wir nur eine Weltsekunde lang leben. Bevor der Kosmos einen Atemzug getan hat, sind wir geboren und gestorben.

Und wir werden bescheiden, wenn wir an diese Zeiträume denken und an die Hunderte von Jahrmillionen, von denen wir gar nichts wissen, als daß in ihnen vielleicht die und jene Muschel in einem Ozean lebte, der da mit Tausenden von Metern Tiefe brauste, wo heute unser Haus steht.

Und doch hat sich in den Jahrmillionen das Erbe gebildet, das wir heute als Menschen und als Volk, als Rasse und als Suchende nach Gottes Weisheit genießen.

Jede dieser großen von uns genannten Perioden der Erdgeschichte hat irgendwo und irgendwie das Gesicht unserer Heimat beeinflußt, hat einen Felsen da, ein Flußtal dort gebildet, und hat mit den anderen Perioden zusammen das werden lassen, was wir so stolz den „festen" Boden unter unseren Füßen nennen.

Nach den jüngsten Perioden des Tertiär beginnt für Europa und Nordamerika die Eiszeit. Ganz allgemein ausgedrückt, sind das Zeitperioden gewesen, in denen starke Temperaturrückgänge und vermehrte Niederschläge eine gewaltige Vergrößerung der Gletscher, Neubildung von Gletschern und Bildung von riesigen Inlandseisdecken, die im Sommer nicht mehr abschmolzen, bewirkten. Man kann diese ehemaligen Vereisungen heute noch feststellen an den sogenannten Moränen, das sind Streifen von kleineren und größeren Felsblöcken, Kies und Schutt, die von den abfließenden Gletschern entweder seitlich der Gletscherbahn herausgedrückt oder aber von der Gletscherspitze nach vorn und talabwärts getrieben wurden. — Ferner sind auch die erratischen Blöcke Zeugen der Eiszeit. Diese Felsen, auch Findlinge genannt, stammen, was leicht nachzuweisen ist, nicht aus der Gegend, in der sie stehen. Sie müssen also an ihre heutigen Plätze transportiert worden sein. Der Transporteur war das Eis, und mannigfache Schliffe und Schrammen an den erratischen Blöcken zeigen an, daß der Transport mit großer Gewalt vor sich gegangen ist. (Abbildung 9.) Wir finden in Mitteleuropa viele

solcher altersgrauen ersten Reisenden, die nun seit Jahrtausenden die Aufregungen und Anstrengungen ihres Gletscherrittes vergessen haben und als Einzelfelsen sich ganz wohl in dem Landschaftsbilde fühlen, dem sie oft, besonders wenn ihrer mehrere beisammenstehen, einen romantischen Zug verleihen. Auf den Südhängen des Jura liegen erratische Blöcke, die aus den Hochalpen stammen, und in Holland und Dänemark, in Norddeutschland und in Polen finden wir solche, die ihre Heimat in Schweden und Finnland hatten. Die gleiche Erscheinung können wir auch in Nordamerika feststellen. Das letzte, recht unpoetische Ende dieser großen Zeugen einer uralten Zeit ist ihre Verwendung als Pflasterstein.



Abb. 9
Gletscherschliff an einem erratischen Block in Oberbayern.

Wir werden noch hören, daß es mehrere Eiszeiten gab, die durch wärmere Zwischenzeiten unterbrochen waren. Man denke aber hier nicht an Jahre oder Jahrhunderte. Man berechnet die Gesamtdauer der Eiszeiten vielfach heute mit 500 000 Jahren. Die Temperaturveränderungen konnten also ganz langsam vor sich gehen, den damals lebenden Menschen nur dadurch bemerkbar, daß die Nahrung gebende Erde träger wurde und die Tiere, die zur Speise dienten, allmählich andere Regionen aufsuchend, seltener wurden.

Wenn wir der Neigung des Menschen, nach dem Warum zu fragen, folgen und uns über die Gründe dieser gewiß seltsamen Erscheinung der Eiszeiten unterrichten wollen, so ersehen wir nach einigem Überblick über das, was die Wissenschaft in ihren Vertretern uns sagt, daß man heute noch nicht weiß, warum die Eiszeiten entstanden sind.

Man sucht nach den Ursachen teils in Vorgängen, die sich auf der Erde selbst abgespielt haben, teils in solchen außerhalb der Erde, im Kosmos, und unterscheidet so nach tellurischen und kosmischen Ursachen.

Zu den tellurischen rechnet man die Gebirgsbildung, die man einer Faltung der Erdrinde zuschreibt. Dadurch soll besonders viel Schnee und Gletscherbildung entstanden sein, oder man glaubt, daß die Verteilung von Meer und Land auf der Erde sich verändert hat, wodurch die Meeresströmungen und mit ihnen die Luftverhältnisse sich geändert hätten, andere wieder meinen, daß der Kohlensäuregehalt der Luft und damit die Aufsaugungskraft der Luftschicht für Wärme Schwankungen starker Art unterworfen ist. Sehr verlockend ist die Ansicht, daß die Erdachse nicht stets stabil bleibt und damit der Pol der Erde nicht stets am gleichen Platz der Erde sich befindet. Ein kühner Forscher glaubt sogar, daß die Kontinente nicht gewissermaßen am Erdinnern festgewachsen sind, sondern auf der Erde schwimmen. Sie können sich also hin und her bewegen, auseinanderstreben und wieder zusammenfließen. Dadurch verändern sie selbstverständlich ihre Lage zum Pol und damit auch ihre Temperatur. Wenn wir die Ostküste Nord- und Südamerikas ansehen und sie uns gegen die Westküste Europas und Afrikas vorgeschoben denken, so erkennen wir eine frappante Übereinstimmung der Formen, so daß der Gedanke gar nicht sehr schwierig zu fassen ist, daß diese Kontinente einst zusammengehörten und in der Linie ihrer heutigen Küsten zerreißend, auseinander „geschwommen" sind (Abbildung 10).

Neben dieser großen Zahl von tellurischen Ursachen, unter denen die einzelnen Forscher ihre Spezialansicht gewählt haben, werden als mögliche kosmische Ursachen genannt: Schwankungen in der Schiefe der Ekliptik, also in der Neigung der scheinbaren Sonnenbahn im Jahreslauf zum Himmelsäquator. Diese Neigung ist heute 23 Grad und 27 Minuten. Es ist klar, daß unser Europa ein total anderes Klima hätte, wenn diese Neigung etwa 35 Grad betragen würde.

Auch die Präzession der Nachtgleichen wird als Grund angegeben, obwohl das nicht recht überzeugend ist. Die Sonne steht nämlich zu gleicher Zeit an einem bestimmten Zeitpunkt zweier Jahre nicht am gleichen Punkt des Himmels, sondern weicht jährlich 50 Bogensekunden ab. Dies geschieht aber ganz regelmäßig, so daß die Sonne, verglichen mit dem Streifen Fixsterne, durch den ihre scheinbare Bahn geht (dem Tierkreis also), in einem Zeitraum von rund 26 000 Jahren in jedem Sternbild des Tierkreises um den Moment der Tag- und Nachtgleiche einmal gestanden hat.

Andere Gelehrte glauben, daß die Excentricität der Erdbahn zunehme und diese Zunahme die Eiszeiten verursache. Weiterhin suchte man nach Gründen, die mit der Sonne zusammenhängen. Die Erscheinung der Sonnenflecke hat Einwirkung auf unser Klima. Nun könnte, so wird geschlossen, eine gewisse Periodizität der Sonnenflecke Einfluß auf das Klima der Erde im großen haben. Auch

eine mögliche Abnahme der Energiestrahlung der Sonne, wodurch Perioden mit niedereren Sommertemperaturen hervorgerufen werden, wird angenommen oder endlich die Vermutung aufgestellt, daß das ganze Sonnensystem, das sich ja durch den Raum in einer bestimmten Richtung bewegt, durch kosmische Nebelmassen hindurchging, die sehr viel Wärme absorbierten und damit beträchtlich weniger Wärme der Erde zukommen ließen. Es kommt im wesentlichen wohl darauf an, ob wir in den Eiszeiten das erste Zeichen des Kältetodes der Erde sehen, oder eine Verschiebung der Temperaturverhältnisse auf der Erde in bezug auf die verschiedenen Kontinente, oder aber eine einmalige und dann eben wohl kosmische Ursache. Je nach der Annahme würde sich die Folgerung ergeben, daß wir uns

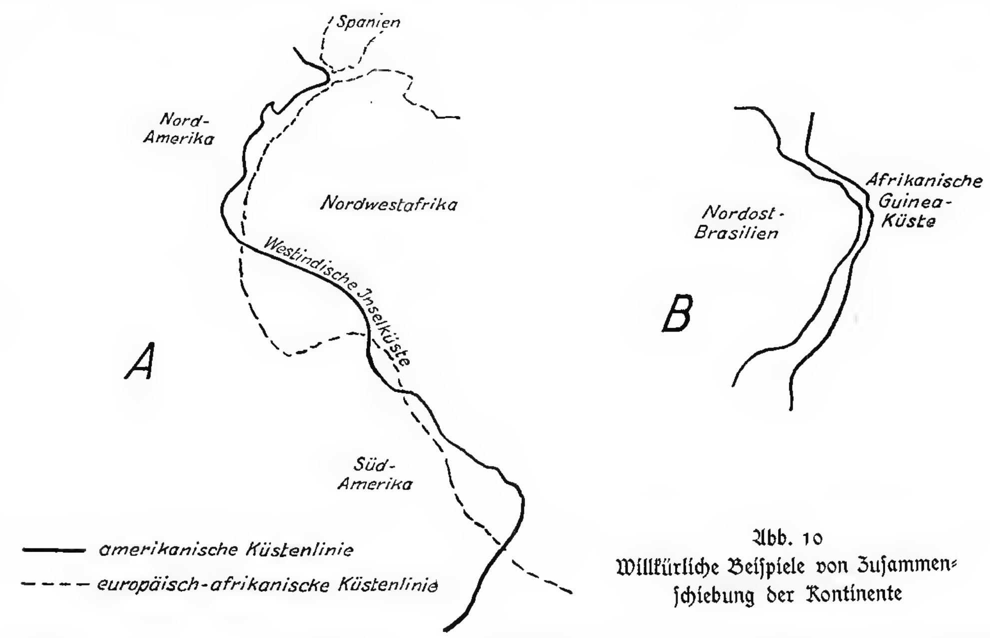


Abb. 10
Willkürliche Beispiele von Zusammenschiebung der Kontinente

augenblicklich in einer Zwischeneiszeit befinden, eine Annahme, die tatsächlich auch gelegentlich gemacht wird. Begnügen wir uns aber damit, festzustellen, daß es eine allgemein anerkannte Begründung der Erscheinung der Eiszeiten noch nicht gibt. Ja, selbst die sehr verbreitete Ansicht, daß wir schon mehrere Eiszeiten hinter uns haben, wird angefochten, und man kann die Ansicht vertreten finden, daß es nur eine einzige Eiszeit gab. Doch bleiben wir, was Deutschland betrifft, bei der Annahme mehrerer Eiszeiten!

Die erste Eiszeit scheint die schwerste gewesen zu sein. In Norwegen und Schweden wuchsen die Gletscher mächtig, verschmolzen ineinander und schoben sich nach Süden vor, sie überschritten Norddeutschland und machten erst in Mitteldeutschland Halt. Auf diesem Wege schleppte das Eis große Massen von Schutt mit sich, die es in Norddeutschland ausbreitete. Im Harz sind erratische Blöcke in einer Höhe von 450 Meter über dem Meere zu finden, was beweist, daß die Mächtigkeit des vordringenden Eises mindestes 300 Meter stark war.

Zwischen Donau und mitteldeutschen Gebirgen blieb ein schmaler, nur etwa 300 Kilometer breiter Streifen vom Eise frei. Aber seine Pflanzen und Tiere wurden durch die Nähe des Eises und die damit herabgedrückte Temperatur doch sehr bedroht. Von Süden her ragten die Alpengletscher mit ihren gewaltig einherstürmenden Schmelzwassern bis dicht an die Donau heran.

Die prachtvolle Fauna und Flora der letzten Zeiten des Tertiär wurde in ganz Mitteleuropa vernichtet. Da hatte es Elefanten, Hyänen und Flußpferde (Hippopotamus), Hirsche, Damhirsche und Schweine, Wildpferde, in den Appeninen auch Nashörner und Mastodons (Vorfahren des Elefanten) gegeben und Bären, Wölfe und Rinder.

Die Flora war ganz ähnlich der heutigen, namentlich in ihren Bäumen. Der eisfreie Streifen in Deutschland war zu schmal, um etwa wie es in Amerika durch die weiten Ebenen geschah, die vor dem Eise flüchtende Fauna aufzunehmen. So können wir uns vorstellen, daß ein großes Sterben und Erstarren begann. Menschen von Norden und von den Alpen her trafen in dem freien Gürtel zusammen. (Tafel 4.)

Dann folgte eine Zwischeneiszeit (Interglacialperiode), in der sich der ungeschichtete gelbe Lehm (Löß), vom Winde getragen, da und dort in Norddeutschland anhäufte. Auf den abtrocknenden eisfreien Teilen scheint damals eine Art Wüste geherrscht zu haben mit gewaltigen Staubstürmen, und nur spärliche Steppenpflanzen mögen sich an günstigen Stellen angesiedelt haben. Der Elefant und das Rhinozeros folgten den zurückweichenden Eismassen; eine Reihe von anderen großen Säugetieren bekamen auf dem auf den Lößablagerungen gut wachsenden Gras wieder Nahrung. Wir finden die Reste von Steppenantilopen, wilden Pferden, Hyänen, Löwen und vielen Nagetieren.

Aus der Tatsache vieler Lößgegenden und der Reste von Steppentieren konnte ein mit großer Wahrscheinlichkeit richtiger Schluß auf ein trockenes Steppenklima gezogen werden, das in der ersten Interglacialperiode in Deutschland geherrscht haben muß, so wie wir es heute etwa in den Steppen von Turkestan und Transkaspien wiederfinden.

Doch auch diese Zeit der Wärme und der Sandstürme verging, und ein neuer großer Vorstoß des Eises bildete die zweite Eiszeit. Wieder wandern erratische Blöcke von Skandinavien nach Süden, von den Alpen nach Norden. Über die Wüste breiten sich Schnee- und Eisfelder. Die polare Flora zieht in Deutschland ein und mit ihr kommen arktische Tiere.

Die verkrüppelte kleine Birke der Tundra tritt auf, und die Islandsmoose gaben den Renntieren Nahrung. Eisbären und Eisfüchse hausten in Deutschland, und der Singschwan von Spitzbergen nistete bei uns. Der Moschusochse und das Mammut (Abbildung 11) sowie das wollige Rhinozeros, Gemse und Steinbock bewegten sich an den Ufern der Gletscherseen, und bis in die Gegend von Ham-

burg schwamm der arktische Wal in dem durch die Gletscherflüsse außerordentlich kalt gewordenen Meere an den deutschen Küsten. Man kann sogar im Mittelmeer die Reste kleiner Schaltiere finden, die heute nur an den Küsten von Spitzbergen und Island leben können, woraus hervorgeht, daß die riesigen Gletscherflüsse, die sich von den Alpen nach Süden ergossen, die Temperatur des Mittelmeeres sehr stark abkühlten. Es müssen damals enorme Wassermassen von eisiger Kälte sich in die Meere ergossen haben und die heutigen Flußtäler weit ausgefüllt haben, so daß die Flüsse der Gegenwart nur spärlich fließende Rinnsale gegenüber den Strömen der abschmelzenden Eiszeit sind. Man glaubt sogar, daß die Tiefseetemperatur, die heute in allen Weltmeeren, selbst unter den heißesten Breitegraden, durchweg nur 5 Grad beträgt, ein Rest jenes Schmelzwassers der Eiszeit sei, das, in die Meere hinausgelangt, sich senkte und die Temperatur, die es bis zum Hinabsinken auf den Meeresgrund erhielt, beibehalten hat.

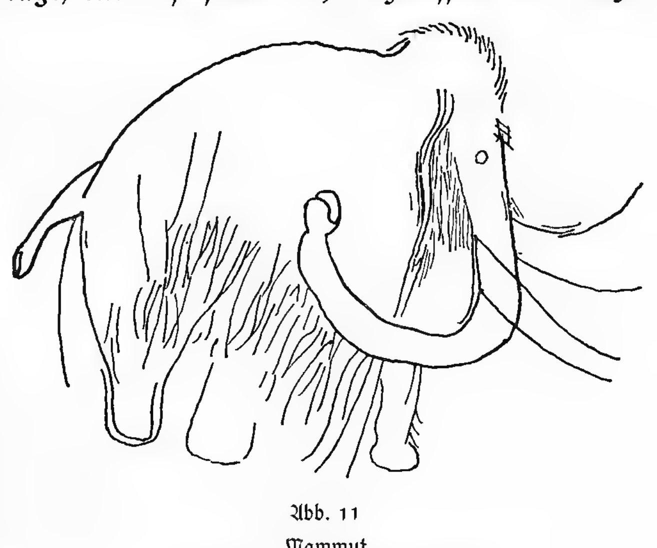


Abb. 11
Mammut
(Zeichnung eines Künstlers der Steinzeit)

Als die zweite große Eiszeit zu Ende ging, fanden große Veränderungen des Landschaftsbildes in Norddeutschland statt. Der Urstrom des abfließenden Eises, den man in der Richtung Oppeln, Breslau, Glogau, Berlin, Wittenberge, Elbtal nördlich dieser Stadt annimmt, gliederte sein Stromsystem, in das alle mitteldeutschen Flüsse einmündeten, in drei Teile. Die Elbe wurde ein selbständiger Strom und nahm die Abflußrinnen aus Böhmen und Thüringen auf, während östlich davon die Gebiete der Oder und der Weichsel entstanden. Die Ostsee wurde ein Binnensee. Es entstand erst später wieder eine Wasserverbindung mit der Nordsee. Die arktische Flora wurde ersetzt durch Birken, Pappeln, Weiden, Ulmen, Eschen und Buchen in Skandinavien, in Norddeutschland durch Espen, Birken, Kiefern, Eichen und Fichten. Anstelle der Polartiere treten hier nun Hirsche, Rehe, Elche und Auerochsen auf (Abbildung 12). Das deutsche Land wird zum gewaltigen Wald.

Seither hat das Klima keine wesentlichen Veränderungen mehr hervorgebracht. Um so mehr allerdings der Mensch, durch seine Landwirtschaft, durch Ausrodung des Waldes und nicht am wenigsten in neuester Zeit durch seine Industrien und die Verwendung der fließenden Wasser zur Erzeugung von Elektrizität, von Straßen-, Eisenbahn- und Städtebau sowie Flußkorrektion und Wildbachver-

bauung ganz abgesehen. — Wir haben im obigen nur zwei große Eiszeiten besprochen. Man ist auch hier sich nicht ganz einig. Es werden häufig für Süddeutschland vier und für Norddeutschland drei Eiszeiten angenommen. Um unseren Lesern ein Beispiel solcher Einteilung zu geben sei eine derartige hier ganz kurz erwähnt. (Die Namen der Eiszeiten sind von bayerischen Flüssen genommen an denen man betreffende Studien gemacht hat.)

Darnach gab es eine erste Eiszeit oder Günzeiszeit, der eine kurze Zwischeneiszeit folgte, die in die zweite oder Mindeleiszeit überging. Diese beiden Eiszeiten, deren Zwischeneiszeit vielleicht nur ein schwaches Zurückweichen des Eises bedeutete, sind das, was wir oben als große erste Eiszeit geschildert haben. Der Mindeleiszeit folgte eine lange zweite Zwischeneiszeit mit warmem Klima und den geschilderten tropischen Tieren. Diese Zeit ging dann langsam über ein gemäßigtes Klima in die dritte oder Rißeiszeit (auch erste Würmeiszeit genannt) über. Die nächste Zwischeneiszeit wird als eine ziemlich kalte angesehen, in der lediglich die hocharktischen Tiere nach Norden entweichen und dann kommt die zweite Würmeiszeit, im Ganzen also die vierte mit großer Kälte, die wir oben als zweite Eiszeit erwähnt haben. Nach der letzten Eiszeit beginnt eine auf 15000 Jahre geschätzte Abschmelzperiode, in der die Veränderungen der Ostsee, auf die wir schon hingewiesen haben, vor sich gingen.

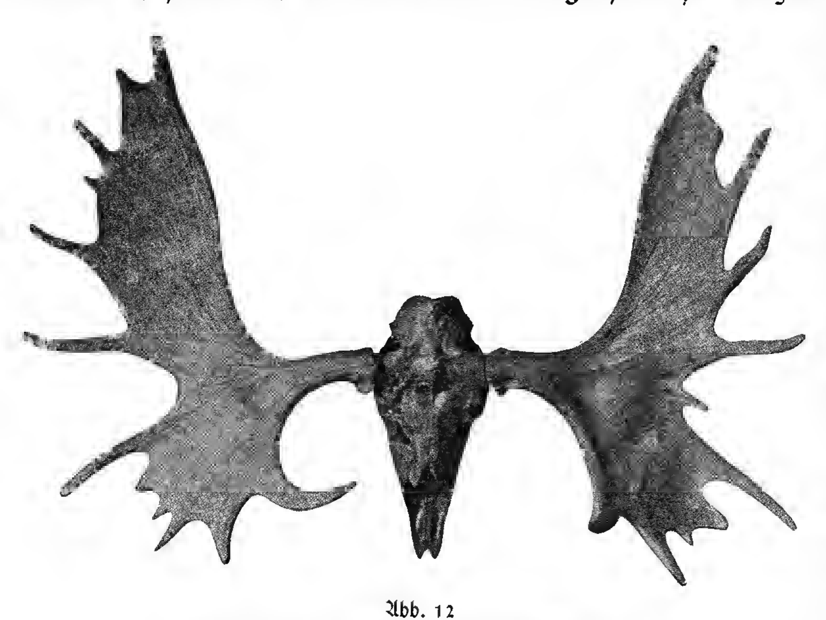


Abb. 12
Geweih eines alluvialen Elches aus Süddeutschland

Man nennt die Teile dieser großen Periode, deren Ende schon in die geschichtliche Zeit (4500 v. Chr. Geb.) fällt: die eigentliche Abschmelzzeit von 20000 bis 8000 v. Chr. Geb. Dann die Yoldiaperiode bis 10000 v. Chr. Geb., in der die Ostsee mit dem Eismeer in Verbindung stand. Die Ancylusperiode bis 6000 v. Chr. Geb., in der die Nordsee ein Süßwassersee war und endlich die Litorinaperiode bis 4500, in der die Ostsee ihre heute noch bestehende Verbindung mit der Nordsee erhielt. Die eigentümlichen Namen kommen von Seetieren her. Die Yoldia arctica ist eine in stark salzhaltigem Wasser lebende Muschel (Abbildung 13). Das Vorkommen ihrer Schalen an der Ostseeküste beweist, daß das Wasser einst

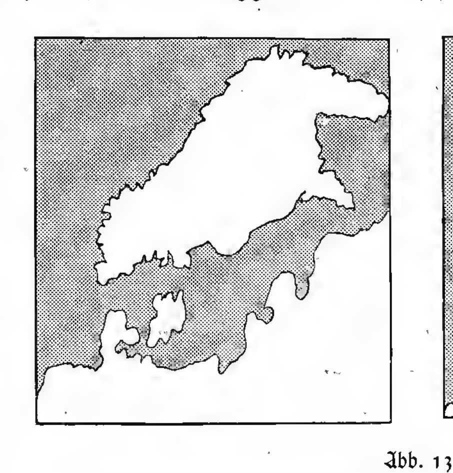


Tafel 4.

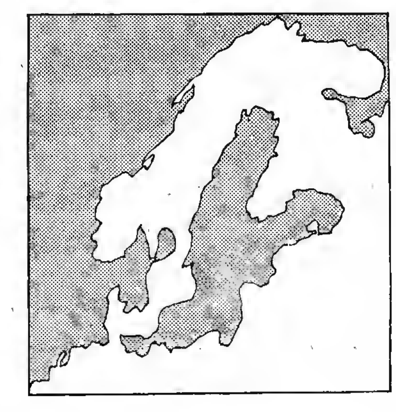
Der Schwarzwald zur Eiszeit.

Gemälde von Prof. Dr. W. Paulcke, Karlsruhe — Rhein-Museum, Koblenz.

besonders salzhaltig gewesen sein muß. Ancylus (Ancylus fluviatilis) ist eine kleine Süßwasserschnecke mit napfartiger Schale. Ihr Vorkommen am Küstenrand der Ostsee beweist, daß die Ostsee einmal Süßwasser hatte. Dies kann aber nur möglich gewesen sein in einer Zeit, in der die Ostsee vom Meere abgeschlossen, also ein großer Binnensee war. Die Ancylusperiode wird auch als Elchzeit bezeichnet. Später senkte sich das Land wieder und es entstand über Jütland und das südliche Schweden eine breite Verbindung mit der Nordsee. Diese Periode heißt nach einer Schneckenart, die damals in der Ostsee vorkam, Litorinaperiode (Lit. litorea). Die breite Verbindung mit der Nordsee wurde durch weitere Hebungen des Landes verschmälert. Dadurch nahm der Salzgehalt der Ostsee wieder ab. Die Litorina zog sich in den äußersten Südwesten des Ostseebeckens zurück, wo sie heute noch vorkommt. An ihre Stelle trat in der übrigen Ostsee die Mya arenaria (Klaffmuschel) auf. Diesen wechselnden Verhältnissen in der Wasserfauna der Ostsee entsprach auch eine wechselnde Flora und Landfauna. Man nimmt an, daß in der Yoldiazeit eine noch durchweg arktische Fauna und Flora an den Ostseeküsten gelebt hat. So zum Beispiel die Dryas octopetalis, die achtfüßige Silberwurz, die heute noch in den Alpen als ein Überbleibsel der Eiszeit zu finden ist, die Salix polaris, die Polarweide, das Hypnum turgescens, eine Astmoosart, dazu an Tieren das Ren und der Eisbär.



Ostsee in der Yoldiaperiode



Ostsee in der Ancylusperiode

Abb. 13

In der Ancylusperiode treten Espe, Birke und Kiefer auf, an Tieren der Riesenhirsch und das Urrind neben dem Renntier (Tafel 7). In der Litorinazeit endlich tritt schon die Eiche im Norden auf.

Wie nun aber ist der Mensch in diese Perioden der Eiszeit einzuordnen? Hat er schon im Tertiär oder noch früher gelebt? Wie ist er entstanden und woher kam er?

Wir haben nicht die Absicht diese schwierigen und wohl niemals anders als hypothetisch zu lösenden Fragen hier zu beantworten. Unser Buch beschäftigt sich mit der Kultur unserer Ahnen, kann also erst da einsetzen, wo eine solche sichtbar in Resten vorhanden ist. Aber die Ehrlichkeit verlangt vielleicht ein Bekenntnis des Autors zum Prinzipiellen dieser Fragen. Und da sei gesagt, daß nach unserer Ansicht der Mensch niemals ein Tier war, von dem Affenmärchen ganz abgesehen. Der Mensch war immer Mensch selbst, wenn er in frühesten Zeiten auch nicht in

der äußeren Gestalt eines heutigen Menschen aufgetreten sein sollte. Der Verfasser bekennt sich demnach zu der paläontologisch-anthropologischen Ansicht des Münchener Professors Dacqué und seiner Typenlehre. Diese Lehre ist allgemeinverständlich in einem Buche Dacqués „Urwelt, Sage und Menschheit" niedergelegt, einem Buche, das kühn mit hergebrachten Hypothesen bricht. Die Gedanken, denen wir uns auf Grund eigener Studien angeschlossen haben, lassen sich kurz etwa folgendermaßen zusammenfassen. Der Zeitpunkt der Menschwerdung (in der äußeren Form des heute lebenden Menschen) kann in keiner Weise festgelegt werden, jedenfalls aber ist dieser Vorgang in viel früherer Zeit, als bisher angenommen, vor sich gegangen. Die Ansicht, daß der Mensch aus niederen Säugetieren in der Diluvialzeit oder dem letzten Ende des Tertiär hervorgegangen ist, kann nicht mehr aufrecht erhalten werden. Die Entwicklungsbahn Affe-Mensch ist sicher nicht richtig, schon der Mensch der älteren Steinzeit zerfiel in verschiedene Rassen. Die Stammbäume des Menschen, wie sie in der Zeit des zu Ende gehenden 19. Jahrhunderts von den Deszendenztheoretikern aufgestellt wurden, sind unmöglich und fehlerhaft.

Daß der Mensch schon in der Tertiärzeit gelebt hat, ist sicher. Die Tertiäraffen sind schon so spezialisiert, daß sie als Ahnen eines Diluvialmenschen gar nicht in Frage kommen können. Die gefundenen Schädelreste sind wegen ihrer Unvollständigkeit nicht beweiskräftig, sie können auch wie Dacqué sehr richtig sagt „konvergente Formbildungen eigener Typenkreise sein". Dacqué nimmt an und bringt hiefür die interessantesten Belege, daß der Menschenstamm, mit seiner Säugetiernatur und seiner fünffingerigen, sohlengängerischen Extremität da wurzelt, wo die Urgeschichte der Landwirbeltiere zu suchen ist. Diese aber geht bis in das paläozoische Zeitalter zurück. So reizvoll es wäre, den Gedankengängen Dacqués hier zu folgen und etwa zu zeigen, wie die mohammedanische Überlieferung berichtet, daß die menschliche Haut in Urzeiten ähnlich unseren Nägeln war, der Urmensch also in einen hornartigen, weichen, roten Panzer eingehüllt war oder, daß der Skorpionmensch des Gilgameschepos (der ältesten uns bekannten menschlichen Dichtung) als gepanzertes, stachliches Wesen genau in die Formwelt der Tiere der jüngeren Phase des Paläozoikums bis zum Ende der Permzeit paßt, so müssen wir davon Abstand nehmen, denn die Beweisführung würde entweder sehr viel Kenntnisse unserer Leser voraussetzen müssen oder so groß im Umfang werden, daß sie ein eigenes Werk beanspruchte. Wir begnügen uns mit dieser Andeutung und mit der Feststellung, daß es natürlich irrtümlich ist, lediglich nach dem Auftauchen von menschlichen Kulturresten, das Alter des Menschen selbst bestimmen zu wollen.

Es gibt angebliche Steinwerkzeuge, die tief hinein in das Tertiär ragen, sogenannte Eolithen (Steine der Morgenröte). Es sind das kleine Stücke von Feuerstein, Quarz oder ähnlichem Material, die neben diluvialen auch tertiären

Schichten entstammen und die teils eine Art von Splitterung, teils Abnutzungsstellen an ihren Rändern zeigen, die darauf schließen lassen, daß der Mensch sie durch Herausschlagen aus größeren Stücken gewonnen und zu Arbeiten verwendet hat. In Norddeutschland finden sich solche Eolithen bei Magdeburg, Eberswalde und auf Rügen. Der von 1819 bis 1878 lebende Abbé Bourgeois hat zum erstenmale diese Steine als Zeugnis dafür verwendet, daß der Mensch schon im Tertiär gelebt habe. Man stritt sich heiß und heftig um die Eolithen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, da eine Reihe von Gelehrten betonten, diese Absplitterungsart und Abnutzungsart könne auch durch Einwirkung des Eises und nachbarlicher Gesteinsstücke im Geschiebe entstanden sein. Diese letztere Ansicht hat sich durchgesetzt, nachdem Eolithen auch in eozänen Schichten nachgewiesen wurden, in denen man die Existenz der Menschen für unmöglich hielt. Auch hier stellt Dacqué einen sehr beachtenswerten Grundsatz auf, indem er alle solche Postulate vom gleichen Fehler behaftet erklärt, den auch die Abstammungslehre der Tiere und Pflanzen immer macht, daß man nämlich nach einer formalen Primitivität sucht, die weder in der Natur noch im Menschenleben als zeitlicher Urzustand bestanden hat und eben so gut wenn irgendwo, auch später entstanden sein kann. Sie braucht nicht der historische oder naturhistorische Ausgangspunkt für etwas unserem Auge oder unserem schematisierenden Abstraktionsvermögen kompliziert Erscheinendes zu sein.

Was wir als älteste uns bisher bekannt gewordene menschliche Kultur bezeichnen, ist die ältere Steinzeit, das Paläolithikum. Diese Kultur steht mit ihren ältesten Fundstücken, einfachsten Faustkeilen aus Feuerstein am Anfang des Diluviums, also möglicherweise 500 bis 600 000 Jahre vor dem heutigen Tage. Sie erstreckt sich über die erste Eiszeit, die erste Zwischeneiszeit und die zweite Eiszeit. Die europäischen Kulturepochen in den Eiszeiten werden gewöhnlich nach ihren Haupt- oder ersten Fundorten bezeichnet. So kennen wir für diese allerersten Kulturreste die Epochenbezeichnung Prä-Chelléen, das heißt die Vorchelléen-Epoche. Oft wird sie auch nach einer Eolithenfundstelle bei Strépy in Belgien das Strépyen genannt.

Der Name Chelléen stammt von der französischen Ortschaft Chelles im Departement Seine-et-Marne, wo namentlich charakteristische Steinbeile gefunden wurden.

Im Prächelléen finden sich Steinwerkzeuge, die auf eine Schäftung schließen lassen, noch nicht. Dagegen einfache Faustkeile und Schaber und Steine, die vielleicht zum Bohren verwendet wurden. Es gibt Fundstellen, deren ganzer Umkreis mit solchen Steinen wie gepflastert ist. Die Erklärung für solch massenhaftes Vorkommen wird von einzelnen darin gefunden, daß der Mensch dieser Kulturepoche zu jeder Arbeit mehrere solcher Steine, die ihre natürliche Schärfe bald verloren, benutzen mußte. Wenn der arbeitende Mensch der damaligen Zeiten nur dreimal

am Tag sein Werkzeug wechselte, so brauchte er im Jahre 1095 Eolithen. Lebten an einer Wohnstätte nur 15 arbeitende Erwachsene und wurde die Stätte nur hundert Jahre lang bewohnt, so können an ihr schon mehr als anderthalb Millionen verbrauchte Eolithen umherliegen.

In der warmen zweiten Zwischeneiszeit finden wir in der Kulturepoche des Chelléen schon Steine, die zweifellos von Menschenhand in die Form gebracht wurden in der sie sich zeigen: Es sind Feuersteinknollen von der Größe einer Faust bis zu drei Fäusten, die hinten handlich abgerundet sind und vorne spitz zulaufen. Dieser so präparierte Stein kann allen möglichen Zwecken gedient haben. Man kann sich denken, daß er als praktischer Faustkeil zum Spalten oder Schlagen, auch als Waffe verwendet wurde. Es ist durchaus denkbar, daß er geschäftet auch als Beil benutzt wurde. Von der Schäftung, die aus Holz bestand, ist natürlich nichts mehr übrig geblieben. Wir finden aber bei australischen Völkern heute noch eine Schäftung solcher Steine, die auch im Chelléen sehr wahrscheinlich war. (Abbildung 14.)

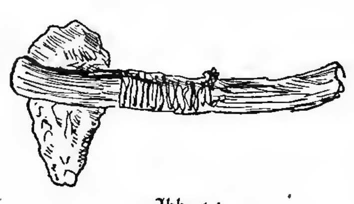


Abb. 14
Beil der Chelléen-Epoche mit australischer Schäftung

Wenn wir uns hier erinnern, daß die Chelléenkultur zu einer Zeit blühte, in der das Rhinozeros, der Elefant und das Flußpferd in Europa vorkamen und wir Zusammenstöße des Chelléenmenschen mit diesen Tieren als sicher annehmen dürfen, so taucht vielleicht in unserer Vorstellung doch ein Urahne auf, der, mit dem Steinbeil und vielleicht mit sehr primitivem Steindolch bewaffnet, durch eigene enorme Körperkraft und mit einem Herzen ohne Furcht sich zum Herrn der Landschaft machte in Kämpfen und unter Gefahren, die beispiellos waren.

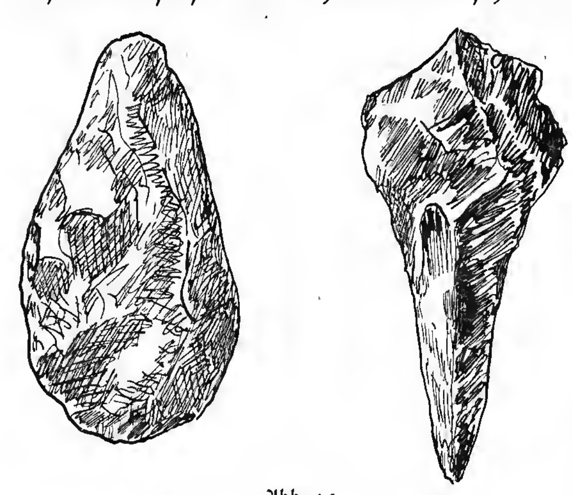


Abb. 15
Beil und Faustkeil aus dem Acheuléen

Eine feinere Entwicklung der Beile nach Form und Schneide fand Boucher de Perthes 1838 in St. Acheul nahe Amiens. Nach seinen Funden wurde die Kulturepoche, die man als etwas später als die Chelléenepoche annimmt, das Acheuléen genannt. Das mandelförmige Beil ist Hauptwerkzeug. Daneben kommen noch Eolithen vor, aber in wenigen Exemplaren (Abbildung 15). Offenbar sind sie durch das Mandelbeil, das sich auch als Faustkeil, Spalter und Schaber verwenden ließ, in großem Umfang ersetzt worden.

Das Klima in dieser Zeit wurde wieder kälter. Der antike Elefant kommt nur mehr selten vor, dagegen der Riesenhirsch, das Urrind und das kleine Eiszeitpferd.

Einige Stunden von Les Eyzies befindet sich eine Fundstelle bei Le Moustier, die wiederum etwas spätere Kulturreste zeigt, etwa zu der Zeit, in der die Zwischeneiszeit begann, empfindlich kalt zu werden und wo die arktische Fauna wieder nach Süden mit Mammut, Wollnashorn, Renntier, Bison und arktischen Nagetieren vorrückt. Man nennt diese Epoche nach der Fundstelle das Moustérien. Von besonderer Bedeutung ist die Fundstelle durch ein menschliches Skelett, das der Schweizer Archäologe O. Hauser dort freilegen ließ. Es ist der berühmt gewordene Homo transprimigenius mousteriensis Hauseri. Die Leute, die nicht zufrieden sind, bis sie es genau wissen, daß sie vom Affen abstammen, triumphierten. Hier also ist das Zwischenglied zwischen Menschen und Affen! Sie triumphierten aber

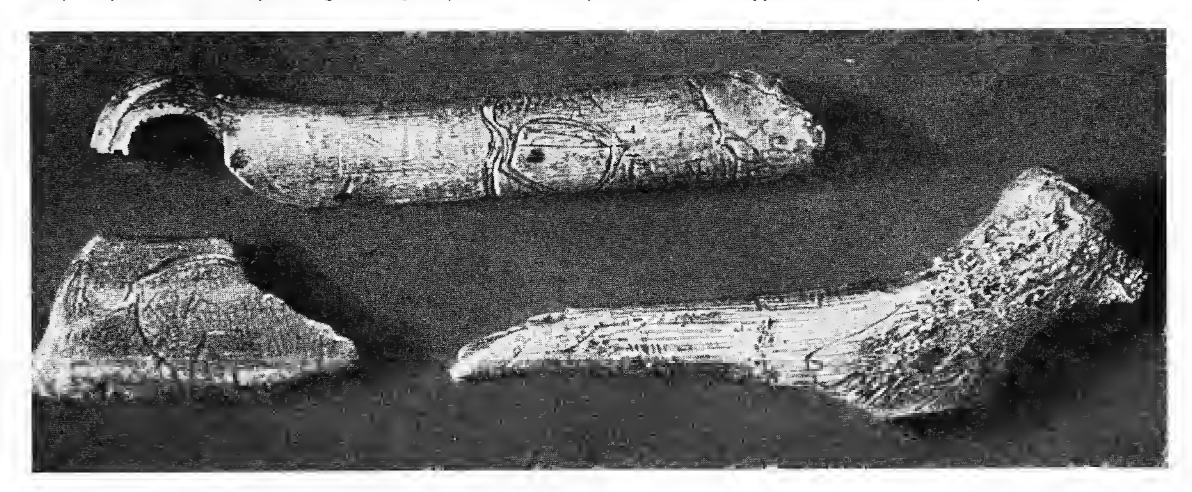


Abb. 16

Die Kunst des Magdalénien. Zeichnungen auf Renntierknochen aus der Gegend von Thayngen.
Museum Konstanz. (Nachbildung im Landesmuseum Zürich)

nicht allzulange. Es zeigte sich ganz klar, daß dieser homo Mousteriensis mit einem Affen keine größere äußere Verwandtschaft zeigte, als sie etwa niedrige Rassen der Gegenwart haben. Die entscheidenden Merkmale, die eine innere Verwandtschaft beweisen würden oder etwa diesen Urzeitmenschen als ein Zwischenglied zwischen Affen und Menschen darstellen könnten, fehlen vollkommen. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß auch die Entdeckung von Eugen Dubois 1891 auf Java nur von den Deszendenzfanatikern und popularisierenden Schriftstellern dem Publikum so dargestellt wurde, als ob nun dieser Pithekanthropus das lange gesuchte Zwischenglied sei. Heute ist man schon so weit, zuzugestehen, daß man da in Java das Schädeldach eines großen Gibbon gefunden hat und in einiger Entfernung davon — die Entfernung betrug immerhin 15 Meter — den Unterschenkel eines Menschen. In der ersten Entdeckerfreude hat man diese beiden Knochenteile als einem Wesen gehörig betrachtet und kam dadurch natürlich, vom Wunsche, so etwas zu finden, überdies verleitet, zu den groteskesten Annahmen. Der Javafund wird dadurch völlig wertlos, daß neuere Untersuchungen an Ort

und Stelle gezeigt haben, daß die Erdschicht gar nicht dem hohen Alter entspricht, das hier für einen Ahnen des Menschengeschlechtes gefordert werden mußte.

Daß mit den Tieren aus Afrika und Asien auch mongoloide und negroide Rassen in unser Europa einzogen, ist gar nicht verwunderlich, aber es ist ein starkes Stück, aus einem Einzelfund eines solchen Menschen den Schluß zu ziehen, daß die Menschheit in ihrer Gesamtheit so ausgesehen habe. Es ist vielmehr nur der eine Schluß annehmbar, daß afrikanische und asiatische Rassen damals die Bestattung in der Erde vornahmen, während die ebenfalls schon längst existierende nordische Rasse gemäß ihrer Auffassung vom Lichte (die wir aus mannigfachen Hieroglyphen späterer Zeiten kennen) die Toten weder in die Erde senkten, noch verbrannten, sondern dem Lichte aussetzten, was eine vollständige Zerstörung der Skelette mit der Zeit mit sich brachte, so daß wir schon aus diesem Grunde keine Skelettreste des nordischen Typus aus jenen Zeiten finden können. Vielleicht aber bringt doch der Zufall einmal ein nordisches Skelett zu Tage, und dann wird man ersehen, daß diese Rasse im wesentlichen damals so aussah, wie sie heute aussieht.

Alle Versuche, Stammformen des Menschen zu finden, die dem Affen näher stünden, als der moderne Mensch in seinen verschiedenen Rassen, sind mißglückt. Man setzte imaginäre Stammformen da ein, wo die Lücke vorhanden war. Aber das beweist natürlich nicht das Geringste.

Etwa um die Zeit der Moustérienkultur glaubt man auch jenen Schädel einteilen zu dürfen, der 1856 in der kleinen Neanderhöhle bei Mettmann (Reg.-Bez. Düsseldorf) gefunden wurde. Virchow, der große Arzt, sagte, daß der Mensch, der diesen Schädel trug, an Arthritis chronica deformans (Mißbildung erzeugende Gelenkentzündung) gelitten habe, und ein anderer Gelehrter hielt ihn für den Schädel eines Idioten. Mag er einer Menschenrasse Typus gewesen sein, so war er jedenfalls nicht unser Ahne. Seine Rasse war auf sehr niederer Stufe stehend, ähnlich wie die der Funde in Spanien, Frankreich, der südlichen Niederlande, Österreichs und an anderen Stellen



Abb. 17
Die Kunst des Magdalénien. Zeichnung auf dem Knochen eines Renntieres aus der Schaffhausener Gegend
(Landesmuseum Zürich)

Deutschlands. Auch im Kaukasus und in Palästina ist mit dem Neandertaler Verwandtes ausgegraben worden. Wo die Neandertalrasse herkam, wissen wir nicht. Aber das scheint sicher zu sein, daß sie nach dem Einbruch einer weit höherstehenden Menschenrasse, die wir nach den Kulturfunden von Aurignac die Aurignacrasse nennen, ausgerottet wurde. Aurignac ist eine Fundstelle in einer Höhle des französischen Departements Haute Garonne. Der Mensch des Aurignacien und des diesem bald folgenden Solutréen, die vor der letzten Eiszeit lebten, können nach der Tierwelt, die mit ihnen auftrat, aus Asien gekommen sein. Auch sie sind noch nicht hochentwickelt, doch zeigen ihre Feuersteinwerkzeuge schon feine Spitzen und im Solutréen eine Arbeit, die bereits als schön zu bezeichnen ist. Die Fundstelle, die der Kultur des Solutréen ihren Namen gab, findet sich in Solutré im Departement Saône-et-Loire. Der Solutré-Epoche folgt als letzte der älteren Steinzeit, damals, als die letzte Vereisung wieder kaltes Klima brachte, die Kultur des Magdalénien. Hier herrscht das Renntier so stark vor und liefert den Menschen so viel Material für ihre Kultur, daß wir die Zeit auch als Renntierzeit bezeichnen können. (Abbildung 16 u. 17.) Wohl war es die Kultur einer hauptsächlich die Jagd pflegenden Rasse. Pfeilspitzen und allerhand erste Werkzeuge aus Renntierknochen finden sich da. Die Pfeilspitzen und Harpunen sind schon mit Widerhaken versehen und zeigen Muster, die man künstlerischen Absichten zuschreiben kann (Abbildung 18). Nur soll schon hier erwähnt werden, daß wir wohl die künstlerische und die magische Seite aller jener Kunstreste unterscheiden müssen, die wir finden. Der Urmensch hat wohl nur selten ohne magischen Zweck Vorbilder der Natur oder Ornamente gezeichnet. Wir können sogar nach der Art der Zeichnung oft mit einiger Wahrscheinlichkeit feststellen, ob das künstlerische oder das magisch-religiöse Motiv bei der Herstellung größer war.

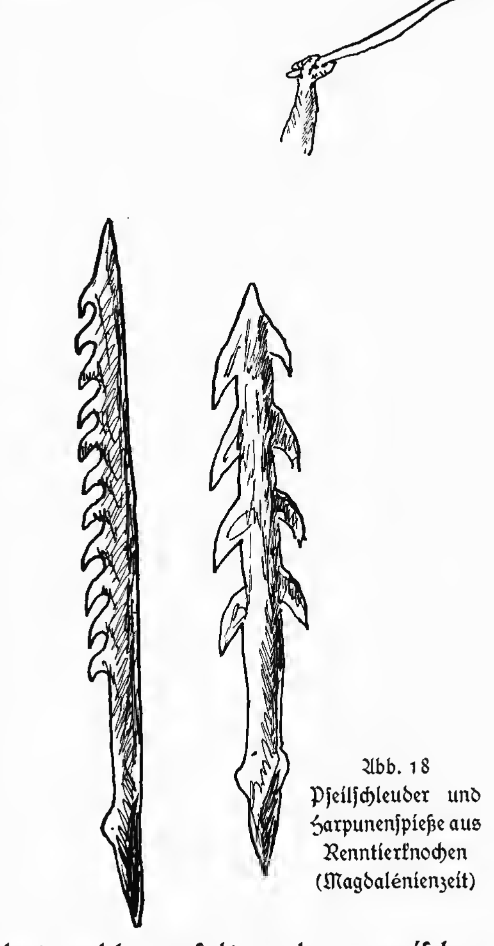


Abb. 18
Pfeilschleuder und Harpunenspieße aus Renntierknochen (Magdalénienzeit)

Je naturgetreuer die Abbildung, die wir aus der Urzeit finden, ist — und es gibt hier Bilder, die eine fabelhafte Naturtreue haben, desto mehr dürfen wir die reine Freude am Schönen, also den ersten künstlerischen Trieb als schon vorhanden annehmen. Aber auch gewisse magische Gedankengänge verlangen eine

möglichst naturgetreue Darstellung des Gegenstandes, der bezaubert werden soll, so zum Beispiel des zu jagenden Tieres. Sobald aber die reine Magie sich zu religiösen Vorstellungen vertieft und sobald die Darstellung hieroglyphisch wird, das heißt etwas erzählen will, das später Kommende lesen können, verliert die Darstellung selbst die für diesen Zweck gar nicht notwendige, ja sogar unheilig wirkende Naturtreue. Sie wird symbolisch!

Um nur ein Beispiel zu nennen, auf das wir noch wiederholt zurückkommen werden: die in das Ende der Magdalénienepoche zu setzenden Höhlenbilder von Altamira (einer diluvialen Höhle bei Santillana del Mar in Spanien) sind von so grandioser Charakterisierung der betreffenden Tiere, daß auch ein moderner großer Künstler sie nicht besser machen könnte (Tafel 5). Dagegen sind die viel späteren Felszeichnungen in der schwedischen Landschaft Bohuslän so wenig naturtreu, daß es Gelehrte gibt, die diese Zeichnungen einer Negerrasse zuschreiben möchten (Abb. 19). Und doch sind sie von einer noch höher stehenden Rasse gefertigt, haben aber symbolischen Zweck gehabt und nicht künstlerischen. Wer sie lesen kann, dem sind sie Beweis einer hohen geistigen Kultur, gegen die die Kunstwerke von Altamira eben doch nur hochentwickelte handwerksmäßige Fertigkeit bedeuten, eine Fertigkeit, die den symbolischen Zweck der schwedischen Felszeichnungen nur gestört hätte. Die menschlichen Reste, die aus der Magdalénienschicht in Südfrankreich, Nordspanien, Süddeutschland und Schweiz hauptsächlich gefunden werden, zeigen eine neue Rasse, die gewöhnlich die Cro-Magnon-Rasse genannt wird. Die erste Fundstelle liegt beim Dorfe Les Eyzies im Departement Dordogne. Die Rasse hat sich bis auf den heutigen Tag auf den kanarischen Inseln und auch angeblich in Niedersachsen in der sogenannten Dalrasse (ursprünglich nach der schwedischen Landschaft Dalarna genannt) erhalten. Der Typus dieser Rasse ist ein hoher Wuchs, eine stämmige Gestalt mit langem Schädel, einem viereckigen Gesicht und besonders niederen Augenhöhlen. Man hat Hindenburg und Bismarck zu Vertretern dieser Rasse gestempelt. Sie wird auch, da sie in Schweden gar nicht häufig vorkommt, in Westfalen aber sehr häufig, die falische Rasse genannt.

Oft wird versucht, die nordische Rasse aus dieser Cro-Magnon-Rasse herzuleiten. Wohl mit Unrecht. Die nordische Rasse mit ihren ganz charakteristischen und in der Cro-Magnon-Rasse nicht zu findenden Eigentümlichkeiten kann sich nicht in so kurzer Zeit entwickelt haben. Aber es ist denkbar, daß die Cro-Magnon-Rasse eine Vermischung einer fremden Rasse mit der nordischen darstellte und daß die Vermischungsmerkmale sich dann vererbten. Es kann angenommen werden, daß sich eine sehr entwickelte und kulturell sehr hochstehende nordische Rasse, die vielleicht eine Urrasse darstellt, in der Arktis gebildet hat und vor der Kälte — wir hörten ja von den bedeutenden Klimawechseln, die natürlich auch für die arktische Region von Bedeutung waren — abgewandert sind. Teils wohl nach Amerika, teils nach Nordasien, teils aber auch durch Europa und in den damals noch von



Tafel 5
Kunst des Höhlenmenschen
(Mit Genehmigung des Jungborn Verlages, Bad Harzburg)

Inseln durchsetzten Teil des Atlantischen Ozeans, der sich heute etwa zwischen Mittelamerika und Südwesteuropa ausdehnt. Wir sagen mit voller Betonung, daß es so sein kann. Es muß nicht so sein. Doch gibt es eine Reihe von Tatsachen, die das wahrscheinlich machen. Es ist daher auch nicht möglich, daß die Cro-Magnon-Rasse eine Vermischung der nach Süden vorstoßenden nordischen Rasse mit vorhandener Bevölkerung darstellt.

So sehr diese Fragen den Gelehrten interessieren müssen, ja so sehr sie auch für den Laien anregend sein können, so sehr muß vermieden werden, was nicht stets geschieht, den eigenen Wunsch zum Vater aller Gedanken und Schlüsse zu machen. Und vor allem auch nicht unbewiesene Behauptungen aufzustellen. In der Frage der Urrassen und des Zusammenhanges der Germanen mit der nordischen Urrasse ist noch unendlich viel nicht geklärt. Ferner ist eine beweisbare Tatsache, daß die heutigen Deutschen nur zum geringsten Teile reine Germanen sind. Es sind im Laufe der Zeiten allzuviele fremde Rassen in Deutschland eingewandert, um auch nur für eine Majorität der Deutschen die ungemischte Zugehörigkeit zur germanischen Rasse einwandfrei nachzuweisen. Es ist aber auch gar nicht notwendig, daß derjenige, der sich für germanische und nordisch-germanische Dinge interessiert, nun für seine Person ein reiner Germane ist. Diese Forderung wird oft von Leuten aufgestellt, deren Familienname schon ergibt, daß sie zum mindesten 50 Prozent slawisches Blut haben. Wir wollen uns von diesen Dingen frei halten. Denn unser letztes Ziel ist ja der Deutsche, so wie er eben heute ist. Dieser



Abb. 19.
Felsenzeichnung aus der Bronzezeit bei Hogen im Kirchspiel Skee (Prov. Bohuslän, Schweden) Museum Göteborg.

Deutsche soll sich für die Vergangenheit interessieren, eine Vergangenheit, der er selbst als reiner Germane vielleicht gar nicht angehört, die aber für ihn als Deutschen eine überaus wichtige Bedeutung hat.

Um wieder auf unsere Cro-Magnon-Rasse überzugehen, so scheint sie schon die Anfänge des Ackerbaues gekannt zu haben. Wir können das zwar nicht direkt nachweisen. Wenn wir aber die Menschen der jüngeren Steinzeit betrachten, so finden wir bei ihnen eine Entwicklung des Ackerbaus in so vollkommener Gestalt, daß anzunehmen ist, eine auf langer Erfahrung beruhende Technik vor sich zu haben. Wenn wir in der jüngeren Steinzeit schon Hacken, Pflüge, Mühlen, Mahlsteine, Düngung und verschiedene Fruchtarten vorfinden, so werden die Anfänge wohl bis in die ältere Steinzeit hinaufreichen, zum mindesten in deren jüngste Kulturepoche, das Magdalénien.

Eine eigentümliche Lücke klafft zwischen den Kulturen der älteren Steinzeit und denen der jüngeren. Man gewinnt den Eindruck, daß die ältere Steinzeit mit einer irgendwie gearteten gewaltigen Umwälzung in Menschen- und Tierwelt endet. In Höhlen von Frankreich und Österreich konnte man feststellen, daß über den Ablagerungen der alten Steinzeit Schichten liegen, die auf natürliche Weise, durch Sedimentierung und andere Vorgänge, entstanden sind. Man hat an den Anschwemmungen der Saône diese Zwischenzeit auf 3000 bis 4000 Jahre berechnet.

Die Menschen der jüngeren Steinzeit sind ganz anders als die der älteren. Ihre Werkzeuge sind anders, ihre religiösen Vorstellungen scheinen geändert. Viel Versuche sind gemacht worden, die Schlucht zwischen älterer und jüngerer Steinzeit zu überbrücken.

Professor Wirth, der in seinem großen Werk „Aufgang der Menschheit" in zum Teil ganz neuen Bahnen wandelt, nimmt am Ende der älteren Steinzeit die Blüte der sogenannten Atlantiskultur an, jener Kultur also auf Inseln des Atlantischen Ozeans, die zwischen Westeuropa—Westafrika und Mittelamerika lagen, und deren historische Existenz, oft geleugnet, heute so gut wie sicher nachzuweisen ist.

Am Ende der älteren Steinzeit, um das Jahr 9000 etwa, muß das Zentrum der atlantischen Kultur, die ihrerseits schon weit über das altsteinzeitliche hinausgewachsen war, in einer großen Katastrophe zugrunde gegangen sein. Das geschah etwa nach Beginn der Ancylusperiode der Ostsee. Die Atlantiker sind vielleicht auch schon vor den ersten Anzeichen der Katastrophe in größerer Anzahl entflohen. Es scheint, daß sie die Herrschaft über das vorgeschichtliche Ägypten gehabt haben. Viele mögen auch nach dem Norden gezogen sein, wo auf dem Boden des Polsetelandes, da wo heute die Nordsee über die Doggerbank flutet, ein nördliches neues Zentrum atlantischer Kultur sich auftat. Die atlantisch-nordische Rasse vermischte sich mehr und mehr mit den in Europa vorgefundenen

Rassen. In der Litorinaperiode, also etwa 6000 bis 4500 vor Christi Geburt, vermutet Wirth die erste nordatlantische Kolonisation von Nordwest- und Nordeuropa durch die Tuthavölker. Die Südatlantiker erobern um diese Zeit Irland. Von besonderer Wichtigkeit erscheint es, wenn Professor Wirth der Nachweis ganz ohne Rest gelingt, daß am Ende dieser oft mittleren Steinzeit genannten Epoche die Nordatlantiker von ihrer Bestattungsart an der Luft abgehen und zur Bestattung in Steinplattform übergehen. Wir haben ja schon erwähnt, welche Bedeutung dieser alten Form der Bestattung an freier Luft, für den Mangel an Skelettfunden der nordischen Rasse in der älteren Steinzeit und vorher beizumessen ist.

Eine ganz eigentümliche Form der Funde im Ostseegebiet fällt wahrscheinlich in das Ende der mittleren Steinzeit. Es sind die sogenannten Kökkenmöddinger. Der Name „Küchenmisthaufen" ist recht schlecht gewählt. Es handelt sich um Austernhaufen von oft recht bedeutender Mächtigkeit, die an den Speiseplätzen der Menschen damaliger Zeit entstanden sind und viele Kulturreste mit enthalten. Die Haufen enthalten Austern- und Muschelschalen, und zwar von der Speiseauster (Ostrea edulis), der Herzmuschel (Cardium edule), der Miesmuschel (Mytilus edulis) und verschiedenen sonstigen Arten, so auch von der der Epoche Name gebenden Litorina litorea. Die Menschen haben es anscheinend recht gut gehabt, wenn sie so massenhaft Austern essen durften! Man findet aber auch andere Speisereste in den Haufen, die manchmal mehrere hundert Meter lang und an die zwei Meter mächtig sind. Da gibt es Fischgräten von Dorsch, Schollen, Hering und Aal, Vogelknochen von Enten, Gänsen, Schwänen und Möwen, auch solche von Säugetieren, wie vom Hirsch, Reh und Wildschwein. Die Reste feuergeschwärzter Steine deuten auf primitive Herdanlagen hin. Die stets an der praktischsten Stelle zertrümmerten Knochen zeigen, daß die alten Steinzeitmenschen schlemmerhaft auf das Mark ausgingen. Nur mag die Mahlzeit insofern nicht sehr angenehm für moderne Nasen gewesen sein, als immer auf dem Muschelhaufen mit den verwesenden Resten weiter gekocht und gegessen wurde, während die Wohnplätze am Rande des nahe beiliegenden Küstenwaldes sich befanden.

Diese Muschelhaufen, in denen auch viele steinzeitliche Werkzeuge gefunden wurden, sind heute fast alle von Vegetation bedeckt, da und dort hat sie der Pflug des Bauern aufgerissen. Aus den Fundstellen kann man entnehmen, daß das Volk der Steinzeit hier an der Ostseeküste seine Wohnplätze verstreut an den Ufern der Fjorde und Buchten hatte, im Norden und Osten Jütlands und auf Nordfünen und Nordseeland, wie es scheint, stets da, wo es die Auster fand.

Um das Jahr 5000 vor Christi Geburt beginnt dann die jüngere Steinzeit, die bis 3000 vor Christi Geburt reicht, um welche Zeit sie von der Steinkupferzeit abgelöst wird.

Diese Epoche 5000 bis 3000 zeigt uns die sogenannte Megalithkultur. Der Name kommt von megas = groß und lithos = der Stein. Wir werden die Zeugen dieser Zeit, die gewaltigen Steingräber, noch kennen lernen.

Am Mittelmeer haben wir um diese Zeit schon die Anfänge der kretensischen und griechischen Kultur, in Asien die ältesten sumerischen und elamitischen Kulturen und in Ägypten die sagenhaften Sperberkönige, die vor der Dynastie des Menes regierten und aller Wahrscheinlichkeit nach, wie wir erwähnten, aus Atlantis kamen, dessen allerletzte Inseln noch im dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung bevölkert gewesen sein sollen.

Um das Jahr 2500 beginnt die Bronzezeit. Kupfer- und Bronzezeit werden so genannt, weil in ihnen zum erstenmale Geräte und Waffen aus Kupfer oder Bronze sich befinden. Wer die Bronze erfunden hat, ist ungewiß. Sicher war sie schon im 3. Jahrtausend vor Christi Geburt im Gebrauch. Und eigentümlicher Weise gleich in einer Legierung, die dem Ideal sehr nahe kommt. Man versteht unter Bronze eine Mischung von Kupfer und Zinn, und zwar in einem Verhältnis, das in der Bronzezeit selbst etwa 94 bis 95 Prozent Kupfer gegen 5 bis 6 Prozent Zinn betrug. Die Bronze zeigt wesentlich größere Härte und Widerstandskraft als das reine Kupfer, das man zu Waffen und Geräten benutzte, bevor man die Legierung kannte.

Wir werden in diesem Buche noch sehr häufig von Bronzegegenständen reden. Es handelt sich in diesem einleitenden Kapitel nur einmal darum, dem in dem Gebiet unerfahrenen Leser einen ersten Einblick zu geben und ihn mit einer Reihe von Namen und Begriffen bekannt zu machen.

Stellen wir uns nicht vor, daß mit einem Schlage nun unsere Ahnen Bronzewaffen und Geräte hatten. Wie heute noch trotz des rasenden Tempos unserer Kultur unendlich viele Menschen auch in Kulturländern noch die Petroleumlampe haben und von Gas und elektrischem Licht noch keinen Gebrauch machen können, so hat es auch damals, aber auf viel größere Zeitspannen ausgedehnt, sich nur um eine allmähliche Einführung des neuen Metalles gehandelt. Wir müssen also, wie wir den Übergang von der Steinzeit zur Kupferzeit durch eine Zwischenperiode, die Stein-Kupferzeit, ausfüllen, auch beim Übergang von der Kupfer- zur Bronzezeit von einer Zwischenperiode, der Kupfer-Bronzezeit, sprechen. Ferner haben zahlreiche Völker noch in voller Steinzeit gelebt zu einem Zeitpunkt, in dem andere schon in der vollen Bronzezeit waren. (Tafel 4.) Es leben ja heute noch in den „hintersten" Gegenden von Bolivien Menschen, die noch keine Sprache haben und im übrigen die Steinzeitkultur noch nicht erreicht haben. Und in Australien und auf seinen Inseln leben heute noch Menschen, die weit hinter der Kultur europäischer Bronzezeit zurückstehen.

Während der Bronzezeit kam erst die Feuerbestattung der Leichen auf, von der wir noch viel hören werden. Noch vor wenigen Jahren waren im Kanton Wallis

Specksteinlampen üblich, die sich in nichts von den in der Bronzezeit verwendeten unterschieden (Abbildungen 20 und 21).

Für Mittel- und Nordeuropa erstreckt sich die Bronzezeit nach den neuesten Annahmen von 1900 bis 650 vor Christi Geburt. Diese lange, über 1000 Jahre währende Zeit, in der sich die Kultur keineswegs gleichgeblieben ist, sondern mannigfache Wandlungen erfahren hat, wird in Unterabteilungen eingeteilt. Man spricht von fünf Perioden und teilt diese zeitlich ein in 1. die Zeit von 1900 bis 1600, 2. die Zeit von 1600 bis 1400, 3. die Zeit von 1400 bis 1050, 4. die Zeit von 1050 bis 850 und 5. die Zeit von 850 bis 650. Schon um 1200 aber erfolgte die erste Verwendung des Eisens, das dann bald immer mehr an Stelle der Bronze trat, bis es endlich so in den Vordergrund trat, daß wir von einer Eisenzeit sprechen können, die bis in die Gegenwart dauert, wenn man nicht noch, was mir wichtig erscheint, die Stahlgewinnung, die einen enormen Einfluß auf die Technik hatte, als den Beginn der modernsten, der Stahlzeit bezeichnen will. Die Eisenzeit kann man in Südeuropa schon um 1200 beginnen lassen, in Mitteleuropa um 900 und in Nordeuropa um 800. Ihre ältere Periode reicht bis in die Zeit der Völkerwanderungen; zu ihr gehört die Hallstattkultur. Diese wird so benannt nach einem bei Hallstatt in Oberösterreich gefundenen Gräberfeld, das aus der Zeit von etwa 1000 bis 500 vor Christi Geburt stammt. Die Periode läuft also parallel zur jüngeren Bronzezeit in Nordeuropa. Zu gleicher Zeit finden wir in Griechenland die Dipylonkultur. Dipylon, das Doppeltor, ist ein Tor im Nordwesten von Athen, bei dem man in Gräbern reiche Funde und besonders charakteristische Vasen fand. In Italien läuft gleichzeitig die Villanova- und etruskische Kultur.

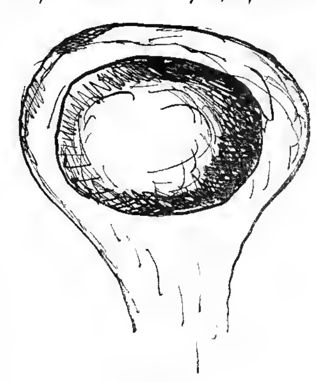


Abb. 20
Steinlampe
aus dem Kanton Wallis, noch vor wenigen Jahren im Gebrauch

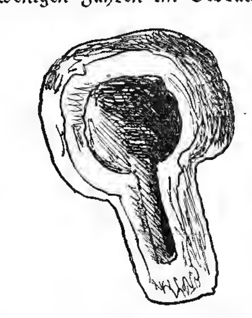


Abb. 21
Steinlampe aus der Bronzezeit (Charente)
(nach Rütimeyer „Ur-Ethnographie der Schweiz")

Im Verlauf der Bronzezeit und der älteren Eisenzeit sollen sich nach wissenschaftlich weit verbreiteter Ansicht in Nord- und Mitteleuropa gewisse Kulturkreise, so der nordische Kulturkreis in Skandinavien und die nördlichsten Teile des heutigen Deutschlands gebildet haben, aus dem das Volk erwuchs, das als Germanen in die politische Geschichte Europas eintritt, ferner ein Kulturkreis, der nach einer Fundstelle in Böhmen als Aunjetitzer Kulturkreis bezeichnet wird und die Gebiete von Böhmen, Mähren, Niederösterreich, Schlesien und Sachsen mit Teilen von Thüringen umfaßt, ein keltischer Kulturkreis in Süd- und Westdeutschland und endlich ein Lausitzer Kulturkreis. Bezeichnend ist das Vordringen der Kelten nach West- und Süd-

deutschland und große Katastrophen in der Nordsee, die zum Untergang des Polsetelandes und zur Vernichtung eines alten ingväonischen Kulturreiches durch Springfluten führten.

Um das Jahr 500 beginnt dann die sogenannte Latènezeit, die charakterisiert ist durch die Vormachtstellung der Kelten, die Britannien, Irland und Nordspanien erobern. Nun beginnen auch die Vorstöße der Germanen, verursacht auch durch die schon seit 1000 sich bemerkbar machende Klimaverschlechterung in Nordeuropa. Und damit treten wir dann schon in die politische Geschichte ein, über die uns schriftliche Urkunden aus römischen und griechischen Quellen vorliegen.

Die Latènezeit reicht bis in das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinein. Benannt nach einer berühmten Pfahlbaustation der Eisenzeit im Neuenburger See, zeigt sie den beherrschend werdenden Einfluß keltischer Kulturelemente.

Unsere Leser sind nun mit den allereinfachsten und wichtigsten Begriffen der Zeiteinteilung bekannt geworden. Es war vielleicht eine etwas trockene Lektüre, aber es war nicht möglich, sie der Geduld unserer Leser zu ersparen. Vielleicht wird das Gebiet, in das wir nun eintreten, manchen unserer Leser entschädigen, vielleicht aber auch manchen zu wenig „trocken" dargestellt erscheinen. Aber hier, im Gebiete des Ursprungs aller Religionen, beim Licht und der Lichtsymbolik unserer Ahnen, muß eigenes Einfühlen, Phantasie und vergleichende Symbolforschung sehr oft da einsetzen, wo das nüchterne Wissen nicht alle Stützen bietet.

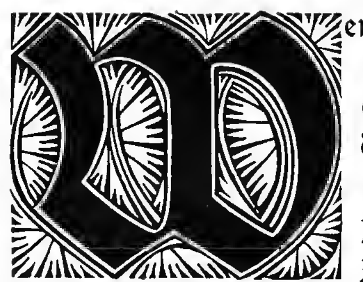
Licht und Lichtsymbolik

Licht ist Gottes heil'ge Fahne,
Seine Allmacht, sein Gezelt,
Sonn' und Mond und Sterne schenken
Ihre Strahlen stets der Welt.

Anastasius Grün



Tafel 6
Höchstentwickelte Steindolche der jüngeren Steinzeit
(Königliches Museum Kopenhagen)

enn wir die Religionen der ältesten, uns noch historisch „erfaßbaren" Zeiten genau durcharbeiten, finden wir etwas sehr Seltsames. Sowohl die alt-ägyptische und die sumerische, die altpersische und altindische Religion, wie sie im Rig-Veda uns übermittelt ist, als auch die ältesten Erinnerungen, wie sie in der erst in christlicher Zeit zusammengefaßten Edda für den altgermanischen Glauben maßgebend sind, zeigen uns, daß je älter die Stufe ist, zu der wir dringen, desto ähnlicher die Gottesvorstellungen werden, so daß sie schließlich sich in eine einzige ganz unpersönliche und außerordentlich hochstehende zusammenschließen. *Man kann sagen, daß vor den Göttern Gott war.* Das will sagen, die Zerteilung der Gottesvorstellung auf verschiedene sehr menschlich gedachte Personen ist nicht das Ursprüngliche, sondern ist das Ergebnis einer Entwicklung, wobei das Wort Entwicklung nicht seelischen Fortschritt bedeutet. Eine spätere Zeit bis zur Gegenwart hat durch geistige Arbeit aller Art erst wieder den reinen Gottesbegriff herausarbeiten müssen aus dem Wust vermenschlichter Figuren, zu denen er mit der Zeit geworden ist und diese geistige und wissenschaftliche Arbeit von vielen Generationen hat dann mit Mühe und Not den Gottesbegriff so rein wiederhergestellt, wie er in der Urzeit ohne weiteres schon war. Wir müssen uns nur, um das zu verstehen, von jener falschen Vorstellung befreien, die in der technischen Höherentwicklung Kultur sieht. Wir müssen da völlig klar unterscheiden zwischen Kultur und Zivilisation. Wir sind heute zivilisatorisch viel weiter als das Altertum, aber kulturell nicht so weit. Ja wenn wir etwa das Rom der Kaiserzeit betrachten, so war diese Stadt mit ihrem Luxus, ihrem Raffinement, ihrer Technik, ihrer Lebensform turmhoch über den „barbarischen" Germanen, aber kulturell und zwar besonders in der Frage der religiösen Kultur war dieses Rom in vollkommenem Verfall und die Gotteserkenntnis war in den Wäldern unseres Vaterlandes damals tiefer und bedeutsamer als in den Tempeln der Weltstadt Rom. Die einfachen Fischer von Galiläa, die dem Herrn folgten, wohnten in armseligen Hütten im Vergleich zu den Römern und wußten nichts von all dem, in was es Rom so herrlich weit

gebracht hatte, aber religiös, also im tiefsten Sinn des Wortes „kulturell" standen sie unendlich viel höher als jene Zivilisationsmenschen in Rom, denn ihre Seele suchte nach dem Ewigen.

Dieses Suchen nach dem Ewigen ist der Urgrund der Religion, die Basis aller seelischen Kultur. Und darin liegt auch die Armut unserer Zeit, die kulturelle Armut, daß die Menschen der Gegenwart glauben, sie seien zu klug geworden, um das Ewige noch suchen zu müssen, um sich nach dem Göttlichen noch sehnen zu müssen. Sie überschätzen die Leistungen ihres Intellektes und sind dabei intellektuell doch so kritiklos, daß sie es gar nicht erkennen, wie eng die Erkenntnisgrenzen im rein Intellektuellen gezogen sind. Sie glauben an die „ewigen" Wahrheiten ihrer Wissenschaft, die nur so lange „ewig" sind, bis eine neue „ewige" Wahrheit, die in Wirklichkeit nur eine Hypothese ist und sein kann, die alte „ewige" Wahrheit zur Lüge macht.

Fort also damit, mit jener unsinnigen Behauptung von der „Primitivität" des Geistes der Urzeit. Das mag wohl in den Kram derer passen, die so gerne vom Affen abstammen, da muß es ja, je weiter es in der Zeit zurück geht, desto affenhafter, tierhafter, vom menschlichen Denkstandpunkt aus „primitiver" zugehen. Wir haben aber in allen Kulturresten, die wir noch finden, und sie gehen bis in das 11. und 12. Jahrtausend zurück, keinen einzigen Anhaltspunkt, daß *die seelische Kultur* damals primitiver war als heute. Im Gegenteil, ich halte die Möglichkeit, daß sich heute Millionen von Menschen für ekelhafte Gladiatoren begeistern können, die sich irgendwo in Amerika oder Europa die rohen Gesichter im Boxkampf zerschlagen, und das Interesse von Millionen für die abgeschmackteste Art der Unterhaltungen in Film und auf Tanzdielen für unendlich viel primitiver als etwa die religiösen Feste der Wilden heute oder die der Menschen in der Urzeit. Ich halte diese modernen Auswüchse für viel primitiver als die Beschäftigung armer Hirten mit den Geheimnissen der Natur, als den Glauben der geistig Ärmsten an einen ihr Schicksal leitenden Herrn der Welt.

Wir müssen, ganz im Gegensatz zu so mancher Gelehrtenansicht staunen vor der Geistigkeit der Urmenschen, denn diese standen noch nicht auf den Schultern, die uns tragen, hinter ihnen lag noch nahe das Chaos, das Nichts. Ihr Geist mußte alles schaffen, ihre Seele mußte ohne die tausend Wegweiser von heute Gott suchen. Die ersten Erfindungen sind viel größere Geistestaten als die letzten und das erste künstlerische Schaffen ein viel größeres Wunder als das letzte.

Wie tritt uns nun Gott in der Vorstellung der ältesten Zeiten entgegen und namentlich in der Vorstellung unserer Ahnen? Wir nehmen dabei an, daß wir Germanen von einer nordischen Rasse abstammen, die entweder in arktischen Regionen entstanden oder aber schon in allerfrühesten Vorzeiten dorthin gewandert ist.

Wir sind nicht der Ansicht, daß die Arier aus Indien nach dem Norden gewandert sind, sondern umgekehrt, daß die nordischen Arier auf ihren Wanderungen auch nach Indien gekommen sind. Und der vollgültigste Beweis hiefür findet sich in der arischen Lichtsymbolik, in der Auffassung der Gottheit als Trägerin des immateriellen Lichtes. Diese Gedanken sind für uns zu wichtig, als daß wir sie nur kurz streifen dürften. Religion und im besonderen ihr Vorstellungsmittel, Symbolik, entsteht aus der Sehnsucht des Menschen. Ohne Sehnsucht keine Religion, keine Symbole. Sehnsucht aber hat der Mensch nicht nach dem, was er besitzt, sondern nach dem, was er nicht besitzt, oder was nach kurzem Besitz wieder in den Bereich des Unerreichbaren entschwindet. Wenn also eine große Menschheitsfamilie wie die der Arier die Sehnsucht nach dem Lichte als der Gottheit hat, wenn sie in ihrer ganzen Symbolik stets nur Bezug auf das Licht nimmt, wenn sie die Offenbarung Gottes im Jahreslaufe erkennt, im Laufe der Sonne, dann muß dieses Licht etwas sehr Kostbares für sie gewesen sein, etwas nicht Alltägliches. Diese Lichtsehnsucht kann im Orient gar nicht entstanden sein. Es ist das psychologisch ganz unmöglich. Denn die Trägerin des Lichtes, die Sonne, ist im Orient unbarmherzig, sie erzeugt Krankheiten und Blindheit, sie erschlafft den Körper und läßt die Fluren verbrennen. Sie gleicht in nichts einer gütigen Gottheit. Und so gering ist die Sehnsucht der Menschen dort nach der Sonne, daß sie im Gegenteil erst als Sehnsucht nach der Nacht dichterisch und esoterisch auftritt. Ein guter Kenner von holländisch Indien bestätigte mir einmal diese Ansicht aus jahrelanger Erfahrung. Es gebe, so sagte er, kein ihm bekanntes lyrisches Gedicht in holländisch Indien auf die Sonne, aber Tausende auf den lieben Mond, auf die Erfrischung spendende Nacht. Also geradewegs auf



Abb. 22.
Sonnwendfeier in den Bayrischen Voralpen

die Lichtabschwächung. Wo aber kann die Sehnsucht nach dem Licht entstanden sein? Nur da, wo das Licht selten und an sich nicht überstark ist, also in nördlichen Gegenden. In der Arktis. Dort ist die Luftschicht weniger lichtdurchlässig als im Orient mit seiner dünnen und alle Strahlen leicht durchlassenden Atmosphäre. Vor allem aber verschwindet im Norden die Sonne viele Wochen des Winters völlig unter dem Horizonte. Die Welt ist in eisige und dunkle Winternacht durch viele Wochen hindurch getaucht. Es ist als ob es nie mehr Tag werden wollte.

Wie muß da die Sehnsucht nach dem Lichte im Herzen der Menschen aufgesprungen sein, wie muß da die Wiederkehr des Lichtes im Frühling von ausschlaggebender seelischer Bedeutung für die Menschen geworden sein! Und tatsächlich sehen wir, daß alle unsere altgermanischen Feste, die ja zum Teil in das Christentum hinübergegangen sind und auf bedeutsame Stationen im Leben Christi verlegt wurden, ausnahmslos Lichtfeste sind. Sonnwendfeste sind es allesamt (Abbildung 22). Diesen Lichtkult und diese Lichtsymbolik, die wir auf Denkmälern der ältesten Zeiten schon feststellen können, haben die Arier aus dem Norden offenbar auf ihren Wanderungen nach dem Süden mitgenommen und den Völkern, mit denen sie sich vermischten, gebracht.

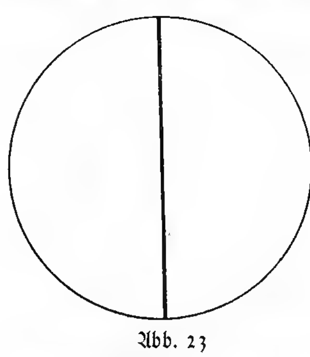


Abb. 23
Hieroglyphe für das zweigeteilte arktische Jahr

Wahrscheinlich hat die nordische Rasse schon im Tertiär in der arktischen, damals wesentlich wärmeren Region gelebt und ist durch den Einbruch der Eiszeit zu Wanderungen nach Süden veranlaßt worden. Wie eine uralte Erinnerung klingt es in der nordischen Edda, wenn geschrieben steht:

„Es steigt das Meer im Sturm zum Himmel,
die Länder verschlingt es, die Luft wird eisig;
Schneemassen bringt der schneidende Wind."

Und wenn Odin den Wafthrudnir fragt:

„Wer lebt von den Menschen,
Wenn der mächtige Winter
Auf Erden enden wird?"

Ein Zweig der arischen Familie muß aus dem unter der Eiszeit nicht mehr erträglich werdenden Norden sowohl nach Europa und Amerika als auch nach Asien ausgewandert sein. Wir finden in den indianischen Sagen und Kultsymbolen Urarisches in Massen und wir finden einen ganz arischen Kulturkreis in Asien, im Indischen und Persischen. Suchen wir nun ein wenig nur in den uralten Texten dieser Kulturkreise und wir werden ganz Erstaunliches finden.

Zunächst einmal die Bestätigung des Wintereinbruches (Beginn der Eiszeit) in den arktischen Regionen. Es ist da eine Stelle in der Avesta (die in altiranischer

Sprache geschriebene heilige Schrift der Parsen), die von größter Bedeutung erscheint: Da spricht Gott (Ahura Mazda) zu Zarathustra offenbar von der Erschaffung der Urheimat der nordischen Rasse, die ein Paradies war, während Angra Mainya, der böse Geist als Gegenschöpfung die rötliche Schlange (die rötliche Winterschlange ist heute noch Kultsymbol der nordamerikanischen Indianer) und den verderblichen Winter schuf.

Und dann spricht der Gott:

„Vor dem Winter pflegte dieses Land Grasweide zu tragen. Darauf soll dann bei der Schneeschmelze Wasser in Massen fließen und unbetretbar für die stoffliche Welt wird es hier erscheinen, wo jetzt der Tritt des Schafviehs zu sehen ist.

Einmal nur (im Jahre) sieht man untergehen und aufgehen Sterne Mond und Sonne und (die Bewohner) halten für einen Tag, was ein Jahr ist."



Abb. 24
Germanisches Jahressymbol
auf einem Stein in Rygaard, Nordseeland, eingemeißelt
(Nationalmuseum Kopenhagen)

Hier ist deutliche iranische Erinnerung an die nur in der Arktis mögliche Erscheinung, daß die Sonne im Sommer nicht untergeht und im Winter nicht aufgeht.

Im Polgebiete selbst dauert die Nacht und der Tag je ein halbes Jahr. Der Ausspruch des Gottes ist für dieses Gebiet richtig, sollte er irgendwie auf den Orient sich beziehen, so wäre er vollkommen sinnlos. Wir finden beispielsweise auf jungsteinzeitlichen Felszeichnungen in Irland, Schottland und Skandinavien die Jahreshieroglyphe (Abbildung 23), also das in zwei Hälften geteilte Polarjahr.

Auch für das arische Indien ist die Nordrichtung, die aus der alten Heimat, die heilige. Der Brahmanweg führt nach Norden. In den Upanischaden heißt es:

„Das ist der Weg, der nach Norden vorgezeichnet ist, auf dem die Götter gehen und die Väter und die Rishis zum Höchsten des Höchsten, zum höchsten Ziele."

(Die Upanischaden enthalten die ältesten philosophischen Werke der Inder.)

In den Megalithgräbern der Nacheiszeit können wir fast stets die Orientierung in der Richtung nach dem Untergangspunkt der Sonne in der Wintersonnenwende feststellen.

Wir finden dann ferner in den altindischen Schriften eine große Anzahl von Hinweisen, die sinnlos wären, wenn sie für indische Verhältnisse gedacht wären. So wird von den dreißig Schwestern der Dämmerung gesprochen. Es heißt an einer Stelle: „Laß mich das weite, sichere Licht gewinnen, o Indra! Möge nicht die Dunkelheit über uns kommen!" und dann an einer anderen Stelle: „Das Feuer hat begonnen zu brennen, das Ende der Dunkelheit ist sichtbar geworden und das Banner der Dämmerung ist erschienen im Osten."

Dann wird einmal davon gesprochen, daß „Agni" (das Feuer) zu lange in der langen Dunkelheit geweilt habe und in einem Hymnus an die Sonne, das für Indien ganz Unmögliche, „daß sie während der dauernden Nächte scheine."

Alle lichtgläubigen Völker sind arisch. Wo der arische Lichtglaube in andere Rassen übergegangen ist — er war so imponierend, daß manche nicht arischen Völker Teile seines Gebrauchstums angenommen und dann allerdings auch durch Veränderungen verschlechtert haben — ist er oft noch in letzten Resten zu erkennen.

Das Entscheidende an dem arischen Glauben ältester Zeit ist seine Geistigkeit. Er braucht nicht die Götzenbilder niederer Rassen, noch die Vermenschlichung der Gottheit in dargestellte Götter, wie das in späterer Zeit die arischen Griechen und Römer unter orientalischem Einfluß getan haben. Er kennt nicht den ganz menschlichen, strengen und nach menschlichen Gesichtspunkten gerechten Gott der Juden. Eine Erinnerung an diese älteste arische Gottesvorstellung finden wir im positiven Sinne bei den Indern, deren alter Vedenglaube nur das Licht als die ewige Kraft kennt, ein Licht des Immateriellen, das nicht an kosmische Körper gebunden ist. Sonne und Mond als Götter, ist schon eine bedenkliche Verschlechterung des alten Lichtglaubens. Und später als die Inder auch sich Götter schufen, da ließen sie diese wenigstens im Lichtraum wohnen, während die Götter des Orients zumeist im Dunkeln wohnen.

Eine zweite Erinnerung finden wir in den Berichten griechischer und römischer Schriftsteller über die Germanen, wo erwähnt ist, daß diese keine Abbildungen der Gottheit kennen. Das war nicht künstlerisches Unvermögen unserer Ahnen, sondern sehr berechtigte und auf tief religiöser Ansicht beruhende Befürchtung vor einer durch Götterbilder entstehenden Vergötzung des reinen Gottesbegriffs.

Ein stark aufgefaßter Monotheismus pflegt Abbildungen Gottes stets zu verbieten. Das sehen wir auch an den Juden und an den Muhammedanern. Mit der Vielgötterei beginnen dann zumeist auch die Darstellungen im Bilde, nicht nur



Abb. 25.
Bronzezeitliche Felszeichnung in der schwedischen Provinz Bohuslän
Deutlich erkennbar die zweigeteilte arktische Jahreshieroglyphe und die viergeteilte der gemäßigten Zone
(Museum Göteborg)

aus Gründen der Vorstellungsunterstützung, sondern auch als ein Zeichen des Verlustes der Idee vom Immateriellen der Gottheit. In den indischen Veden heißt es:

„Die Engel sammelten sich um den Thron des Allmächtigen und fragten mit Demut, wer er selbst wäre. Da antwortete er: Wäre ein Anderer als ich vorhanden, so würde ich mich durch ihn beschreiben. Ich bin von Ewigkeit gewesen und werde in Ewigkeit sein. Ich bin die erste Ursache von Allem, was sich findet. Im Osten und Westen, im Süden und Norden, oben und unten. Ich bin Alles, älter als Alles, König der Könige. Ich bin die Wahrheit, ich bin der Geist der

Schöpfung, der Schöpfer selbst. Ich bin Kenntnis, Reinheit und Licht. Ich bin allmächtig."

Bei Varuna im Lande des Lichtes versammeln sich die Seligen der Altinder zu ewigen Aufenthalte. Sie heißen die Pitris, das ist die Väter (lateinisch: patres). Im Rig Veda wird die Sehnsucht der Nordländer nach dem Lichte ganz charakteristisch ausgesprochen:

„Wo unvergängliches Licht ist, in der Welt wo Sonnenglanz wohnt,
Dahin bring mich, o Soma, in die unsterbliche unverletzliche Welt!"

Der Inder hat gar keine Lust, in die Sonne gebracht zu werden. Ihm ist der Erholung spendende Schatten viel lieber. Wenn er also das singt, so singt er Erinnerung an die Sehnsucht seiner Ahnen und meint nicht das Sonnenlicht, sondern das immaterielle Licht der arischen Gottheit.

Wir werden in einem späteren Abschnitt dieses Buches sehen, wie auch die germanischen Götter der Edda, die ja viel später entstanden sind, noch durchweg Lichtgötter sind, ja wie ihre Eigenschaft als Asen mit dem Licht zusammenhängt.

Die alten Inder haben auch als ein Symbol der Sonne das Rad. Das gleiche Symbol nur mit Speichen findet sich im germanischen Norden allenthalben (Abbildungen 24 und 25). Ja, eine deutsche Stadt, das goldene Mainz, hat das Sonnenrad heute noch als Stadtwappen.

Wenn aber die Inder ein Rad als Licht und Sonnensymbol hatten, so konnte das ebenfalls nicht in Indien entstanden sein. Südliche Gegenden kennen die Sonne nicht als Rad, sondern können sie etwa mit einem Pfeil oder bestenfalls mit einer Kugel symbolisieren. Das Rad ist ein Ding, das auf der Ebene läuft. Wo aber läuft die Sonne auf einer Ebene? Nur in den nördlichsten Gegenden im Sommer, wo sie gar nicht untergeht, sondern am Horizonte entlang, wie ein Rad sich bewegt.

Im deutschen Volksgebrauch hat sich das Symbol des Rades für die Sonne noch bis in die moderne Zeit erhalten. Es wurden zu Sommer-Sonnwendfeiern brennende Räder von den Bergen noch im 19. Jahrhundert da und dort heruntergerollt zum Zeichen, daß die Sonne jetzt den höchsten Stand erreicht habe und wieder abwärts rolle.

War nun die arische Gottheit das immaterielle Licht, so liegt es ganz nahe, daß sie durch materielles Licht symbolisiert wurde. Und so finden wir auch bei den ältesten uns bekannten arischen Religionen stets das Licht in Form von Fackeln oder Feuern, später von Kerzen im Ritual. Diese Verwendung des Lichtes ist in das Christentum übergegangen, wie ja auch die Auffassung Christi als des „Lichtes der Welt" eine durchaus arische ist. Die semitischen Götter, auch Jahwe in der Bundeslade und die babylonischen Götter wohnten im Dunkel.

Aus dem arischen Lichtkult ist dann bei verschiedenen asiatischen Völkern ein Feuerkult geworden.



Tafel 7.

Vorweltlicher Riesenhirsch (Cervus megacerus).

Nach einem Aquarell von Prof. A. Wagner.

Mit Genehmigung der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart.



Abb. 26
Uralte Statue auf der Osterinsel.
(Wahrscheinlich äußerste Ausstrahlung der Kultur von Atlantis).

Wir bitten unsere aufmerksamen Leser hier ja nichts zu verwechseln. Die arische Lichtsymbolik benutzte das Feuer als Symbol des immateriellen Lichtes. Die Feueranbeter aber machten aus dem Symbol einen Gott. Das ist ein gewaltiger Unterschied.

Das Symbol des Lichtes in der Form des Herdfeuers spielte im alten Germanien eine große Rolle. Noch heute kennen wir den Ausdruck „Heim und Herd". Dabei ist der Herd nicht deshalb so wichtig, weil auf ihm das Essen gekocht wird, sondern deshalb, weil auf ihm das ewige Feuer brennt, das Symbol des Lichtes. Dieses ewige Feuer unserer Ahnen hat die katholische Kirche in ihrem „ewigen Lichte" in den Kirchen übernommen. Die Mystik der Zahlen hat es mit sich gebracht, daß die bei gottesdienstlichen Handlungen vorkommenden Lichter meist drei, fünf, sieben, neun oder Vielfache dieser Zahlen sind. Auch die jüdische Synagoge hat das Licht übernommen. Sie hat den siebenarmigen Sabbathleuchter, und es gibt sogar eine sehr alte Synagoge in Worms, die ein ewiges Licht hat. Im übrigen wohnt Jahwe wie alle asiatischen Götter im Dunkel. Das „ewige Licht" in Worms ist eine Nachahmung.

Die arischen Parsen mußten das Licht in der Form des Herdfeuers nachts sorgfältig unterhalten. Das Feuer ruft dem Hausherrn zu: „Stehe auf, o Herr des Hauses. Ziehe Deine Kleider an, wasche Deine Hände, suche Brennholz und bringe es her zu mir. Mache mich leuchtend durch das reine Brennholz mit gewaschenen Händen. Zu mir möchte der von den bösen Geistern geschaffene Azis kommen, der erscheint, um mich der Welt zu entreißen."

Ebenso hatten die arischen alten Peruaner einen ganz ausgesprochenen Lichtkult. Das Feuer im Tempel mußte von der Sonne selbst entzündet werden, und in der Hauptstadt wurde es von keuschen Jungfrauen, den Sonnenjungfrauen, bewacht. Es ist das gleiche Bild wie in Rom, wo die keuschen Priesterinnen der Vesta das heilige Feuer behüteten. Die Heiligkeit des Lichtsymbols bei den Ariern geht daraus hervor, daß das Feuer zu den Eidesleistungen und zur Besitzergreifung symbolisch herangezogen wird. Auch in Indien war das so üblich. Im Althochdeutschen gab man die Beteuerung ab mit den Worten: „sammir das heilige Licht", und heute noch kann man die Versicherung hören: „So wahr mich das Licht (der Sonne) bescheint."

Das Licht als Symbol bei der Besitzergreifung kennen wir aus den Gepflogenheiten der urgermanischen (norwegischen) Isländer. Auf Island wurde, wenn ein Mann von einem Grundstück Besitz ergriff, ein Zunder an einen Pfeil, den man Tundrör nannte, befestigt. Der Pfeil wurde am heiligen Feuer entzündet und dann über das Land geschossen, das in den neuen Besitz überging. Der Brauch scheint auch im übrigen Skandinavien vielfach bestanden zu haben.

Wir sehen aber auch bei den christlichen Kirchen, daß durch das Anzünden der Lichter die neue Kirche ihrer Bestimmung übergeben wird.



Abb. 27
Bautasteine auf einem Gräberfeld bei Guntorp, Prov. Halland, Schweden
Museum Göteborg

Mit der Lichtreligion hängen dann auch, allerdings nur indirekt, die Gottesurteile im Feuer zusammen, die sowohl in Indien als auch im alten deutschen Recht eine sehr große Rolle spielen. Eine oft sehr traurige Rolle.

Wir können hier die sehr schwierig zu entscheidende Frage, welche von den uralten Lichtsymbolen und Sonnensymbolen, die wir in Felszeichnungen und auf Jahres-Steinringen, von denen noch später die Rede sein wird, oder auch auf einzelnen erratischen Blöcken finden, urnordischen Ursprungs sind und welche etwa aus atlantischer Kultur stammen, hier nicht des näheren behandeln. Zudem ist es durchaus möglich, daß die hochkultivierten Bewohner der um das Jahr 9500 in den Ozean versunkenen atlantischen Inselwelt selbst in noch früherer Zeit aus dem Norden her die Inseln besiedelt haben. Nach dem Untergang des großen Kulturzentrums von Atlantis haben jedenfalls letzte Träger dieser Kultur einerseits nach Ägypten, andererseits nach Norden in das Polseteland sich begeben, von wo aus sie atlantische Kultur mit autochthoner nordischer vermischten.

Alle diese Fragen sind so außerordentlich kompliziert, daß sie nicht mit weni-

gen Worten hier erledigt werden können. Ohne ausgiebige Begründung will ich aber keine Stellung in der Frage nehmen. Wir behandeln demnach den Ursprung der Symbole in diesem Sinne nicht, sondern stellen nur fest, daß sie im germanischen Kulturkreis schon sehr frühzeitig in Verwendung waren.

Für uns ist ja die Hauptsache, zu zeigen, wie die Lichtsymbolik das Wesen unserer Ahnen erfüllte.

In der schwedischen Provinz Halland stehen zwei sogenannte Bautasteine auf einem Gräberfelde bei Guntorp im Kirchspiel Asige (Abbildung 27). Es sind das Grabsteine, die frühestens im 2. Jahrhundert n. Chr. Geb. aufgestellt wurden. Wir sehen auf unserer Abbildung, daß der eine Stein ein Sonnensymbol eingeritzt trägt. Dieses Sonnensymbol, das sich auf unzähligen alten Steinen befindet, allerdings meist in einfacher Form, stammt wohl aus atlantischer Kultur. Daß es hier sechs Kreise um einen Punkt sind, kann auch mit den Planetenbahnen in Verbindung gebracht werden. Es erscheint wahrscheinlich, daß der Zeichner des Symbols nicht mehr das reine Sonnenzeichen, das ein Kreis mit oder ohne Mittelpunkt und als Sonne im Jahreslauf ein Rad mit vier Speichen ist, vom atlantischen Zeichen der Poseidonsburg scharf unterschieden hat. Das atlantische Zeichen sind drei konzentrische Ringe um einen Mittelpunkt. Wir finden sie heute noch in Tatauierungen der Neger, die in den kontinentalen Randgebieten der alten Atlantiskultur leben, also etwa in Nordwestafrika.

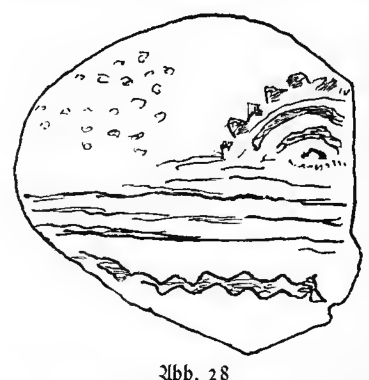


Abb. 28
Sonnensymbol auf einem Gefäßscherben der jüngeren Steinzeit
Aus dem Steinhauser Ried bei Schussenried in Württemberg

Ein echtes Atlantiszeichen scheint auch eine Ausgrabung bei Schussenried in Württemberg zu Tage gefördert zu haben. Der Fund eines Scherben eines Gefäßes stammt aus der jüngeren Steinzeit. Unsere Abbildung 28 zeigt deutlich die drei konzentrischen Kreise um den Mittelpunkt.

Das einfachste Sonnenzeichen der Arier ist der Kreis.

Kreisförmige Eingrabungen in Stein sind wohl das erste der Zeit nach, was wir an Sonnensymbolen finden können. Wir nennen solche Steine Näpfchensteine. Sie finden sich in ganz Mitteleuropa und genießen da und dort heute noch abergläubige Verehrung. Das Sonnensymbol auf den Näpfchensteinen oder Grübchensteinen ist im Verlauf der Zeit in einzelnen Fällen in praktische Verwendung als Behälter für Opfergaben getreten, und so sind diese Steine dann auch vielleicht gelegentlich zum Zwecke der Opfer an Götter gefertigt worden (Abbild. 29).

Ich bin persönlich nun nicht der Ansicht, daß es sich hier um Opfergruben auf den Steinen handelt, wenngleich die Schweden da und dort heute noch Opfer für die Elfen in diese, Elfenmühlen genannten Grübchen legen, denn man findet diese Gruben auch auf ganz schief liegenden Platten. Die hie und da gehörte

Ansicht, daß es sich um Sternkarten der Steinzeitmenschen handelt, erscheint recht glaubwürdig, aber, bei der enormen Verbreitung der Näpfchensteine über die ganze Erde fast, doch nicht haltbar. Ich denke mir, daß die Menschen einst, als die Näpfchensteine entstanden, zum Zeichen, daß sie eine Kulthandlung im Dienst des Lichtes vollbracht haben, in den heiligen Stein das Sonnensymbol eingruben, daß also die Anzahl der Näpfchen, die Zahl der großen, an den Steinen gefeierten Feste bedeutet.

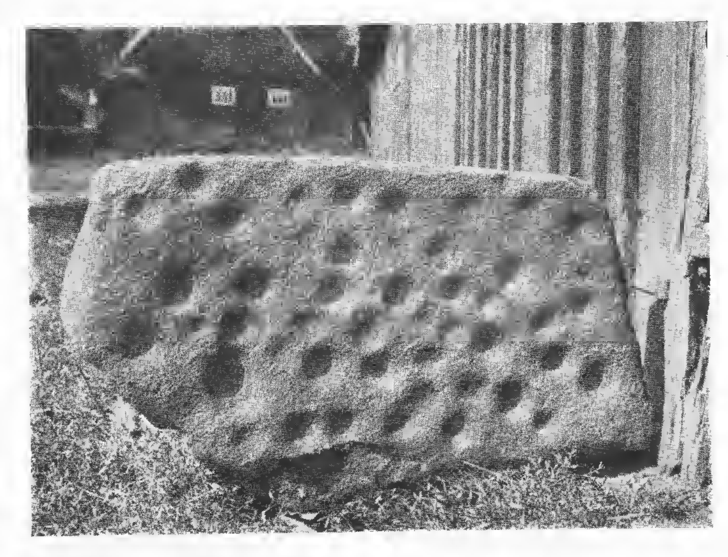


Abb. 29
Näpfchenstein bei Syllinge in der Provinz Halland (Schweden)
Museum Göteborg

Wir hörten schon, daß eine weitere Entwicklung des arktischen Sonnensymbols im Kreis, der durch einen Durchmesser in zwei Hälften geteilt ist, zu erblicken ist. Dies paßt für das arktische Jahr. Für etwas südlicher gelegene Gegenden aber mußte sich dieses Symbol sehr bald in das der vier Sonnenwenden umwandeln. Das ist also das vierspeichige Rad, das wir auf unendlich vielen Steinzeichnungen finden, sei es als Symbol, sei es als Kalenderzeichen für den Ablauf eines ganzen Jahres (Tafel 8). Auf der Tafel sind rechts deutlich die vier Jahressymbole erkennbar.

Es ist dann auch später und bis in die moderne Zeit ein astrologisches Symbol geworden. Es zeigt die vier wichtigen Trigonspitzen im Tierkreis.

Abb. 30. Tierkreis

Der Tierkreis ist dadurch entstanden, daß die Menschen, und zwar schon in sehr früher Zeit, alle Punkte, die die Sonne im Laufe eines Jahres am Himmel erreichen kann, in Form eines Streifens erkannt und unter Beziehung zu den Fixsterngruppen,



Abb. 31
Fibel von Klein Hesebeck aus der jüngeren Bronzezeit
Provinzialmuseum Hannover

durch die die Sonne läuft, festgelegt haben. Dieser Streifen der Sonne wurde in zwölf Teile zerlegt und jedem Teil ursprünglich der Name der Hauptfixsterngruppe beigelegt, die in Frage kam. Die Bezeichnungen wechseln nach den Völkern, die sich mit alter Astronomie befaßt haben, aber gewisse Bezeichnungen können als überall gleich angesehen werden.

Unsere Abbildung 30 zeigt einen Tierkreis, wie er in der Astrologie bis in die moderne Zeit noch üblich ist, und zeigt die Kreuze, die durch die vier Trigonspitzen entstehen. Da man astrologisch diese mit den vier alten Elementen in Beziehung gebracht hat, so heißen auch die Trigone und die jeweils drei Tierkreiszeichen, die ihre Ecken bilden, nach den Elementen die „feurigen", die „wässrigen", die „luftigen" und die „erdigen".

Wir erwähnen dies hier nur ganz flüchtig und ohne auf astrologische Einzelheiten einzugehen, um unseren Lesern den Zusammenhang von Dingen, die heute noch im Volksglauben und in den geheimen Wissenschaften im Gebrauch stehen, mit uralten Kalenderzeichen und religiösen Symbolen zu zeigen. Das Erbe unserer Ahnen ist hier wie in tausend anderen Verhältnissen ganz ungemein lebendig.

Kehren wir zum Kreis als Sonnensymbol zurück. Durch das eingezeichnete Kreuz wird der Kreis zum Rad, und diese Annäherung an einen praktischen Gebrauchsgegenstand führt dann auch dazu, daß der praktische Gebrauchsgegenstand dann und wann symbolische Bedeutung haben kann.

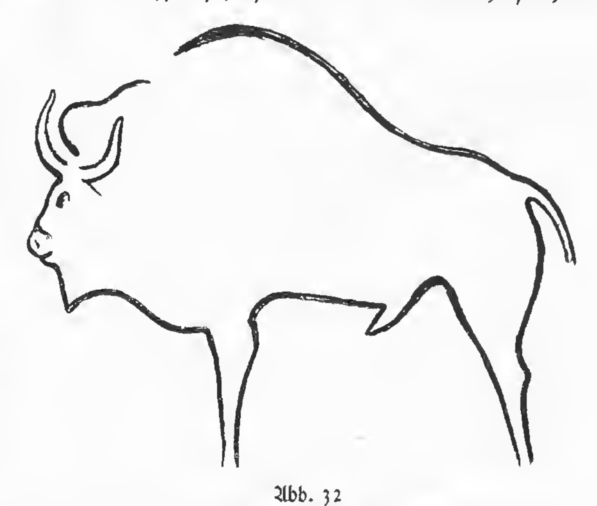


Abb. 32
Zeichnung aus der älteren Steinzeit, einen Bison darstellend

Wir werden später sehen, daß der Kreis als Lichtsymbol so stark ist, daß er auch als Grundriß für Gräber verwendet wurde, getreu der arischen Vorstellung, daß der Tote in das Licht zurückkehrt.

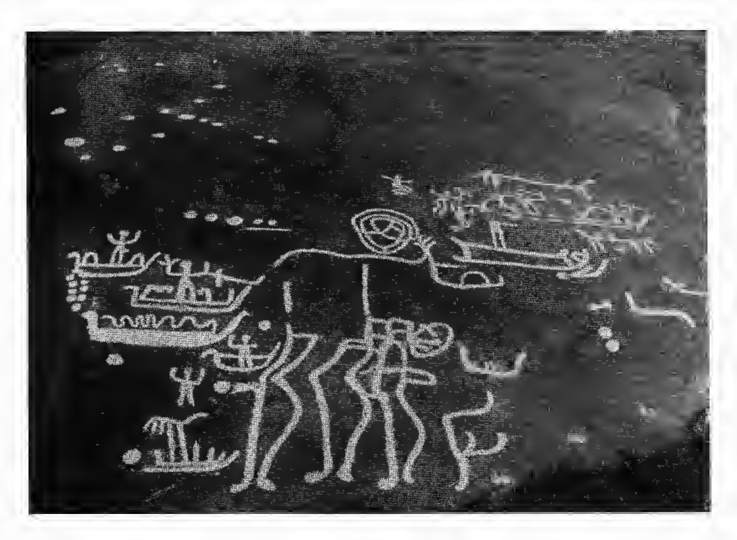


Abb. 33
Felszeichnung aus der Bronzezeit in der Provinz Bohuslän (Schweden)
Museum Göteborg

Die Kunst hat den Kreis als Sonnenzeichen in unendlich vielen Formen verwendet. Unsere Tafel 9 zeigt eine der schönsten künstlerischen Verwendungen, den berühmten Sonnenwagen des Kopenhagener Museums. Es ist eine Arbeit der Hallstattzeit. Ein Pferd zieht eine goldplattierte Sonnenscheibe und befindet sich mitsamt seiner Zuglast auf einem Wagengestell, dessen Räder wieder vierachsige Jahressymbole sind.

Die reiche Ornamentik der Sonnenscheibe selbst zeigt wiederum die Sonnensymbole mit sieben Ringen um einen Mittelpunkt, in sehr harmonischer Form zu einander in Beziehung gebracht. Die Verwendung des Sonnensymbols in der Form, wie sie uns der Sonnenwagen von Trundholm gibt, ist nicht etwa eine Erfindung der Hallstattzeit. Sie ist seit der älteren Bronzezeit üblich. Unsere Tafel 11, eine Gürtelschnalle der älteren Bronzezeit aus Langstrup in Nordseeland, zeigt in herrlicher Arbeit genau die gleichen Motive. Die Sonne ist hier als Spirale gefaßt, eine sehr früh schon beliebte Art, die uns noch häufig begegnen wird.

Unsere Textabbildung 31, die aus dem Provinzialmuseum Hannover stammt, zeigt eine Fibel der jüngeren Bronzezeit aus der Fundstelle Klein-Hesebeck. Wir sehen, wie hier das Sonnensymbol als Einzelgegenstand herausgegriffen und im Spiegelbild sich selbst gegenübergestellt wird. Dieses besonders schöne Stück zeigt mit großer Eindringlichkeit, wie das Symbolische zum Element der Kunst wird. Andererseits aber auch, wie der Mensch der Bronzezeit noch, und das bedeutet eine seelische Stärke für ihn, im Kunstgegenstand das Symbolhafte nicht vermissen wollte.

Der Ursprung der Kunst liegt in zwei Gebieten: im Magischen und im Symbolischen. Das Magische ist absichtlich naturalistisch, wie es unsere Leser aus der Tafel 5 der älteren Steinzeit deutlich erkennen können. Es handelte sich darum, durch möglichst große äußerliche Ähnlichkeit die magische Identität herzustellen



Abb. 34
Tonschale aus der Württ. Hallstattzeit. Altertümersammlung Stuttgart

(Abbildung 32). Je ähnlicher das Bild dem Original wurde, desto mehr war es magisch möglich, es an Stelle des Originals zu nehmen. Diese rein magische Auffassung, vielleicht Eigentum einer besonderen Menschenrasse, finden wir später, also etwa in der Bronzezeit, nicht mehr. Hier herrscht das Symbolische vor. Es kommt nicht mehr darauf an, naturgetreu zu sein, sondern symbolisch richtig zu sein. Der deutlichste Beweis liegt in den südschwedischen Felszeichnungen, die einen durchaus symbolisch-hieroglyphischen Charakter tragen und nicht etwa, wie einzelne Gelehrte glauben, von einer Negerrasse herstammen (Abbildung 33).

Nun zeigt sich im Laufe der Geschichte der Kunst, daß der symbolische Zweck mit der Zeit in den Hintergrund tritt, das ursprünglich der Symbolik entnommene Formelement aber beibehalten wird, da es den Anforderungen der Ästhetik entspricht, da es schön ist. Es erleidet naturgemäß Veränderungen, es wird dem praktischen Zweck oder auch dem herrschenden Schönheitsbegriff angepaßt, aber es verrät dem Vergleichenden meist sofort seine ursprüngliche Herkunft.



Tafel 8

Bronzezeitliche Felszeichnung aus der schwedischen Provinz Bohuslän

(Museum Göteborg)

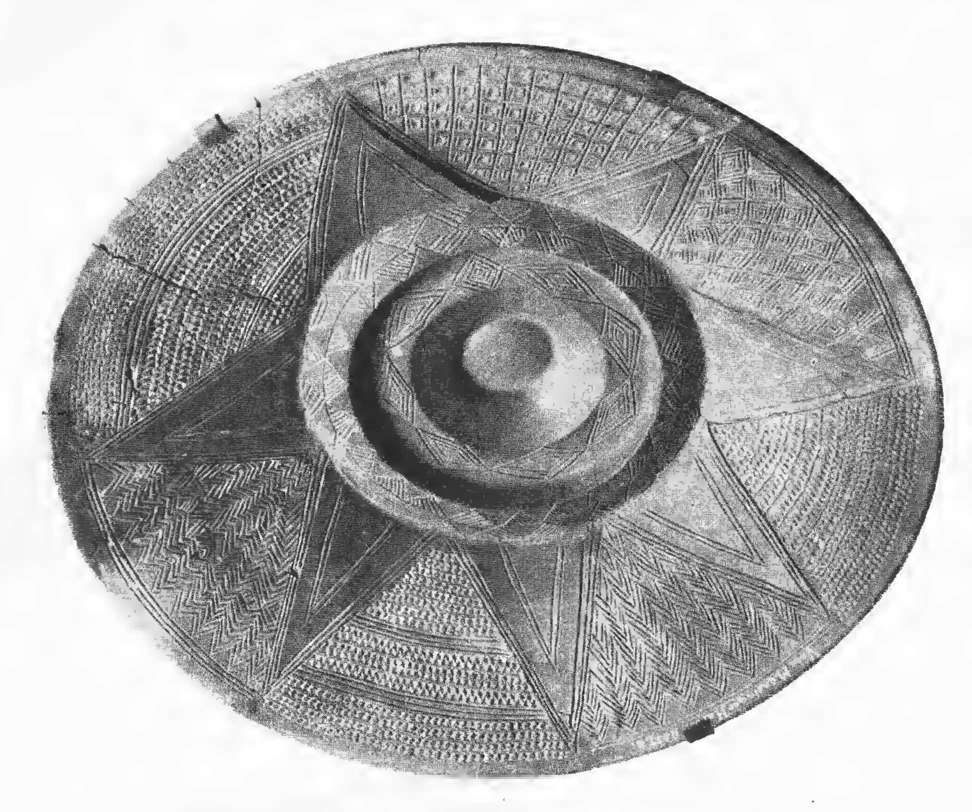


Abb. 35
Tonschale aus der Württ. Hallstattzeit. Altertümersammlung Stuttgart

Unsere Abbildung 34 zeigt ein schönes Stück aus der württembergischen Hallstattzeit, eine Tonschale. Wir sehen das Sonnenmotiv noch ganz deutlich, wenngleich schon eine ganze Reihe anderer Ornamentelemente sich eingedrängt haben. Das Sonnensymbol als Grundlage des Ganzen ist unverkennbar. Die Ringe sind noch in der Zahl von vier um die innerste Sonnenscheibe vorhanden. Die kleinen Sonnen sind als Ornamentteile sowohl in den Feldern, die die viereckigen Ornamente unterbrechen, als auch in den drei betonten Kreisen zu sehen. Nur bestehen sie hier aus drei Ringen. Auch das Sonnenrad ist noch verborgen da. Um den mittleren Sonnenkreis strahlt ein viereckiger Stern, dessen Spitzen auf den Punkten stehen, auf denen das dem Stern zugrundeliegende Radkreuz einst stand. Der alte Künstler hat also symbolische Elemente noch verwendet, ob mit symbolischer oder nur mit künstlerischer Absicht, ist sehr schwer zu sagen. Der Streit hierüber erscheint müßig. Das wichtigste ist die Lebenskraft der alten Symbole.

Ein weiterer Fund aus der württembergischen Hallstattzeit zeigt wiederum das alte Sonnensymbol, das aber „verständlicher" gemacht wurde durch die sieben Strahlen. Sehr schön sind die drei Ringe verwendet, während die Füllornamentik schon nichts mehr Symbolisches an sich hat (Abbildung 35).

Ein anderer, auch in der Stuttgarter Altertumssammlung aufbewahrter Fund

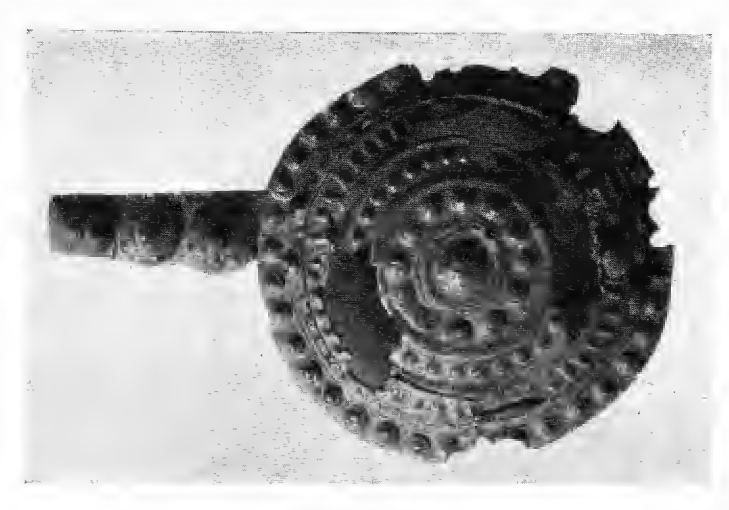


Abb. 36
Bronzene Fibel aus einem Grabhügel bei Belsen
Altertümersammlung Stuttgart

aus einem Grabhügel bei Belsen (Abbildung 36) zeigt das alte Sonnensymbol reiner. Diese bronzene Fibel hat ein Künstler gefertigt, der wohl noch genau wußte, was er symbolisch schuf. Die Mittelsonne ist von den zwölf Tierkreis-Sonnen umgeben. Künstlerisch sehr fein ist die Unterbrechung der Symbolanhäufung durch einen Kreis, in dem die Sonnen zu kurzen Stäben umgewandelt sind. Das ästhetische Gesetz war dem Künstler hier wichtiger als das symbolische, und er erreichte damit eine außerordentlich feine dynamische Wirkung. Es wird durch diese Unterbrechung das symbolische Mittelstück erst recht in vollstem Maße betont.

Um ein Beispiel zu zeigen, wie das Symbolische ganz versteckt auftreten kann, sei hier auf unsere Tafel 13 hingewiesen. Es sind das Bronzespangen aus dem neunten Jahrhundert nach Christi Geburt aus Norwegen. Wir sehen das Radspeichenelement noch, und zwar in doppelter Anordnung, das einemal gut sichtbar, nur in der Richtung in ein liegendes X verschoben, und das anderemal dieses durchquerend, aber nur in den Ausgangspunkten durch die Buckel angedeutet.

Ich möchte hier, wie bei manchen anderen Vorkommen nicht behaupten, daß der Künstler Symbolisches schaffen w o l l t e und möchte nicht insofern mißverstanden werden, als angenommen wird, ich sehe überall gewollt Symbolisches. Aber es ist zweifellos das Element, mit welcher Absicht auch immer es verwendet worden sein mag, symbolischer Natur.

Sehr deutlich tritt das in der Form der Radspeichennadeln oder, besser gesagt, der Sonnennadeln zu Tage.

Unsere Abbildung 37 zeigt zwei Nadeln aus der älteren Bronzezeit, die auf deutschem Boden in Gebrauch waren. Die Mainzer Nadel ist ganz einfach. Der symbolhafte Charakter ihres Schmuckteils ist deutlich erkennbar. Es ist der Sonnenkreis mit dem Kreuz über den vier Sonnwend-

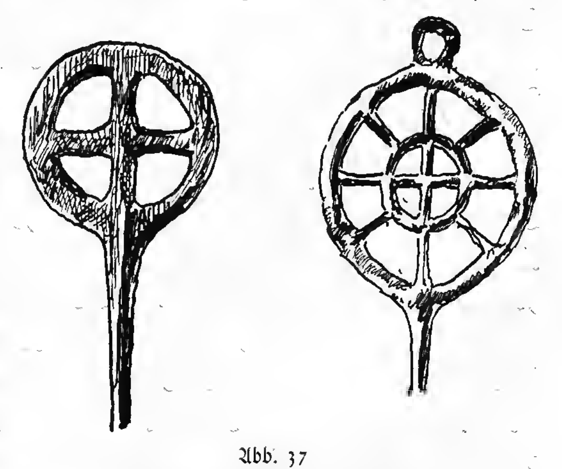


Abb. 37
Nadeln der älteren Bronzezeit
aus Mainz — aus Amberg

punkten. In der Amberger Nadel tritt anscheinend das Bedürfnis nach Stilisierung schon mehr in den Vordergrund. Der Schmuckteil der Nadel zeigt das einemal senkrechtes Kreuz im Kreise, das anderemal ein schräg gestelltes Kreuz, das Kreuz des neuen Lebens, über einen inneren Kreis. Aus dem schrägen Kreuz mit dem kleinen Kreise ist später das Rosenkreuz geworden, dessen Rose ja nur ein stilisierter Sonnenkreis ist.

Wie sehr diese Kreuzart sich erhalten hat — sie ist, da in der Bronzezeit aufkommend, vielleicht 2000 Jahre älter als das Christentum —, zeigen die Kranzanordnungen auf den Dorffriedhöfen, wo die Kränze noch ganz im Sinne des Sonnensymbols um die Kreuze gelegt zu werden pflegen.

Ebenso wie die Frau das alte ehrwürdige Symbol des von der Sonne vollendeten Jahres gerne an sich trug, ebenso ging es wohl auch dem Manne, und da gab es sich von selbst, daß sein Werkzeug, sein Messer und seine Waffe, der Dolch und das Schwert mit solchen Symbolen versehen wurden. Zwei ganz besonders schöne Beispiele aus der Bronzezeit gibt unsere Abbildung 38. Daß es sich hier um absichtlich symbolische Zutat handelt, geht schon daraus hervor, daß sie ganz entschieden auf Kosten der bequemen Handhabung angebracht wurde.

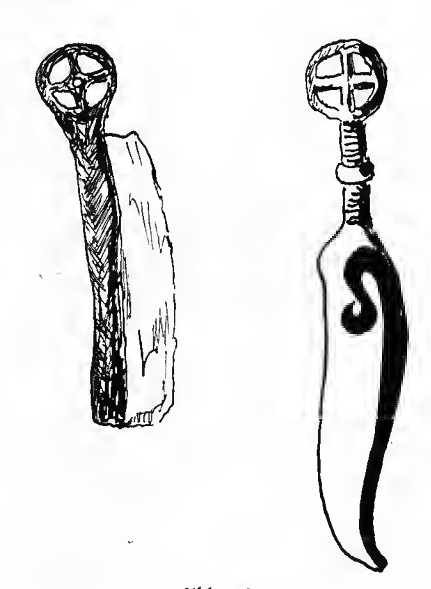


Abb. 38
Dänische Messer aus der jüngeren Bronzezeit

Es ist ungemein reizvoll, zu beobachten, wie ein Symbol aus der ganz einfachen Form mit der Zeit zu einem künstlerischen Formelement wird. Wie da der Geist des Menschen an dem Gegebenen arbeitet, wie er zunächst noch den Symbolinhalt treu wahrt, dann versucht, „Verschönerungen" der Form anzubringen, dann die Formelemente variiert und mit anderen Formen mischt, oft Unsinniges dabei mit hineinbringt und schließlich das Ganze so verarbeitet und verändert, daß tausend Menschen an einem solchen Gegenstand vorbeigehen können, ohne die Zusammenhänge mit dem alten einfachen Symbol mehr zu erkennen. Dann ist das Symbol zum reinen Kunstelement geworden.

Das Sonnenrad als kleine Schmuckscheibe findet sich schon am Ende der Steinzeit, so z. B. in den Pfahlbauten, wo es als Zinnrädchen auftrat. Wir sehen an diesem Rädchen die große Einfachheit, die fast hieroglyphische Richtigkeit des Symbols (Abbildung 39). In der älteren Bronzezeit schon beginnt die künstlerische Arbeit am rein Symbolischen. Das zeigt sehr deutlich die elsässische Sonnenscheibe. Die über den Sonnenrand hinausragenden zapfenähnlichen Teile der beiden übereinandergeschobenen Kreuze (nur das senkrechte ist in seinen Um-

rissen angedeutet) sind wohl noch symbolisch begründbar. Es liegt hier offensichtlich aber auch eine künstlerische Absicht zu Grunde, die dem Eintönigen der reinen Kreisumfassung Bewegung und Unterbrechung geben wollte.

Nun vergleichen wir, was aus diesen relativ einfachen Zierscheiben im Laufe von etwa 3000 Jahren geworden ist. (Tafel 15 und Abbildung 40.)

Auch diese Zierscheiben aus der alamannischen Zeit, das ist etwa 6. und 7. Jahrhundert nach Christi Geburt, und die zeitlich nicht viel differierenden aus der fränkischen Zeit sind Sonnenringe und aus Sonnen- und Jahressymbolen entstanden. Aber was ist daraus geworden? Auf unserer Tafel sehen wir oben links eine Zierscheibe, die noch kleine Sonnensymbole enthält. Das liegende Kreuz ist maßgebend, während das stehende in den inneren Kreis gerückt ist. Ein viereckiges Element in der Form eines rohen, auf der Spitze stehenden Quadrates hat sich eingeschlichen. Seine Spitzen stehen noch da, wo einst die Enden des stehenden Kreuzes standen. Rechts oben auf der Tafel ist das Ganze schon vollkommen verschoben. Das Kreuz mag hier schon christlich sein. Man hat das Gefühl, daß aus den Schweifungen des zweiten Kreises bald Figürliches oder betont Ornamentiertes entstehen muß. Dieser Schritt ist in der mittleren Scheibe in ganz überraschender und an indische Stilistik erinnernde Weise geschehen. Dabei zeichnet sich diese Scheibe, in der Kreuz und Kreis ihre Existenz in der alten Form verloren haben, durch eine Reihe von Symbolen aus, denen wir bisher noch nicht begegnet sind. Hierzu gehört das uralte atlantische der heiligen Doppelaxt, von der wir noch hören werden. Wir finden es im äußeren Kreise als Ornament zwischen dem Strichornament und versehen mit je zwei kleinen Sonnenscheibchen. Diese Sonnenscheibchen sind auch im übrigen auf den Schmuckgegenstand verteilt, ja selbst auf den Körper der menschlichen Figur, die an Stelle des Kreuzes getreten ist und ihre unnatürliche Haltung deshalb hat, weil sie anfängt, Ornament zu werden. Es kann sein, daß die eigentümliche Strichzeichnung auf Brust und Schultern der menschlichen Figur eine Irminsul ist, und wir bitten unsere Leser, diese Zeichnung mit unserer Abbildung 54 zu vergleichen.







Abb. 39
Zinnrädchen aus der Pfahlbauzeit (Anfang der Bronzezeit)
Ungarische Zierscheibe — Elsässische Sonnenscheibe
aus der älteren Bronzezeit

Ganz in das Ornamentale übergegangen ist die Darstellung auf der Scheibe links unten. Die Vermengung der Beine des Pferdes mit denen des Mannes, so daß beide zusammen fünf haben, wirkt komisch. Die eigentümliche Armhaltung der menschlichen Figur ergibt ein neues ornamentales Element, einen kleinen

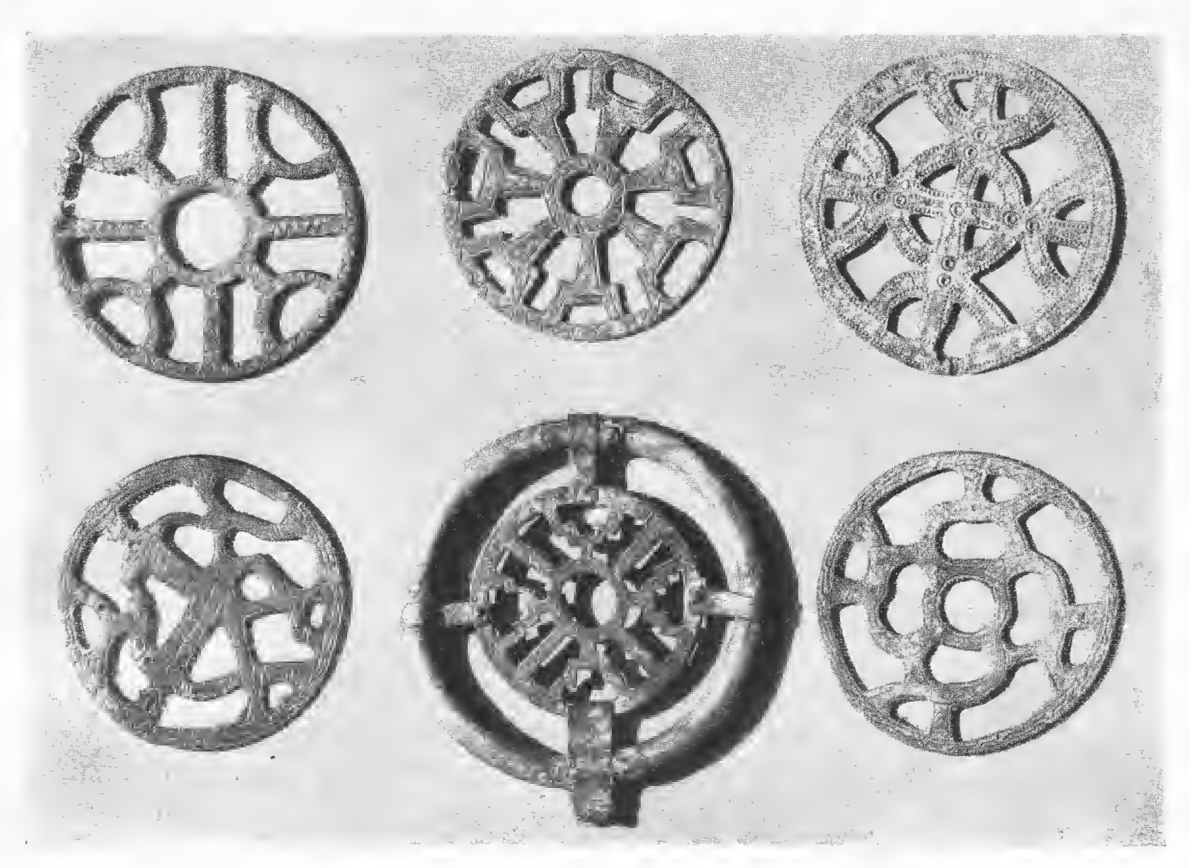


Abb. 40
Fränkische Zierscheiben. Museum der Stadt Worms

Halbkreis. Die Entwicklung dieses Elements sehen unsere Leser sehr deutlich in der Abbildung 40, wo sie geradezu tonangebend wird.

Auf der Tafel rechts unten ist alles Symbolische verschwunden. Es reitet ein Reiter auf einem Pferde, beide plump und ohne großes Geschick gezeichnet. Das eingestichelte Ornament ist ganz primitiv.

Die Zusammenstellung durch die Altertümersammlung der württembergischen Landeskunstsammlungen ist sehr instruktiv, gerade vom Gesichtspunkt der Wandlung aus dem Symbolischen in das rein Darstellerische.

Auf den fränkischen Zierscheiben unserer Abbildung 40 ist gleich von Anfang an das Element des kleinen Halbkreises zu erkennen. Auf der Zierscheibe links oben ist die Anordnung in zwei Kreuzen noch klar. Das senkrechte Kreuz hat noch unveränderte Balken, während das liegende Kreuz den äußeren Teil seiner Balken in Halbkreise umwandelt. Diese Form, sehr schön und einfach, wird in der Zierscheibe oben rechts noch dadurch voller gemacht, daß das stehende Kreuz durch den inneren Kreis durchgezogen wird und an seinen Balken selbst die Halbkreise trägt, die sich mit dem inneren Kreise berühren. Das liegende Kreuz, das bei dieser Stoffverbreiterung keinen Platz mehr hat, ist weggefallen.



Abb. 41
Der sogenannte Herrgott von Bentheim

Die Zierscheibe oben in der Mitte hat das Kreuzmotiv so variiert, daß es nicht mehr direkt zu erkennen ist. Interessant ist die Anordnung von sieben Armen, die vielleicht eine astrale Begründung (sieben Planeten) hat. Den Eindruck lebhafter Bewegtheit macht die Zierscheibe links unten. Die Halbkreise sind noch schwach zu erkennen, ebenso die vier Punkte, in denen das Kreuz im Sonnenrade steht, wenn gleich die Berührungen hier verdoppelt sind. Die Zierscheibe links unten zeigt große Verwandtschaft mit den Versuchen des alamannischen Künstlers auf unserer Tafel. Die Lösung des Problems mit den beiden Menschenkörpern ist sehr originell. Allerdings ist sie nicht ganz gelungen. Unsere Leser werden selbst die beiden unnatürlichen Stellen finden, an denen eine Verbindung mit dem Rand geschaffen ist, die symmetrisch ganz angenehm, aber in bezug auf die Körper, die das Ornament bilden, ungerechtfertigt ist.

Die Zierscheibe in der Mitte unten ist die Umkehrung der Scheibe links oben. Diesmal ist das liegende Kreuz unverändert, während das stehende die Halbkreise zeigt, die überdies in eine eckige Form umgewandelt sind. Die bronzene Scheibe liegt in einem Elfenbeinring, mit dem sie durch Verlängerungen des ursprünglichen stehenden Kreuzes verbunden ist. Das Motiv der Scheibe wirkt durch die sehr harmonische kreisförmige Umrahmung ganz besonders eindringlich.

Wir sahen hier bisher stets das Kreuz innerhalb der Sonnenscheibe als eine Fixierung und kräftig wirkende Verbindung der Sonnwendpunkte. Es kommt aber häufig auch vor, daß das Kreuz ohne den Sonnenkreis verwendet wird, und dies veranlaßt dann zu Verwechselungen mit christlichen Elementen. Wir müssen festhalten, daß das Kreuz nicht erst mit dem Christentum Einzug in der germanischen Welt gehalten hat, sondern Tausende von Jahren vorher schon da war.

Es finden sich durch ganz Europa alte, einsam dastehende Steinkreuze, die meist Mordkreuze genannt werden. Man zählt allein in Bayern mehr als 800, in Schlesien mehr als 600, in Sachsen mehr als 400. Es ist nun wahrscheinlich, daß die allermeisten dieser Steinkreuze aus christlicher Zeit stammen, mit Sicherheit aber stammen doch einzelne von ihnen noch aus vorchristlicher Zeit.

Wir werden später noch davon hören, mit welcher Hartnäckigkeit alle alten germanischen Kultstätten von den christlichen Missionaren und christlich gewordenen Fürsten vernichtet wurden. Wenn diese aber auf ein reines Kreuz stießen, so haben sie es schon aus Aberglauben sicher nicht vernichtet. Da wo also solche reinen Kreuze standen, als die christlichen Sendboten erschienen, sind sie unbehelligt geblieben. Das Kreuz als nordisch-atlantische Kalenderhieroglyphe hat sicher auch in Einzelaufstellung da und dort Verwendung gefunden. Im späten Mittelalter haben sich dann Sagen um diese einsamen Kreuze gebildet, die selbstverständlich Geschehnisse aus christlicher Zeit als maßgebend für die Kreuzerrichtung ansahen, denn daß das Kreuz schon ein heidnisches Symbol war, wußte damals niemand, solches Wissen würde auch wohl die Inquisition nach sich gezogen haben.

Ein grandioses Beispiel ist uns in der Form des sogenannten Herrgotts von Bentheim erhalten geblieben.



Abb. 42
Die Hieroglyphe Jahresmitte

Nahe an der holländischen Grenze liegt die kleine deutsche Stadt Bentheim mit dem fürstlich Bentheimschen Schloß, dessen älteste Teile bis in das 12. Jahrhundert zurückreichen. Im Schloßhof steht, unter Kastanien ziemlich versteckt, ein uraltes Kreuz mit anscheinend Christus daran (Abbildung 41). Es ist aber kein Christus und kein christliches Kreuz. Das Kreuz stand ursprünglich im freien Felde auf der Thingstätte des Volkes. Die Figur ist der Schwurgott des Tubanterlandes, die Armhaltung deutet die Hieroglyphe der Jahresmitte an. Diese Hieroglyphe (Abbildung 42) bedeutet „tir" oder „ziu". Die Sonne von der Jahresmitte ab ist also Tir, Tyr oder Ziu, eine ursprünglich symbolische Vorstellung, aus der später der germanische Gott wurde, der, wie es scheint, lange Zeit vor Odin das wachsende Personifizierungsbedürfnis der Germanen befriedigte. Hier in Bentheim trat er als Schwurgott auf, das heißt, feierliche Versicherungen wurden unter Anrufung seines Namens geleistet. Und welche Erinnerung in einem Volke! Heute noch wird in der Gegend der „liebe Herrgott von Bentheim" bei Versicherungen angerufen. Der Gott Tyr, in Skandinavien als Sigtyr einst hoch verehrt, steht da vor dem Kreuze nicht mit gekreuzigten Armen. Die hieroglyphische Haltung der Arme ist deutlich erkennbar. Er ist vollkommen bekleidet.

Die Armhaltung im Zeichen der Hieroglyphe ist das Charakteristische. So sehen keine gekreuzigten Arme aus. Die primitivsten ersten christlichen Darstellungen zeigen die Arme einfach gestreckt. Wir fügen hier eine sehr interessante Abbildung eines im Museum von Wiesbaden stehenden vorromanischen Türsturzes aus Geisenheim bei. Dieser echte Christus zeigt eine ganz andere Armhaltung als die des Herrgotts von Bentheim. (Abbildung 43.) Der Bildhauer wußte nicht, wohin mit dem Kreuz im beengten Raum. Darum hat er nur die beiden Kreuze der Schächer angebracht. Auch scheint er noch stark im germanischen Glauben selbst



Abb. 43
Vorromanischer Türsturz aus Geisenheim (Museum Wiesbaden)

gesteckt zu haben. Denn unsere Leser finden die Sonnenräder auf dem Stein und vor allem das alte atlantische Symbol der heiligen Doppelaxt über dem Christus. Eine weitere Abbildung, ein romanisches Kruzifix aus Bockhorst vom Ende des 12. Jahrhunderts aus dem Landesmuseum Münster zeigt deutlich in der Körperhaltung der Christusfigur den Gekreuzigten (Abbildung 44). Dieser Körper hängt, während der Herrgott von Bentheim steht, und beim Bockhorster Christus sieht man deutlich die Wirkung der Körperschwere auf die Arme, während die Oberarme des Schwurgottes, wenn er gekreuzigt anzunehmen wäre, dem Gesetz der Schwerkraft sinnlos widersprechen würden.

Eine wichtige Unterscheidung muß hier noch kurz besprochen werden. Wir fanden bisher das aufrechte Kreuz und das liegende Kreuz. Vom aufrechten wissen wir bereits seine Herkunft als eine Fixierung der Sonnwendpunkte. In der Sonnenscheibe ergibt es das Jahresrad. Das liegende Kreuz aber ist die uralte Hieroglyphe für die Wintersonnenwende und Jahreswende. Wenn wir dies Kreuz auf alten Grabstätten der Vorzeit finden, so ist die Symbolik ganz klar. Man wünscht dem Toten eine Jahreswende, ein neues Leben also.

Wir werden noch hören, wie lange und wie zäh sich trotz aller Verfolgungen die alten arisch-germanischen Vorstellungen in unserem Volke erhalten haben, ja. wie sie selbst heute noch nicht ausgestorben sind. Es ist daher ganz erklärlich, daß in den ersten Zeiten des Christentums in Deutschland eine fortgesetzte Vermengung von altheidnischen und neuchristlichen Vorstellungen und Symbolen stattfand.

Im Provinzialmuseum Bonn konnte ich eines der interessantesten Beispiele dieser Art finden (Tafel 16). Es handelt sich hier um ein Denkmal aus fränkischer Zeit, das in Moselkern gefunden wurde. So primitiv das Werk in bildhauerischer Hinsicht ist, so aufschlußreich in symbolischer. Offenbar handelt es sich hier



Tafel 9

Sonnenwagen von Trundholm

(Königliches Museum Kopenhagen)



Abb. 44
Christus von Bockhorst. Landesmuseum Münster

um einen Christen. In naiver Weise hat der Künstler den Kopf des Mannes so über das christliche Kreuz gestellt, daß der angenommene Leib des Mannes den senkrechten Kreuzbalken bildet und die Arme noch in der quadratischen Umrahmung gesehen werden können. Darunter aber taucht das urgermanische Element auf, scheinbar nur als eine künstlerische Variante des christlichen Kreuzes, sicher aber symbolisch anders gedacht. Hier handelt es sich um den damals noch fest gegründeten, wenn auch offiziell schon zu verbergenden altgermanischen Lichtglauben. Unter den christlichen Elementen steht mächtig und dem Ganzen eigentlich Richtung gebend die Hieroglyphe der Wintersonnenwende, das alte Malkreuz da. Es ist auch psychologisch ein ungemein interessantes Stück. Man glaubt wohl an den Erlöser und wird sich hüten „nichtchristlich" zu sein, aber zur Sicherheit verwendet man doch das alte Auferstehungssymbol der germanischen Weihenacht, das Kreuz der Jahreswende! Möge dem Toten im Licht eine neue Umkehr werden, wie der Sonne in der Wintersonnenwende, möge ihm ein neues Leben erstehen! Das ist der Sinn dieser Hieroglyphe, wenn sie auf Gräbern steht. In der Mitte des Malkreuzes steht noch ein senkrechtes Kreuz, das wir vielleicht wieder als ein Zugeständnis an das Christentum betrachten dürfen und namentlich deshalb, weil es im Verein mit den beiden Kreuzen zu seiten des Kopfes zu denken ist.

Das Malkreuz ist der Ursprung einer der interessantesten Entwickelungen auf symbolischem Gebiete. Es ist der Vater der heiligen Doppelaxt, die nicht nur die germanische Welt beherrscht, sondern überall da auch, wo die Kultur von Atlantis ihren Einzug gehalten hat, also im ganzen Mittelmeerbecken und da vor allem auf Kreta, in Ägypten und in Nordwestafrika zu hoher kultischer Bedeutung gelangte.

Unsere Abbildung 45 zeigt die Entwicklung der heiligen Doppelaxt aus dem Malkreuz. Diese Entwicklung ist außerordentlich interessant. Nicht nur, weil sie zeigt, wie ein Symbol zum Motiv für eine Waffe wird, sondern auch wie eine starke Kultur mit ihren Trägern auch ihre Symbole verbreitet. Die altatlantische Doppelaxt ist auf dem Kulturweg der Atlantiker mitgegangen. Ihre hieroglyphische Form (Nummer 1 und 2) finden wir häufig als Kalenderzeichen auf Steinen oder als Symbol auf Gräbern. Wir hatten soeben bei Besprechung des Geisenheimer Türsturzes hierzu Gelegenheit. Wir finden sie im ganzen Mittelmeergebiet, sie kommt schon vor dem alten Reiche mit den wahrscheinlich atlantischen ersten Königen, „den Sperbern", nach Ägypten und findet in der atlantischen Kultur der Bronzezeit auf der Insel Kreta ihre besonders liebevolle Pflege. Man fand bei den Ausgrabungen im Königsschloß von Knossos als ein besonderes Heiligtum die aufgerichtete heilige Doppelaxt, wie sie unsere Abbildung 45 in Nr. 3 zeigt. Der aus drei Stufen bestehende Fuß erinnert noch an die drei Wälle der atlantischen Königsburg, wie sie uns in Platons Dialogen des Timaios und Kritias geschildert wird. Die Axt selbst ist in der Form leicht veredelt, aber nicht ver-

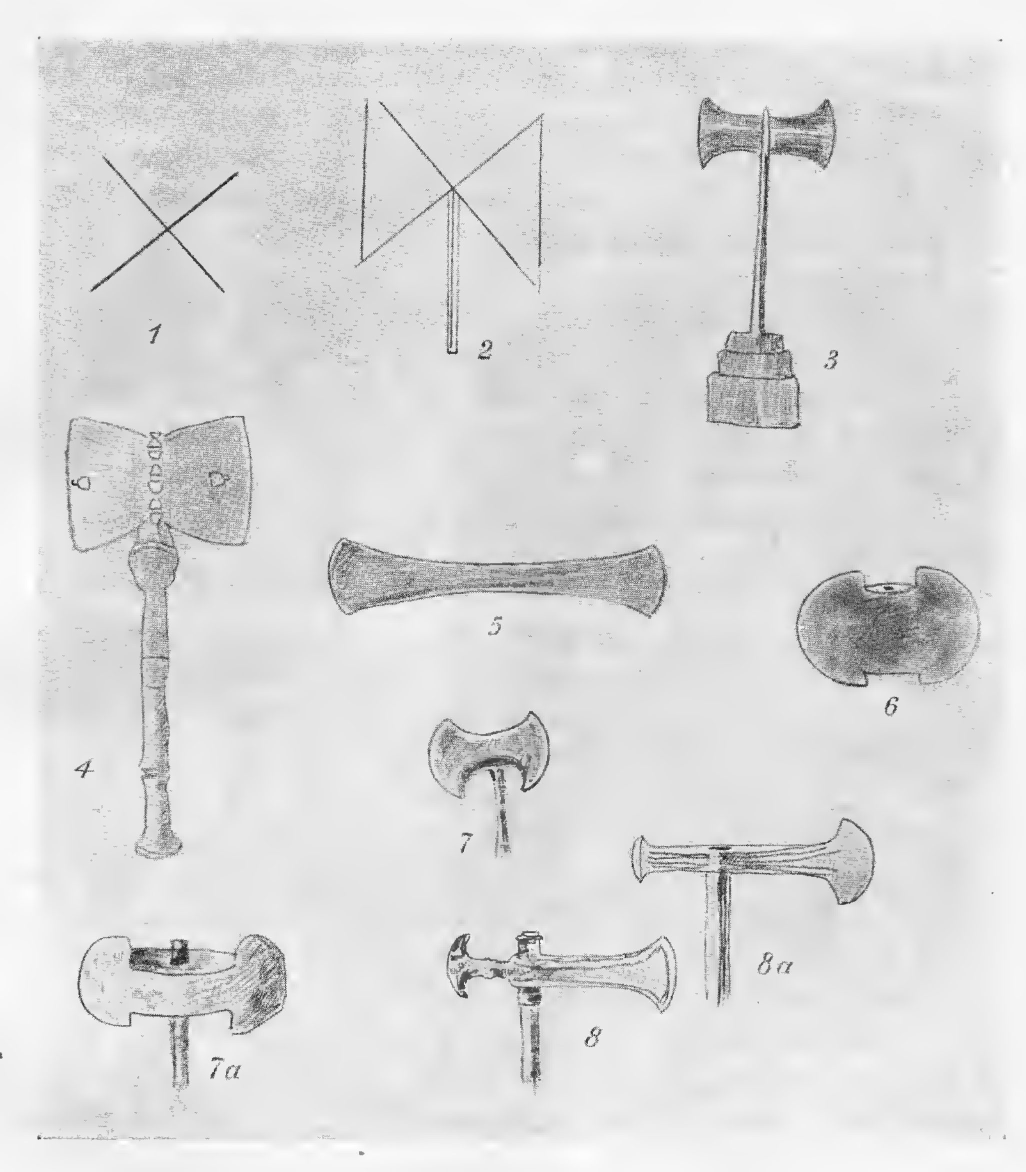


Abb. 45

Entwicklung des Symbols der heiligen Doppelaxt.

1. Die atlantische Jahreswende-Hieroglyphe. 2. Die atlantische heilige Doppelaxt. 3. Die heilige Labrys aus dem kretensischen Königsschloß in Knossos (Bronzezeit). 4. Heiliges Kultgerät des nordwestafrikanischen Schungodienstes. (Gegenwart). 5. Cyprisch-kretensische Kupferbarren in Form der Doppelaxt, in Schweizer Pfahlbauten (Stein-Kupferzeit) gefunden. 6. Bernsteinschmuckperle aus der nordischen Steinzeit. 7a Heilige Doppelaxt als Waffe in der Steinzeit. 7., 8. und 8a Umwandlung in der nordischen Bronzezeit.

ändert. Vergleichen wir ihre Form mit den heiligen Doppeläxten der früherliegenden Steinzeit, wie sie unsere Abbildung 45 in Bild 7a gibt, so ist die Ähnlichkeit auffallend. Daß die Axt auch als Talisman oder mindestens als symbolisch beeinflußter Schmuckgegenstand schon in der Steinzeit im Gebrauche war, zeigt das Bild 6 der Abbildung 45. Die Bernsteinperle hat eine etwas plumpere Form, aber diese ist doch ohne jeden Zweifel der heiligen Doppelaxt entnommen. Es bleibt der Phantasie der Leser überlassen, warum die aus Cypern und Kreta kommenden Kupferbarren der Stein-Kupferzeit, die auf dem Handelswege bis in die Pfahlbauten der Schweiz gelangten, ebenfalls die Form der Doppelaxt haben. Man kann da zu verschiedenen Deutungen kommen. Am wahrscheinlichsten ist wohl die folgende: Das neu gefundene Metall, das Kupfer, war in der allerersten Zeit ungeheuer wertvoll und wurde, wie das stets auch beim Gold und später bei der Bronze und selbst beim Eisen der Fall war, zunächst zu kultischen Geräten verwendet. Der Kultzweck aber rief, ohne daß wir uns hier einer zu komplizierten Deutung schuldig machen würden, ganz natürlicherweise auch eine kultische Form des zu verkaufenden Materials hervor. Mag sein, daß man im Laufe der Jahrhunderte dann den kultischen Ursprung der Barrenform des Kupfers vergaß und es eben, weil es so Sitte war, in dieser Form weiter herstellte.

Daß ein neues Material für Kultgefäße und Werkzeuge in den Augen der es zum ersten Male benützenden Menschen auch eine neue magische Kraft verkörperte, erkennen wir an der Bedeutung, die das Eisen noch heute im Volksglauben fast der ganzen Welt hat. Das Eisen verscheucht die Dämonen. Im Orient genügt es, das Wort „Eisen" auszusprechen, um gegen Dämonen geschützt zu sein. Das glückbringende Hufeisen, das wir heute noch aufheben oder das an die Türen der Häuser gehängt wird, ist nicht Glück bringend, weil es ein Hufeisen ist, sondern weil es Eisen ist. Es schützt gegen die finsteren Mächte, wie es einst, als es zum ersten Male in Menschenhand kam, die Dämonen und Geister der Bronzezeit kultisch überwand, als Material für den Kult an einer neuen Gottheit.

Wenn die Menschen geahnt hätten, welche Dämonen das Eisen wachrufen würde, welches Meer von Blut, welche Ketten der Versklavung das Zeitalter des Eisens mit sich bringen würde, sie wären wahrscheinlich bei der Bronze geblieben und hätten das Eisen nicht als Schutz gegen die Dämonen, sondern als die Sendung des schlimmsten aller Dämonen an die Menschheit aufgefaßt.

Heilige Äxte aus Eisen finden sich wohl im nordisch-germanischen Kulturkreis nicht. Es sei denn, daß es sich um Nachbildungen handelt, bei denen die symbolische Bedeutung und die kultische Verwendung gar nicht mehr in Frage kommen.

In den Randgebieten der alten Atlantiskultur, also in Mittelamerika und in Afrika, finden wir die atlantische Doppelaxt noch als Kultgegenstand. Unsere Abbildung 45 zeigt in Nr. 4 eine solche Axt, die im westafrikanischen Schungo-Götzendienst bei heiligen Tänzen verwendet wird. Man fand in Westafrika auch noch

ein Heiligtum, in dem die Doppelaxt aufgestellt war und verehrt wurde, obwohl die verniggerte Rasse, die heute die Reste arisch atlantischer Urkultur verwendet, keine Ahnung mehr davon hat, was sie bedeuten. Im nordischen Kulturkreis hat die heilige Doppelaxt in der Bronzezeit Veränderungen erlitten, die künstlerischen Motiven ihr Dasein verdanken mögen. Praktische Gesichtspunkte waren jedenfalls bei der Konstruktion der Äxte nach Nr. 8 und 8a unserer Abbildung nicht maßgebend, denn sowohl in der Eigenschaft eines Werkzeugs als auch in der einer Waffe waren diese Äxte nicht so gut zu verwenden wie mannigfache andere Formen. In der Nr. 8 erkennt man an dem linken Teile der Axt noch deutlich,

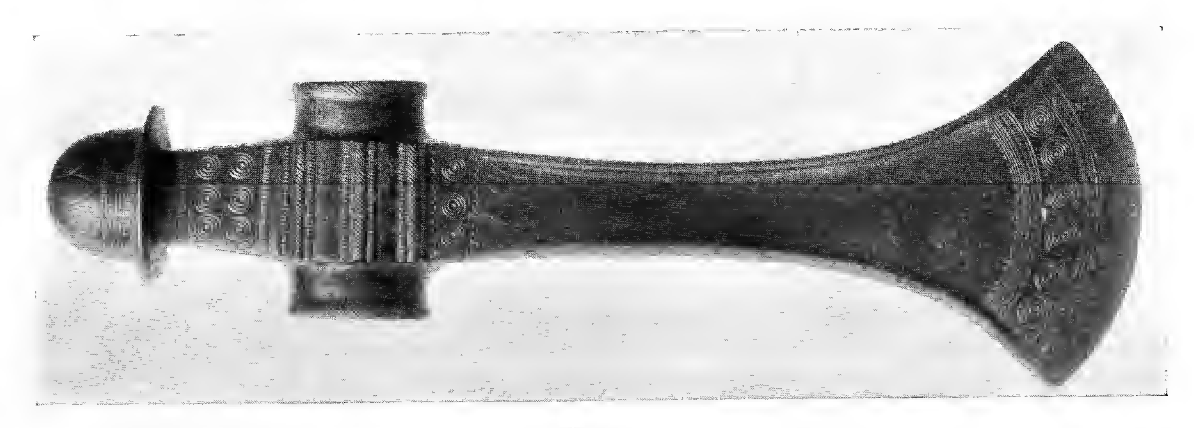


Abb. 46
Bronze-Axt aus Lundby, Prov. Halland
Historisches Staatsmuseum, Stockholm

woher er stammt, in 8a ist die alte Form schon abgeschliffen, und später treffen wir dann auf Streitäxte, bei denen die linke Hälfte verkümmert ist und sich zu einem Knopf verdichtet.

Ein besonders schönes Exemplar einer solchen Axt besitzt das Historische Museum in Stockholm. Es stammt aus Lundby in der Landschaft Halland (Abbildung 46).

Es kann nicht Aufgabe dieses Buches sein, die nordischen Symbole auf der ganzen Erde zu verfolgen. Wir würden gerade bei der heiligen Doppelaxt zwar sehr anregende Parallelen finden, so namentlich in Ägypten, wo die alten atlantischen Symbole schon vor der ersten historischen Dynastie Eingang gefunden haben und Osiris als der hammerführende Gott nichts anderes ist als der Gott, der den Übergang vom Lebensjahr durch den Tod in das neue Jahr neuen Lebens leitet. Daher ist auch sein Mysterienname Amenti, das ist der Westen, das Land, wo das tote Atlantis in den Fluten ruht. Daher ist Osiris auch der große Totengott.

Auf die Doppelaxt, wie sie sich zu Thors Hammer umgewandelt hat, werden wir noch im Abschnitt von den germanischen Göttern zu sprechen kommen.

Nach diesem kurzen Excurs über die Entwicklung der Malkreuz-Hieroglyphe müssen wir noch einmal zum Kreise zurückkehren, der in seiner Eigenschaft als Sonnensymbol von größter Bedeutung ist.

Wollen wir zunächst feststellen, was die deutungsarme und ganz nüchterne, dabei noch stets von der Ansicht, daß die Kultur aus dem Orient stammt, beeinflußte Wissenschaft sagt: Steinkreise finden sich um Gräber wie um Heiligtümer. (Von den Gräbern werden wir noch sprechen.) Bei Heiligtümern ragt ein mächtiger Stein oder eine Pyramide empor, die als Sitz der Gottheit gedacht sind. Diese Gottheit muß natürlich eine orientalische Sonnengottheit sein. Das Vorbild für diese hohen Sitze der Götter war der natürliche Berg, etwa der Ida der Griechen und der gewundene Weg zu diesem Berge ist das Vorbild des Labyrinths. Dabei wird es als höchst bemerkenswert hingestellt, daß das Labyrinth wie es auf kretischen Münzen des 5. Jahrhunderts dargestellt ist, Linie für Linie in dem Steinkreis von Wisby (Schweden) sich wieder findet, der wahrscheinlich aus der Wikinger Zeit stammt. Mit diesen Angaben ist nicht viel ausgerichtet. Die Symbolvergleichung bringt allein leitende Gedanken. Und diese Symbolvergleichung zeigt sofort, daß es sich bei Gräbern einer bestimmten Zeit und bei den kreisförmigen Heiligtümern symbolisch um das Gleiche handelt. Das Grab führt den Toten in das Licht und der Dienst im Heiligtum ist ein Dienst am Licht. Daher haben beide das gleiche Symbol als architektonisches Grundelement.

Es ist ganz natürlich, daß man dem Heiligtum in dem man Lichtgottesdienst verrichtet, auch die Form des großen Lichtsymbols, den Kreis gibt. Doppelt natürlich, wenn wir bedenken, worüber wir noch ausführlich berichten werden, daß in den Heiligtümern der arischen Bronzezeit auch eine sehr genaue astronomische Himmelsbeobachtung stattfand und man die Steinsetzung zur Fixierung astronomischer Gegebenheiten verwendete. Hier ergibt sich die Nachbildung des scheinbaren Kreises der Sonnenbewegung um die Erde ganz von selbst. Da nun aber die Sonne bei ihrem Aufgang nicht den gleichen Ausgangspunkt wie am Tage vorher hat, sondern vom Frühjahr an weiter nach Norden, vom Herbst an weiter nach Süden rückt, so bildet ihre scheinbare Bewegung um die Erde keine Kreise sondern Spiralen, deren Bild auf der Ebene das sogenannte Labyrinth ist. Wo wir auf Labyrinthe treffen, dürfen wir annehmen, in ihnen symbolische Darstellungen der Sonnenbahn zu finden. Ein sehr schönes Labyrinth befindet sich auf der Insel Ranö in der schwedischen Provinz Halland. (Abbildung 47.) Sofern aber andere astronomische Zwecke im Vordergrund standen, wurden die Stationen, die dann auch wohl als Heiligtümer verwendet wurden, auch anders aufgestellt. So finden wir eine Anordnung in hohen Steinreihen beim französischen Dorfe Carnac-Menec, die aus der Steinzeit stammen. Es waren einst weit über dreitausend



Abb. 47
Labyrinth auf der Insel Ranö in der Schwedischen Provinz Halland
Museum Göteborg

mächtige Menhire (Steinsäulen), die Gassen von 1500 Meter Länge bildeten. Die ganze Anlage bedeckte eine Fläche von 4 Kilometer Länge und 300 Metern Breite, also 1,2 Millionen Quadratmeter! Man steht staunend vor der Gewalt dieser Ausdehnung. Ein Vergleich aller Steinsetzungen mit dem Gang der atlantischen Kultur erlaubt es ohne Zweifel zu behaupten, daß diese Art der Heiligtumserrichtung atlantischen Ursprungs ist. Der künstliche ringförmige Hügel, den wir in West- und Mitteleuropa gelegentlich finden, ist eine Nachbildung der atlantischen Burg, die mit ihren drei Wallringen selbst wieder die symbolische Sonnenform hat.

Steinkreise finden wir als Heiligtümer da, wo die Kultur von Atlantis hingedrungen ist. Es wird daher nicht überraschen können, daß wir einen sehr charakteristischen Steinkreis in Nord-Liberia, also in Nordwestafrika, dem alten Randgebiete von Atlantis finden und eben einen solchen bei Salisbury in England, den weltberühmten Stonehenge.

Unsere Abbildung 48 zeigt außer einer Skizze dieses Stonehenge, auch eine Rekonstruktion die nur den Zweck hat, unsere Leser eine Vorstellung gewinnen zu

lassen. Wir dürfen nicht vergessen, daß sowohl die fanatischen ersten Christen als auch Naturereignisse und der „Zahn der Zeit" der hier an den frei stehenden Steinen nagte, auch die Vegetation die zerstörend auf die Steine wirkte, manchen einst mächtigen Kreis bis zur Unkenntlichkeit veränderten. Die Christen trugen oft unter größten Anstrengungen die „Teufelssteine" Kilometer weit in den Wald und warfen sie dort zerstreut umher.

Unsere Tafel 18 zeigt den Rest eines großen Steinkreises bei Blomsholm im Kirchspiel Skee in der Bohuslän-Landschaft. Der Steinkreis soll erst im



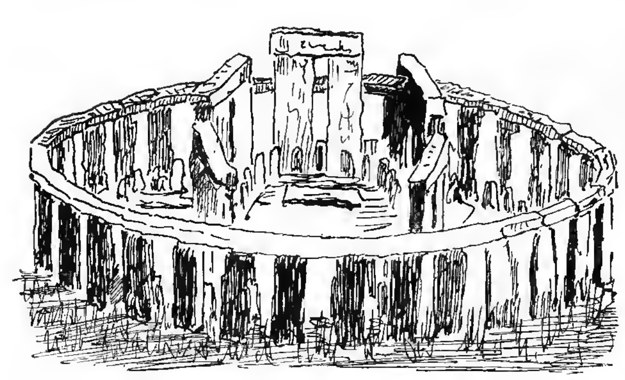


Abb. 48
Stonehenge
(Oben: wie es heute aussieht. Unten: wie es einst ausgesehen hat)

ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung aufgestellt worden sein, ist also nicht so alt wie seine großen Brüder in England und Liberia. Aber er ist jedenfalls von Menschen des alten Glaubens errichtet worden.

Man kann die Behauptung hören, daß hinter diesen Steinkreisen gar nichts zu suchen sei, daß sie lediglich die Thingstelle, also den Platz für Volksberatung und Gericht darstellen. Nun ist es ohne weiteres klar, daß die Steinkreise auch für diesen Zweck gedient haben können, aber ihre soziale Verwendung und ihr symbolischer Ursprung sind nicht dasselbe. Ohne uns hier in die genaue Untersuchung aller auf uns gekommenen Steinkreise verlieren zu können, muß doch gesagt werden, daß unendlich viele Beweise dafür da sind, daß das Kultische maßgebendes Baumotiv war und daß dieses Kultische einerseits astrale Elemente vereinigt, im Ganzen also astralmythologischen Ursprung hat. Die Anordnung beispielsweise der Steinsetzungen von Carnac, in die das französische Dorf Menec hineingebaut ist (unter Verwendung der Steine als Baumaterial) zeigt einen Steinkreis als innerstes Heiligtum.



Maler: Paul Dahlen, Wiesbaden.

Tafel 10.

Wiesbaden. Römischer Gutshof im Rabengrund.

zu dem Steingassen, die unter einander durch kleine Mauern verbunden waren und auf diese Weise abgeschlossene Räume bildeten, hinführten. Man kann sagen, daß sich die ganze Anlage teilt in einen Säulenhof, der als Vorhof gelten kann, in einen Säulenbezirk der ummauert war und den Hauptraum des Tempels bildete und in ein Allerheiligstes, das in Form eines doppelten Steinkreises sich darstellt. In groben Zügen also ein Bild, das sich in den ägyptischen Tempeln wiederfindet, die ja maßgebend auch für den Salomonischen Tempel Jerusalems waren. Nur ist das Motiv in der Steinsetzung lediglich auf den Grundriß beschränkt. Den Aufbau nach oben, hat erst die altägyptische Baukunst dazugefügt. Daß aber Ägypten symbolisch-kultisch von der atlantischen Kultur schöpferisch beeinflußt war, darüber besteht heute wohl kein Zweifel mehr.

Eigentümlich berührt es, daß dieser Platz in Frankreich Carnac heißt, also lautlich genau so wie das ägyptische Karnak, in dem ein sechzehn Reihen aufweisender Tempel mit fast gleichem Grundriß, wahrscheinlich im dritten Jahrtausend vor Chr. Geb. errichtet wurde. Die heilige Straße vom ägyptischen Karnak nach Luxor, zeigt ein Spalier von Widdersphinxen (astralen Symbolen für die Zeit, in der die Sonne im Frühlingspunkt im Tierkreiszeichen des Widders stand), das durch Tore (Pylone) führt. Diese ägyptischen Pylone sind in ihrem architektonischen Grundgedanken genau so konstruiert, wie die in Stonehenge: zwei mächtige Steinpfeiler, die oben einen Querbalken aus Stein tragen. Die von Steinmonumenten eingerahmten heiligen Straßen finden sich auch in England und ihre Spuren überall da, wo die Megalithkultur Einzug gehalten hat.

Man fand auch in Deutschland ihre Spuren, so bei Helmstedt, bei Lüneburg und auf dem Odilienberg im Elsaß. Dr. Robert Forrer, der die Ausgrabungen am Odilienberge machte, schreibt hierüber: „Dort stand bis 1733, in welchem Jahre er urkundlich erst abgebrochen wurde, auf dem obersten Plateau der sogenannte „Heidentempel", nämlich sechs rohe, mächtige Steinsäulen, die in Kreisform um eine in den Felsen gehauene runde Vertiefung aufgestellt und in merovingischer Zeit durch Bischof Leodegar von Autun geweiht, d. h. christianisiert, in eine christliche Kapelle umgewandelt worden waren. Eine alte davon noch erhaltene kleine Skizze zeigt die Säulen mit einem kleinen runden Dache überdeckt — dem in seiner Grundform ja gleichfalls uralten und gleichfalls dem Sonnen- und Feuerkult dienenden Vestatempel in Rom ähnlich, mit dem Unterschiede nur, daß bei diesem an die Stelle der rohen Megalithsäulen behauene Rundsäulen gesetzt worden sind. Es ist nun merkwürdig, daß ich anläßlich meiner Grabungen auf dem Odilienberge 1898 unterhalb jenes obersten Plateaus auf einer vorgelagerten Wiese mit spätneolithischen Scherben eine Art Miniaturbild dieses Steinkreistempels in Gestalt von mehr als 100 kleinen, künstlich zugeschlagenen Sandsteinklötzen fand, welche in mehreren ineinander gelegten Kreisen bis etwa 1,70 Meter Durchmesser angeordnet, im Sande lagen und von denen einige allem Anscheine nach quer über die anderen gelegt waren — eine Art urzeitlicher Kinderbaukasten."



Abb. 49
Schiffssetzung bei Blomsholm in der schwedischen Provinz Bohuslän
Museum Göteborg

Uns erscheint dieser „Kinderbaukasten" allerdings mehr ein urzeitliches astronomisches Notizbuch gewesen zu sein. Wir werden später noch sehen, in wie hohem Maße bei unseren Ahnen die Astronomie entwickelt war, eine ganz natürliche wissenschaftliche Entwicklung aus kultischer Grundlage.

Das Alter der Steinkreise ist sehr verschieden. Sicher ist, daß sie zum Teil schon am Anfang der Steinzeit bestanden. Die englischen hat man unter Bezugnahme auf entsprechende Stellungen der Sonne bei Mittsommeraufgang in die Jahre 1400 bis 1200 vor Chr. Geb. datiert.

Wir finden im Norden Steinsetzungen in Schiffsform. (Abb. 49.) Diese Art hat mit den alten Steinkreisen nichts mehr zu tun, sondern bildet ein Denkmal unter symbolischer Beziehung zum Boot als Fahrzeug des Gottes in der Wintersonnenwende. Der Einzelstein als Denkmal kommt im Norden eigentlich erst in der Wikingerzeit auf. In England, Frankreich und Deutschland gibt es Einzelsteine schon in wesentlich früherer Zeit. Zweckmäßig als Gedenkstein war der Einzelstein erst in einer Zeit, in der das Grab selbst als Denkmal nicht mehr genug war. (Vergl. Abschnitt „Das Haus der Toten"). Man grub dann in die einzelnen Steine symbolische Zeichen ein, die sich im Lauf der Zeit zu Ornamenten und Inschriften verwandelten und die Ahnen unserer heutigen, nicht immer sehr geschmackvoll gehaltenen Grabsteine bilden. Der moderne Grabstein in der Schar seinesgleichen auf

einem Friedhof stehend, hat ja gar nicht mehr die Berechtigung zur Existenz, wie sein alter Ahne. Denn bei dem Ahnen handelte es sich darum, weithin sichtbar zu sein, die Menschen zu rufen und ihnen zu sagen, daß hier ein großer Mann ruhe oder daß hier eine große Tat geschehen sei. Sein Motiv war die sichtbare Unterbrechung des Landschaftsbildes. Diese Aufgabe ist längst verloren gegangen und nur da klingt sie noch an, wo in einsamer Bergwelt oder auf weiter Heide ein Mensch es vorgezogen hat, auch im Tode sich von der Herde zu trennen und allein auf seinen Gott zu warten.

Aus den nordischen Bautasteinen, sind dann zusammengesetzte Denkmäler entstanden und später noch auch Ehrenbauten für noch Lebende. Von der speziellen Entwicklung der Denksteine sprechen wir noch in einem späteren Abschnitt.

Es sei nur noch einmal auf die interessante Wandlung hingewiesen, die Gegenstände der Urzeit im Laufe der Jahrtausende durchgemacht haben. Der gewaltige Megalithklotz wird zum Gedenkstein, zum ägyptischen Obelisken, zum Steinkreuz, zum Grabstein und zur Stele, zum Runenstein und zur Säule.

Das uralte kultische Symbol des Sonnenrades oder Jahresrades wird zum Amulett, zum Ornament christlicher Baukunst und endet als Anhänger an Halsketten oder Uhrketten moderner Menschen, die keine Ahnung mehr davon haben, wie Kreuz und Kreis, Sonne und Trigone, wie ihr kleiner runder Anhänger mit dem Heiligsten unserer Ahnen zusammenhängen.

Es ist bei den spärlichen und zumeist noch absichtlicher Zerstörung zum Opfer gefallenen Resten, die uns ein Bild von der erhabenen Lichtreligion unserer Ahnen geben, als ein großes Verdienst zu betrachten, daß es einigen deutscher Kulturfundierung dienenden Forschern und namentlich dem temperamentvollen Wilhelm Teudt gelungen ist, sehr Wichtiges in dieser Hinsicht in Deutschland aufzudecken und zu deuten. Und selbst wenn sich einige seiner Folgerungen nicht aufrecht erhalten lassen, so ist doch sein Verdienst nicht geringer. Es war wirklich an der Zeit, dem Aberglauben der Wissenschaft vom Licht aus dem Osten zu Leibe zu rücken und die Bedeutung nördlicher, sei es nordatlantischer, sei es germanischer Kultur für die Gesamtkultur der Welt in jenes richtige Licht zu rücken, aus dem es durch die Christianisierung Germaniens und die Überschätzung asiatischer Kulturen mit Gewalt gerückt wurde.

Wir haben im Herzen von Deutschland in der Nähe der reizvollen Stadt Detmold, in der Gegend des Teutoburger Waldes und der Lippequellen ein Zentrum altgermanischen Kultus, jenes Zentrum, das die Römer angriffen, um durch seine Vernichtung die moralische Vernichtung Germaniens zu vollenden. Es ist daher mit besonderem Furor teutonicus von Armin und den Seinen in der Schlacht am Teutoburger Wald römischem militärischen Zugriff verboten worden. Es erlag erst der Übermacht Karls des Großen und seiner militärischen Christianisierungsmethode. Wer sich in alte Symbole je vertieft hat, aber auch jeder Deutsche, der



Abb. 50
Die Externsteine bei Detmold

sich über seine Urgeschichte, die ihm ja geflissentlich in der Schule vorenthalten wurde, Gedanken macht u. Belehrung gesucht hat, wird mit dem Gefühle tiefster Ehrfurcht vor jenen gewaltigen Felsen stehen, die dicht westlich von Horn (südlich Detmold) mächtig aufragen und zu deren Füßen ein einst heiliger See das waldige Ufer spiegelt. Es sind die Externsteine (Abbildung 50).

Wir wissen von ihnen, daß das Paderborner Kloster auf ihnen im Jahre 1120 eine Kapelle bauen ließ. Aber die Baukunst der Mönche war nicht in der Lage, das Bestehende so zu verändern, daß seine Spuren verwischt worden wären. Die kleine Kapelle ist längst vom Felsen heruntergefallen, aber das „Sacellum", das Allerheiligste der germanischen Kultstätte, ist heute noch erhalten.

Die christliche Kapelle auf dem fast unzugänglichen Felsen, inmitten der damals fast unzugänglichen Gegend (denn die alten heiligen Straßen der Germanen, die zum Externstein führten, waren 1120 wohl schon ganz verwachsen) beweist mit Sicherheit, daß hier eine alte heidnische Kultstätte war, deren Erinnerung durch die Kapelle aus dem Gedächtnis des Volkes ausgelöscht werden sollte.

Auf dem zweiten Felsen von rechts, wenn man von Horn aus betrachtet, steht das aus dem Felsen gehauene germanische Heiligtum. (Siehe Titelbild unseres Buches.) Es ist ein viereckiger, in der alten Zeit vielleicht mit einem Holzdach überdeckt gewesener Raum, der in nördlicher Richtung in eine Apsis mündet. In dieser steht ein heidnischer Steinalter, und hinter diesem befindet sich ein kreisrundes Fenster. Für christlichen Kult ist Form und Anordnung von Altar und Fenster ganz unmöglich. Es kann sich also hier unter keinen Umständen um Reste christlicher Kultstätte handeln.

Die ganze Anordnung gewinnt erst dann einen Sinn, wenn wir sie als eine Station zur Beobachtung der Gestirne betrachten.

Die Gestirnbeobachtung der Urzeit geschah vermittelst hergestellter „langer Linien". Durch sie fixierte man die Richtungen nach der Sonne in ihrem nördlichsten und südlichsten Aufgangspunkt und ebenso auch die Richtung auf die Mondextreme, oder auch auf Fixstern-Auf- und -Untergänge. Mit Hilfe solcher

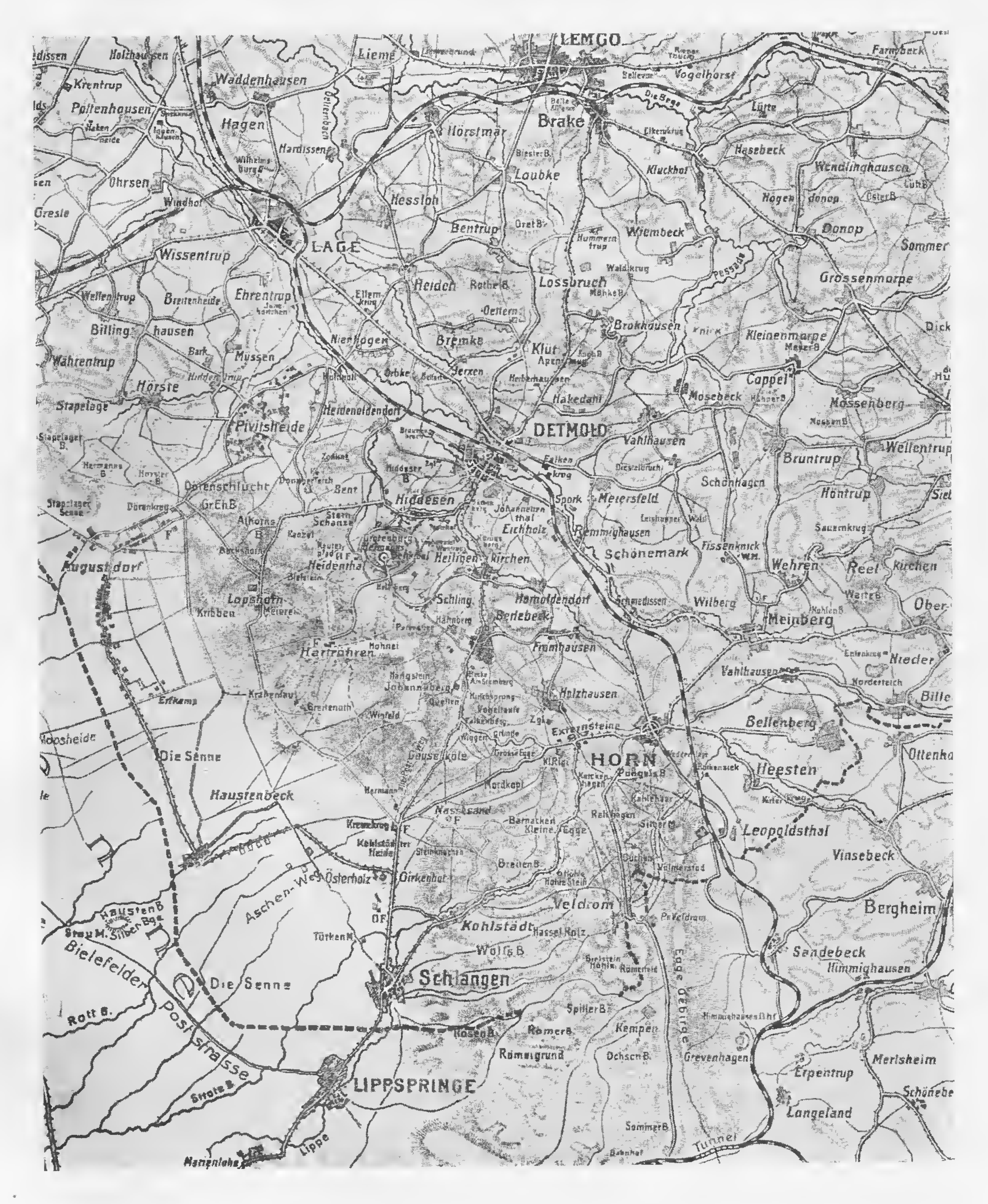


Abb. 51
Karte der Umgebung von Detmold (1:200 000)

Fixierungen war eine genaue Zeitmessung und eine gewissenhafte Herstellung des Kalenders möglich. Schon die atlantische und durch sie die altägyptische Kultur waren imstande, so genaue Messungen vorzunehmen, daß sie beide die Praezession der Frühlingspunkte, eine Erscheinung, von der heute die allermeisten selbst der Gebildeten keine Ahnung haben, feststellen konnten. Es sind das Abweichungen der Sonnenfrühlingspunkte von nur 50 Bogensekunden im Jahre! Wenn nun auch nicht der minimale Betrag des einzelnen Jahres festgestellt werden konnte in Zeiten, die keinerlei Präzisionsinstrument kannte, so ist doch schon die Tatsache, daß die Praezession an sich erkannt wurde, ein Beweis für die der Plumpheit der Wahrnehmungskräfte des modernen Menschen weit überlegene Kraft unserer Ahnen.

In dem Sacellum auf einem der Externsteine war eine Beobachtungslinie durch die drei Punkte: Mitte der Nische — Vertiefung in der Altarplatte — Mitte des kreisrunden Fensters gegeben. Diese Linie fand ihre Verlängerung bis zu dem 6,25 Kilometer weit entfernten Punkt, auf dem heute der Meinberger Aussichtsturm steht und der in der altgermanischen Zeit durch einen Turm oder einen Einzelstein gekennzeichnet war. In der Altarplatte hat die Vertiefung die Ausmaße 6 zu 6 zu 6 Zentimeter und in ihr befand sich wohl ein hölzernes Visierinstrument, dessen Bestandteile natürlich längst verloren gegangen sind. Der Beobachter, dessen Körpergröße etwa 180 Zentimeter sein mußte, konnte von hier aus die Linie entlang bis an den Horizont sehen, den die Fissenknicker Hügel bildeten und dort genau die Stelle treffen, die der Mond bei seinem Aufgang dann einnahm, wenn dieser im nördlichen Extrem, also am weitesten nördlich erfolgte. Vom Sacellum aus ist aber auch die Sonne zu beobachten. Es findet sich in ihm ein zweites Fenster, dessen Öffnung eine Art Visierkimme aufweist. Von hier konnte man einst über einen heute erhöhten Zwischenfelsen nach dem Felsen am weitesten links sehen, auf dem wohl ein Opferstein in der heute noch kenntlichen Vertiefung stand. Wenn der Beobachter aus dem Sacellum über die Mitte des linken Felsens visierte, so traf er mit dem Blick genau dahin, wo die Sonne am Sommersonnenwendetag unterging. Die verhältnismäßig kurze Visierlinie führt des weiteren ganz genau über einen 7,25 Kilometer entfernten Punkt, den sogenannten Altarstein bei Grotenburg, und noch weiter zu einem heute noch erhaltenen Opferstein auf dem Kohlstädter Horn. (Kartenskizze Abbildung 51.)

Das können nicht Zufälligkeiten sein. Es wäre der gleiche „Zufall", wie wenn einer fünfmal nach einander das Große Los gezogen hätte, ein Fall der so wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß er bis heute noch nie vorgekommen ist.

Es ist selbstverständlich, daß diese, sagen wir einmal ganz modern: astronomische Zentralstation Germaniens eine religiöse Kultstätte allerersten Ranges war. Es war in Germanien ebenso wie in Ägypten und bei allen Völkern der ältesten Zeiten: die Wissenschaft lag in der Hand gebildeter Priester, und da die Religion

sich auf Astralmythen aufbaute, in ihrem tiefsten Symbol, dem Lichte, ja auch astral aufgebaut war, so ergibt sich der Zusammenhang zwischen Lichtsymbolik, Lichtkult und Himmelsbeobachtung ganz zwanglos. Ferner ist es ebenso selbstverständlich, daß die Kirche und die mit ihr zusammengehenden christlichen Herrscher des neuen christlichen Frankenreiches, also in erster Linie Karl der Große, bei ihren gewaltsamen Christianisierungen Germaniens, die Herzpunkte des alten Kultus als wichtigste Angriffsobjekte betrachteten und ihre gründliche Zerstörung in allererster Linie ins Auge faßten.

Wir hören aus der Geschichte, daß Karl der Große die Irminsul, das größte germanische Heiligtum zerstören ließ und zum Schutz gegen die darob sicher wild empörten Germanen in der Nähe der Zerstörungsstelle mit einem Heere in einem Lager weilte. Nach neuen Forschungen war dieses Lager bei Altenbeken, nur 12 Kilometer von den Externsteinen entfernt. Schon diese Tatsache läßt vermuten, daß die Irminsul nichts anderes gewesen sei als das Heiligtum auf den Externsteinen, der Sternwartefelsen, der das Sacellum trug. Denn dieser Felsen hat die Gestalt einer riesenhaften Säule. Und er ist tatsächlich durch Menschenarbeit zerstört oder doch mindestens schwer beschädigt worden. Man kann das aus dem ungleichen Zustand der Verwitterung gewisser Felspartien ganz genau ersehen. Karl der Große hat sprengen lassen! Wie aber das? Er besaß kein Pulver! Die Chronik, die Pistorii scripta heißt, erwähnt ausdrücklich, daß Karl der Große zwei oder drei Tage hier zu weilen sich entschloß, um die Irminsul gründlich zu zerstören. Das wäre nicht notwendig gewesen, wenn es sich um eine hölzerne Säule gehandelt hätte. Auch eine von Menschenhand errichtete Steinsäule kann in wenigen Stunden zerstört werden. Die Chroniknotiz bekommt erst dann einen Sinn, wenn wir annehmen, daß es sich um die Zerstörung des astronomischen Beobachtungsfelsens handelte. Dieses Unternehmen war schwierig, aber die damalige Zeit kannte schon, wie im übrigen andere älteste Kulturen auch, Methoden, um durch in Lücken eingekeiltes Holz, das durch Wasser zum Schwellen gebracht wurde, (auch durch Einfrierenlassen des in Steinlücken eingegossenen Wassers) Wirkungen zu erzeugen, die unseren modernen Sprengwirkungen ganz ähnlich waren.

Die Ausrottung des heidnischen Kultus durch Karl den Großen und seine christlichen Helfer war so gründlich, daß selbst der Name Irminsul verloren ging. Aber doch blieb noch eine Erinnerung an sie und in den alten Chroniken heißen die Externsteine noch Egge-sterensteine, das heißt also Sternsteine in der Egge, was auf ihre alte Verwendung als astronomische Station ein recht helles Licht wirft. Wir kommen noch auf einige interessante Einzelheiten an den Externsteinen zurück und wollen jetzt, um das Gebiet der germanischen Astronomie abzuschließen noch erwähnen, daß die Station auf den Externsteinen ergänzt wurde durch eine zweite Station die in der Nähe lag, da wo heute der Gutshof Oesterholz liegt. Der Hof ist uralt. Da er an zwei Quellen in der wasserarmen Sennelandschaft liegt, ist ohne

weiteres anzunehmen, daß hier eine altgermanische Siedelung gewesen war. Auch finden sich manche Reste aus der Bronzezeit in seiner Umgebung. Wenn wir nun wieder die ältesten Chroniken nachschlagen, so treffen wir in den Annalen des Klosters Corvey auf eine Stelle, die uns erzählt, daß der Hof zwischen 826 und 853 n. Chr. Geb. von einem gewissen Bevo, dem Sohne des Sachsenkönigs Echert, dem Stifte vermacht wurde. Der Ort heißt in den Annalen noch Astarnholtei, ein Name, der uns einen Weg zu weisen in der Lage ist, denn Astarnholtei heißt „Sternhalter", also ein Ort, an dem man Sterne (durch Beobachtung) festhält. Wir wissen schon, daß man das „Festhalten der Sterne" in der Urzeit durch Konstruktion langer Beobachtungslinien bewerkstelligte. Hier am Oesterholz sind diese Beobachtungslinien künstlich hergestellt und zwar durch die Anlage der Umfassungsmauern des Gutshofes (Abbildung 52). Sie bilden ein sehr eigentümliches und auffallendes Sechseck unregelmäßiger Art mit den Seitenlängen von 14, 172, 193, 270, 112 und 116 Metern, und sind durch die Geländegestaltung keineswegs in ihrer Lage bedingt. Die heutigen Umfassungsmauern bestehen wohl nicht mehr aus den alten Steinen von damals, aber sie sind auf alten Grundriß neu errichtet. Teilweise sieht man nur mehr den alten Erdwall, unter dem sich vielleicht Reste der germanischen Umwallungsmauer befinden. Grabungen sollen, wie mir an Ort und Stelle gesagt wurde, durch den gegenwärtigen Besitzer verboten sein. Aber es ist hier die Richtung dieser alten Umfassungslinien das Wichtigste.

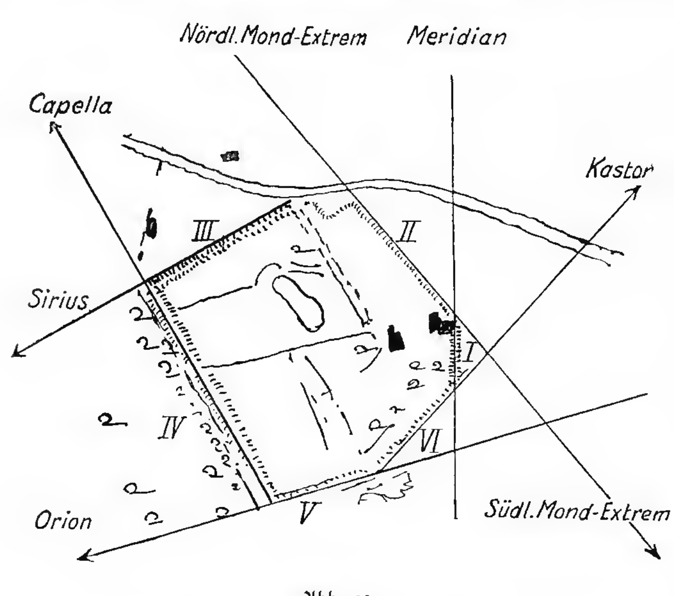


Abb. 52
Alte Umfassung des Gehöftes Oesterholz mit ihren Azimuten

Die Mauer 1. ist die Meridianlinie. An ihrem Schatten kann der Mittagsstand der Sonne erkannt werden.

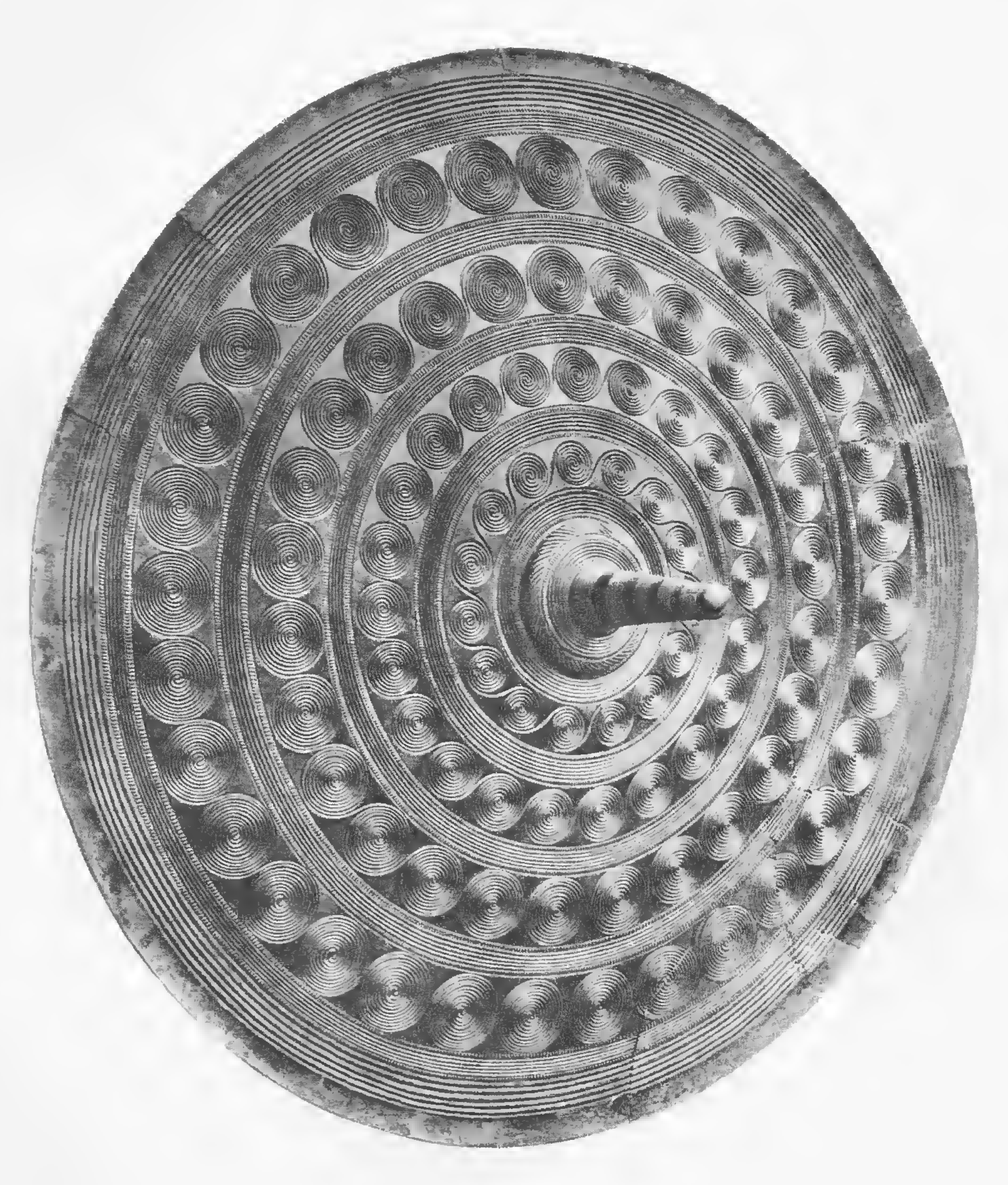
Die Mauer 2. ist die Linie zum Mondextrem und zwar im Gegensatz zu der auf dem Sacellum die Linie zum nördlichsten Monduntergang.

Die Linie 3 richtet sich auf den Untergang des Sirius.

Die Linie 4 richtet sich auf den Untergang der Capella.

Die Linie 5 richtet sich auf den Untergang des großen Gürtelsterns im Orion.

Die Linie 6 richtet sich auf den Aufgang des Kastor.



Tafel 11
Gürtelschmuck der älteren Bronzezeit
(Königliches Museum Kopenhagen)

Man könnte nun sagen, daß in der Fülle der Gestirne stets ein Stern gefunden werden kann, auf den eine Mauer sich richtet. Dieser Einwand zerfällt in sich, wenn wir hinzusetzen, daß es gerade diese sechs Gestirne sind, mit denen sich die Astronomie des Altertums ganz besonders beschäftigte, helleuchtende Sterne, von deren Art es nicht allzuviele gibt. Ganz erstaunlich ist es, wie genau die Richtungen der Mauern verlaufen. Erwähnt sei, daß wir unter Azimut (einem arabischen Ausdruck der as sumut das ist „die Wege" bedeutet) in der Astronomie den Winkel verstehen, der auf dem Horizonte, gemessen zwischen dem Meridian des Beobachters und dem Höhenkreis des Sternes, dessen Azimut bestimmt werden soll, liegt. Wenn also eine Mauer auf den Untergangspunkt eines Sternes (das ist auf den Schnittpunkt seiner Bahn mit dem Horizont) gerichtet ist, so muß ihre Richtung den gleichen Azimut wie der Stern haben.

Astronomische Berechnungen an den Umfassungsmauern des Oesterholzes haben nun folgendes Bild ergeben:

Mauer	Mauerazimut	Gestirn	Gestirnazimut
1	180	Meridian	180
2	39,0	Mondextrem	39,0
	141,0	Mondextrem	141,0
3	59,0	Sirius Untergang	59,1
4	151,5	Capella Untergang	151,3
5	72,5	Delta Orion	72,6
6	138,0	Castor Aufgang	138,0

Die Genauigkeit der Mauerazimute ist bewundernswert und wird hoffentlich den Orientschwärmern, die sich unsere germanischen Ahnen wie Halbaffen vorstellen, zu denken geben! Die Sternazimute stimmen für das Jahr 1850 v. Chr. Geb. Wir dürfen daher annehmen, daß die Gründung dieser astronomischen Station der Germanen in diesem Jahre oder nahe um diese Zeit stattgefunden hat. Da die Genauigkeit so groß ist, und die Fixsterne infolge der Präzession ihren Azimut im Jahre um 50 Bogensekunden verschieben, so wird die Bauzeit des Oesterholzes nur wenige Jahre um 1850 vor Chr. Geb. schwanken, also in der ersten Blüte der Bronzezeit anzunehmen sein. Man könnte nun vielleicht sagen, daß sich doch auch später eine Konstellation ergeben könnte, die den Mauerazimuten von Oesterholz entspricht. Das wäre denen, die Babylonisches und Phönizisches für so viel wertvoller halten als Nordisches und Germanisches, ein starker Trost.

Nun haben aber Nachprüfungen zweier deutscher Professoren, der Herren Dr. Neugebauer und Dr. Riem einwandfrei ergeben, daß auch bei Berücksichtigung einer großen Anzahl anderer heller Sterne in dem ganzen Zeitraum von 4000

v. Chr. Geb. bis 2000 n. Chr. Geb. keine einzige Konstellation stattgefunden hat, die eine andere Erklärung zuließe, als die, daß unsere germanischen Ahnen im Jahre 1850 v. Chr. Geb. schon eine Kenntnis von der Astronomie hatten, die die Kenntnis derjenigen weit übertraf, die tausend Jahre später mit Karl dem Großen „Kultur" brachten und sich bis auf den heutigen Tag diesen alten germanischen Priestern und ihren Leistungen sehr überlegen vorkommen. Mit den törichtsten Argumenten wurde von den babylonischen und semitischen Fanatikern die Feststellung, die wir mitteilten, angegriffen oder in Zweifel gezogen. Es ist daher notwendig das Urteil des ganz objektiven astronomischen Recheninstitutes in Berlin-Dahlem, von den obengenannten Professoren unterschrieben, hier wörtlich anzugeben:

„Es erscheint ausgeschlossen", so heißt es in diesem Urteil, „daß bei der Anlage des Gutshofes sich diese sechs Azimute zufällig, das heißt ohne astronomische Rücksicht ergeben haben sollten. Um zu diesem Urteil zu gelangen, bedarf es keiner formellen mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung. Die Azimute aller sechs in Frage kommenden Linien decken sich, zum Teil mit überraschender Genauigkeit, mit den von uns für 1850 v. Chr. Geb. errechneten Gestirnazimuten. Bei der schnellen Veränderung der Sternörter ist die Genauigkeit der Zeitbestimmung auf etwa fünfzig Jahre anzusetzen. Die Bedeutung dieser Tatsachen für die Geschichte der Astronomie liegt in der Feststellung der Kenntnis des Saros (einer 19jährigen Mondperiode), die auf eine lange Zeit astronomischer Beobachtungen schließen läßt. Sodann in der Feststellung, daß (bei der Gestirnbeobachtung) dieselben Sterne bevorzugt wurden, die in der Astronomie der Orientalen und der Antike ihre Rolle spielten, und schließlich daß die Germanen um jene Zeit bereits eine alte und hochentwickelte Beobachtungskunst besaßen. Was den Zweck der ganzen Anlage anlangt, so wird durch die Beschaffenheit, Größe und Ortslage die Vermutung wachgerufen, daß hier eine für das ganze Volk bedeutsame Pflegstätte und Lehrstätte der astronomischen Wissenschaft mit ihren vielseitigen Aufgaben für den religiösen Kultus, die Astrologie, die Ackerbebauung und das übrige vom Kalender abhängige Volksleben gewesen sei. Das rein astronomische Ergebnis tritt an Bedeutung hinter dem andern Ergebnis zurück, daß mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, es habe bereits in prähistorischer Zeit in den germanischen Ländern eine hohe Kultur bestanden."

Nun werden unsere Leser auch wissen, warum wir bei den Externsteinen so lange und so gründlich verweilten.

Wir bedauern nur eines, daß nicht an hundert anderen Stellen Deutschlands mit dem gleichen Eifer und mit dem gleichen aufrichtigen Wunsch gearbeitet wurde. Eine Aufgabe der Zukunft: die Gewaltherrschaft der Idee von der Kulturmission des Orients und der Kul-

t u r a r m u t u n s e r e r A h-
n e n e n d l i c h z u b r e c h e n!
Wer, wie der Verfasser, seit vielen Jahren Symbolvergleichung studiert und den kulturellen Einwirkungen einer atlantischen und nordisch-atlantischen Urkultur (soweit man überhaupt von Urkultur reden darf) nachgeht, der wird zwingend davon überzeugt, daß die Lehre von der Vorherrschaft der orientalischen Kultur in bezug auf Alter und auf Bedeutung für die Antike und damit für die ganze Frage der europäischen Urkultur ein Irrtum ist, der gelegentlich sogar den Charakter absichtlicher Zerstörung deutschen Kulturbewußtseins und der Verehrung eigener Rasseleistung in der fernen Vergangenheit annimmt.



Abb. 53
Relief am Fuße des Externsteines

Verweilen wir noch einen Augenblick beim Oesterholzer Gutshof! Auch die Linien seiner Umfassungsmauern lassen sich zu langen Linien, wie wir sie bei den Externsteinen kennen gelernt haben, erweitern. Der „Meridian". nach Norden verlängert, trifft genau auf den Altarstein am nördlichen Abhang der Grotenburg. Die Mauer 2 genau auf die 18 Kilometer entfernte Hünenkirche bei Örlinghausen, von der wir wissen, daß sie altgermanisches Heiligtum war, weitere Mauern auf verschiedene Hünengräber.

Es ist ganz wunderbar, mit welcher Genauigkeit diese astronomischen Orientierungspunkte zusammenstimmen. Es ist aber dann keineswegs mehr wunderbar, daß sowohl die Römer als auch Karl der Große ihre militärischen Operationen hierher, gegen dieses Kulturzentrum und Zentrum religiösen Lebens der Germanen richteten. Nicht weniger als vier Reichstage setzte Karl der Große in dieser Gegend an (zwei in Lippspringe, einen in Paderborn und einen in Schieder). Und die Kirche ließ hier in umfassendster Art alles zerstören, was an die alte Religion irgendwie erinnerte. Es finden sich eine Reihe von kleineren Steinbrüchen inner-

halb der „langen Linien" der Sternbeobachtung. Diese Steinbrüche liegen offenkundig da, wo im Altertum Heiligtümer, die gleichzeitig die „Linie" bildeten, gelegen hatten.

Eine besonders interessante Zerstörung und Ersetzung heidnischer Motive durch christliche, ist an einem Felsen der Externsteine festzustellen. (Abbildung 53.)

Dieser Felsen trägt unten ein sehr großes in den Stein gemeißeltes Bild, dessen Enträtselung die größten Schwierigkeiten verursacht. Denn offenbar sind zu Resten germanischer Darstellung, in christlicher Zeit neue Darstellungen dazu gekommen. Das Hauptbild steht auf einem Sockel. Dieser Sockel trägt, kaum mehr erkennbar, zwei Menschen, um die sich Schlangen oder Drachen winden, dazu einen großen Vogel. Natürlich hat man zuerst und weil man ja grundsätzlich den alten Germanen derartige bildnerische Fähigkeiten abstreiten zu müssen glaubte, dieses Sockelbild als ein christliches, also vielleicht durch christliche Römer oder Franken hergestelltes gedeutet und geglaubt, es sei eine Darstellung von Adam und Eva im Paradies. Aber das ist doch nicht haltbar. Die Szene hat mit keiner Erzählung aus der Bibel etwas zu tun. Nun war wohl ursprünglich über der Sockeldarstellung auch eine heidnische Darstellung auf dem Felsen vorhanden, die aber weggeschlagen und durch eine christliche ersetzt worden ist. Schon der verschiedene Zustand der Verwitterung läßt den Schluß zu, daß es sich bei Sockel und Felsen um Darstellungen handelt, die zeitlich sehr weit auseinanderliegen.

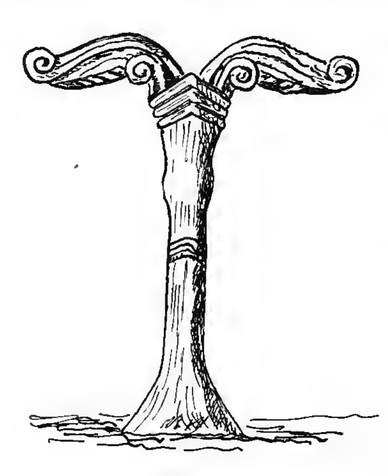


Abb. 54
Die aufgerichtete Irminsul

Die Szene ist eine Kreuzabnahme mit zusehenden Aposteln. Die Art der Darstellung ist aber auch innerhalb dieser Gruppe wieder so verschieden, daß ich Teudt recht geben möchte, wenn er schreibt: „Es ist die Entstehung des Bildes in drei Stufen zu folgern: das Sockelbild aus vorchristlicher Zeit, die Apostelbilder Karls des Großen, die er an die Stelle des beseitigten germanischen oberen Bildes setzen ließ und das durch Paderborn hergestellte Bild der Kreuzabnahme in seiner jetzigen Gestalt."

Von besonderer Bedeutung erscheint rechts unten neben dem Kreuz ein Gegenstand, der wie ein Thronsessel aussieht und ganz und gar nicht in die Szene hineinpaßt. Stellen wir uns aber vor, daß dieser angebliche Thronsessel gar kein solcher ist, sondern ein nach rechts abgebogenes Bildwerk und richten wir dieses wieder auf (Abbildung 54), so sehen wir, daß hier ein Idol gemeint ist, eine hieroglyphisch zu deutende kleine Irminsul. Es ist die gleiche Hieroglyphe, die auch der Schwurgott in Bentheim mit seinen Armen andeutet. Die Hieroglyphe, die in Bentheim in

menschliche Figur stilisiert wurde, ist hier in Säulenform stilisiert. Es ist psychologisch durchaus wahrscheinlich, daß Karl der Große, der in diesem Idol die sichtbare Konzentration des germanischen Kultus an dieser Stelle erkannte, die Zerstörung des Heiligtums dadurch andeuten ließ, daß er die Irminsul bzw. ihr Symbol geknickt darstellen ließ, umgeben von den siegreichen Aposteln des neuen Glaubens. Später haben die Mönche von Paderborn wahrscheinlich gar nicht mehr gewußt, was diese Darstellung bedeuten solle und haben aus leicht einsehbaren Gründen die allgemein verständliche Darstellung einer Kreuzabnahme in das Ganze hineinkomponiert. Nicht gerade geschickt, was wir ihnen danken, denn ihre Ungeschicklichkeit konnte uns den Weg zur richtigen Deutung erleichtern.

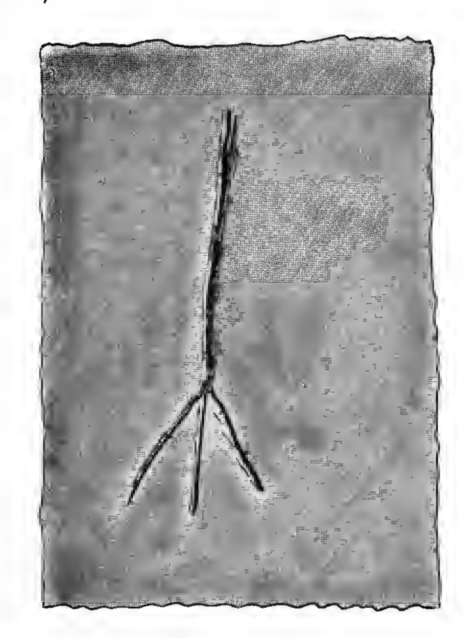


Abb. 55
Große Kalenderhieroglyphe am Fuße eines Externsteines

Die auffällige leere obere Wand des ganzen Felsens trug wohl ursprünglich auch germanische Darstellung, die aber weggekratzt wurde. In der unteren Grotte der Externsteine befand sich jedenfalls die Schatzkammer des Heiligtums. Die hier gesammelten Schätze scheinen doch recht beträchtlich gewesen zu sein. Karl der Große raubte sie und konnte damit seinen Feldzug bezahlen. Dieser Diebstahl ist urkundlich festgelegt von den Historikern der karolingischen Zeit selbst. Das wichtigste Dokument aber scheint eine Schrift eines gewissen Hermann Hamelmann zu sein, der 1564 in einem Buche über westphälische Städte von den Externsteinen schreibt, daß ältere Schriftsteller ihrer Erwähnung tun (diese Quellen sind verloren oder absichtlich zerstört worden) und daß es sich bei den Externsteinen um ein heidnisches Volksheiligtum (Idolum gentilitium) handelte, aus dem Karl der Große einen geweihten und mit den Abbildungen der Apostel versehenen Altar habe fertigen lassen. Hätte er die Kreuzabnahme fertigen lassen, so würden die „älteren Quellen" nicht die Betonung auf die Apostelbilder, die dann nur Nebenfiguren gewesen wären, gelegt. In der unteren Grotte befindet sich auch noch ein altes Zeichen, das ich nicht als eine spät-germanische Rune, sondern als eine uralte Kalenderhieroglyphe ansprechen möchte. Es bedeutet dieses Zeichen, das der ältesten atlantisch-nordischen Kultsymbolik angehört, den winterlichen Jahreslauf der göttlichen Emanation in der „Mutternacht", während die Schlangen am Sockel stilisierte Hiero-

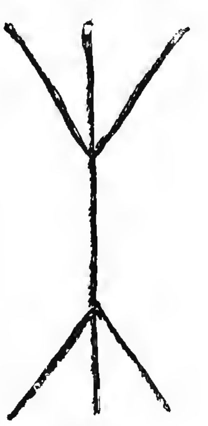


Abb. 56
Hieroglyphe Jahresbaum

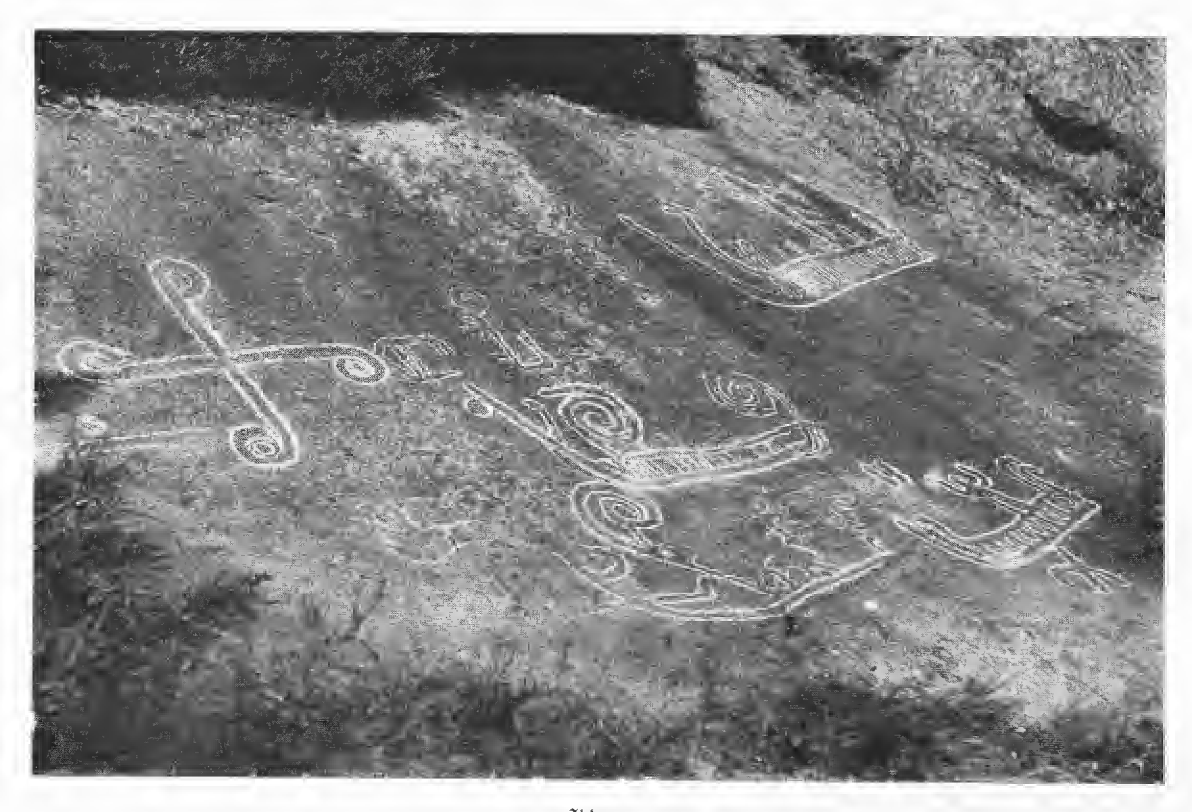


Abb. 57
Symbol der bewegten Sonne auf einer Felszeichnung der schwedischen Bronzezeit bei Bärby in der Provinz Bohuslän
(Museum Göteborg)

glyphen (Schleifen) sind, die die Wintersonnenwende darstellen. Die nach oben gerichtete Hieroglyphe bedeutet im übertragenen Sinne den auferstehenden Menschen und hat außerordentlich weite Verbreitung im nordisch-atlantischen Kulturkreis gefunden. Sie diente als magischer Schmuck von Schiffen und Waffen, wir finden sie auf schwedischen Felszeichnungen wieder, sie ist dann ganz logisch auch in heidnisch-christliche Esoterik übergegangen, als Zeichen des „weißen" Gottes, des „Lichtes der Welt", als Christuszeichen schlechthin. Sie wurde in Norwegen-Island Hvitakristr, der weiße Christus, genannt. Die Hieroglyphe zeigt je nach ihrer Richtung die eine Hälfte des Lebens- oder Jahresbaumes, der die Hieroglyphe nach oben und unten gerichtet enthält. (Abbildung 56).

Wir haben hier leider nicht den Raum zur Verfügung, die Wanderung dieser hochbedeutsamen Hieroglyphe durch fast die ganze Welt zu verfolgen und müssen nun die Externsteine und ihr Geheimnis verlassen, um noch einmal zur Sonnensymbolik unserer Ahnen zurückzukehren. Wir fanden den Kreis als einfachstes Symbol und dann das Rad mit den vier Speichen als jenes Symbol, das uns die wichtigsten Standpunkte der Sonne im Jahreslauf vor Augen führt. Aus diesem Kreis ist durch Andeutung der Sonnenbewegung im Bereich des Jahres das Labyrinth geworden. Aber auch die einfache Tatsache der scheinbaren Sonnenbewegung im

Laufe eines Tages hat dem Symbol eine dynamische Veränderung gegeben. Und diese finden wir schon in der Bronzezeit und in späteren Perioden, namentlich in der Völkerwanderungszeit sehr häufig in der Form des Hakenkreuzes mit vier Armen oder der Triskele mit drei Armen. Das Hakenkreuz hat sich in ausgesprochen völkischen deutschen Kreisen in der modernsten Zeit so symbolhaft eingebürgert, weil tatsächlich nachzuweisen ist, daß dieses Zeichen von allen arischen Völkern in Europa und Asien gebraucht wurde, nicht aber von Ägyptern, Assyrern und semitischen Völkern. Vereinzelt läßt es sich bis in die ältesten Zeiten verfolgen. Allgemeine Bedeutung namentlich als symbolverstärkter Schmuck gewinnt es aber erst in der Bronzezeit (Abbildung 57). Von da ab reicht seine Verwendung bis in das Mittelalter.

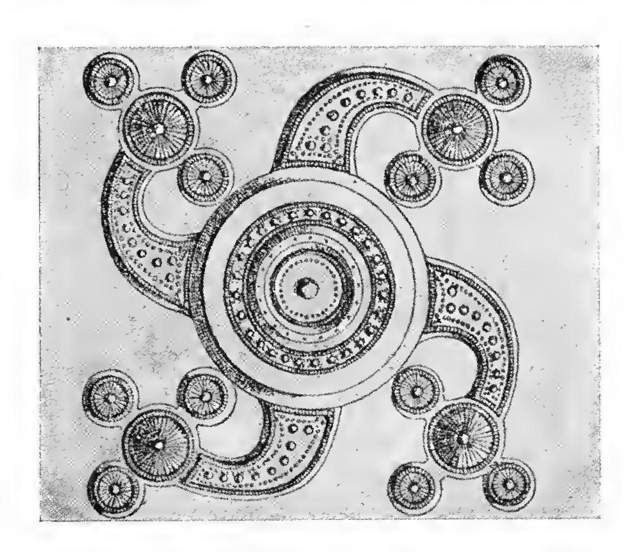


Abb. 58
Hakenkreuz aus einem Grab der Völkerwanderungszeit

Das Hakenkreuz tritt auch mit eckigen Armen auf. Eines der ältesten Fundstücke, die Schliemann in Hissarlik aufdeckte, hat diese Form. Das dreiarmige Hakenkreuz, die Triskele findet sich auf Goldbrakteaten nordischer Herkunft. Die ornamentale Behandlung des symbolischen Elementes hat dann die allerverschiedensten Formen und Umwandlungen, namentlich im Gebiete fraulichen Schmuckes erfahren. (Abbildung 60.) Für den Zweck dieses Buches bleibt festzuhalten, daß das Hakenkreuz die Bewegung im Sonnensymbol sehr drastisch andeutet: das rollende Sonnenrad. Schon diese Herkunft des Symbols beweist seinen nordischen Ursprung.

Wenn das Hakenkreuz auch in Indien gefunden wird, so beweist das nichts gegen seine nordische Herkunft. Es tritt hier dieselbe Erscheinung auf, die wir schon bei den ältesten indischen Dichtungen fanden. Ebenso wie diese Erinnerungen an die alte nordische Heimat enthalten, ebenso wie die ganze Lichtsymbolik, soweit sie in Indien auftritt, überkommenes Erbe des Nordens ist, so auch jedwedes Licht- oder Sonnensymbol. Vielleicht ist nur der Schluß gültig, daß die Andeutung der Bewegung des Sonnenrades, wie sie im Hakenkreuz künstlerisch gegeben ist, wahrscheinlich darauf hinweist, daß die Komposition des Symbols jünger ist, als die des einfachen Kreises oder vierspeichigen Rades. (Abbildung 58.)

Aus der Tatsache, daß die Kunst in ihrem Ursprung kultisch ist und ihr ältester Zweck ein magischer war, der sich je nach der Rasse der Menschen früher oder später in einen symbolischen umgewandelt hat, bringt es mit sich, daß die Sym-

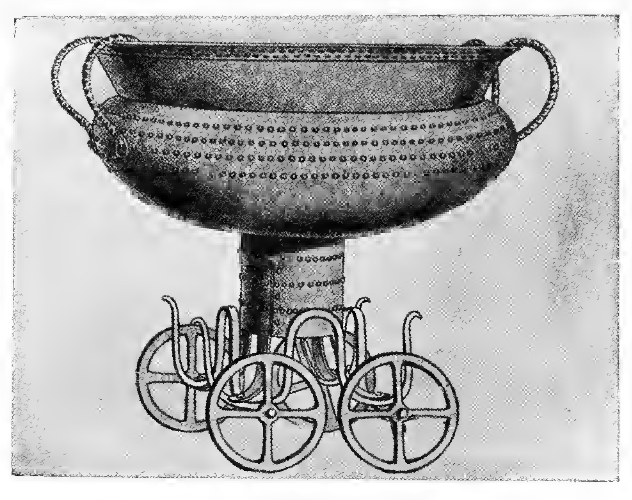
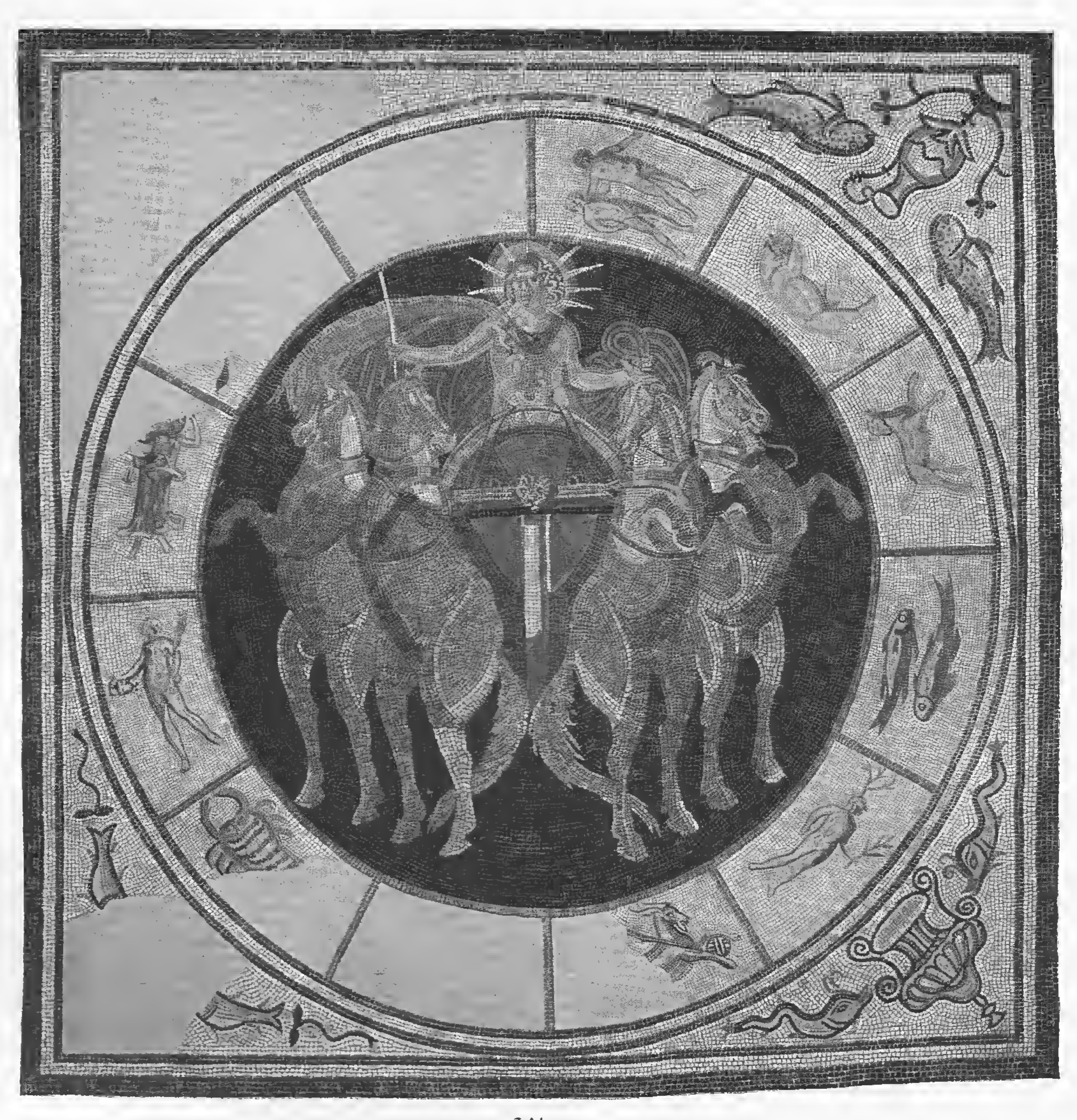


Abb. 59
Kesselwagen aus Peccatel (Museum in Schwerin)

bole Elemente der Kunst selbst werden. Wir haben in diesem Abschnitte schon Beispiele feststellen können. Mehrere tausend andere Beispiele stünden uns aus den Schätzen der Museen zur Verfügung. Doch müssen wir uns aus begreiflichen Gründen auf Weniges beschränken. Umsomehr wird es unseren Leser freuen, nun selbst beim Besuche von Museen das sehr interessante Problem verfolgen zu können. Und schon hiebei wird er eine Entdekkung machen. Die nämlich, daß die scheinbar toten Gegenstände eines Altertumsmuseums für den zu leben beginnen, der sie mit lebendigen Augen ansieht. Das tote Sammeln und Registrieren tut es nicht. Es ist die Masse des Gesammelten ohne Wert, wenn nicht aus dem Gesammelten die alte Zeit und der Geist vergangener Jahrtausende wieder wach werden und uns etwas geben, was unserer Seele not tut. Die Kenntnis des Details ist Sache der Fachgelehrten, aber die großen Zusammenhänge seiner Volkskultur mit der Vergangenheit und namentlich das Geistige, das aus den Resten alter Zeiten zu uns spricht, zu sehen, zu erkennen und mit freudigem Stolze zu erkennen, ist eines jeden schöne Pflicht.

Am ergiebigsten sind die Studien der Symbole unserer ältesten Ahnen natürlich an Kultgegenständen vorzunehmen. Aber leider sind gerade die Kultgegenstände der Zerstörung durch die Anhänger einer neuen Religion stets am meisten ausgesetzt gewesen. Wir konnten den berühmten Sonnenwagen von Trundholm uns näher betrachten. Vielleicht haben wir in Tafel 19 sogar ein altnordisches Altargerät vor uns. Ich denke es mir als ein solches mit den Rädern nach oben. Man kann auch auf den Gedanken kommen, daß es sich um einen Sonnenwagen handelt, der auf 8 Rädern steht. Dieser Auffassung jedoch widerspricht die Anordnung der einzelnen Sonnenräder im Kreis, die ein Fahren des Wagens unmöglich machen. Und man könnte bestenfalls das Ganze nur als einen feststehenden Fuß für Opfergaben oder für ein Räuchergefäß halten. Doch scheint diese Erklärung auch nicht ganz zureichend. Ich glaube eher, daß der Boden des Gegenstandes die Sonnenscheibe darstellend auf dem Altar lag und die nach oben gerichteten acht Räder, deren symbolische Bedeutung unsere Leser nun schon selbst erklären können, einer sehr alten Jahreseinteilung entsprechen.

Die eigentlichen Kultwagen der Bronzezeit und Eisenzeit haben Räder, die



Tafel 35

Mosaik aus einer römischen Villa am Rhein. Der Sonnenwagen fährt durch den Tierkreis.

Museum Bonn a. Rh.



Abb. 60
Spangen in Bronze gegossen aus dem 10. Jahrhundert n. Chr. (Norwegen)
Universitäts-Altertumssammlung Oslo

zwar auch symbolisch gedacht aber dabei beweglich sind. Ein sehr schönes Beispiel dieser Art liefert der Kultwagen, der in einem Hügelgrab in Peccatel in Mecklenburg gefunden und der jetzt im Museum Schwerin aufgestellt ist. (Abbildung 59.) Man fand den bronzenen Kesselwagen bei zwei Skeletten, zusammen mit zwei Bronzeschwertern, einem Bronzebeil, zwei Messern, einem goldenen Armring, einigen Fibeln und sonstigen Gegenständen. Das eigentümlichste aber ist, daß in der Volkssage, bevor noch eine Ausgrabung stattfand, uraltes Wissen um die Sache sich erhalten hatte. Das Volk erzählte sich seit undenklichen Zeiten von den Unterirdischen, die in dem größeren der beiden Hügel Gelage abhielten und zu diesem Zweck aus dem kleineren einen Kessel für die Tafel entlehnten. Die Ausgrabung bestätigte dann in ihren Funden diese über Jahrtausende gehende Erinnerung des Volkes.

Diese und noch mehrere andere in Europa gefundene Kesselwagen und sonstige kultischen Kessel dienten wahrscheinlich zur Räucherung. Auch die Räucherung scheint nicht orientalischen Ursprungs zu sein. Wir finden Anhaltspunkte, daß Räucherungen schon seit der Urzeit im Westen stattgefunden haben. In England sind Räuchergefäße aus der jüngeren Steinzeit vorhanden. Mit den germanischen Götterwagen haben sie nichts zu tun. Von diesen werden wir später noch zu sprechen haben.

Das Haus der Toten

Das Totenbett ist die Wiege der Ewigkeit.

Peter Sirius

s mag vielen unserer Leser eigentümlich erscheinen, daß wir vom Hause der Toten sprechen, bevor wir von den Lebendigen gesprochen haben. Das hängt jedoch damit zusammen, daß wir in diesem ganzen Werk das geistige Erbe und das seelische Erbe unserer Ahnen in erster Linie betrachten wollen und daß schon in fernsten Urzeiten Geistiges und Seelisches sich im Totenkultus und in der Totenehrung aussprachen. Auch werden wir eine ganz natürliche Fortsetzung zum Abschnitt Licht und Lichtsymbolik hier finden. In der Art der Bestattung und der Ehrung, die den Toten zuteil wird, spiegelt sich das Abbild der Zeit und des Volkes, spiegelt sich der Stand der Kultur ebenso wie die Auffassung vom Leben nach dem Tode. Und diese Auffassung wieder hängt auf das Engste mit der vom Übersinnlichen an sich zusammen, sie ist ein Teil der Weltanschauung, der Religion.

Ein großer Teil unserer Kenntnis der Vorzeit, ja man kann sagen ihr größter Teil beruht auf dem, was wir in den Gräbern fanden und was große Scheu der Menschen vor den Stätten, an denen Tote ruhen, in weitaus höherem Maße durch die Jahrtausende erhalten hat, als das mit Zeugnissen der Lebendigen der Fall war. Rasch wächst über Gräber das Gras, rasch steigt Wald und Buschwerk um die Felsen, unter denen die Toten bestattet wurden. So lange die Erinnerung an die Gestorbenen im Stamm noch lebendig ist, wagt niemand die Ruhe der Toten zu stören und bis die Erinnerung verblaßt ist, ist der einzelne Bestattungsort auch meist vergessen. Grabschändung galt von jeher bei germanischen Völkern als eine Gemeinheit der Gesinnung. Fremdartiges Volk allerdings mag manches Grab schon vor Jahrtausenden „ausgegraben" haben, nicht der Wissenschaft wegen, aber der Schätze an Gold und Schmuck wegen, die man darin vermutete. So sind ja auch die großen Pyramiden der Ägypter zumeist im Laufe der Zeit ausgeraubt worden, obwohl Mauerwerk und Vermörtelung die Türen zu den Grabkammern schloß.

Wenn wir uns die Frage nach der ersten Art der Totenbestattung unter arischen Völkern stellen, so müssen wir ebenso wie bei der Frage nach dem Urwohnsitz selbst

auf eine Antwort verzichten. Wir haben im vorigen Abschnitt angenommen, daß die Heimat der Arier in der Arktis und im nördlichen atlantischen Gebiet liegt. Dieser Begriff Heimat sagt uns nur, daß bis in die fernsten Zeiten, von denen wir noch eine Spur von Kenntnis haben, die Arier keine Heimat vor dieser hatten. Aber niemand vermag zu sagen, daß sie dort entstanden, daß dort gewissermaßen ihr Adam und ihre Eva gelebt haben.

Bei der Frage nach der Totenbestattung geht es uns noch schlechter. Wir können nur nach Gräberfunden materiell urteilen. Und da tritt uns nun hindernd die arische Urreligion, der Lichtglaube entgegen. Denn diese alten Arier, die dem Lichte anhingen, haben ihre Toten sicher nicht in die Dunkelheit der Erde geschickt. Sie haben sie, wofür viele Anhaltspunkte vorhanden sind, der Gottheit des Lichtes zurückgegeben, das heißt dem Lichte ausgesetzt, über der Erde also in freier Luft bestattet. Diese Bestattungsart kommt heute noch in einigen arischen Völkerschaften Indiens vor. Vom historischen Standpunkt aus ist dieser Brauch der arktischen Arier zu bedauern, denn ganz natürlicherweise haben sich alle Spuren verwischt, wir finden keine Überreste, weder an Gebeinen noch an Beigaben, und auch diesem Umstand ist es zu verdanken, daß die Wissenschaft geneigt ist, an die nordische Urrasse nicht zu glauben, sondern auf den Grabfunden der ältesten Zeit aufbauend zu jenen bekannten Schlüssen kommt, die nach der historischen Seite hin den Orient zu unserer Heimat machen, nach der biologischen aber letzten Endes auf die Abstammung des Menschen vom Affen zielen. Wenn die ältesten in Europa gefundenen Gebeine einen tiefer stehenden Menschen zeigen, der da gelebt hat, so handelt es sich hier um niedrige Rassen, die ihre Toten in die Erde betteten und so mehr vor den Zerstörungen durch Wind und Wetter, Luft und Feinde, Hitze und Kälte schützten, als die nordische, sehr edelgeformte Urrasse es tat. Wenn wir bewußt der geistigen Höhe unserer ältesten Kultur, es ablehnen, die Reste von negroiden Rassen als die unserer Ahnen anzuerkennen, so besteht diese Ablehnung gewiß zu Recht.

Professor Wirth, ein kühner, viel angegriffener und viel verehrter Forscher der Gegenwart steht auch auf dem Standpunkt, den ich hier soeben skizziert habe. Seine Ansicht deutet er in folgenden Sätzen an:

„Unsere allererste Aufgabe wäre zunächst, den Spuren dieses Rassetypus (des nordischen) rückwärts nachzugehen, um sein frühestes Auftreten zeitlich und örtlich zu bestimmen und eventuelle Erscheinungen einer Geisteskultur gleichzeitig feststellen zu können. Allein die Voraussetzung zu dieser ersten Teiluntersuchung wäre das Vorhandensein noch älterer Schädelfunde als die der jungsteinzeitlichen Megalithgräber, deren Erhaltung wir nur einem bestimmten Kultritus, der halb unterirdischen Bestattung (Aufbahrung) in der Grabkammer, zu verdanken haben. Wenn dieser Bestattungsritus früher ein anderer, zum Beispiel ein o b e r i r d i s c h e r gewesen wäre, etwa eine Art Plattformbestattung, dürften

Skelett- und Schädelfunde nur ein Ausnahmefall, wenn nicht überhaupt ausgeschlossen sein. Daß ein solcher Wechsel in dem Bestattungsritus in späterer geschichtlicher Zeit erfolgte, — die Totenverbrennung im Laufe des Bronzezeitalters — ist uns bekannt und die Ursache, daß bis zur Eisenzeit uns für den Norden Skelettfunde fehlen. Die dann allmählich wieder auftretende Bestattung zeigt aber die Kontinuität des jungsteinzeitlichen Rassetypus."

Was hier Professor Wirth sagt, bedarf genauer Beachtung. Die Tatsache, daß keine nordischen Skelettfunde des gleichen Alters vorliegen, beweist also gar nichts für die Annahme, daß zur Zeit des Homo Mousteriensis Hauseri oder des Homo Heidelbergensis, diese Rassen die einzigen waren, die in Europa lebten. Es beweist nur, daß diese tiefstehenden Rassen die Bestattung in der Erde vornahmen. Denn da wir aus der Bronzezeit auch keine Skelett-Schädelfunde im Norden haben, konnte man mit dem gleichen Rechte behaupten, die nordische Rasse, die in der jüngeren Steinzeit existierte, sei in der Bronzezeit ausgestorben, um in der Eisenzeit wieder aufzutauchen. Solchen Unsinn wagt doch niemand zu behaupten. Nach den Forschungsergebnissen Wirths können wir in bezug auf die nordische Rasse folgendes annehmen:



Abb. 61
Schädelform der tiefstehenden Neandertalrasse

Urform der Bestattung der nordischen Rasse: auf hölzernen Plattformen.

Um 6000 v. Chr. Geb. Übergang dieser Bestattungsform zu der auf Steinplattformen, die die Urform der Dolmen bildet.

Von 5000 bis 3000 (alle diese Zahlen bedeuten nur ganz ungefähre Abgrenzungen der Zeit) Megalithgräber und Steinkisten.

2500 bis 1200 Bronzezeit. Hügelgräber und Übergang zur Leichenverbrennung.

Später wieder Erdbestattung ohne Verbrennung.

Wir gehen nun dazu über, unabhängig von der Frage nach der Rasse des Bestatteten die wichtigsten Formen der Bestattung in der Urzeit uns vor Augen zu führen. Die Aussetzung an das Licht auf hölzernen Plattformen scheint mir zwei Voraussetzungen zu haben: einmal eine außerordentlich schwache Besiedelung, die es erlaubt, ohne den Nachbar zu stören, die Beisetzung an einem abgelegenen Platze vorzunehmen, dann aber auch eine besonders reine und die Lufttrocknung

der Leichen begünstigende Luft. Die Unterschiede der Luft in den verschiedenen Gegenden der Welt sind in dieser Hinsicht sehr groß. Fleisch an der Luft zu trocknen gelingt nicht überall, in der Schweiz zum Beispiel nur in gewissen Gegenden Graubündens. Der gleiche Versuch in anderen Gegenden würde zur Verwesung des Fleisches führen.

Unter der Annahme, daß die nordische Rasse diese Luftbestattung vorgenommen hat, ist es auch wahrscheinlich, daß sie mit Änderung des Klimas oder etwaigen Wanderungen in ein anderes Klima von dieser ersten Art abgekommen und zur Steinplattenbestattung übergegangen ist, bei der dann der Tote, um ihn vor den Blicken der Lebenden in den Veränderungen die an seinem Körper vor sich gehen, zu entziehen, mit Steinen zugedeckt werden konnte. Hieraus entwickelt sich ganz natürlich die Dolmenbestattung, der man es ja fast ansieht, daß sie aus der Freiluftbestattung entstanden ist.

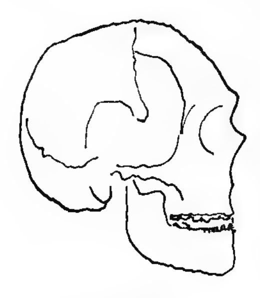


Abb. 62
Schädelform einer hochstehenden Vorzeitrasse

Eine ganz interessante Parallele hiezu liefert eine Entdekkung, die erst vor ganz kurzer Zeit in Salisbury in England gemacht wurde. Hier haben wir schon die alte heilige Stätte des Stonehenge kennen gelernt. In ihrer Nachbarschaft befindet sich eine noch ältere Stätte, deren Pfeiler usw. aus Holz gefertigt waren. Sie wird Woodhenge genannt. Nur vom Flugzeug aus war die Stätte an der Verschiedenheit des Bodens noch zu erkennen. Die mächtigen Baumstämme sind im Laufe der Jahrtausende zwar verfault, aber die Humusart an den Stellen, an denen sie tief in den Boden gerammt einst standen, ist heute noch anders geartet als die des übrigen Landes. Die Art, in hölzerner Konstruktion Heiligtümer, Grabstätten usw. zu bilden, ist heute als die ältere erkannt, und der Steinbau oder die Steinsetzung ist eine Nachbildung des früheren Holzbaus oder der Holzsetzung. Es ist sehr merkwürdig, daß englische Gelehrte diese Tatsche lediglich aus Konstruktionsdetails in Stonehenge schon vermuteten und behaupteten, lange Zeit ehe das moderne Flugzeug den Beweis hiefür in Woodhenge brachte.

Daß man schon in den Urzeiten, gleichgültig bei welcher Rasse, für die Toten sorgte, geht aus der ganz selbstverständlichen Überlegung der Menschen beim Anblick eines Toten hervor. Was ist der Tote? Er ist noch ein Mensch, aber ohne viele Eigenschaften, die ihm bei Lebzeiten zugehörten. Und er verändert sich, er geht in Verwesung über. Der Urmensch, der sich gar keine Gedanken über den Verbleib der Eigenschaften des Lebenden machte, mußte zum mindesten aus hygienischen Gründen (und diese waren schon in der älteren Steinzeit wie bewiesen werden kann, sehr maßgebend) den verwesenden Leichnam wegschaffen. Ihn in die Erde zu verscharren lag am nächsten. Die Form der Verscharrung war Nebensache. Nach Maßgabe aber der sich bildenden Vorstellung vom Schicksal der menschlichen Eigenschaften, die beim Toten nicht mehr erkennbar, also irgendwohin geraten sein



Tafel 13
Norwegische Bronzespangen aus dem 9. und 10. Jahrhundert n. Chr. Geb.
(Universitäts-Altertums-Sammlung Oslo)

mußten, begann der Tote selbst eine höhere Bedeutung anzunehmen. Vielleicht blieben die Eigenschaften ruhend in ihm, um einmal wieder aufzuleben. Der Tote wurde somit der Behälter einer Zukunft seiner menschlichen Eigenschaften. Aus der Summe dieser Eigenschaften entstand dann die Vorstellung einer personifizierten Gemeinschaft in Form der Seele. Was macht die Seele des Toten? Hier stehen wir vor dem Anfang jener geistigen Beschäftigung des Menschen mit dem Leben nach dem Tode, die aus einfachsten Anfängen sich bis zu metaphysischen Systemen kompliziertester Art im Laufe der Jahrtausende herausgearbeitet hat.

Damit also mußte dem Toten eine gewisse menschliche Rücksicht zuteil werden. Es galt nicht nur, ihn als ein verwesendes und die Gesundheit der Nachbarn schädigendes Stück Fleisch zu beseitigen, sondern als den Träger einer irgendwie gearteten seelischen Zukunft zu behandeln. Je nachdem sich nun die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode gestalteten, wurde der Tote behandelt, wurden die Bestattungsformen feierlich, rituell bestimmt, wurde die Erinnerung an den Toten gepflegt, wurde auch sein Wiederkommen gefürchtet, wurden Vorstellungen vom Wesenhaften seiner Seele und deren Taten lebendig.

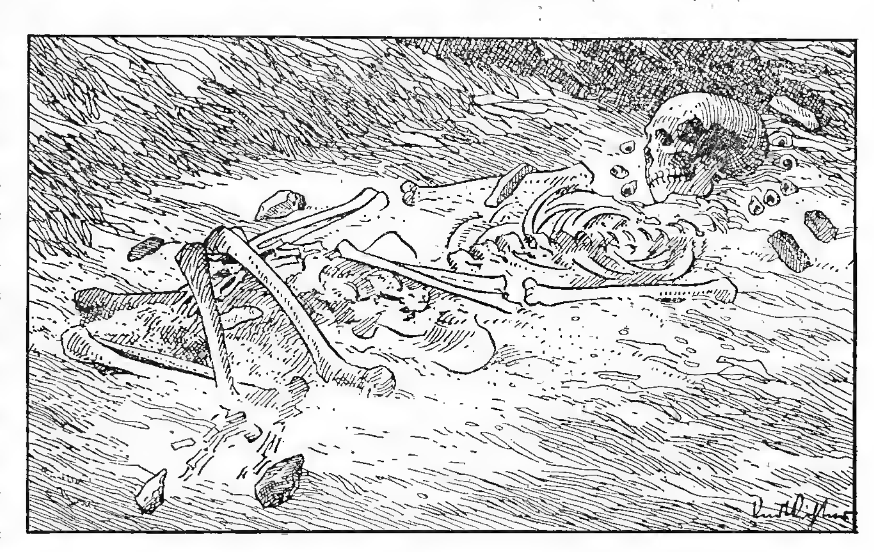


Abb. 63
Grab der Aurignacrasse. Fundstelle Combe-Kapelle in Südfrankreich
(nach Hahne „Totenehre im alten Norden")

Es scheint daß die Neandertalrasse, die in der älteren Steinzeit gewisse Gegenden Europas bewohnte und eine sehr tiefstehende Rasse gewesen ist (Abb. 61), den Toten gegenüber noch wenig kultische Rücksichten walten ließ. Man fand ein Knabenskelett in Le Moustier, das in Abfallmassen lag, die den Ort einer Siedlung der älteren Steinzeit darstellen. Das mag ein Zufall sein. Jedenfalls hat man nichts einer Grabgrube Ähnliches gefunden und wenn ein Faustkeil und ein Schaber bei dem Toten gefunden wurden, so beweist das, gerade weil er in einem Abfallhaufen liegt, noch gar nichts dafür, daß hier etwa Grabbeigaben in kultischem Sinne vorliegen. Auch ist der eine angebrannte Unterschenkel des Toten sicher kein Beweis dafür, daß damals schon die Sitte der Totenverbrennung geherrscht habe.

Denn diese, als eine rituelle Handlung, ist stets mit großer Sorgfalt vorgenommen worden und würde sich nicht mit dem Ansengen eines Unterschenkels begnügt haben. Vielleicht und wahrscheinlich ist der Tote gar nicht aus der Zeit, aus der der Abfallhaufen stammt. Die höher als die Neandertalrasse stehende Aurignacrasse scheint aber schon den Toten geehrt zu haben. In Frankreich befindet sich in der Combe-Kapelle (Abbildung 63) eine Grabfundstätte, wo ein Skelett der Aurignacrasse schon mit durchbohrten Muscheln als Kopfschmuck und um den Körper gruppierten besonders schönen Steinwerkzeugen gefunden wurde. Auch ist eine deutliche Grube für das Grab erkennbar. Wir finden schon sehr frühzeitig eine besondere Stellung der Toten. Sie erinnert an die Lage des Embryos im Mutterleib. Diese Schlafstellung wird jedoch kaum medizinischer Erkenntnis ihre Entstehung verdanken, sondern wird wohl einfach eine Nachahmung häufiger Schlafstellung bei Menschen bedeuten. Daß eine so geartete Schlafstellung selbst eine unbewußte Erinnerung an die Lage im Mutterleibe ist, erscheint sehr wahrscheinlich. Bei vielen Leuten erhält sie sich bis in das hohe Alter, bei vielen ist sie in der frühen Jugend noch vorhanden und verliert sich im Alter (Abb. 64). Wenn wir in Gräbern der Vorzeit entdecken, daß dem Toten Gegenstände mitgegeben werden, die er im Leben notwendig brauchte, oder die ihm besonders lieb und wert gewesen sind, so deutet das unzweifelhaft darauf hin, daß die Urmenschen schon eine sehr personifizierte Seele des Verstorbenen annahmen, wobei es nicht ausbleiben konnte, daß der Körper als ein für die Wiederbelebung der Seele notwendiger, und daher mit Sorgfalt zu bestattender angesehen wurde. Das höchste Maß dieser Fürsorge für den gestorbenen Körper finden wir in Ägypten, wo alles Mögliche und Erdenkbare dem Toten mitgegeben wurde, besonders auch Nahrung und wo Frauengestalten in die Grabkammern gemalt wurden (eine interessante Vermengung mit magischen Vorstellungen der Identität von Bild und Gegenstand des Bildes) damit der Tote auch der Liebes-Freuden im Jenseits nicht entbehre.

Schon früh beginnt aber auch die Mitgabe von rein kultischen Gegenständen. Wir finden bei stark von nordischer Rasse beeinflußten Rassen die Mitgabe der Sonnensymbole in irgend welcher Form, während typisch sexuelle Grabbeigaben, Zeugungssinnbilder stets einen Einfluß des Orientalischen verraten. Den Pansexualismus des Orients kennt die nordische Rasse nicht und dieser innerste aller Gegensätze vom Norden zum Orient hat sich bis zum heutigen Tage erhalten. Die germanische Poesie kennt wohl die Minne und preist sie und ihre Spenderinnen, aber in ganz anderer Form als das die orientalische Poesie tut, viel edler, viel innerlich keuscher. Selbst in der Wissenschaft bekennen sich zu dem Gipfelpunkt des materialistischen Rationalismus, zur Rationalisierung der Seele in der Psychoanalyse auffallend mehr Juden, also Orientalen, als nordische Christen, die den Pansexualismus, der in gewissen Richtungen der Psychoanalyse herrscht, nicht ertragen können noch wollen.

In den Urzeitgräbern finden sich auch schon Figürchen, die menschliche Gestalt haben. Hiezu gehört zum Beispiel die sogenannte Venus von Willendorf (Tafel 5). Wie weit diese Beigaben mit religiösen Vorstellungen verknüpft sind, ist sehr schwer zu sagen und man kann hier leicht sehr voreilig sein. Daß später Dämonenfiguren und kultische Idole in Gräbern gefunden werden, ist noch kein Beweis, daß es sich auch in der Urzeit schon um solche handelte. Man kann auch zur Ansicht gelangen, daß dem Toten mit solcher Figur eine menschliche Begleitung gegeben werden sollte. Wir wollen uns hier nicht in müßige Deutung verlieren. Die nordische Rasse und speziell die Germanen haben am spätesten den Weg zu personifizierten Göttern gefunden. Das ist kein Mangel sondern im Gegenteil ihr größter Vorzug. Der Germane war in der Lage eine durchgeistigte Gottesvorstellung im Licht zu haben, zu einer Zeit noch, in der der Orient schon zu den platten Hilfsvorstellungen vermenschlichter Götter übergegangen war. Ich sehe in diesem Orientalischen keine Entwicklung nach oben, sondern einen Verfall. Noch zu Tacitus Zeiten hatten die Germanen, wie wir noch hören werden, keine Götterabbildungen und auch die damals schon vereinzelten personifizierenden Gottesvorstellungen waren viel reiner, viel geistiger als die anderer Rassen. Auch dieser Vorzug unserer Ahnen hat sich bei uns erhalten. Allerdings nur in Resten. Aber schon die Tatsache, daß der Norden dem bildnisfeindlichen Element des Protestantismus in unvergleichlich viel höherem Maße zugänglich ist, als der Süden, und daß seine



Abb. 64
Steinzeitliches Hockergrab aus der Umgebung von Worms
Museum Worms Photo A. J. Müller, Worms a. Rh.

Mystik stets wieder die gestaltlose Erfassung des Göttlichen versucht und fast alle nordische Betrachtung des Göttlichen sich bis heute gegen menschliche Eigenschaften dieses Göttlichen und alle daraus zu ziehenden Konsequenzen wehrt, zeigt, daß das alte esoterische, kultische, religiöse Erbe unserer Ahnen noch lebt, wenngleich die Jahrtausende es mehr zerbröckeln ließen als den Bewußten unter uns lieb ist.

Eine besonders merkwürdige Fundstelle ist die sogenannte Ofnet-Höhle im fränkischen Jura. Die Grabgrube der Höhle ist rot angestrichen. Rot ist sehr frühzeitig die Farbe des neuen Lebens, wahrscheinlich vom Sonnenaufgang her entnommen. Und in der Höhle sind nur Schädel in großer Zahl beigesetzt. Man sieht, daß die Köpfe sorgfältig vom Körper abgeschnitten sind. Sie sind mit Schmuck aus Schneckenschalen und Tierzähnen versehen. Und alle Köpfe blicken nach Westen. Das Ganze stammt aus der Eiszeit, also aus altsteinzeitlicher Periode.

Was diese Höhle enthält? Vielleicht ein Drama der Urzeit! Vielleicht die Köpfe erschlagener feindlicher Führer. Vielleicht aber auch Generationen eigener Häuptlinge. Wer will das mit Sicherheit heute noch behaupten? Jedenfalls aber wurde damals der Kopf doch schon als etwas besonderes angesehen, als der Sitz der Fähigkeit vielleicht, und daß alle diese Köpfe nach Sonnenuntergang blicken, ist recht charakteristisch für die Auffassung. Auch im alten Ägypten ist Westen das Reich des Todes. Der Schmuck aus Tierzähnen und Schneckenhäusern wird eher magische Bedeutung gehabt haben. Es handelte sich bei diesen ersten Schmuckarten nicht um das rein Künstlerische, sondern um eine magische Vorstellung, daß nämlich Teile Eigenschaften des Ganzen vermitteln können. So trug der alte Germane Adlerflügel, nicht, weil das schön war, sondern weil dem herrschenden magischen Gefühl entsprechend die Eigenschaft des Vogels, Kühnheit und rascher Blick auf den Träger seiner Federn übergeht. Heute noch tragen die Tiroler Burschen Adlerflaum am Hut: denn das macht stark und lustig zum Raufen. Heute noch werden unendlich viele Dinge im Volke getragen und benützt, nicht weil sie schön sind oder weil sie praktisch sind, sondern weil die alte magische Auffassung der Urzeit sich noch erhalten hat, daß sie geheimnisvollen Nutzen spenden, Dämonen abwehren, Kraft verleihen, Eigenschaften geben, die sonst nicht zu erwerben sind.

In der Totenehrung tritt auch das Element des Opfers zutage und vermischt sich hier mit der Grabbeigabe in einer oft nicht mehr zu entwirrenden Art. Soll die Grabbeigabe dem Toten für die Zukunft dienen, so soll das Opfer ihn versöhnen, seine gespenstige Wiederkehr entweder unmöglich machen oder doch wenigstens zu einer heilbringenden umgestalten. Sobald dann die Menschen besondere Götter für das Totenreich oder für das Geleit der Verstorbenen in das Jenseits erfunden hatten, wurde auch diesen am Grab geopfert. Diese Sitte hat sich unendlich lange Zeit erhalten. Sie ist auch heute, wie wir in diesem Abschnitt noch sehen werden, keineswegs ausgestorben.

So beschäftigen sich seit Urzeiten sowohl Liebe als Furcht mit den Toten und



Abb. 65
Steinkammergrab (Dolmen) aus der jüngeren Steinzeit (3. Jahrtausend) bei Maßleberg
in der schwedischen Landschaft Bohuslän (Museum Göteborg)

beide Empfindungen haben Bestattungsart, Ritual und Gebrauchstum bei der Beisetzung sowie bei der Grabpflege beeinflußt.

Ohne jeden Zweifel aber haben, abgesehen von religiösen Vorstellungen, auch die Lebensverhältnisse auf den Totenkultus wesentlich eingewirkt. Ein nomadischer Volksstamm wird andere Totengebräuche annehmen als ein seßhafter Stamm, die Zusammenlegung der Wohnsitze einer Sippe andere als der unbeschränkte Raum. Beim Nomaden kommt nur der Schutz des Toten gegen Tierfraß in Frage, daher finden wir heute noch bei Türken und Arabern die Vorliebe für die horizontale Grabplatte und den Mangel an Fürsorge für die Gräber.

Aus der Nacheiszeit haben wir auch nur wenige Skelettfunde, namentlich wenige im Norden. Hier mag hinzukommen, daß sich wohl damals auch die Vorstellung vom Wasser als der Heimat der Menschen entwickelt hat. Die griechische Sage der Fahrt der Toten über den Acheron ist nordischen Ursprungs und hängt wohl mit den gewaltigen Wässern der Abschmelzperiode der Eiszeit zusammen. Auch die Kinder kommen uralter Auffassung nach, die sich noch in einzelnen Märchen erhalten hat, aus dem Wasser, das auch ein Aufenthalt der Seelen ist.

Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß es bei gewissen Stämmen und unter gewissen Verhältnissen auch einmal Sitte war, die Toten im Wasser zu bestatten, sei es im Meer, in Seen oder in Mooren.

Eine ganz bestimmte Grabkultur, die ihre Anfänge wohl schon in der mittleren Steinzeit hat, tritt uns in der jüngeren Steinzeit entgegen. Der Tote wird nicht mehr einfach auf die steinerne Plattform gelegt, sondern erhält eine Art Haus. Und dieses Haus ist viel fester als das Haus der Lebenden, es ist für die Ewigkeit gemacht. Wir nennen diese nordischen Gräber heute Hünengräber oder Hünenbetten. Ein solches Grab, aus mächtigen Felsen bestehend, macht, zumal wenn es aus der Ebene aufragt, einen gewaltigen Eindruck. (Abbildung 65.)

In den ersten Zeiten ist es ganz roh aus Felsklötzen zusammengesetzt, deren Herantransport und Bearbeitung den Menschen der damaligen Zeit große Anstrengung gekostet haben mag. Wir dürfen nicht vergessen, daß die damalige Zeit Metallwerkzeuge noch nicht kannte. Was mag da an Arbeit mit harten Steinwerkzeugen, mit Feuer und mit Sprengung durch nasses Holz und Eis geleistet worden sein, bis die Ränder der Felsen zusammenpaßten und bis die Felsen selbst ihre allzu unförmige Gestalt verloren hatten.

Mit der Zeit wurden die Steingräber innen feiner ausgestattet, wahrscheinlich auch unter Zuhilfenahme von Holz, Lehm und mörtelartigen Substanzen.

Die hohe Wohnungskultur, die den nordischen Menschen von jeher — natürlich im relativen Maße zur gegebenen Zeit — auszeichnete, spiegelt sich auch in den Megalithgräbern wieder. Man findet besondere Türen in den Gräbern und oft eine Einteilung der Innenräume, die der in den Häusern der Lebenden entspricht. Zunächst handelt es sich oft um Einzelgräber. Immer häufiger findet man die heilige Doppelaxt als kultischen Begleitgegenstand für die Toten.

Die Größe solcher Megalithgräber kann uns Abbildung 66 vor Augen führen, die stimmungsvolle Einordnung in die Landschaft aber zeigt uns Tafel 20 u. 22. Diese stimmungsvolle Einordnung hat manchen Dichter zu schönen Versen veranlaßt.

Stellen wir uns vor, daß diese Bestattungsart in den Alpen vorgenommen wird, so verliert sie unzweifelhaft an Wirkung auf den Beschauer. Selbst die größten Menschenbauwerke erscheinen zwergenhaft vor den Riesen der Berge. Aber hier in der großen Ebene am Nordsee- und Ostseestrand haben die Megalithgräber eine andere Wirkung. Hier unterbrechen sie das Landschaftsbild, hier sind sie ohne weiteres schon ein Teil ihres späteren Zweckes: die Nachlebenden aufmerksam zu machen: Hier ruht ein Held von seinen Taten aus.

Die ganz großen Grabanlagen der Megalithzeit waren keine Einzelgräber mehr, sie dienten wohl als gemeinsamer Bestattungsort für eine ganze Sippe. So etwa die Gräbergruppe bei Südbostel in der Lüneburger Heide, die aus sieben Steinhäusern besteht. Das größte dieser Gräber hat eine Deckplatte aus einem Monolith von 6 : 7 Meter Fläche, der die Spuren der künstlichen Sprengung aus einem erratischen Block an sich trägt. Der Innenraum gibt Platz für dreißig neben einander stehende Menschen. Wir treffen auch auf Deckplatten der Megalithgräber unseren alten Bekannten, den Näpfchenstein wieder, sowie auch das vierspeichige Sonnenrad.



Abb. 66
Eingang in das Megalithgrab v. Drommen (Museum Leiden)

Von ganz besonderem Wert sind eine ganze Reihe von heiligen Zeichen auf den Grabplatten, die damals wohl schon eine weit über die Bilderschrift hinausgehende Bedeutung hatten und in direkte Beziehungen zu den viel später auftretenden nordischen Runen stehen. Es gehört auch in das von uns wiederholt erwähnte Gebiet, daß heute noch, nachdem die Forschung der nordischen Urzeit uns längst eines anderen hätte belehren können, die falsche Ansicht, als hätten die Phönizier der Welt die Schrift geschenkt, noch teilweise die Wissenschaft beherrscht und vor allem die Schule. Es ist das ganz unrichtig. Die phönizische Schrift ist ein sehr spätes und sehr schlecht zurückgebildetes atlantisches Alphabet. Das Altägyptische und die Keilschrift der Sumerer und Babylonier sind aus einer weit älteren Schrift entstanden. Die Mutter der Schriften scheint die atlantische der älteren Steinzeit zu sein, deren Elemente von Professor Wirth kühn in Angriff genommen, emsiger Forschung der Zukunft sich wohl noch widerspruchslos eröffnen werden. Mit der atlantischen Kultur wanderte auch die Schrift und es bestehen die allerinteressantesten Zusammenhänge unserer altgermanischen Schriftzeichen auf den Megalithgräbern usw. mit dieser westlichen Urschrift. Auch hier ist die Phrase: ex oriente lux so unrichtig wie nur möglich. Leider können wir uns in diesem Buche

mit der Frage der Schrift nicht abgeben. Ihre Behandlung würde, wollte sie alles was notwendig ist, dem Leser zuerst erklären, einen Raum beanspruchen, der unmäßig groß wäre.

Nur so viel sei gesagt, daß die germanischen Runen es nicht nötig haben, irgendwoher anders ihren Ursprung zu nehmen, als in den altnordischen Schriftzeichen selbst, die ganz unabhängig von allen orientalischen Einflüssen ihre nächste Verwandtschaft im alt-atlantischen Kulturgebiet haben.

Ein Beispiel einer ganzen Totensiedelung gibt das sogenannte Hünenbett bei Thuine im Kreise Osnabrück. Hier liegt, von einem Steinzaun umgeben, eine große Zahl von Grabkammern nebeneinander. Ein Haupteingang führt in die Stätte, die im Ganzen rund 50 Meter lang ist. (Abbildung 67.)



Abb. 67
Das Hünenbett von Thuine
Skizze nach einer Zeichnung in Hahne, „Totenehre im alten Norden"

Könige scheinen stets einzeln begraben worden zu sein. Ein solches Königsgrab mag wohl die auf der Insel Sylt gelegene und Denghoog genannte Stätte gewesen sein. Wenn auch der Name von Thing, also Platz der Ratsversammlung herkommt, so ist das eine spätere Bezeichnung. Vielleicht wurde die Ratsversammlung absichtlich an die Stelle des Königsgrabes gelegt.

Die Grabkammer zeigt große Geschicklichkeit der Erbauer. Es sind 12 Blöcke von der Fläche von je 4 : 6 Meter, die die Kammer bilden. Die Zwischenräume ihrer Ränder sind wie bei den Cyklopenburgen Griechenlands durch kleine Steine geschickt ausgefüllt. Kies und Tonerde ist über das Ganze ausgebreitet. Bei diesem Grab erscheint es schon fraglich, ob es nur als vornehmer Bestattungsort verwendet wurde. Man kann zur Überzeugung kommen, daß der sechs Meter lange Gang auch zu astronomischen Beobachtungen Verwendung gefunden hat.

Der Tote lag, wie üblich, im Westen der Gesamtanlage und man fand bei der Ausgrabung in der Mitte des Baus noch die Reste einer Mahlzeit, also wohl eines Totenopfers. Da dem Toten wundervolle Waffen und Schmuckgegenstände mitgegeben worden waren, dazu Gefäße aller Art, ein Sonnensymbol aus Bernstein, eine schöne heilige Doppelaxt, Steinmesser, Klingen und sonstige Gegenstände, die alle durch die Sorgfalt ihrer Herstellung auffallen, so muß da wohl ein sehr hoher Herr der alten Zeit seine ewige Ruhe gefunden haben.

Auch liegt das Grab auf einer beherrschenden Höhe und in der Nähe eines viel-



Tafel 14.

Kreuzigungsgruppe
aus dem, dem Kloster Reichenau entstammenden Codex Egberti (10. Jahrhundert).
Stadtbibliothek Trier. (Photo Baeh, Trier).

leicht einst heiligen Sees. In Schweden war es Sitte, die großen Grabstätten auf die Spitzen von Hügeln und kleinen Bergen zu legen (Abbildung 68). Gewiß aus der Absicht, sie als Wahrzeichen für die Größe und Bedeutung des Verstorbenen recht deutlich machen zu wollen, aber wohl auch mit dem Gedanken verknüpft, daß der Tote selbst weite Sicht habe, daß ihn die Freude dieser Sicht begleite, wählte man den Platz. Man findet nun, namentlich in den nordischen Steingräbern fast stets, daß innerhalb des Grabbaus Feuer angezündet worden ist. Die Frage nach dem Warum beschäftigte die Gelehrten. Man kam auf die verschiedensten Erklärungen. War es geschehen um die Luft in der Grabkammer vor den naturgemäß entstehenden Verwesungsdünsten zu reinigen? Oder etwa, um das Grab bei Besuch zu erleuchten? Daß eine Verbrennung der Leiche vor der Bronzezeit nicht stattfand, steht fest. Und wo Knochen und Gerätschaften versengt gefunden wurden, da ergibt sich, daß diese Verbrennung nicht absichtlich erfolgt war. Man hat auch herausgefunden, daß in diesen Grabstuben nicht nur einmal, sondern wiederholt Feuer angezündet worden ist, und zwar zuerst in der Grabstube selbst, später dann, nachdem diese mit Gebeinen und Zutaten gefüllt war, im Grabgange. Man glaubt, daß die Feuer entzündet wurden in der naiven Absicht, den Toten zu erwärmen, eine Analogie zu der noch heute bei niedrigen Rassen üblichen Art, durch Feuer die Toten zu erfreuen oder zu wärmen. Ob dem so war? Die Ansicht, daß die nordische Bevölkerung der jüngeren Steinzeit mit unseren heutigen Wilden auf eine Stufe zu stellen sei, erscheint mir falsch. Die nordischen Steinzeitmenschen waren kultisch weit höher entwickelt und so glaube ich eher, daß diese Feuer in den Grabkammern von kultischen Handlungen herrühren, die vielleicht im Zusammenhang mit der ursprünglich bei den Ariern üblichen Aussetzung der Leiche an das Licht stehen, eine Art Erinnerung, wobei das fehlende Tageslicht durch das Symbol des Feuers ersetzt wurde, wie das ja bei vielen Kulten der Fall war. In den nordischen Riesen-Grabstuben finden wir große Massen von Skeletten, die aber den Eindruck machen, als wären sie erst im skeletthaften Zustand beigesetzt worden. Sie liegen in dichten und wirren Schichten übereinander. Man kann hier auf den Gedanken kommen, daß damals eine Sitte herrschte, die heute noch bei einzelnen Indianerstämmen



Abb. 68
Grabhügel der schwedischen Bronzezeit in der schwedischen Provinz Halland
Museum Göteborg

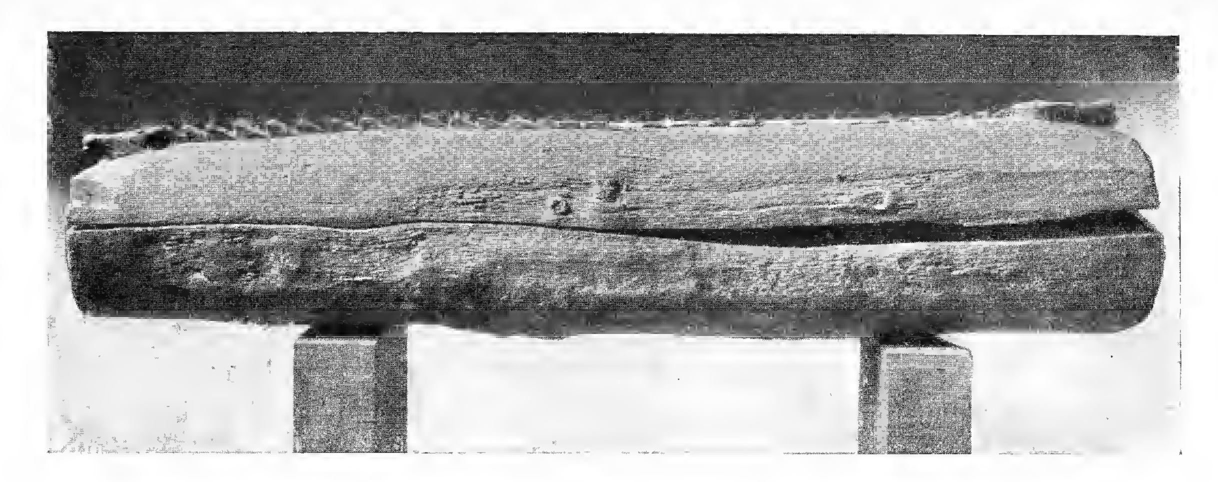


Abb. 69
Alamannischer Totenbaum. (Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen, Stuttgart)

Nordamerikas üblich ist, nämlich die Leiche erst dann in die endgültige Ruhestätte zu bringen, wenn sich das Fleisch von den Knochen gelöst hat. Dann werden diese Skelette, sorgsam gereinigt, unter Beifügung von Beigaben in unterirdische Räume gelegt. Diese Sitte existiert merkwürdiger Weise heute noch in Griechenland, wo die Toten, die ohne Sarg beerdigt werden, nach relativ kurzer Zeit exhumiert, durch die weiblichen Teile der Familie von den letzten Fleischresten gereinigt und dann in Kisten verpackt in einer Friedhofsecke aufgestellt werden, wo zumeist Ratten und sonstiges Getier ein furchtbare Unordnung erzeugendes Spiel mit diesen Überresten treiben. Vielleicht liegt in der altnordischen Sitte auch eine Erinnerung an die ursprüngliche oberirdische Bestattung, die aus einem pietätvollen Sammeln der Skeletteile, sich allmählich zu einem unterirdischen Begraben von Anfang an umgebildet hat.

Man hat auch wohl, seßhaft geworden, manchen Kompromiß schließen müssen, der mit dem Platzmangel und den großen Schwierigkeiten der Grabherstellung zusammenhing. Daher finden sich Großgräber beispielsweise in Seeland und in Schweden, in denen 70 bis 100 Leichen auf relativ kleinem Raum über und nebeneinander beigesetzt wurden.

Die großen Megalithgräber gehen dann allmählich in kleinere über, die auch in der Form variieren. So finden wir östlich des Ostseekulturkreises sogar Gräber in Dreiecksform. Die Grabkammer verengt sich zur Steinkiste und dann scheinen schon in der Steinzeit selbst auch Holzbauten und Holzsärge aufzukommen (vielleicht waren sie auch schon vor der jüngeren Steinzeit in Gebrauch ähnlich wie die „Holzsetzungen"), ähnlich den alamannischen viel späteren Totenbäumen. (Abbildung 69.)

Manche glauben, daß mit dem Ende der jüngeren Steinzeit eine Vernachlässigung des Totenkultus und der Bestattung eintrat und daß erst wieder in der Bronzezeit

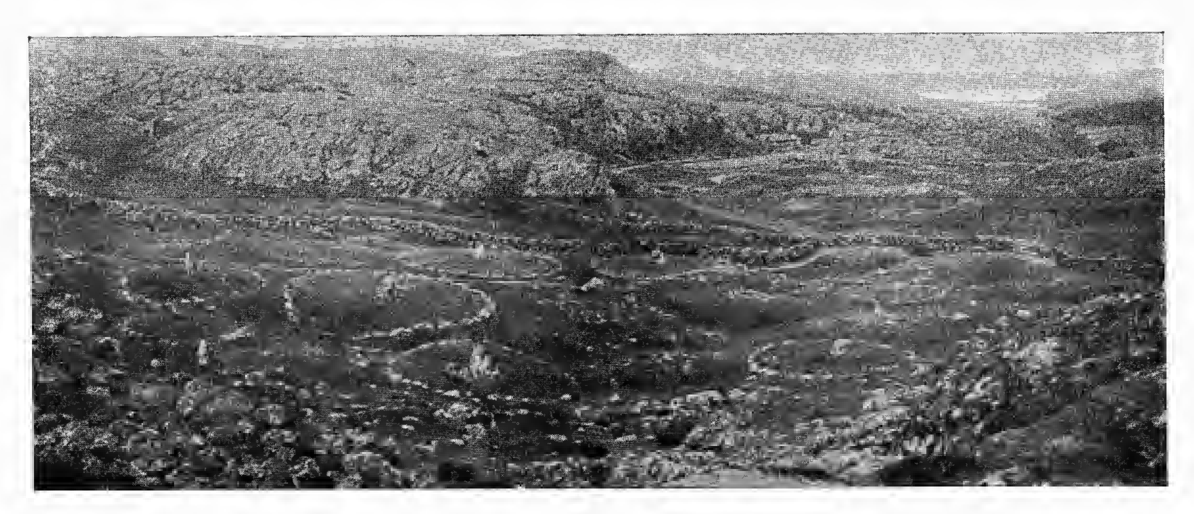


Abb. 70
Gräberfeld bei Pirlanda auf der Insel Tjörn in der Landschaft Bohuslän. (Museum Göteborg)

ein neuer kultischer Aufschwung erfolgte. Doch muß man mit apodiktischen Behauptungen hier, wie überall in der Vorgeschichte sehr vorsichtig sein. Man kann sich wohl eine eigene Meinung bilden, sollte die aber immer nur in aller Bescheidenheit vortragen. Denn wir wissen eben doch nur recht wenig auf Grund weniger Anhaltspunkte und es mag da diese oder jene Deutung das Richtige treffen. Die Steingräber haben uns jedenfalls insofern einen großen Dienst erwiesen, als in ihrem Schutz Geräte sehr zerbrechlicher Art die Jahrtausende überdauern konnten. Wir würden uns ohne die Gräberfunde vom Leben der Vorzeit gar keine Vorstellung machen können. Ich verweise hier nur auf das Gebiet der Keramik. Diese Töpfe und Schalen. Becher und Krüge haben sich nur unter der widerstandsfähigen Decke der Gräber in oft wunderbar schöner und gut erhaltener Weise bis auf unsere sie kritisch beachtenden Zeiten retten können.

Wenn wir auch vorzeitliche Gräber finden, die kreisförmig angelegt sind oder von Steinkreisen umgeben sind, so ist uns die Lösung dieses Rätsels nicht mehr schwer, sobald wir uns an die große Bedeutung des Kreises als Sonnensymbol erinnern. Es ist sehr naheliegend, daß man dem Toten, der zum Lichte der Gottheit zurückkehrt — in welcher Form auch immer dieses Licht im Vorstellungsbezirk der speziellen Zeit gedacht war — nicht nur die Symbole des Lichtträgers der Sonne mit ins Grab gibt, sondern daß auch das Grab an sich in symbolische Form gebracht wird. Vermutlich hat nur die große Schwierigkeit Rundbauten aufzuführen, daran gehindert, das Grab selbst rund zu gestalten. So legte man es dann wenigstens da und dort in einen Kreis von Steinen, oder ordnete die Grabbedekkung, den Grabhügel also, in Form eines kleinen Berges mit kreisförmiger Basis.

Diese Sitte findet sich im Norden noch um die Mitte des ersten christlichen Jahrtausends. Unsere Abbildung 70 zeigt ein ganzes Gräberfeld, in dem jedes Grab kreisförmig angeordnet ist und durch einen Gedenkstein sich auszeichnet.

Diese Grabhügel finden wir hauptsächlich in der der jüngeren Steinzeit folgenden Bronzezeit, die offenbar eine hohe Blüte germanischer Kultur mit sich brachte und demgemäß auch die Beachtung symbolischer Richtigkeit bei Bestattungen wieder von neuem belebte.

Der ältere Abschnitt der Bronzezeit zeigt uns viele solcher Hügelgräber, oft ganze Friedhofsanlagen. Die Grabkammer, die aus Steinplatten gebildet ist, liegt oft auf ebenem Boden, häufiger jedoch ist sie in ihn eingegraben. Die Sitte, dem Toten das wichtigste Gerät mitzugeben, bleibt erhalten.

Es sind Spuren vorhanden, daß eine Tötung von Frauen (entweder die eigene oder eine Sklavin) bei der Bestattung von Fürsten stattgefunden hat. Die Sitte ist im Norden bis in die Wikingerzeit nachweisbar. Daß auch die Frau dem Manne freiwillig in den Tod folgte, ist oft verbürgt und hat sich in Indien in arischen Stämmen bis fast in die Gegenwart erhalten. (Tafel 23.)

Finden wir in der Bronzezeit noch Steinsärge, in denen der Tote geschmückt und mit Waffen angetan ruht, so tritt eine der interessantesten Umwandlungen der Ansichten doch bald zu Tage: die Abschaffung der Leichenbestattung und die an ihre Stelle gesetzte L e i c h e n v e r b r e n n u n g. Wie das gekommen sein mag? Die Frage ist unmöglich mit Sicherheit zu beantworten. Nur vermuten läßt es sich, daß eine religiöse Erneuerung in der Bronzezeit stattfand, die die alte Lichtreligion wieder stärker in das Bewußtsein der Menschen zurückrief. Man vergleiche hierzu die außergewöhnlich starke Symbolverwendung in Waffen, Schmuck usw., die uns die Bronzezeit zeigt. Alle diese Symbole sind Lichtsymbole. Eine entsprechende Reform des Bestattungsrituals wird Hand in Hand mit der allgemein religiösen Neubelebung gegangen sein, und da ergab sich, daß die unterirdische Bestattung doch recht weit von der „heiligen" Art, wie es die Urahnen machten, abgewichen war. Wieder zu dem Aussetzen der Leiche an die Sonne zurückzukehren, verbot Dichte der Ansiedlungen und vielleicht auch herrschende Geschmacksrichtung der Zeit. Aber da bot sich die Flamme als ein Symbol des Lichtes ganz von selbst an. Die reine, läuternde Flamme, die alles, was sie an organischer Substanz erreicht, in reine weiße Asche verwandelt. Wenn der Tote zum Lichte zurückkehrt und diese Rückkehr bei der Bestattung symbolisiert werden soll, so konnte das nicht schöner und wirkungsvoller geschehen, als daß man den Toten der reinigenden und symbolisch so überaus starken Flamme überantwortete.

Ich glaube, daß man so schließen darf, ohne sich allzusehr zu irren.

Die Homerischen Schilderungen der griechischen Bronzezeit zeigen ebenfalls die Leichenverbrennung als eine Erscheinung arischen Kultwesens.

Daß die Leichenverbrennung sich mit der religiösen Auffassung der damaligen nordischen Völker vertrug, beweist uns doch wohl sehr, daß die Vorstellung vom Leben nach dem Tode eine recht durchgeistigte war. Die Flamme vernichtet den



Abb. 71
Urne von Wischuer. (Landesmuseum Schwerin)

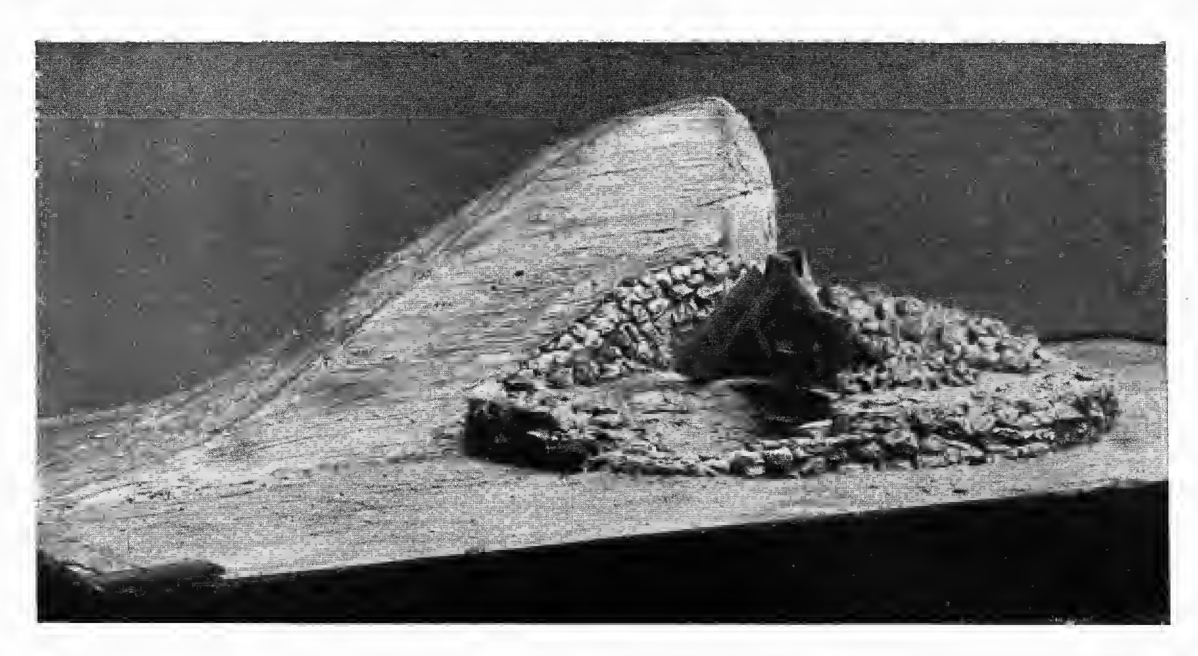


Abb. 72
Modell eines Grabhügels, aufgeschnitten, um Lage der Urne zu zeigen. (Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle)

Körper. Aber das was vom Toten bleibt, war offenbar schon nach der damaligen Auffassung das Geistige, das dem Göttlichen irgendwie Nahestehende und zu ihm Gehörende, und hat die Flamme, das Symbol des immateriellen Lichtes, des Göttlichen selbst, nicht zu fürchten. Es findet geradezu eine Art unio mystica des Geistes des Verstorbenen mit dem Lichte statt.

Vielleicht haben viele anfangs dieser neuen Sitte widersprochen, obwohl sie ja die Rückkehr zu einer uralten Sitte darstellte, nur eben in einer symbolisierten Form. Und da wird man diesen Widerstrebenden wohl auch gesagt haben, daß die Verbrennung das beste Mittel dafür sei, daß der Tote nicht in Leibesform mehr zurückkehre. Denn die Furcht vor dem Toten hat, in der Masse des Volkes wenigstens, sicher schon bestanden, und Opfer und Gaben waren nicht nur zum Zwecke der Ehrung, sondern auch zum Zwecke der Befriedigung aller sonst etwa auf gespensterliche Weise zu äußernden Wünsche des Gestorbenen erfolgt.

Die ganz natürliche Folge dieser Art der Bestattung war die, daß nunmehr die Reste des Toten, ein kleines Häufchen Asche, nicht mehr viel Platz forderten. Zunächst allerdings ordnete man im Norden die Reste noch ganz so in ein großes Grab, wie sie auf dem Brandplatz liegen blieben, also in voller Länge des Verbrannten. Später aber schichtete man die Aschenreste zusammen und gab sie in Urnen. Ob die manchmal zu findende Anordnung der Asche so, daß die größten Gliedmaßen unten, die Schädelreste oben liegen, darauf hindeutet, daß man an einen Wiederaufbau des Körpers im Jenseits dachte, möchte ich nicht unterschreiben. Die natürlichere Erklärung scheint mir die zu sein, daß man beim Ein-

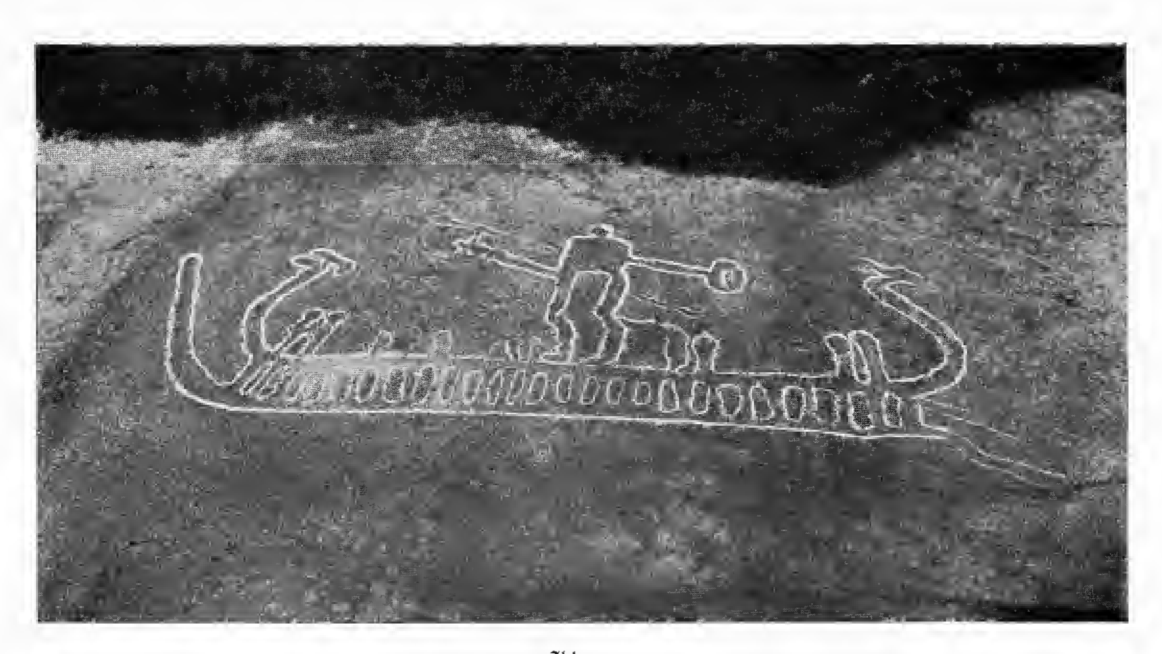


Abb. 73
Felszeichnung aus der Bronzezeit bei Bärby im Kirchspiel Svarteborg. Landschaft Bohuslän.
Vielleicht ein Totenboot darstellend. (Museum Göteborg)

fügen der Reste in die Urne aus reinen Pietätsgründen sorglich vorging und nicht einfach alles gewissermaßen zusammenkehrte.

Abbildung 71 zeigt eine sehr schöne Urne der jüngeren Bronzezeit, die auf einem Urnenfeld bei Wischuer in der Gegend von Neubukow in Mecklenburg gefunden wurde und heute ihren Platz im Landesmuseum Schwerin hat. Die Aufstellung ist deshalb besonders lehrreich, weil sie uns nicht nur die edle Form der Urne erkennen läßt, sondern auch zeigt, wie diese in einem steinernen Schutzgehäuse untergebracht war. Dieses Schutzgehäuse — oft bestand es auch aus Holz — wurde dann von einem kleinen Grabhügel umgeben (Abbildung 72).

Wie gewaltig groß die Erinnerung des Volkes ist, geht auch aus einem Inhalt eines solchen bronzezeitlichen Bestattungsraumes hervor, der hier im speziellen Fall zwar keine Urne, sondern ein Steinhäuschen war, das in einem Grabe auf Seeland gefunden wurde. Neben den Aschenresten des Verstorbenen fand man ein Gefäß, in dem sich vorfanden: ein halber Pferdezahn, Stücke eines Wieselskeletts, die Klaue eines Fuchses, ein Knochen eines Lammes oder Rehes, Stücke von der Luftröhre eines Vogels, Schlangenknochen, ein Stück Holzkohle, etwas Draht, ein Messer, ein Zweig der Eberesche und ein Stück Schwefelkies. Fast alle diese Gegenstände dienen heute noch dem Volksglauben für magische Zwecke! Und wir dürfen uns also nicht vorstellen, daß damals die arische Lichtreligion alle Kreise des Volkes in vollkommener Reinheit erfaßt hatte. Es gab seit alters und gab auch in der Bronzezeit das große Gebiet der Magie, die rituell und symbolisch neben der Religion einherlief.

In der Bronzezeit mehrt sich das Gold in den Gräbern, die Gefäße sind häufig aus Metall, eigentümliche Figuren treten auf, Gefäße endlich, die einem Stiefel gleichen und als Trinkgefäße gebraucht wurden. Vielleicht kommt daher unser Ausdruck, daß ein starker Trinker einen „Stiefel vertragen" könne. Aber auch Schalen, die auf kleinen Wägen stehen, und merkwürdige Klappern in der Form von Hohlkörpern, in denen Kugeln sich befinden, sind uns erhalten.

Die Beziehung des Todes zum Wasser deuten kleine Totenboote an, die wir in den Gräbern der Bronzezeit finden. Ein solches Totenboot kann die Felszeichnung (Abbildung 73) darstellen, da der Fährmann dieses Bootes offenbar (wegen seiner Größe) nicht als Mensch, sondern als Geistwesen gedacht ist. Auch Totenvögel kommen oft vor. Heute spielen noch in Sage und Märchen die Totenvögel eine große Rolle. Wenn die Schildkröte in den Gräbern als Beigabe auftritt, so haben sie die gleiche Bedeutung wie in den ursprünglich arischen Mithra-mysterien. Allerdings ist ein Zusammenhang, wenn überhaupt gegeben, nur so zu verstehen, daß diese Sitte und das Gebrauchstum der Mithramysterien, die ja erst kurz nach Christi Geburt nach Westeuropa kommen, gemeinsame Wurzel haben. Die zeitliche Differenz hindert nicht daran, daß Zusammenhänge des Bronzezeitkultus mit ihnen, die in ihren Anfängen uralt sind, bestehen. Es ist nicht unmöglich, daß mannigfache Berührungen mit dem Süden auch Bestand-teile in den Kultbereich des nördlichen Bronzezeitalters hereingebracht haben, die als Fremdkörper zu bezeichnen sind. Aber nachdem sie Eingang gefunden, sind sie, wie später auch der Mithrakult und das Christentum selbst, zu maßgebenden Faktoren des kulturellen Lebens geworden und sind „seelisch" germanisiert wor-den. Im einzelnen jeder dieser Erscheinungen hier nachzugehen, liegt nicht im Aufgabenbereich unseres Buches.

Eines der interessantesten nordischen Gräber der Bronzezeit ist das bei dem Fischerlager Kivik an der Ostküste von Schonen. (Vollbild 74.) Es zeigt uns in seinen Zeichnungen, die an den Grabplatten angebracht sind, daß die alte Lichtreli-gion in voller Blüte stand, daß aber auch schon eine Art Herrenreligion sich ent-wickelt, die vielleicht der späteren Wotansreligion vorarbeitet. Doch sind auch hier zu weitgehende Schlüsse, wie sie bei der Deutung der einzelnen Platten schon vor-genommen wurden, zu vermeiden. Andererseits ist es sicher ganz unrichtig, in den Bildern der Platten nur Ornamente und Darstellungen aus dem Leben des Verstorbenen zu sehen. Dieser Naturalismus war der Zeit gar nicht entsprechend. Von den acht Tafeln des Grabes waren nur mehr sechs auffindbar. Von diesen sind zwei verloren gegangen. Wir besitzen aber glücklicherweise Abbildungen der Verlorenen aus dem 18. Jahrhundert. Die Ähnlichkeit mit den Felszeichnungen von der Landschaft Bohuslän, von denen wir ja eine ganze Reihe in diesem Buche bringen, ist auffallend. Nur ist beim Grab der rein symbolische Zweck nicht so vordringlich, der historische und darstellende ist es mehr, und darum wohl ist auch



Tafel 15
Alamannische Zierscheiben
(Württembergische Landeskunstsammlungen Stuttgart)

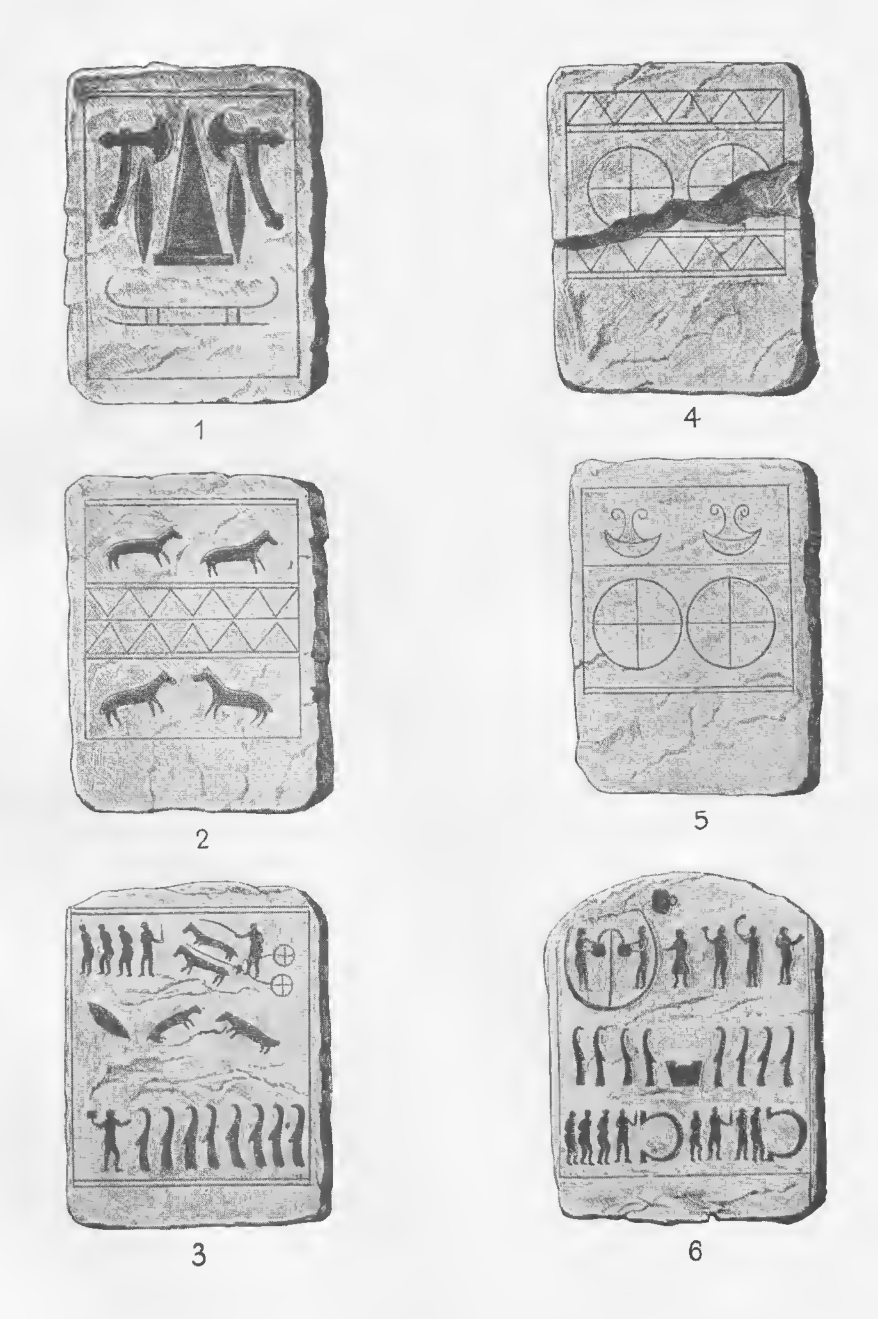


Abb. 74
Die Grabplatten des Grabes von Kivik



Abb. 75
Lurenbläser auf einer Felszeichnung der Bronzezeit in der schwedischen Landschaft Bohuslän. (Staatl. Hist. Museum Stockholm)

die Ausführung sorgfältiger und auf künstlerische Wirkung bedachter. Auf der Platte 4 und 5 sehen wir die uns bekannten Sonnensymbole in Form der vierspeichigen Räder. Ob diese kalenderhaft zu fassen sind, also vier Jahre und zwei Monde (auf Platte 5) bedeuten, ist fraglich, aber durchaus möglich. Vielleicht ein Hinweis auf die Herrscherzeit.

Die Symbole über den Rädern auf Platte 5 sind wohl Mondsymbole, vereinigt mit Stiersymbolen. Hieraus, wie es geschehen, eine Abnahme der Stierbedeutung (als astrales Symbol) gegenüber der Mondbedeutung, was geradewegs auf orientalischen Einfluß schließen ließe, herauszulesen, erscheint fast etwas kühn. Die Platte 1 zeigt uns die bekannten heiligen Doppeläxte, schon mit der bronzezeitlichen Veränderung des rückwärtigen Axtteiles, von der wir im Abschnitt Licht und Lichtreligion gesprochen haben. Dazu kommt die Pyramide, der Berg des Lichtes, eine Hieroglyphe, die aus atlantischer Heimat sowohl nach Ägypten wie nach dem antiken Mittelamerika gewandert ist und im Totenkultus auch des Nordens ihre Rolle spielt, allerdings nur ganz selten in dieser scharfen Form wie auf der Platte von Kivik. Die Speerspitzen scheinen auf den Charakter des oder der beiden Verstorbenen hinzudeuten, die offenbar Helden waren. Darunter hieroglyphisch fast das Totenboot.

Die Platte 2 ist sehr schwer zu deuten. Wir kennen zwar von den Felsbildern her die kämpfenden Stiere, als Vertreter des Sonnenlaufes im Jahr. Aber ihre Umwandlung in Pferde bei beizubehaltender symbolischer Bedeutung kann ich nicht recht glauben. Daß die Linse auf Platte 3 ein verminderter Kreis, also die Andeutung einer Sonnenfinsternis ist, läßt sich begreifen. Unten auf Platte 3 sind Gestalten angebracht, die der nicht geschulte Leser wohl zunächst als Seehunde bezeichnen dürfte. Es sind aber verhüllte Priester, die zu einer Kulthandlung herbeigerufen werden, während oben der gestorbene Held auf einem Sonnenwagen fährt, vor ihm drei Gefangene, die geführt werden. Auf der

Platte 6 erkennen wir eine wohl symbolisch gedachte Handlung links oben. Da reiben zwei Männer Feuer im Sonnenkreis. Hier kann man mühelos zu der Deutung schreiten, daß dem Verstorbenen, der das Licht der irdischen Welt verloren hat, das Licht des Jenseits bereitet wird, dessen Aufleuchten, wie bei den Sonnwendfesten, von den Musikanten rechts oben begrüßt wird. Von diesen Musikanten sind zwei Lurenbläser. Die Luren sind bronzene Hörner von hoher Stimmung, die damals stark im Gebrauch gewesen waren. Eine Felszeichnung (Abbildung 75) zeigt uns drei Bläser in Tätigkeit. Von solchen Luren sind viele erhalten und, wie ich persönlich feststellen konnte, heute noch gut blasbar. Unsere Abbildung 76 zeigt eine solche Lure aus dem Nationalmuseum in Kopenhagen.



Abb. 76
Lure aus der jüngeren Bronzezeit Nordseelands.
National-Museum, Kopenhagen

Die Priester auf Platte 6 sind zu einer heiligen Handlung (in der Mitte der Platte) vereinigt, während unten vielleicht die Feinde des toten Helden, die gefangen sind, zur Opferung vor die Symbole der Kessel geführt werden. Wir haben es hier — ich habe auf jede gewagtere Deutung bei dem im wesentlichen populären Charakter unseres Buches verzichtet — also mit einer Art Totenbuch zu tun, das ähnlich, wie es die ägyptischen tun, dem Verstorbenen Anweisung geben, wie er sich zu verhalten und was er zu erwarten hat und vielleicht auch gleichzeitig wichtigste Notizen aus seinem Leben bringt. Die Platte 1 scheint im 18. Jahrhundert etwas stilisiert nachgezeichnet worden zu sein. Ein sehr kluger Deuter dieser Grabbilder, Dr. Schneider, hat daraus entnehmen wollen, daß wir hier in eine ritterliche Mysterienreligion hineinsehen, die sich von der bäuerlichen (der Felszeichnungen) abzuspalten beginnt. Auch ich möchte auf den feinen Unterschied zu den Felszeichnungen hinweisen. Auf den Platten ein heraldischer Charakter gegenüber der ungeordneten Fülle der Symbolzeichnungen auf den Felsen. Auf den Platten das sichtbare Bedürfnis nach Symmetrie, die den Felsenzeichnern ganz gleichgültig war (Abbildung 77). Gewiß etwas Aristokratisches, das geneigt ist, dem Helden eine besondere Rolle zuzuweisen, während auf den Felszeichnungen mehr vom Himmel und von den heiligen Vorgängen, denn vom Schicksal eines Einzelnen die Rede ist.



Abb. 77
Felszeichnung bei Backa in der Landschaft Bohuslän, enthaltend ein Gemenge von Jahreshieroglyphen, Sonnensymbolen und Kalendernotizen. (Museum Göteborg.)

Unsere Leser mögen sich damit begnügen und vor allem das aus den Zeichnungen lernen, daß es sich hier wie auf den Felsenzeichnungen ganz und gar nicht um Primitivität handelt, sondern um ein tiefes Grübeln, ein tiefes Wissen und eine zweifellos schon sehr alte Kultur. Man darf auch nicht vergessen, daß es sicher nicht Absicht der Zeichnenden war, Rätsel aufzuschreiben, die kein Mensch zu entziffern in der Lage ist. Ganz das Gegenteil war der Fall. Die Zeichner rechneten damit, daß die Menschen ihrer Zeit das Aufgezeichnete lesen konnten und verstünden. Vielleicht führt auch dieser Gedanke zu dem Schluß, daß die stilisierte Form der Plattenzeichnung für „höhere" Stände berechnet war als die alle Details bringenden Felszeichnungen.

Um das Jahr 1000 vor Christi Geburt beginnt das Eisen bekannt zu werden. Eisengeräte finden sich sehr bald auch in den Gräbern. Die Einfuhr der ersten Geräte scheint vom Mittelmeer herzukommen. Die Kultur um die Alpen herum zeigt eine Mischung von geistigen und künstlerischen Vorstellungen, die man wohl darauf zurückführen darf, daß in diesen Gebieten nordeuropäische und südeuropäische Menschen in dichte Berührung und Vermischung traten. Im Südwesten Deutschlands tritt die keltische Kultur in den Vordergrund.

Die Alpenmischkultur wird sehr häufig nach einem besonders reichen Fund-

felde die Hallstattkultur genannt (Abbildung 78). In Hallstatt scheint um diese Zeit eine durch Salzgewinnung und nahen Kupferbergbau (in den Alpen) recht reiche Bevölkerung gelebt zu haben. Das bezeugen ihre mit prachtvollen Beigaben ausgestatteten Gräber. Aber die Verbrennung der Bronzezeit nimmt um diese Zeit hier wieder ab. Man findet wieder begrabene Tote. Die religiösen Ansichten scheinen entweder gemischt aufgetreten oder sich allmählich umgewandelt zu haben.

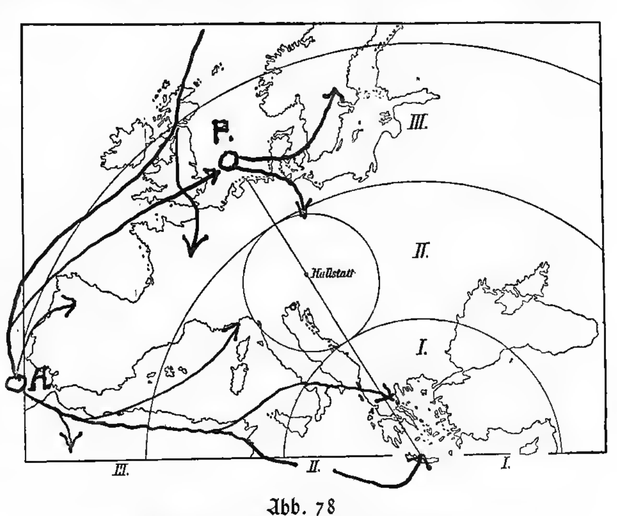


Abb. 78
Gliederung Europas in Kulturkreise.
Die alten Wege der nordisch-arischen Kultur deuten die schwarzen Pfeile an.
A = Atlantisches Kulturzentrum (weiter westlich im Ozean)
P = Polseteland u. ingväonisches Zentrum

In ganz Germanien treten nunmehr recht beträchtliche Verschiedenheiten der Ansichten über Bestattung und künstlerische Ziele auf. Vielleicht bildeten sich damals auch schon sprachliche Scheidungen innerhalb der germanischen Welt. Wir finden nunmehr Absonderungen des skandinavisch-germanischen Nordens, des ostgermanischen und westgermanischen Kreises und endlich des südgermanischen Übergangsgebietes.

Bevor wir von der bronzezeitlichen Totenverbrennung, die sich nur im Norden noch lange erhalten hat, Abschied nehmen, sei auf eine Stelle im Beowulfepos hingewiesen, in dem der schon christliche Verfasser von der uralten Sitte schreibt. Das Beowulflied ist ein angelsächsisches Epos in Stabreimen, uns bekannt aus einer Handschrift des zehnten christlichen Jahrhunderts. Die Stelle, an der die Feuerbestattung Beowulfs geschildert wird, lautet:

„Nun ließ Weohstans Sohn, der wackere Jüngling,
den Befehl ergehen an des Volkes Adel,
die Hofbesitzer, das Holz zum Brande
von Ferne alsbald herbeizuführen
für den guten König. Den König trug man,
den würdigen Kämpen, zum Walfischkap.
Dort schichteten ihm den Scheiterhaufen
fest auf dem Grunde die Gautenleute;
dran hängten sie Helme und Heeresschilde
und glänzende Brünnen, wie erbeten er's hatte.
Sie betteten mitten den berühmten Herren,
die trauernden Helden, den teuren König.

Entfacht ward am Berge der Feuer größtes,
Die Schwertkämpfer weckend. Schwarz stieg der Qualm auf,
als der Windhauch sich regte, der wabernde Holzrauch,
die wallende Lohe, von Wehruf begleitet,
bis das gierige Feuer zerfressen die Brust
und des Toten Gebeine. Mit tieftrübem Sinne
beklagten die Helden des Herren Scheiden.
Den Wehruf auch stimmte die Witwe an,
die um die Schläfe geschlungen das Haupthaar.
Als verflogen der Rauch am fernen Himmel,
da wölbten die Leute der Wettermark
am Hange der Klippe das hohe Grab
weithin sichtbar den Wogenfahrern.
Sie zimmerten rüstig in zehn Tagen
des Ruhmreichen Mal; die Reste des Brandes
umschloß die Erde, wie am ehrenvollsten
und würdigsten es die Weisen dünkte.
Sie brachten hinein die Brünnen und Ringe,
die schimmernden Schätze, die schlachtfrohe Männer
Im Kampfgewühl einst gewonnen hatten.
Dann umritten den Hügel die reisigen Helden,
zwölf von allen den Edelingssprossen;
sie wollten mit Kummer den König beklagen,
die Taten preisen des toten Mannes,
nach Kräften erhöhen des Helden Wesen,
seine Werke alle. Denn würdig ist es,
den lieben Herren durch Lobpreis zu ehren,
wenn vom siechen Körper die Seele scheidet."

Wie diese Art der bronzezeitlichen Bestattung weit verbreitet war, zeigt eine Parallele aus Homer, wo bei dem in der Bronzezeit selbst sich abspielenden Kampf um Troja die Verbrennung des Patroklos, des besten Freundes des griechischen Haupthelden Achilles in folgender Weise geschildert wird:

„... Sie häuften die Waldung,
Bauend das Totengerüst, je hundert Fuß ins Gevierte,
Legeten dann auf die Höhe den Leichnam, traurigen Herzens,
Viele gemästete Schaf' und viel schwerwandelndes Hornvieh
Zogen sie ab am Gerüst, und bestellten sie; aber von allen
Nahm er das Fett und bedeckte den Freund, der edle Achilleus,

Ganz vom Haupt zu den Füßen; die abgezogenen Leiber
Häuft er umher; auch Krüge von Honig stellt' er und Öles,
Gegen das Bett anlehnend; und vier hochhalsige Rosse
Warf er mit großer Gewalt auf das Totengerüst, laut ächzend.
Neun der häuslichen Hund' ernährt am Tisch der Herrscher,
Deren auch warf er zween, die er schlachtete, auf das Gerüst hin;
Auch zwölf tapfere Söhne der edelmütigen Troer,
Die mit dem Erz er gewürgt: denn schreckliche Taten ersann er;
Und nun ließ er die Flamme mit eiserner Wut sich verbreiten."

. . . .

„Jetzo sank in Staub das Gerüst, und es ruhte die Flamme.
Schnell dann eilten die Winde zurück, nach Hause zu kehren,
Über das thrakische Meer . . ."

(Und dann spricht Achilles zu den Leidtragenden)
„Atreus Sohn, und ihr andern, erhabene Fürsten Achaias,
Erst den glimmenden Schutt mit rötlichem Weine gelöschet,
Überall, wo die Glut hinwütete; aber sofort dann
Laßt Patroklos Gebein, des Menötiaden, uns sammeln,
Wohl es unterscheidend; und leicht zu erkennen ist solches.
Denn er lag in der Mitte der Glut; und die anderen abwärts
Brannten am äußeren Rande vermischt, die Ross' und die Männer.
Dann in gedoppeltes Fett, in eine goldene Urne,
Legen wir das, bis selber hinab ich sinke zum Aïs.
Doch nicht rat ich das Grab sehr groß zu erheben mit Arbeit,
Sondern nur schicklich! In Zukunft mögt ihr es immer
Weit und hoch aufhäufen, ihr Danaer, die ihr mich etwa
Überlebt, nachbleibend in vielgeruderten Schiffen."

Und als das geschehen, „maßen sie im Kreise (!!) das Mal" für das Grab, und Achilles ließ Kampfspiele am Grabmal aufführen.

In der Hallstattzeit ist vieles von diesen großen Bestattungsfeierlichkeiten schon in der Erinnerung versunken. Für uns hat sie hinsichtlich der Gräber hauptsächlich durch ganz eigentümliche Urnen, die sogenannten Gesichtsurnen, besonderes Interesse.

Diese Urnen, dem Ostgermanischen Kreise angehörend, zeigen den Hals in ein menschliches Gesicht umgewandelt, die Henkel als Ohren. Oft ist der Mund weggelassen. Selten Andeutungen einer Bartzeichnung, dagegen häufig die des Haares am Hinterkopf und von Händen an der Seite. Der Urnendeckel ist zum Hute geworden (Abbildung 79).

Der Hauptteil der Urne ist mit Ornamenten und auch bildlichen Darstellungen von Waffen und Jagdszenen „geschmückt". Das Ganze entbehrt jeder symbolischen Tiefe, ist ein offenkundiges Zeichen des Verfalls und erinnert in seiner Geschmacklosigkeit — die es also schon 1000 Jahre vor Christi Geburt auch gab — an die Bierkrüge, die aus einem Hindenburgkopf bestehen und ähnliche Erzeugnisse unserer entsetzlichen Fabrik-Kultur. Es scheint der Name dieser Urnen gotisch manleika, das Menschenbild, gewesen zu sein. Man kennt diese Gesichtsurnen, die im Norden ganz unbekannt sind, nur im Gebiete der sogenannten Wandilier. Vielleicht ist die Anregung zu diesen Geschmacksverirrungen von Kleinasien aus über die Illyrier, zu denen die Lausitzer gehörten, gekommen. In Westgermanien finden sich nur vereinzelte Stücke. Hier treten dafür die Hausurnen auf, die man auch gelegentlich in Skandinavien findet. Auch sie sind Verfallsprodukt, aber in der Form noch annehmbarer. Das Wertvollste an ihnen ist, daß sie uns Darstellungen des germanischen Hauses der damaligen Zeiten en miniature primitiv vermittelt haben. Die hinterpommerschen Hausurnen stehen auf vier Füßen. Vielleicht ist das noch eine Erinnerung an die früheren Pfahlbauzeiten (Abbildung 80).

Sehr richtig weisen verschiedene Forscher darauf hin, daß in der ersten Eisenzeit bei allen hergestellten Gegenständen noch „die innerliche Verarbeitung, das Selbsterleben, das Persönlichkeitsgepräge" fehlen, und es ist wohl ebenso richtig, diesen Mangel und die herrschende Unruhe und Unsicherheit in Form und Motiven den bewegten äußeren Zeiten zuzuschreiben, wo die Stämme nahe an einander gerieten, wo Landnot zu Kämpfen führte, wo Wanderungen und Unseßhaftigkeit zu herrschen beginnen. Kriegszeiten waren es, die stets die Kultur eines Volkes aufs schwerste schädigen. Die schöne Ruhe der Bronzezeit, der Sinn am Edlen in Form und Material, die tiefe Verwurzelung des Daseins im Symbol, ja die Gottesnähe selbst scheinen in dieser Eisenzeit zu verfallen.

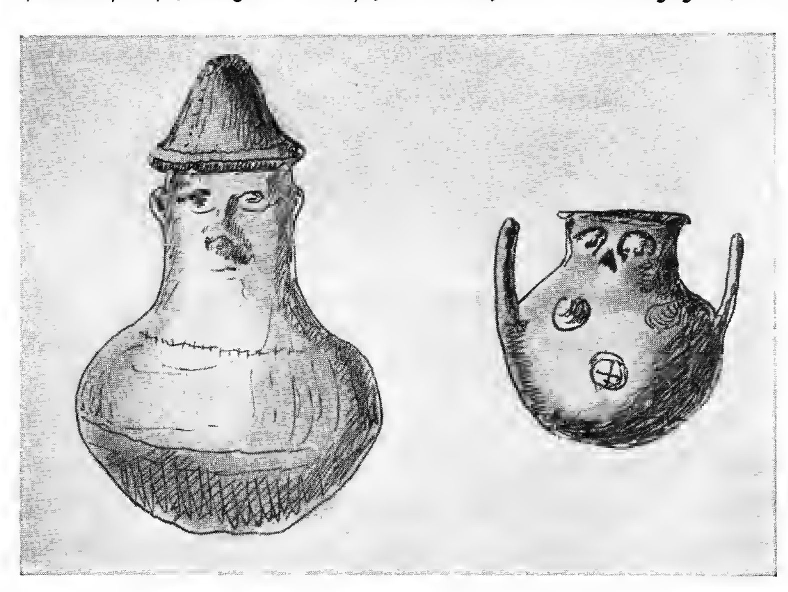


Abb. 79
Gesichtsurnen: I. ostgermanisch-wandilisch, II. aus Hissarlik-Troja

Ich möchte hier vorgreifend die Behauptung wagen, daß die Christianisierung Germaniens in der religiös starken Bronzezeit wahrscheinlich nicht oder jedenfalls nicht so leicht erfolgt wäre, wie in der Eisenzeit, in der die seelischen Wider-



Tafel 16
Fränkischer Grabstein
(Provinzial-Museum Bonn)

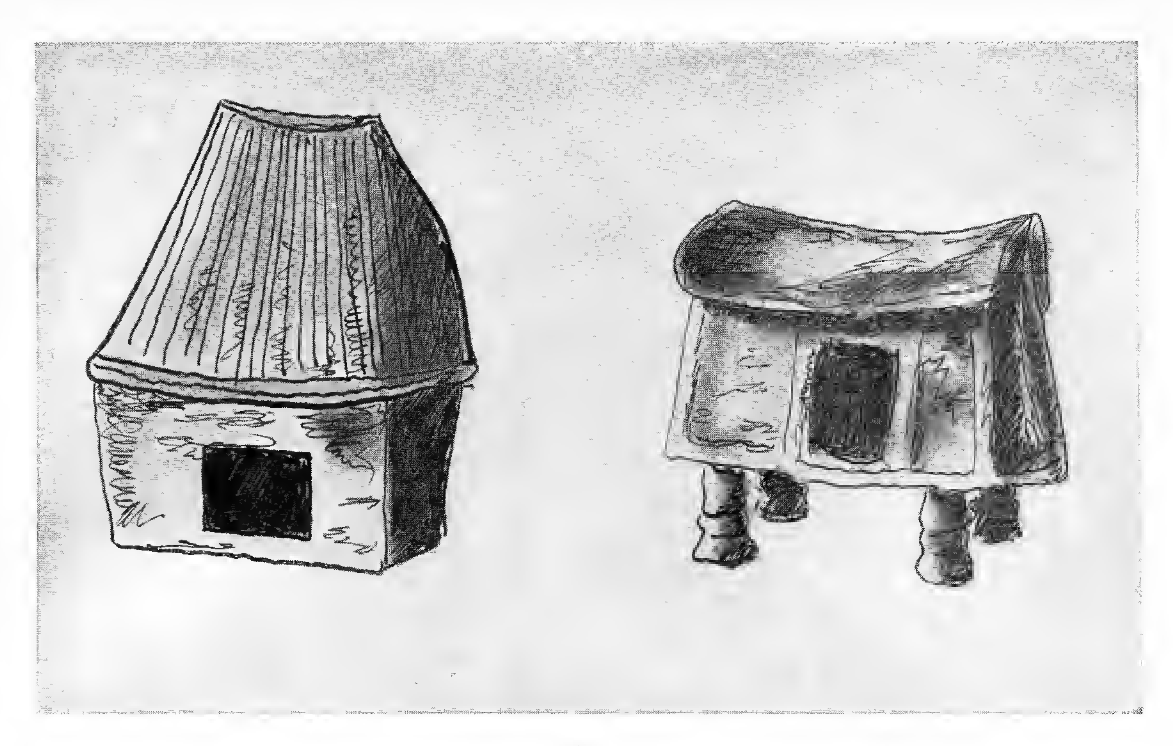


Abb. 80
Westgermanische Hausurnen

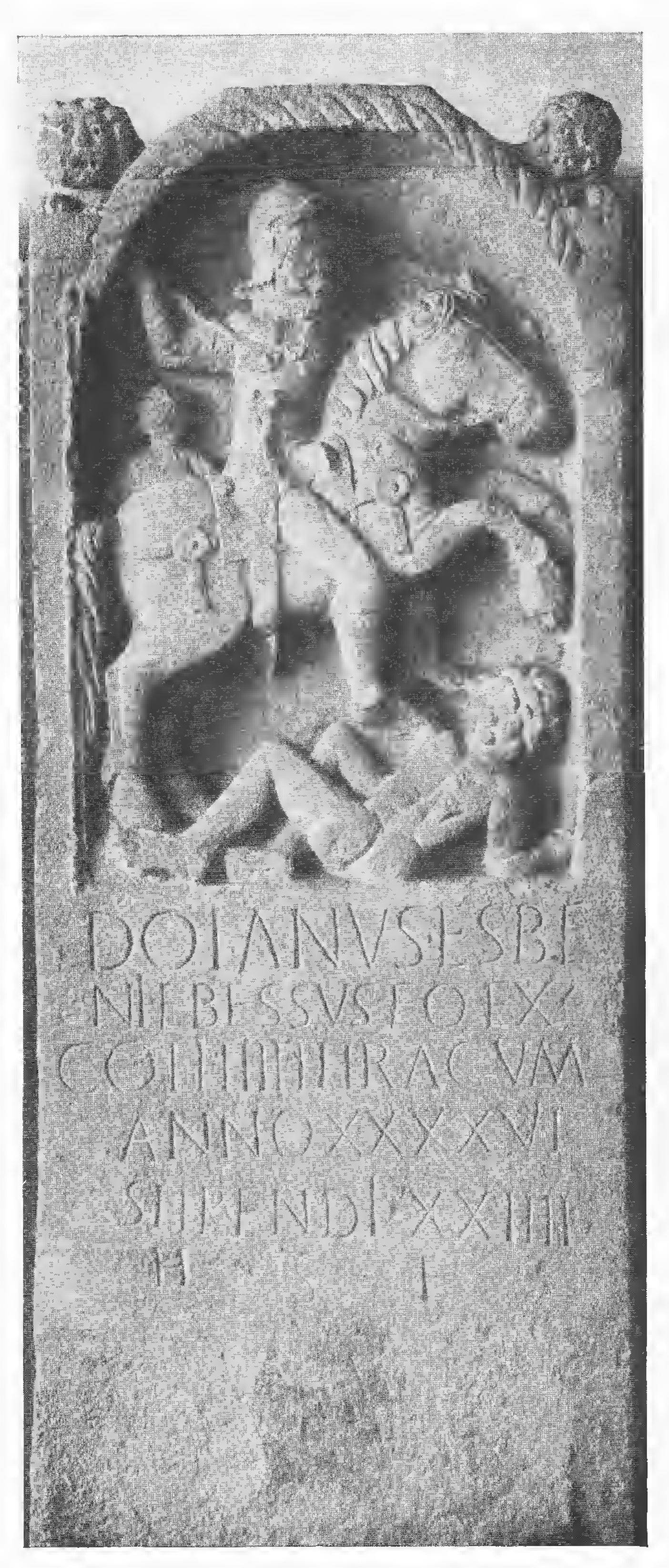
stände gegen einen dem germanischen Wesen vollkommen fremden Glauben auffallend schwach waren und sich nur im hohen Norden über das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung erhielten.

Die Brandbestattung hielt zwar in Germanien, da, wo die keltischen Einflüsse der Hallstattzeit sich nicht bemerkbar machten, noch sehr lange an. Wir finden sie zur Zeit um Christi Geburt noch in Übung. Die Hallstattzeit zeigt im allgemeinen einfache Gräber und kleine, künstlerisch unbedeutende Urnen. In den Urnen selbst können naturgemäß nur Kleingeräte der Asche beigegeben werden. Auch die westgermanische Latènezeit zeigt ähnliches. Ja, es beginnt eine Art der Bestattung ohne Urnen, in der Asche und Knochenreste flach zerstreut und nur mit dünner Erde belegt werden, so daß man die Gräber gar nicht mehr erkennt. Das war namentlich in Burgund der Fall.

Das Grab ist durch eine Lanze oder ein Schwert gekennzeichnet. Die Sachsen blieben bis zur Christianisierung durch Karl den Großen bei der Brandbestattung, während im übrigen die von den Goten eingeführte Beerdigung der Leiche sich allgemein einbürgert.

In Skandinavien und Dänemark ist die alte germanische Sitte und Totenehrung viel länger und in traditioneller Form erhalten. Da findet man noch gewaltige Gräber mit Waffen und großen Gerätschaften als Grabbeigabe.

Vielleicht ist von dort aus in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung



eine Art germanischer Renaissance ausgegangen, die sich in Hebung des Geschmackes, größerer Rücksicht auf die alte Tradition usw. geltend machte und auch an den Gräbern sichtbar wird. Um die Völkerwanderungszeit, also im 4. und 5. nachchristlichen Jahrhundert vor allem, hat sich der germanische Himmel mit menschenähnlichen Göttern gefüllt, und jetzt tauchen Denkmäler und Denksteine auf, die, im hohen Norden mit Runen versehen, von Taten der Verstorbenen berichten. Hiervon später noch mehr.

Wir finden überall da, wo in Germanien die Römer sich niedergelassen haben, römische Grabsteine mit Inschriften, eine dem alten germanischen Brauch völlig fremde Sitte. In dem Maße, in dem nun das Römertum auch Bringer des Christentums war, zeigen die betreffenden Zeiten die Nachahmung der romanischen Bestattungsart und des römischen Grabdenkmals durch die christianisierten Germanen.

Es sind hier recht charakteristische Vorkommen vorhanden, von denen wir nur einige unseren Lesern im Bilde zeigen. Unter diesen Grabsteinen finden sich besonders viele am Rhein und hier wieder solche von römischen Legionären.

Abb. 81
Grabstein des Dolanus. (Museum Wiesbaden)

Unsere Tafel 24 zeigt einen besonders interessanten Grabstein, der sich im Provinzialmuseum Bonn befindet.

Die römische Inschrift, die viele römische Abkürzungen enthält, lautet in deutscher Übersetzung:

„Dem Marcus Caelius, dem Sohne des Titus, aus der tribus Lemonia, aus Bologna gebürtig, Hauptmann in der 18. Legion, der, 53 und ein halbes Jahr alt, in der Varusschlacht (im Teutoburger Walde also) fiel, errichtete das Grabmal, damit man die Gebeine darin bestatten könne, Publius Caelius der Sohn des Titus als Bruder."

Das Bild zeigt den römischen Offizier im Lederpanzer mit Kriegsauszeichnungen, zwei Hals- und Armreifen und dem Eichenkranz geschmückt. In der Hand trägt er den Rebstock. Die Büsten rechts und links von ihm stellen die beiden von ihm freigelassenen Sklaven Privatus und Thiaminus dar.

Der Stil dieses Grabmales ist sehr vornehm und zurückhaltend, im Ganzen üblich konventionell. Keine künstlerische. aber eine sehr hochstehende handwerkliche Leistung. Der Stock gewissermaßen als Zeiger auf die Schrift ist eine gute Idee. Die Figur des Caelius selbst ist mehr Träger seiner Auszeichnungen als ausgesprochenes

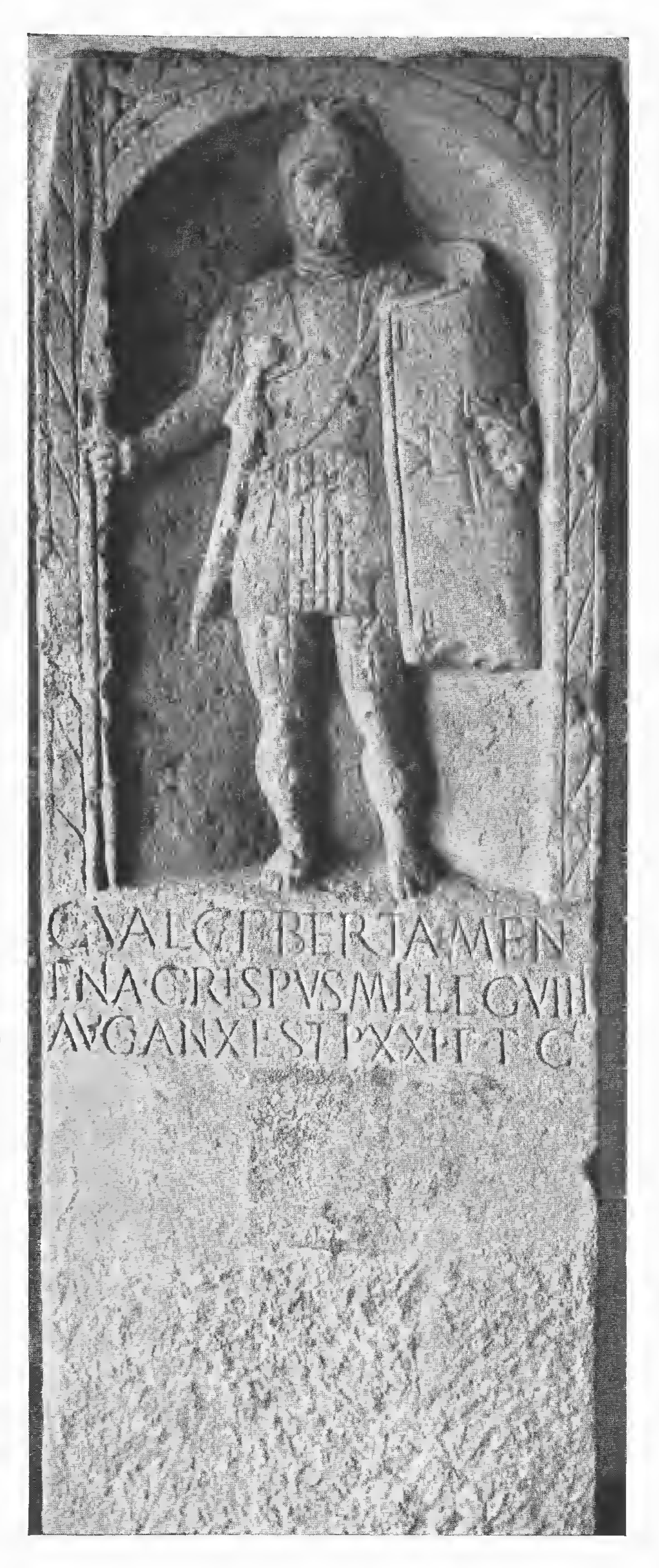


Abb. 82
Grabstein des Valerius Crispus
Museum Wiesbaden

Individuum. Die überragende Bedeutung des Verstorbenen über seine zwei Freigelassenen ist darstellerisch dadurch erreicht, daß er mehr im Vordergrund sich befindet, während die Büsten der Freigelassenen in den Hintergrund gerückt sind, und dann auch dadurch, daß der Herr mit dem ganzen Leib bis zum Beinansatz dasteht, während für die Freigelassenen nur die Büste auf einem kleinen Postament zur Verfügung stand.

Noch konventioneller ist der Grabstein eines römischen Reiters, der, in der Hand die Lanze, über einen gefallenen Germanen wegsprengt (Abbildung 81).

Der Text des Grabsteines lautet in deutscher Übersetzung:

„Dolanus, der Sohn des Esbenus, der Bessier, Reiter der 4. Kohorte der Thraker, 46 Jahre alt im 24. Dienstjahre ruht hier."

Die Bessier waren ein bulgarischer Stamm.

Wir sehen auf dem Bilde des unter dem Pferde sich Befindlichen die eigentümliche Haartracht der Germanen und beim Reiter selbst das römische Kurzschwert, das auf der r e c h t e n Seite getragen wurde und so, wie es da abgebildet ist, bei raschem Reiten hinderlich gewesen sein muß.

Das Bild eines römischen Fußsoldaten zeigt unsere Abbildung 82. Es ist der Grabstein des Valerius Crispus, eines Soldaten der 8. Legion.

Auch diese römischen Grabsteine haben wie im Übrigen alle etwas durchaus Konventionelles an sich. Sie können nicht als künstlerische Werke bezeichnet werden und sind gar nicht in einem Atem zu nennen mit den griechischen des sechsten und fünften vorchristlichen Jahrhunderts. Aber es ist eine gute Durchschnittsarbeit, von Handwerksmeistern gefertigt. Zu den Reitergrabmälern gehört stereotyp der gefallene Germane, mehr vielleicht um die Lücke zwischen Boden und Vorderbeinen des sprengenden Pferdes auszufüllen, als aus sonstigen Gründen. Diese römischen Grabdenkmale haben sich aus ganz schlichten und einfachen Denksteinen gebildet, auf denen nur der Name und die Legion des Gestorbenen aufgezeichnet waren.



Abb. 83
Grabstein eines römischen Legionärs
Römisch-Germanisches Zentral-Museum, Mainz

Um ein Beispiel zu geben, bringen wir in der Abbildung 83 den Grabstein eines „unbekannten Soldaten" der 16. Legion. Der Stein wurde bei Ausgrabungen an der Albanskirche in Mainz gefunden und steht heute im Römisch-germanischen Zentralmuseum dortselbst.

Der Text ist in der oberen Zeile gar nicht mehr vorhanden, in der zweiten stehen nurmehr die Füße der Buchstaben. Doch sind diese zu erraten. Um unseren Lesern zu zeigen, in wie hohem Maße damals die Abkürzungen üblich waren, sei zunächst der Text hier wiederholt wie er auf dem Grabmal steht:

Oberste Reihe: verloren gegangen.

Zweite Reihe: M F VOL VIA
Dritte Reihe: MIL LEG XVI
Vierte Reihe: ANNO XL STI
Fünfte Reihe: XIX H S E

Das heißt auf lateinisch:

„. . . . .
Marci filius Voltinia Tribu Viana
Miles legionis XVI
annorum XL stipendiorum XIX
hic situs est."

Die deutsche Übersetzung lautet:

„. . . . .
Des Marcus Sohn aus der tribus Voltinia gebürtig aus Viana
Soldat der sechzehnten Legion
Von Alter vierzig Jahre von Dienstzeit 19 Jahre
liegt hier begraben."

Die Grabsteine der Offiziere waren ursprünglich nicht prunkvoller, nur enthielten sie sehr häufig die Ordensauszeichnungen in den Stein gemeißelt.

Als Beispiel sei ein Grabstein der gleichen Herkunft wie der des Soldaten hier gezeigt.

Der römische Text heißt:

„Lucius Refidius Lucii Filius Teretina Tribu Bassus domo Venafro centurio legionis XVI annorum XXXV hic situs est."

Verdeutscht:

Lucius Refidius Bassus, des Lucius Sohn aus der Tribus Teretina, gebürtig aus Venafrum, Zenturio der sechzehnten Legion (gestorben) im Alter von 35 Jahren ruhet hier.

Als dann die Römer christlich wurden, erscheinen auf den Grabsteinen christliche Symbole. Oft allerdings trifft man noch auf Erinnerungen an das griechisch-römische Heidentum, insofern als Sym-

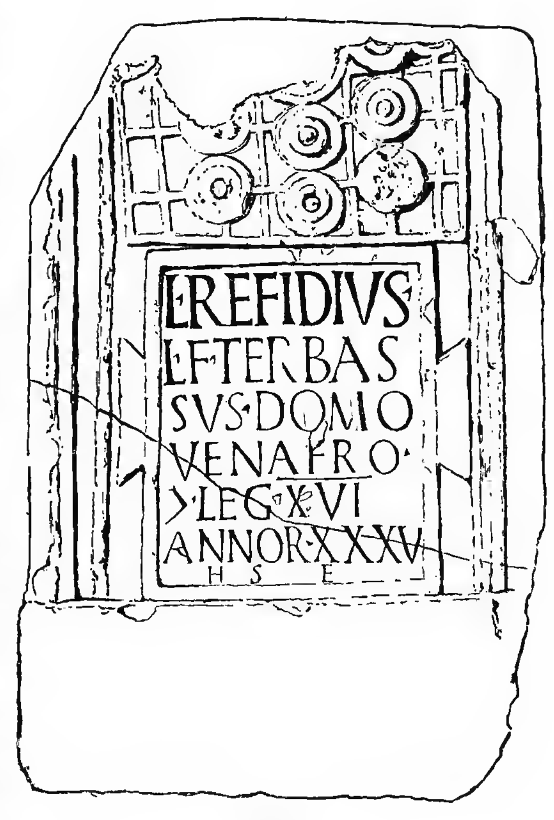


Abb. 84
Grabstein eines römischen Hauptmanns
Römisch-Germanisches Zentral-Museum, Mainz



Abb. 85
Grabmal des Saturnus. Römisch-germanisches Zentralmuseum, Mainz

bole des Mithrakultus und Anzeichen, daß der Verstorbene in die eleusinischen Mysterien eingeweiht war, sich auf den Grabsteinen befinden. Eine eingehende Untersuchung dieser symbolgeschichtlich sehr interessanten Tatsache kann in unserem Buche nicht gebracht werden, doch sollte ein kurzer Hinweis hierauf nicht fehlen.

Ein recht typischer römisch-christlicher Grabstein ist in unserer Abbildung 85 gezeigt. Er stammt auch aus dem Römisch-germanischen Zentralmuseum in Mainz. Die Inschrift ist leicht zu lesen: „Hic jacet Saturnus vix bene vixit annos IX, pius pater posuit."

Auf deutsch lautet diese Inschrift: Hier ruht Saturnus der kaum neun Jahre glücklich lebte, sein liebender Vater setzte diesen Stein.

Wir erkennen das Zeichen Christi das verschlungene griechische Chi und Ro im Kreise. Dazu das Alpha und das Omega. Diese Anordnung ist heute noch massenhaft im Gebrauch. Die Taube als Sinnbild der Unschuld, Sanftmut und Liebe kommt auf gallisch-christlichen Grabmalen nicht vor 378 nach Chr. Geb. vor. Unsere Inschrift wird also dem fünften nachchristlichen Jahrhundert angehören und ist eine der ältesten römisch-christlichen auf deutschem Boden. Die Buchstabenform ist noch die gleiche wie auf den heidnischen Grabmalen, auch der Hinweis auf den Stifter ist noch heidnisch. Daß der Steinmetz in dem vix einen „Meißelfehler" gemacht hat und daß das qui heißen solle, also „welcher", kann ich nicht recht einsehen. Das vix, zu deutsch „kaum" ist hier sehr gut anwendbar um die Kürze dieses

Kindeslebens noch zu betonen. Die Formel hic jacet, auf deutsch „hier liegt", kommt erst seit 365 n. Chr. auf Grabmälern in Deutschland vor.

Als dann, nur relativ kurze Zeit später, die Franken das Erbe Roms am Rheine antraten, bestatteten sie ihre Toten nach christlichem Brauch und setzten ihnen Denksteine in römischer Manier. So lange noch römisch geschulte Werkmeister zur Verfügung standen, ging das in althergebrachten Bahnen. Als aber fränkische Handwerker die Arbeiten übernahmen, wurden sie ganz außerordentlich primitiv, und man merkt an mancher Inschrift, daß das Römische zwar für sehr vornehm gehalten, aber grammatikalisch nicht mehr vollkommen beherrscht wurde.

Unsere Abbildung 86 zeigt einen frühchristlichen Grabstein des 6. Jahrhunderts, der auf dem römisch-fränkischen Friedhof auf dem Albansberg (Mainz) gefunden wurde. Es ist vielleicht das am reichsten verzierte Denkmal aus frühchristlicher Zeit, das in Deutschland vorhanden ist. Der Text lautet in deutscher Übersetzung: „In diesem Grabe ruht ein Mädchen, namens Munetrudis, welches einundzwanzig Jahre gelebt hat." Die Form des Grabsteines will wohl ein Tempelchen andeuten, eine Geschmacksrichtung, die damals im ganzen griechisch-römischen Kulturkreis vorherrschend war und ihre Ausläufer bis in die koptische Grabarchitektur in Ägypten erstreckte. Die Geschicklichkeit des Steinmetzes war nicht groß. Die Schrift ist recht schlecht. Der Grund auf den sie gemeißelt ist, war mit Löchern übersät, die der Steinmetz wohl nicht zu beseitigen verstand und daher in der Verlegenheit mit den Buchstaben den Löchern auswich. Auch das Latein dieses Grabsteins ist höchst fehlerhaft und fordert den empörten Rotstift aller Philologen.



Abb. 86
Grabstein der Munetrudis aus dem 6. Jahrhundert
Gefunden auf dem römisch-fränkischen Friedhof
vom Albansberg bei Mainz.
Römisch-germanisches Zentralmuseum, Mainz

Da heißt es in hunc tumulum statt in hoc tumulo. Es ist der vierte statt des sechsten Falles genommen und dann steht da, offenbar nur lautlich nachgeschrieben, aber gar nicht verstanden, requiiscit statt requiescit und numine statt nomine.

dann statt quae, es war doch ein Mädchen, die männliche Form qui, und annus statt annos. Der Verfasser der Inschrift hat also wohl das Lateinische nicht mehr selbst als Umgangssprache gesprochen, sondern es nur ein wenig noch gekannt, so wenig, daß ihm die Fehler die er gemacht hat, keine Sorgen verursachten. Denn die den Stein lasen, verstanden vom Lateinischen ebensowenig. Es war wohl frömmer, sich lateinisch beschriften zu lassen, in der Sprache der heiligen Bücher und der Kirche, als in den Lauten der Muttersprache, die zu sehr nach Heidentum klangen.

Auch dieser Stein stammt der Schrift, dem Texte und der Tatsache nach, daß er das Chi-Ro, das Christuszeichen, nicht mehr trägt, aus dem sechsten Jahrhundert, wahrscheinlich aus dessen letztem Viertel. Wesentlich solider in der Arbeit, künstlerischer in der Gesamtauffassung, in besserem Latein verfaßt, ist der große Grabstein der Rignedrudis, der im Landkreis Köln gefunden und seinen Platz im Provinzialmuseum Bonn hat. Er ist älter als derjenige der Munetrudis, trägt noch das Chi-Ro-Symbol und zeigt eine besonders sorgfältige Schrift auf vorgeritzten Linien. Der Text lautet in deutscher Übersetzung: „In diesem Grabe ruht in Frieden zu gutem Gedächtnis Rignedrudis, die ihren Eltern teuer war (dann kommt eine unklare Stelle) die 36 Jahre alt wurde und aus dieser Welt wanderte." (Abbildung 87.)

Der Name Rignedrudis ist eine lateinische Verstümmelung des germanischen Regintraut. Man hat zu dem Grabstein als Material einen alten römischen Gesimsblock genommen. Das erkennt man noch an den ausgeschnittenen Ecken oben rechts und unten rechts. Das symbolische Element ist christlich. Wir erkennen das Chi-Ro, begleitet von dem Alpha und Omega und in einem Kreise eingeschlossen, der alte Sonnenzeichen enthält, die aber hier wohl nur mehr ornamental gedacht sind.

Auch die Tauben und Palmen gehören der christlichen Symbolik an. Das Latein ist an einzelnen Stellen unverständlich.

Welch gewaltigen Rückschritt die Kunst in der fränkischen Zeit gemacht hat, wie da im Gegensatz zur Latènezeit und zur römischen Periode gewissermaßen wieder von vorn angefangen wurde, zeigt uns ein fränkischer Grabstein, der viereckig ist und vorn und hinten menschliche Figuren trägt, während seine Seiten Ornamente aufweisen. Von Plastik keine Spur mehr. Es ist eine ungefüge und mit geringem Blick für die Form eingerissene Zeichnung in Stein, die dann noch ausgeschnitten ist, eine Gravierung auf ebener Fläche. (Abbildung 91.)

Das Denkmal gilt als besonders wertvoll in seiner Eigenschaft als Vorstufe mittelalterlicher Steinplastik.

Seine Deutung in symbolischer Hinsicht ist auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit, das Richtige zu treffen, nicht mehr möglich. Doch scheint es sich um einige symbolische Andeutungen wohl zu handeln. Der Tote ist abgebildet, offenbar im



Tafel 17.

Kaiser Karl der Große.

Ausschnitt aus einem Gemälde von Albrecht Dürer. (Im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.)

Hemd liegend, aber mit dem Gramasax, dem fränkischen Kurzschwert, bewaffnet. Die Bronzeknöpfe die diese Kurzschwerter zu tragen pflegten, sind durch Löcher ersetzt. Die untere Körperhälfte ist, weil der „Künstler" die Plastik nicht verstand und die Fußspitzen nicht nach vorwärts heraus treten lassen konnte, im Profil dargestellt, während der übrige Körper Vorderansicht mit einer winzigen Wendung nach rechts zeigt. Sehr eigentümlich ist es, daß dieser Held sich im Grabe kämmt. Links unten sehen wir ein Gefäß, das eine Pilgerflasche darstellt mit einem eingeritzten Sonnensymbol. Solche Pilgerflaschen waren damals üblich. Es ist ein Beleg aus der Merovingischen Keramik vorhanden. Die merkwürdige Form soll zurückgehen auf Flaschen, die aus Buchsbaumholz hergestellt waren und sich auch in Alamannengräbern z. B. bei Oberflacht in Württemberg vorfinden. Es handelt sich hier offenbar um eine ange-



Abb. 87
Fränkischer Grabstein der Rignedrudis, gefunden in Wockem (Landkr. Köln)
(Prov. Museum Bonn)

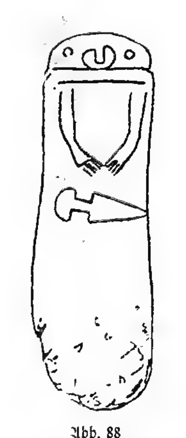


Abb. 88
Figur auf einem Menhir, der älteren Bronzezeit Oberitaliens

deutete Grabmitgabe. Hinter dem Krieger liegt eine dreiköpfige Schlange. Die Rückseite des Grabsteins ist noch primitiver. Das Ornament ist ganz hilflos und mitten innen steht ein Mensch mit einem Strahlenkranz hinter dem Haupte und einer Lanze in der Hand. Man fragt sich wohl vergeblich, was diese Figur bedeuten soll. Es kann sich bei roh christlicher Auffassung um den Christus als Helden handeln, oder um den Toten selbst in verklärtem Zustande. Wahrscheinlich ist aber doch, daß es sich hier um eine symbolisierte Lichtgottheit handelt, worauf das klare Sonnensymbol auf der Brust, das ich nicht als Schmuck ansprechen will (da die Figur offenbar nackt gedacht ist) mit einiger Wahrscheinlichkeit hinweist. Da wir auf einer der Schmalseiten des Grabsteins das Abbild einer offenbar im Wasser sich ringelnden Schlange sehen, so mag die Paradiesesschlange ebenso in Vermengung mit der altarischen Wurmhieroglyphe da auftreten, wie auf der Rückseite christliche Strahlenkrone vermengt mit arischer Lichtsymbolik.

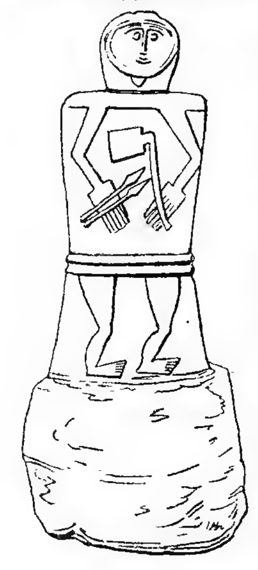


Abb. 89
Grabstein aus der älteren Eisenzeit Oberitaliens

Es ergibt sich ein recht interessanter Vergleich zu ähnlichen Versuchen der Totendarstellung. Die älteste dieser Art wird wohl in den Menhirstatuen der älteren Bronzezeit gegeben sein, die sich in Italien finden.

Unsere Abbildung 88 zeigt eine solche Figur. Der Kopf ist nur angedeutet. Am Wichtigsten erscheint die Grabbeigabe in Form eines Dolches. Das Ganze macht einen mehr symbolisch als naturalistisch sein wollenden Eindruck. Dagegen finden wir (Abbildg. 89) in der älteren Eisenzeit Oberitaliens schon einen Versuch zu naturalistischer Darstellstellung, der gewisse Ähnlichkeiten mit den ersten fränkischen Grabsteinen hat. Auch hier die Gravierung, so un-



Abb. 90
Grabmal des Diederich mit ältest. Inschrift in deutscher Sprache. (Altertumsmuseum Mainz)



I



II

Abb. 91

Fränkisches Grabdenkmal aus Niederdollendorf (Siegkreis). I Vorderseite, II Rückseite

(Prov. Museum Bonn)



Abb. 92
Spätrömisches Grab (Steinsarg)
(Museum der Stadt Worms). Photo A. J. Füller, Worms

gefüg, daß die Werkzeuge und Waffen nicht einmal in die Hand gezeichnet sind, sondern darüber stehen. Das Gesicht ist nur angedeutet, die Füße sind, wie beim fränkischen Grabstein, im Profil dargestellt. Die rechte Hand des Toten hat sechs Finger, was wohl nur einer Unachtsamkeit des Handwerkmeisters zu verdanken ist. Ebenso hat die linke Hand keinen Daumen, sondern besteht aus fünf gleich langen Fingern. Der Ansatz der Arme vor der Brust ist sehr eigentümlich. Keine Spur mehr von der hohen Kunst der Steinzeit, wie sie uns in den Höhlenzeichnungen und in den Gravierungen auf Renntierhorn gegenübertritt.

In der fränkischen Grabsteinkunst sehen wir die große Hilflosigkeit selbst noch im 10. Jahrhundert.

Unsere Abbildung 90 zeigt uns das Grabdenkmal eines Diederich, der in sehr jammervoller Gestalt noch erhalten ist. Wertvoll ist das Denkmal deshalb, weil es das erste in deutscher Schrift ist.

Die alte germanische Bestattungsform verschwindet in der fränkischen Zeit vollkommen. Jede Erinnerung an sie ist im Verdacht heidnischen Gebrauches. Die in Deutschland herrschenden Franken rotten mit Fanatismus alles germanische Erbgut aus. Die Grabbeigaben werden immer weniger und kleiner und schließlich finden sich in den Gräbern nur noch eigens für diesen Zweck gefertigte Töpfchen mit eingestempelten Kreisfiguren und Hufeisen.

Mitten in dem Zerfall des Alten ragt das gotische Theoderichgrabmal in Ravenna als eine gewaltige Erinnerung an die großen Steingräber des Nordens

auf. Es ist zehneckig und in zwei Stockwerken angeordnet. Die obere Grabkammer ist mit einem riesigen ausgehöhlten Stein überdeckt.

Diese monumentale Art wird in der christlichen Zeit fast ganz verlassen. Auch die Fürsten wurden nur in steinernen Särgen, zumeist im Boden der Kirche, bestattet. Die Form des spätrömischen Steinsarges (Abbildung 92) hat sich lange Zeit erhalten. Wir finden Kirchen, in denen die Gräber die Hauptsache sind, so etwa S. Arnulf in Metz. In den Kirchen waren Grabdenkmäler sehr selten. Karl der Große hatte ein solches in Aachen. Es ist aber im 18. Jahrhundert abgerissen worden. Doch zeigt sowohl sein Sarg wie der Ludwig des Frommen reichen künstlerischen Schmuck. Ganz einfach ist das Grabmal Herzog Arnulfs (gest. 937) im Dom zu Regensburg. Es besteht nur aus einem Sarge (in dem aber der Tote nicht liegt) aus Stein, der an der Wand steht und ein Palmettenornament aufweist. Erst später treten dann eigentliche Grabdenkmäler wieder auf, oft die Gestalt des Verstorbenen aufgebahrt darstellend. Der Zeit vorauseilend sei in unserer Abbildung 93 auf eines der schönsten dieser Grabmäler aufmerksam gemacht. Es ist das Rudolfs von Habsburg in der Krypta des Kaiserdoms zu Speyer. König Rudolf von Habsburg, 1218 geboren, regierte von 1273 bis 1291. Eine prachtvolle Kunst tritt uns hier entgegen, die großartig in ihrer Einfachheit ist. In späteren Jahrhunderten (man hat dies schon immer und auch einwandfrei feststellen



Abb. 93
Grabdenkmal Rudolfs v. Habsburg
in der Krypta des Domes von Speyer

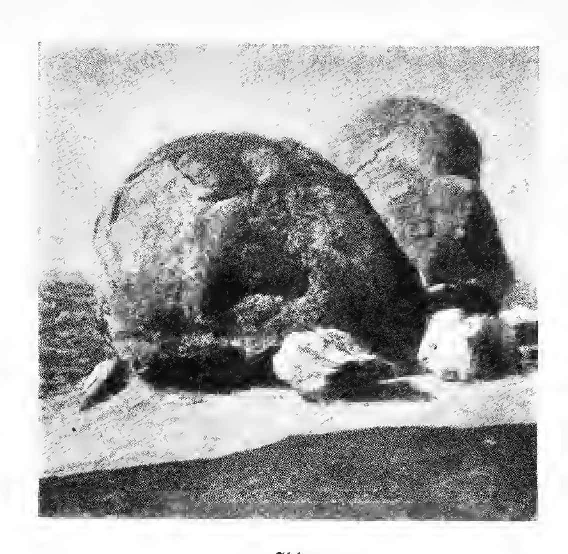


Abb. 94
Das Grabmal Cecil Rhodes in Südafrika

können) verliert sich diese deutsche Innigkeit und Einfachheit namentlich unter italienischem Einfluß vollkommen, um erst in neuester Zeit, da und dort allerdings nur, wieder zum Einfachen und Wuchtigen zurückzukehren.

Über viele Tausende von Jahren spannt den Bogen das Grabmal des großen englischen Staatsmanns Cecil Rhodes in Südafrika. Dieses Werk des 20. Jahrhundert schließt sich den alten Hünengräbern des Nordens an. Mächtige Blöcke ragen auf, weit sichtbar in der weiten Ebene. Und damit schließt sich der Ring in erhabener Weise. (Abbildung 94.)

Es bleibt uns für diesen Überblick über das Haus der Toten, in dem wir wie stets in unserem Buche das einzige Gewicht auf den Gedanken legen, der unsere Ahnen oder die Menschen, die in unserem Lande lebten, leitete und auf eine erschöpfende Vollzähligkeit der Beispiele niemals irgend welche Rücksicht nehmen können, nur noch übrig, nach dem Norden zu blicken, nach Skandinavien, wo Altgermanisches sich noch über ein Jahrtausend in christlicher Zeitrechnung erhielt und auch später noch die künstlerische Tradition zähe und würdig am Alten hing und das Alte pflegte.

Wo in den Norden z. B. in einzelne Gebiete Dänemarks römische Sitte Einzug hielt, finden wir die Bestattung unverbrannter Körper. Wir treffen auf die sogenannten Skelettgräber. Die Brandbestattung wird aber im Wesentlichen beibehalten. Erst in der nachrömischen Zeit tritt die Bestattung unverbrannter Leichen in den Vordergrund, wenngleich sie sich in Einzelfällen bis in die Wikingerzeit erhält. Immer noch gibt man den Männern die ganze Waffenausrüstung mit in das Grab. Eigentümlicherweise gehört zu den Grabbeigaben des Mannes auch die Schere und der Wetzstein. Das Lieblingspferd und der Lieblingshund liegen oft neben dem Toten bestattet. Die Frau erhält reichen Schmuck mit in das Grab. Namentlich eine Fülle von Schmucknadeln, Armbänder, Fibeln, Glasperlen und Bronzeplättchen zum Aufnähen auf die Kleider. Allerdings ist die Ornamentik und die Formgebung geändert. Eine bestimmte Entwicklung ist deutlich erkennbar. Römische Kulturreste findet man nicht mehr. Die fabrikmäßige Produktion römischer Herstellungsart ist verschwunden.

Neues tritt erst wieder in der sogenannten Wikingerzeit auf, also frühestens im neunten christlichen Jahrhundert.

Hier treffen wir auf Grabsteine mit Runeninschriften und Grabhügeln der Herr-



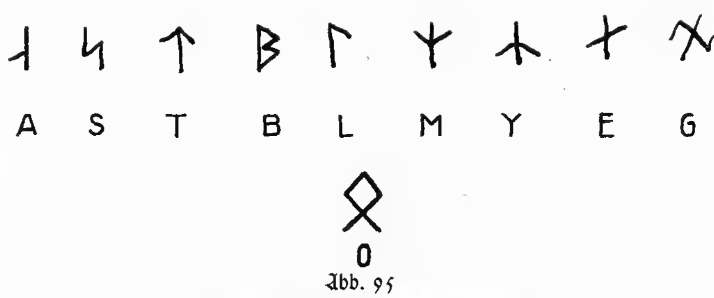


Abb. 95
Nordische Runen (nach Gorsleben)



Abb. 96
Die lange Runenreihe nach Wirth

scher von großen Ausmaßen. Das Kriegerische tritt in den Grabbeigaben wieder ganz in den Vordergrund. Die Leichenverbrennung hat im Wesentlichen aufgehört, findet sich aber noch ganz vereinzelt. Die Leiche liegt oft in einem Holzsarge, der mit Winkelbändern und Eisennägeln zusammengefügt und mit Traggurten versehen ist. Neue Grabhügel scheinen nicht oft aufgeführt worden zu sein. Man pflegte die Leichen in schon vorhandenen beizusetzen. Und das geschah in voller Bekleidung. Die Schiffsetzungen, denen wir schon begegnet sind, scheinen auch für Totenbestattung verwendet worden zu sein. Vielleicht um dem Wiking, der nicht das Glück hatte, im Kampfe und auf der See zu fallen, auf diese Weise einen symbolischen Ersatz zu bieten.

Eine Unmenge von Gedenksteinen ohne Inschrift, sogenannte Bautasteine, finden sich im ganzen Norden. Sie stammen aber nicht alle aus dieser späten Zeit, sondern sind zum Teil ganz beträchtlich älter. Aus den Bautasteinen entwickelten sich die Runensteine.

Die große Bedeutung dieser letzteren liegt darin, daß sie Schriftdenkmäler sind. Sie sind alle entziffert worden und es gibt mächtige Werke, die sich mit ihnen beschäftigen. In der Wikingerzeit sind die älteren Runen schon vereinfacht zu einem System von 16 Zeilen. Unsere Abbildungen 95 und 96 zeigen (95) des Runensystem der Edda und (96) die dem heiligen arischen Jahre entsprechende.

Die germanischen Völker auf dem Festlande behielten ihre ältere Schrift nicht bei. In England verwendete man Runen neben lateinischen Buchstaben.

Es ist nun aber sicher nachzuweisen, daß die allerältesten Runen, Systeme die unendlich viel älter sind als die, die wir in R u n e n s c h r i f t e n finden, aus Hieroglyphen der alten atlantisch-nordischen Kultur stammen. Sie sind uns nur in einzelnen Zeichen, die sich meist auf Kalenderredaktion und Symbolverwendung beziehen, erhalten. Sie sind maßgebend gewesen für alle Runen, aber auch einst indirekt maßgebend für die lateinische Schrift, die also keineswegs, wie man noch oft hören kann die Mutter der nordischen Runen ist.

Die Runen der Wikingerzeit sind für den ganzen Norden die gleichen und folgten den Eroberungszügen weithin auf die Erde. So finden wir auf dem großen Löwen in Venedig, der einst im Pireus stand, Runen der Wikinger.

Mit der Entwicklung mannigfacher Schreibnotwendigkeit erwiesen sich die 16 Runen der Wikingerzeit nicht mehr als zureichend zur sicheren Bezeichnung aller sprachlichen Laute. Sie wurden denn auch gegen Schluß des zehnten Jahrhunderts verändert und erweitert, und allmählich hatte man für jeden lateinischen Buchstaben auch ein Runenzeichen (Tafel 26).

Aus den Runensteinen werden in späterer Zeit auch in Deutschland die Gedenktafeln mit oft sehr langem Text, die sich dann in neuerer Zeit wieder verlieren, um schließlich zu jenen Nekrologen zu werden, die auf schlechtem Zeitungspapier gedruckt, rasch die Mitwelt an den Verstorbenen und dessen Taten erinnern und ebenso



Tafel 18

Steinkreis von Blomsholm in der schwedischen Provinz Bohuslän

(Museum Göteborg)



Abb. 97
Der große Runenstein Jellinge. (National-Museum Kopenhagen)

rasch vergessen werden, während auf dem Grabstein nur Name und Lebensdauer eingraviert sind. Aber auch auf den Grabstein des Modernen wartet schon die Stadtverwaltung, die aus dem Friedhof neues Bauland zu machen gedenkt und den Toten keine allzulange Ruhe im Grabe gönnt. Unsere Zeit ist im Leben und im Tode kurzfristiger, man möchte sagen nervöser geworden.

Von den nordischen Runensteinen haben wir einige in unsere Abbildungen aufgenommen. Wir beginnen mit einem der jüngsten, dem großen Jellingestein, dem einzigen christlichen Denkmal des Nordens aus dem 10. Jahrhundert. Die Abbildung 97 zeigt die Seite des Steines mit der großen Runeninschrift. Man hat diese entziffert. Sie lautet in Deutsch: „König Harald befahl dieses Denkmal zu errichten nach Gorm seinem Vater und Thyra seiner Mutter, der Harald, der sich ganz Dänemark und Norwegen unterwarf und die Dänen zu Christen machte."

Die Schrift dieses Steines ist schön. Sehr bemerkenswert ist es, wie die Zeilen, die gezogen sind, um die Schriftlinien parallel zu halten, zu Teilen des Ornamentes gemacht wurden, so daß sie nicht wie auf manchen römischen Grabsteinen als Fremdkörper empfunden werden.



Abb. 98
Schmalseite des großen Jellingesteines
(National-Museum Kopenhagen)



Abb. 99
Rückseite des großen Jellingesteines
(National-Museum Kopenhagen)

Die Schmalseite des Steines (Abbildung 98) mit einem Fabeltier, das von schlangenartigen Ornamenten umwunden ist, hat mancherlei Deutung verursacht. Als direkte Symbolisierung möchte ich diese Figuren aber keineswegs auffassen, zumal der ganze Stil des Steines in seinen Figuren und Ornamenten christlich-irisch ist, und wir in Irland sehr viele solcher Zeichnungen in dieser Zeit finden, die jedenfalls bewußt heidnische Symbolik vermieden. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Ornamente nicht ursprünglich aus Symbolen entstanden sind, nur sind sie hier wie auf irischen Steinen und Miniaturen nicht mehr symbolisch gemeint. (Tafel 21.)



Abb. 100
Norwegischer Bildstein des 11. Jahrhunderts
(Universitäts-Altertumssammlung, Oslo)

Die breite Rückseite des Steines zeigt eine Christusfigur, zwar in der gekreuzigten Haltung der Arme, aber ohne Kreuz. Auch diese Manier findet sich ziemlich häufig. Im Gegensatz zu dem uns schon bekannten Herrgott von Bentheim (Abbildung 41) kann hier ein Schluß auf Symbolisierung einer uralten Hieroglyphe, ganz abgesehen von sonstigen Umständen, die solche Annahme ausschließen, nicht gezogen werden. Die Art wie die Arme gehalten werden, verhindert derartige Deutung. Es ist ein naiv aufgefaßter Christus, um den es sich hier handelt. Die Verschlingung der Ornamente mit dem Körper ist eine interessante Eigenart, die zur Folge hat, daß die menschliche Figur wie ein Teil des Ornamentes selbst wirkt. Die Art der Steinbehandlung, tiefer eingehauene Linien und Vertiefung des Grundes um die Figuren und Schlingen, so daß diese in einem flachen Relief stehen, weist darauf hin, daß der Künstler seine Technik von der Holzbehandlung her gelernt hat. Ornamentale Figuren zeigt uns ein Bildstein des 11. Jahrhunderts aus Norwegen, der im Museum Oslos aufgestellt ist (Abbildung 100), und eine Methode, in der der



Abb. 101
Bildstein aus Gotland. (Staatl. Hist. Museum, Stockholm)

Stein selbst einen bestimmten Umriß mit symmetrischer Absicht erhalten hat, ist auf einem Gedenkstein aus Gotland sichtbar, den das staatliche historische Museum in Stockholm birgt (Abb. 101).

Auf deutschem Boden haben wir auch einige sehr wertvolle Runensteine und zwar im Museum in Kiel.

Wir haben sie auf unserer Tafel 26 vereinigt.

Links auf der Tafel ist der „große Sigtryggstein". Seine Inschrift lautet: „Asfrid machte dies Denkmal nach Sigtrygg, ihrem Sohn, auf der geweihten Stätte Gnupas."

In der Mitte der Tafel befindet sich der „kleine Sigtryggstein". Seine Inschrift hat folgenden Wortlaut: „Vi Asfrid setzte diesen Stein, die Tochter Odinkars für Sigtrygg, den König, ihren und Gnupas Sohn."

Ganz rechts steht der Skarthestein. Er sagt uns: „König Sven setzte den Stein für Skarthe, seinen Gefolgsmann, der gefahren war nach Westen (England) aber nun starb bei Haithabu."

Die Germania des Tacitus

Aus der Tugend Deiner Ahnen
Mußt Du Deine Burgen baun.

Hofmann von Fallersleben



Tafel 19
Kultisches Gefäß aus Skane
(Staatliches Historisches Museum Stockholm)

Vielleicht werden es manche nicht billigen, daß wir in diesem Werke die ganze Germania des Tacitus, ins Deutsche übertragen, bringen. Es ist nach reiflicher Überlegung geschehen. Diese Schrift eines gebildeten Römers, verfaßt im Jahre 98 unserer Zeitrechnung, ist bei aller Kürze doch das umfassendste und künstlerisch reifste Dokument deutscher Vergangenheit, ein Werk, dessen Bedeutung kaum überschätzt werden kann. Jeder deutsche Gymnasiast lernt es kennen und selbst die Faulen unter den Gymnasiasten — es soll solche geben — spitzen bei der Lektüre der Germania die Ohren. Handelt es sich doch hier nicht um Helden und Abenteuer und Geschichtslügen von Völkern, die der Mehrzahl der modernen Europäer zum Teil ganz wesensfremd, zum Teil nur mehr bedingt interessant sind, sondern um Ureigenes, um das Leben, die Sitten und Gebräuche germanischer Stämme. Wie Jakob Grimm einst schrieb: „durch die Germania ist in die Geschichte der Germanen ein Morgenrot gestellt, um das andere Völker sie beneiden können". Warum aber soll nur der Gymnasiast diesen größten Bericht der ausgehenden Antike über unsere Ahnen zu lesen bekommen? Hat nicht jeder Deutsche das gleiche Recht hierauf? Und ist es nicht für jeden Deutschen von größter Bedeutung, alles nur Erreichbare über die Vergangenheit seines eigenen Volkes kennen zu lernen? Ist das nicht eigentlich wichtiger als die kleinen Raufereien der griechischen Stadtrepubliken unter einander und die Belanglosigkeiten in Thronfolgen und Kleinkriegen fremder Völker auswendig zu lernen?

Wir hoffen mit dieser Übersetzung dem ganzen deutschen Volke einen Dienst zu erweisen. Die Übersetzung selbst strebt — ohne jeden philologischen Ehrgeiz — danach, die Gedanken des Cornelius Tacitus in ganz modernes Deutsch zu bringen, einen Text zu geben, dem man die Herkunft aus fremdem Sprachidiom nicht mehr anmerkt, der gewissenhaft den Sinn des Urtextes wiedergibt, aber eben so geschrieben ist, daß ihn der moderne Mensch gerne und leicht lesen kann. Tacitus

schrieb zu einer Zeit, in der der neue römische Kaiser Trajan noch in der Rheingegend weilte. Früher glaubte man, daß deshalb die Germania eine Art militärpolitische Schrift gewesen sei, die dem kaiserlichen Oberkommando die nötigen allgemeinen Unterlagen für einen Feldzug usw. hätte bieten sollen. Das ist nicht der Fall. Auch als ein Sittenspiegel seinem schon in moralischen Verfall geratenen Rom gegenüber kann das Buch des Tacitus nicht aufgefaßt werden. Freilich hat es eine Reihe von Stellen, die deutliche Hiebe gegen die Verworfenheit der römischen Gesellschaft sind. Aber das sind doch gewissermaßen Nebenaufgaben, die sich Tacitus stellte. Auch dem seelischen Milieu seiner Zeit kommt er an vielen Stellen entgegen. Schon in den Zeiten des Julius Caesar, als die große Korruption in Rom auf einem ihrer Höhepunkte stand, als die aus dem Orient importierte Lüsternheit und ein grenzenloser Luxus die nüchterne, sachliche altrömische Einfachheit zerstört hatten und ein tödliches Gift in die römische Gesellschaft einfließen ließen, ein Gift, an dem Rom auch zu Grunde ging — schon in jenen Zeiten begannen die Besten des Volkes eine Stimmung zu predigen, die dem programmatischen Satz Rousseaus glich: „Retournons à la nature!" In der Rückkehr zur Natur, zur Einfachheit, zur Pflichterfüllung, zum naturgemäßen, allen entnervenden orientalischen Lüsternheiten fremden Leben, zum Anstand der Gesinnung und zu innerer Ehrlichkeit wollten die ethischen Persönlichkeiten Roms die Gesellschaft wieder heilen von den schweren Infektionen der ersten Verfallzeit. Was liegt näher, als daß Tacitus, der über die Germanen schrieb, über ein Volk, das bei den feinen, genießerischen Römern und den dirnenhaften Damen der römischen Gesellschaft nur ein verächtliches Naserümpfen hervorrufen konnte, nun dieser verderbten Gesellschaft zeigte, welche Kraft in dem gesunden Volke der Germanen wohnt, wie ehrlich ihre Sitten sind, vor allem, wie sittsam und geehrt ihre Frauen sind.

Trotz alledem aber dürfen wir nie vergessen, daß Tacitus ein Römer seiner Zeit war, ein gebildeter, empfindlicher, trotz aller Gegnerschaft gegenüber den Lastern, die Rom erfüllten, doch ein von der römischen Kultur eingenommener Mann war. Er ist in seiner Schilderung Germaniens doch manchmal auch mit einem modernen Europäer zu vergleichen, der etwa über die Eingeborenen der Südsee schreibt, und ist ebenso befangen in der irrtümlichen Idee von der Primitivität des Seelischen bei Naturvölkern, wie unsere modernen Forscher es leider Gottes auch zumeist sind. Er, vom Standpunkt des zivilisatorisch auf der Höhe stehenden römischen Weltreiches aus, jene von der angeblichen kulturellen Höhe eines seelisch jammervoll verarmten und verarmenden materialistischen Positivismus aus. Und das Ergebnis ist das gleiche, dort, wie hier. Die einfachen Feststellungen über das Alltägliche sind gut, brauchbar und wertvoll. Wo aber solche Leute mit der Religion ihrer Forschungsobjekte zu tun haben, versagen sie zumeist. Auch Tacitus hat von der eigentlichen Religion der Germanen sehr wenig erfahren, und das wenige hat er noch römisch umgedeutet. Wir werden in unserem Kapitel von den Göt-

tern Germaniens, des näheren darüber noch hören, und es ist ganz gut, wenn unsere Leser zuvor einmal das in sich aufnehmen, was Tacitus berichtet.

Selbstverständlich verallgemeinert er auch da und dort wohl unrichtig. Um dem Volke der Germanen mit seinen vielen Stämmen, von denen fast jeder seine besonderen Eigenarten hat, ganz gerecht zu werden, hätte es eines weitaus größeren Werkes bedurft. So erinnern ein paar Stellen fast an jenen Engländer, der einmal in Athen auf der Durchreise im Hotel von einem Kellner mit rotem Backenbarte serviert wurde und dann in sein Tagebuch schrieb, alle griechischen Kellner tragen rote Backenbärte. Diese Anekdote wird auch anders erzählt. Das wichtigste aber ist ihre innere Wahrheit. Wir leben heute ja in der Zeit des „rasenden Reporters". Menschen durcheilen auf Weltreisen diese kleine und für uns doch so unermeßlich große Erde, und dann kommen sie heim und schreiben Reiseberichte. Sie haben kaum die Luft fremder Länder gerochen, aber sie kritisieren schon, belächeln schon, verallgemeinern den kleinen Ausschnitt, den sie halb gesehen haben, ins Unerträgliche und belügen, oft ganz gegen ihren eigenen Willen, alle diejenigen, die ihre Berichte lesen. Ganz abgesehen von jenen Reiseschriftstellern, die mit festgesetzter Route ihrer Ansicht und ihres Urteils die Welt unsicher machen. Da muß dann alles in die vorgefaßte Meinung hineingepreßt werden, wie der Affe in den Stammbaum der Menschen, obwohl es lauter Unsinn wird.

Tendenz ist der erste Schritt zur Lüge. Da war Tacitus noch viel besser, als das Gros der modernen Reiseschriftsteller. Es war vielleicht ganz gut für ihn, daß er selbst Germanien gar nicht besucht hat. Er hat aus Quellen geschöpft. So etwa aus den Schriften des Plinius, der als römischer Reiteroffizier lange Zeit in Germanien war und ein scharf beobachtendes Auge hatte. Plinius war kein ungebildeter Kursoldat oder monokeltragender Gesellschaftslöwe, wie solche der „Simplicissimus" karikierte, sondern ein hochgebildeter, für Länder und Völkerkunde ungewöhnlich interessierter Herr. Aber auch schon Julius Caesar hat in seinem an sehr vielen Stellen verlogenen Buche über den gallischen Krieg manche Notiz über die Germanen gebracht, ebenso Livius. Wahrscheinlich hat Tacitus auch die Schriften des psychologisch feinsinnigen Poseidonios gelesen und benutzt.

Aber das war sicher nicht alles! Tacitus hatte in Rom hinreichend Gelegenheit, mit gebildeten Offizieren zu sprechen, die auf Urlaub oder wegen Erkrankung die unwirtlichen Grenzlager Germaniens mit der eleganten Metropole der Welt auf Monate vertauschten und die in ihrem Dienst mit den Germanen in persönliche Berührung gekommen waren. Desgleichen kannte Tacitus wohl bedeutende Kaufleute und Vertreter großer römischer Handelshäuser, die mit den Germanen Handelsbeziehungen unterhielten. Und endlich stand ihm die große, heute längst zu Grunde gegangene Literatur der Feldzugsbriefe und Tagebücher solcher Leute zur Verfügung, die zu irgend welchem Zwecke über Germanien berichteten.

Tacitus hat all dieses Material in klassischer Kürze zusammengebracht in eine Form, die bewundernswert ist.

Ich habe diese Form bewußt in meiner Übersetzung n i c h t nachgeahmt. Bei Tacitus steht oft nur ein Wort da, das dem gebildeten Römer seiner Zeit einen ganzen Sinn erhellte und ihm vielleicht ein Lächeln über das in dem Wort Versteckte ablockte. Der moderne und namentlich humanistisch nicht außerordentlich Gebildete würde das einzelne Wort, ins Deutsche übersetzt, nicht verstehen. Ich habe daher auf Kosten der schlagartigen Kürze manchen solchen Ausdruck mit dem Sinne wiedergegeben, der in ihm wohnt. Die Arbeit des Tacitus ist keine schöpferische im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern mehr eine kompilatorische. Er hat, wenn wir ein wenig bösartig mit ihm verfahren wollen, aus zehn Büchern, die er über Germanien gelesen hat, ein elftes gemacht. Aber der Wert dieses elften liegt eben darin, daß es scharf zusammenfassend ist und von einem sehr gescheiten Menschen geschrieben wurde. Und von einem Künstler dazu, der Sinn für die Gesamtwirkung seines Werkes hat. Diese künstlerische Qualität der Germania versöhnt uns auch mit gelegentlichen Irrtümern und mit der Tatsache, daß Tacitus ein eigentliches geographisches Interesse an Germanien nicht hatte. Seine geographischen Bezeichnungen sind oft recht naiv. Er benutzt zur Bezeichnung der Lage von Stämmen zu einander niemals die Himmelsrichtung, er redet von daneben und dahinter und behandelt das ganze Problem etwas sehr flüchtig. Aber es war ihm auch um Vollständigkeit wohl gar nicht zu tun. Sonst hätte er z. B. bei der Skizzierung des germanischen Strafrechts weit ausführlicher sein müssen.

Die Germania des Tacitus ist den Deutschen selbst recht spät bekannt geworden. Zur Zeit der Karolinger, als man in den deutschen Klöstern den Vergil und den Aristoteles schwärmerisch verehrte, war Tacitus unbekannt. Es wurde, wie wir schon festgestellt haben und immer wieder feststellen müssen, von den Vertretern des Christentums mit Absicht die Erinnerung an die germanische Vergangenheit, weil heidnisch, ausgelöscht. Die ganze Bildung der karolingischen Zeit und der folgenden Jahrhunderte war nicht deutsch. Ihre Vermittler waren damals ja noch fast ausschließlich die Mönche. (Tafel 27.) Die erste Tacitus-Handschrift scheint 1455 von Deutschland nach Italien gebracht worden zu sein. Papst Pius II. zitiert eine Stelle in einem seiner Briefe, und Konrad Celtis, der große Würzburger Humanist (1459 bis 1508), der im übrigen auch die verschollenen lateinischen Dramen einer der ältesten deutschen Dichterin, der Nonne Hroswitha von Gandersheim, entdeckte, las in Wien 1497 über die Germania und plante sogar den Druck einer illustrierten Ausgabe. 1515 erfolgte eine Ausgabe des Philologen Beatus Rhenanuns, wozu noch ein Privileg des Papstes Leo X. erholt wurde. Die erste deutsche Übersetzung aber erfolgte erst im Jahre 1526 durch Johann Eberlin von Günzburg. Der Freund Luthers, Melanchthon, beschäftigte sich mit der geographischen Fixierung der bei Tacitus erwähnten deutschen Stämme. Von da ab erfolgen mit wei-

ten Zeitabständen Neuübersetzungen bzw. Textausgaben, bis dann im 19. Jahrhundert daraus eine wahre Fülle wird. Aber ich kannte doch mehrere Leute in der Generation meines Vaters, die die Germania auf dem Gymnasium noch nicht gelesen hatten.

Bevor wir nun den Text der Germania bringen, möchte ich noch die allerwichtigsten Stellen aus antiken Schriftstellern über Land und Leute der Germanen zusammenstellen, ebenfalls auf Vollzähligkeit keinen Anspruch machend.

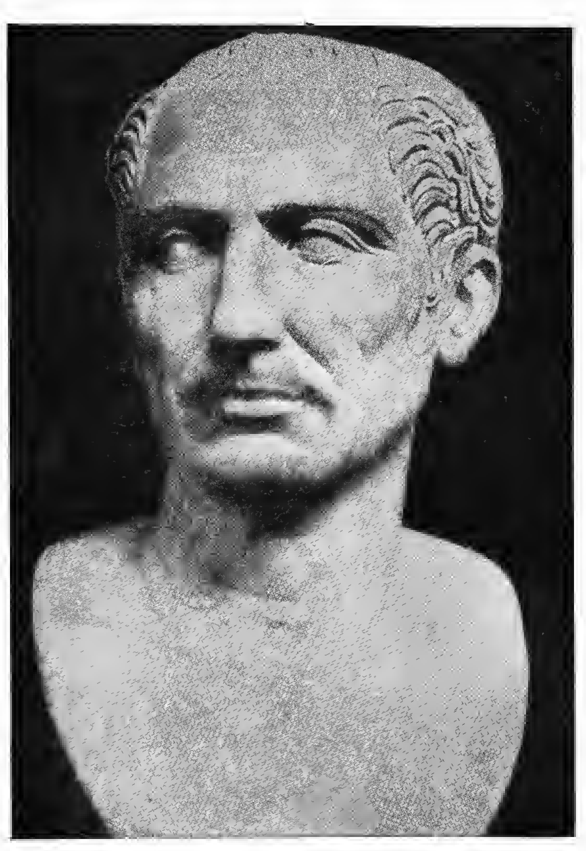


Abb. 102
Julius Caesar (Mit Genehmigung des Amaltheaverlags)

Caesar (Abbildung 102) äußert sich über den deutschen Volksstamm der Sueben im 4. Kapitel seines Gallischen Krieges. Es ist an dieser Stelle wie späterhin für den Leser ganz anregend, die einzelnen Stimmen miteinander zu vergleichen und mit dem, was Tacitus über unsere Ahnen sagt.

Caesar nennt die Sueben den „bei weitem größten und kriegerischsten" Stamm aller Germanen. „Diese Sueben sollen hundert Gaue haben, aus denen sie jedes Jahr je tausend Bewaffnete aus ihrem Gebiet schicken, um Krieg zu führen." Hier liegt eine der vielen Übertreibungen des römischen Feldherrn vor, nur gemacht, um seine eigenen Siege gewaltiger erscheinen zu lassen. An diese Zahlen ist gar nicht zu denken. „Die Daheimgebliebenen", fährt Caesar fort, „sorgen für ihren eigenen Unterhalt und für den Unterhalt der Ausgezogenen. Im nächsten Jahre wird gewechselt. Die im Felde standen sind nun zuhause, die zuhause waren, im Felde. Auf diese Weise erleidet der Ackerbau keine Unterbrechung und auch die Übung in den Waffen nicht. Die Sueben kennen kein Privateigentum an Grund und Boden. Keiner von ihnen darf länger als ein Jahr auf dem gleichen Platz seinen Acker bebauen. Die Leute verwenden im übrigen das Getreide nicht sehr stark als Nahrungsmittel, sondern leben größtenteils von Milch und Fleisch, sind auch viel auf der Jagd (Abbildung 103). Diese Art Lebensführung fördert durch die Art der Nahrung und den Zwang zu täglicher Körperübung, sowie durch ihre



Abb. 103
Germanen auf der Bärenjagd (Aus Scherrs Germania)

Ungebundenheit, die körperlichen Kräfte und erzeugt Menschen von gewaltiger Körpergröße. Menschen zudem, die von Jugend an an keinerlei Zwang noch Zucht gewöhnt, nichts gegen ihren Willen tun. Die Sueben haben sich auch daran gewöhnt, trotz ihres kalten Klimas nichts als Felle zu tragen — infolge von deren Kleinheit ist ein großer Teil ihres Körpers nackt — und in den Flüssen zu baden.

Händler haben bei ihnen mehr deshalb Zutritt, damit sie Leute haben, denen sie ihre Kriegsbeute verkaufen können, als daß sie das Verlangen hätten, daß irgend welche Dinge bei ihnen eingeführt würden. Ja die Germanen brauchen nicht einmal eingeführtes Zugvieh . . . vielmehr erreichen sie es durch tägliche Übung, daß die bei ihnen geborenen Zugtiere, die klein und unansehnlich sind, die größten Anstrengungen ertragen . . . Einfuhr von Wein dulden sie überhaupt nicht, denn sie glauben, daß hierdurch die Menschen zum Ertragen von Anstrengungen unfähig werden und verweichlichen."

Eine interessante militärische Beobachtung macht der Soldat Julius Caesar: „Im Reitergefecht springen die Sueben oft von den Pferden und kämpfen zu Fuß. Sie haben ihre Pferde daran gewöhnt, auf demselben Fleck stehen zu bleiben, und ziehen sich, wenn es not tut, rasch auf sie zurück. Und nichts gilt nach ihren Begriffen für schimpflicher oder ungeschickter als der Gebrauch von Reitdekken. Daher wagen sie sich, selbst wenn sie noch so wenige sind, an jede beliebige Menge von Reitern mit Decken heran ... Sie halten es für den größten Ruhm für ihr Volk, wenn möglichst weit von ihren Grenzen das Land unbebaut liegt. Hieran sähe man, daß eine große Anzahl von Stämmen ihre Kraft nicht ertragen könne. Daher soll auf der einen Seite etwa hundert Meilen weit von den Grenzen des Suebenlandes der Boden unbebaut sein. Auf der andern Seite nähern sich ihnen die Ubier, deren Stamm groß und blühend war, soweit die geistige Begabung der Germanen das zuläßt."



Abb. 104
Grabstein des römischen Reiters Caius Romanius Capito aus Cilli. Unter dem Pferde ein gefallener Germane.
(Altertumsmuseum der Stadt Mainz)

Man hört da einen modernen Zivilisationsmenschen, wie er über Wilde, deren Seelenleben er gar nicht versteht, sein lächelndes Urteil abgibt. Da hat sich in den fast 2000 Jahren seit Caesars Zeiten nichts geändert. „Diese Ubier", fährt der römische Feldherr fort, „sind trotz der gleichen Abstammung etwas gesitteter als die übrigen Germanen, weil ihr Gebiet bis an den Rhein reicht und häufig Händler bei ihnen verkehren, und weil sie selbst infolge der Nachbarschaft an gallische Sitten gewöhnt sind. Obgleich die

Sueben, die sich in vielen Kriegen mit ihnen gemessen haben, sie wegen der Größe und Bedeutung des Stammes aus ihrem Gebiete nicht haben vertreiben können, so haben sie die Ubier sich doch tributpflichtig und viel unbedeutender und schwächer gemacht (als sie ursprünglich waren)."

Von dieser Sitte der Landverwüstung an den Grenzen spricht Caesar dann noch im sechsten Kapitel seines Kriegsbuches: „Für einzelne Stämme ist es der größte Ruhm, durch möglichst weite Verwüstung des Gebietes um ihr Land Einöden zu haben. Sie halten es nämlich für ein Kennzeichen von Tapferkeit, wenn ihre Nachbarn, von ihnen verdrängt, ihr Gebiet aufgeben und niemand es wagt, sich in ihrer Nähe anzusiedeln. Sie glauben zugleich, dadurch in größerer Sicherheit zu sein, daß die Furcht vor einem plötzlichen (feindlichen) Einfall beseitigt ist. Wenn ein Stamm einen Verteidigungs- oder Angriffskrieg führt, werden Beamte gewählt, die den Krieg zu leiten und Macht über Leben und Tod haben. Im Frieden dagegen gibt es keine gemeinsame Obrigkeit, sondern die Häuptlinge der Landschaften und Gaue sprechen unter ihren Leuten Recht und schlichten Streitigkeiten. Raubzüge, die außerhalb des Gebietes des eigenen Stammes stattfinden, haben bei ihnen nichts Entehrendes. Vielmehr finden diese, wie sie behaupten, zur Übung der jungen Mannschaft und Verminderung des Müßigganges statt. Und wenn einer von den Häuptlingen in der Landesversammlung erklärt, er wolle Führer sein, dann erheben sich diejenigen, welche die Sache und den Mann gutheißen, und versprechen ihren Beistand, und die Menge zollt ihnen Beifall. Wer aber von ihnen nicht Wort hält, gilt als Fahnenflüchtiger und Verräter. Solchen Leuten wird dann das Vertrauen in jeder Hinsicht versagt."

„Es gab eine Zeit", sagt Caesar, „in der die Gallier den Germanen an Tapferkeit überlegen waren, ja sogar Angriffskriege gegen sie führten und infolge von Übervölkerung und Landnot Siedlerscharen über den Rhein sandten. Jetzt aber, wo die Germanen in derselben Armut, Dürftigkeit und Genügsamkeit wie früher verharren, dieselbe Lebensweise und Kleidung bewahren, während den Galliern die Nähe der (römischen) Provinzen und die Bekanntschaft mit überseeischen Erzeugnissen vielerlei zum Wohlstand und zur Befriedigung von Bedürfnissen liefert, haben sich die Gallier allmählich daran gewöhnt, im Kriege zu unterliegen und, in vielen Schlachten besiegt, vergleichen sie sich nicht einmal selber mehr mit den Germanen an Tapferkeit."

Vom Leben der Germanen erzählt Caesar: „Um Ackerbau kümmern sie sich nicht. Der größte Teil ihrer Nahrung besteht aus Milch, Käse und Fleisch. Und niemand hat ein bestimmtes Maß Acker oder eigenen Landbesitz, sondern die Behörden und Häuptlinge weisen für jedes Jahr Familien, Sippen und solchen, welche zusammen gesiedelt haben, nach ihrem Gutdünken Umfang und Lage des Bodens zu und zwingen sie, übers Jahr anderswohin überzusiedeln. Für dieses Verfahren führen sie viele Gründe an: damit sie nicht infolge der dauernden Gewohnheit



Tafel 20
Megalithgrab in der holländischen Provinz Drenthe
(Museum Leiden)

das Kriegshandwerk mit dem Ackerbau vertauschen, damit sie nicht nach großem Grundbesitz trachten und nicht die Stärkeren die Schwächeren aus ihrem Besitz vertreiben, damit sie nicht zur Vermeidung von Kälte und Hitze zu viel Sorgfalt auf den Bau von Häusern legen, damit keinerlei Verlangen nach Geld erregt wird, weil daraus Parteiungen und Zwistigkeiten entstehen, damit sie das einfache Volk durch Gleichmut im Zaum halten, indem jeder einzelne sieht, daß seine Mittel denen der Mächtigsten gleichkommen ... Einen Gastfreund zu verletzen, halten sie für Frevel. Wer auch immer aus irgend einem Grunde zu ihnen ins Haus kommt, den schützen sie vor Unrecht und behandeln ihn als unverletzlich. Jedes Haus steht ihm offen und gibt ihm Lebensunterhalt."

Über die religiösen Dinge erfährt auch Caesar nur halbrichtige Bruchstücke. Es ist ganz charakteristisch, daß der Kult bei den meisten Völkern geheim gehalten wird. Auch die ersten Christengemeinden verbargen noch sehr häufig das Wesen ihrer Lehre, auch da, wo nicht die Furcht vor Verfolgung Motiv der Geheimhaltung sein mußte. Wir finden das heute noch bei Naturvölkern. Der Reisende beobachtet zwar ihre religiösen Feste, aber doch nur die Teile, die für die Öffentlichkeit bestimmt sind. Vieles bleibt ihm verborgen, und dann machen die modernen Reisenden meist auch die Fehler, die römische Schriftsteller und Beobachter Germaniens schon gemacht haben: sie beziehen alles, was sie sehen, auf die eigene Religion und versuchen es durch Bestandteile dieser sich selbst klar zu machen. Daher kommt es, daß die Römer vom Herakles reden und von Merkur und Jupiter, die von den Germanen verehrt wurden, was natürlich nicht richtig ist. Man erfährt die Namen der Gottheiten nicht und belegt sie dann mit Namen eigener Gottheiten, indem man irgend welche kleinen Analogien des Kultus verwendet, um zu sagen, daß es sich offenbar um diese und jene römische Gottheit handelt. In übertragenem Sinne tun das die modernen Reisenden auch nur allzu gerne, daher die vielen schiefen Urteile über die „Primitivität" der Naturvölker daher die oft vollkommen falsche Auffassung vom Fetischismus und ähnliches.

Caesar berichtet: „Die Germanen haben keine Druiden, die die Verehrung der Götter bestimmen, noch legen sie Wert auf Opfer. Zu den Göttern rechnen sie nur die, die sie sehen können und deren Hilfe ihnen deutlich fühlbar ist: die Gottheiten der Sonne, des Feuers und des Mondes, die anderen kennen sie nicht einmal vom Hörensagen."

Eine vollkommen verkehrte und mit der Kurzsichtigkeit eines atheistischen Rationalisten, der Caesar war, gesehene Sache. Caesar verwechselte die Symbole des germanischenKultus, von denen er gehört hat, mit dem was sie symbolisieren, von dem er nichts gehört hat. Nicht die Sonne und das Feuer und den Mond beten die Germanen an, sondern diese Dinge sind ihnen Symbole für das immaterielle Licht, das die Grundlage ihrer Religion bildet. Und gerade die Gottheit beten die Germanen an, die sie n i c h t sehen. Daß sie von den anderen Gottheiten Roms

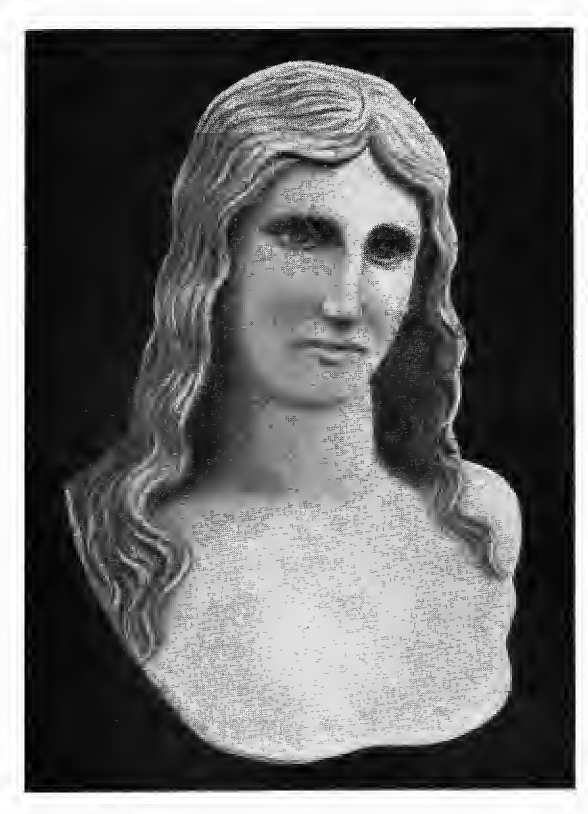


Abb. 105
Kopf einer Germanin (vielleicht auch Gallierin) jedenfalls nördlich-arischer Typus
(Aus der Eremitage in St. Petersburg)

keine Ahnung haben, ist selbstverständlich, denn diese Schar von sehr zweifelhaften Charakteren, die den römisch-griechischen Olymp bevölkern, reichen nicht entfernt an die geistige Gottesvorstellung der germanischen Welt heran. Aber da die germanische Religion keinen Missionsgedanken hatte, im Gegenteil, sehr exklusiv war, so bekamen die Römer auch über das eigentliche Wesen der germanischen Religion gar nichts zu hören.

Ein wichtiges Rassenmerkmal stellt der Schriftsteller Dionysios Periegetes, der zur Zeit des Hadrian lebte, fest, wenn er in seinem Geographiebuch „Beschreibung der bewohnten Welt" sagte, daß am nördlichen Ozean die Britanier und die weißhäutigen Völkerschaften der kriegswütigen Germanen wohnen (Abb. 105).

Auch der große griechische Geograph Strabo aus Amasia im Pontus, 63 vor Christi Geburt geboren und erst unter der Regierung des römischen Kaisers Tiberius gestorben, schreibt über die Blondheit der Germanen, ihre Wildheit und Körpergröße. Von besonderem Interesse ist in seiner Abhandlung, die schon eine Reihe von deutschen Flüssen angibt und eine gute Vorstellung vom allmählichen Ansteigen der norddeutschen Tiefebene über das mitteldeutsche Hügelland zum Bergland der Alpen vermittelt, die Bemerkung, die jene eigentümlichen Erscheinungen der Völkerwanderung bis zu einem gewissen Grade erklärt: „Gemeinsam", sagt Strabo, „ist aber allen in Germanien wohnenden Völkern ihre innere Bereitschaft zum Wechsel ihrer Wohnsitze. Der Grund hierfür liegt in der Einfachheit ihrer Lebensführung und darin, daß sie keinen Ackerbau treiben oder Schätze aufspeichern, sondern nur in Hütten wohnen und Vorräte nur von einem Tage auf den andern haben. Ihren Lebensunterhalt haben sie größtenteils von ihren Herden, wie die Nomaden, so daß sie in Nachahmung dieser ihr Hab und Gut auf ihre Wagen laden und dorthin mit ihren Weidetieren ziehen, wohin es ihnen beliebt." (Abbildung 106.)

Auch der römische Geograph Pomponius Mela, der um die Mitte des 1. Jahrhunderts nach Christi Geburt lebte, beschäftigt sich in seinem großen geographi-

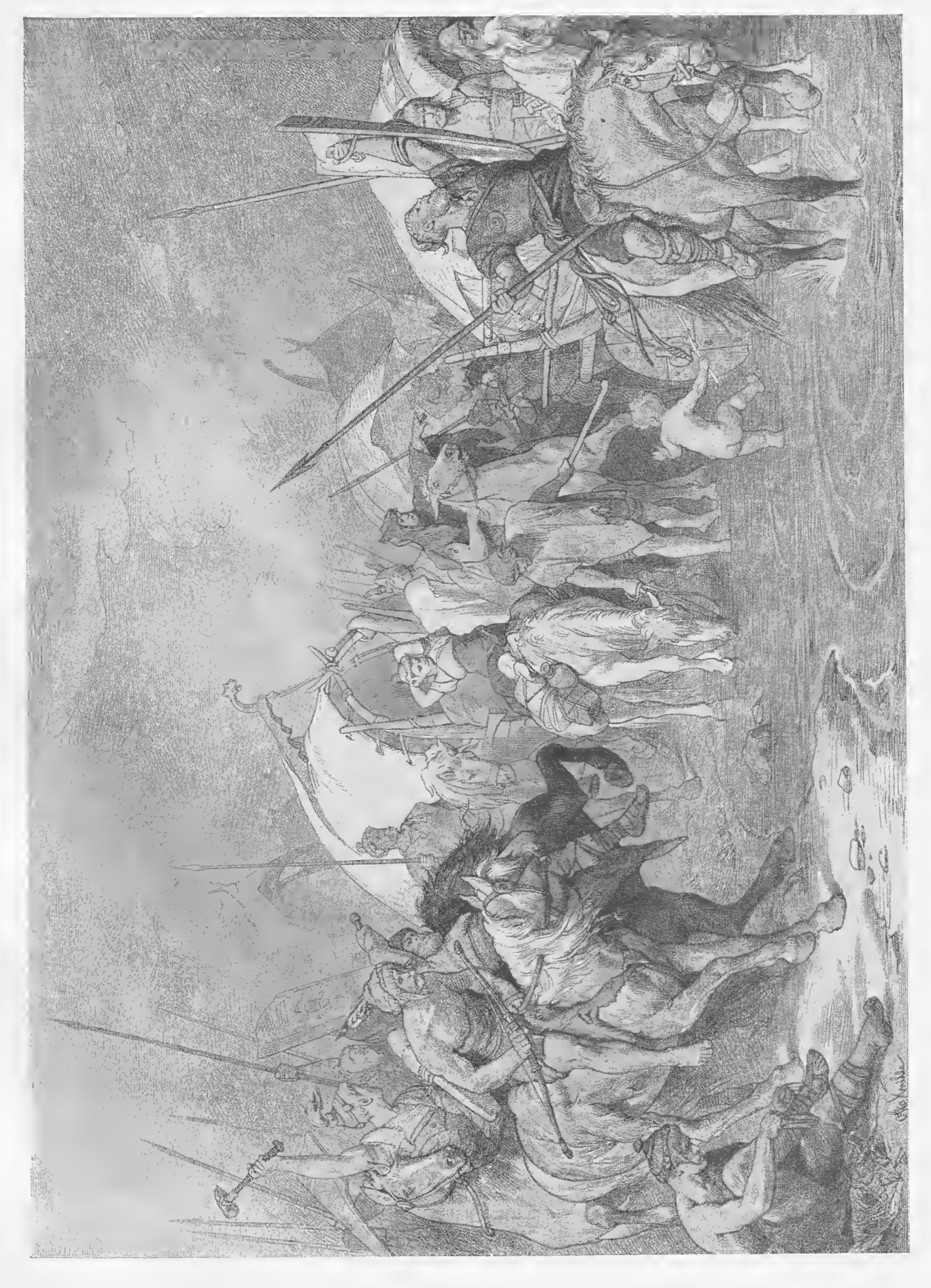


Abb. 106
Germanen auf der Wanderung. (Aus Scherrs Germania)

schen Werke mit den Germanen. Er schreibt, und unsere Leser mögen seine Angaben mit denen der anderen und namentlich mit denen des Tacitus vergleichen:

„Die Bewohner Germaniens sind ungeschlacht an Geist und Körper und üben beide in hohem Maße (noch zu der angeborenen Wildheit) ihren Mut durch Kriege, ihren Körper durch Gewöhnung an Strapazen, vor allem an Kälte. Sie leben nackt, bevor sie mannbar werden, und das Knabenalter dauert bei ihnen sehr lange. Die Männer bedecken sich mit einem Stück Zeug, das sie umschlagen, oder mit Bast von Bäumen, mag der Winter auch noch so streng sein. Im Schwimmen zeigen sie nicht nur Ausdauer: sie betreiben es vielmehr mit Eifer als eine besondere Kunst. Kriege führen sie mit den Nachbarn: um Gründe dazu sind sie nicht verlegen, denn sie führen nicht Krieg, um zu herrschen oder um ihren Besitz zu erweitern — denn nicht einmal diesen bebauen sie ordentlich —, sondern damit das Land, das ihr Gebiet umgibt, wüst daliegt. Ihr Recht ruht auf ihrer Kraft, in solchem Maße, daß sie sich nicht einmal der Räuberei schämen. Nur gegen Gastfreunde sind sie gütig und gegen Schutzflehende freundlich. In ihrer Lebensweise sind sie so ungesittet, daß sie sogar rohes Fleisch genießen, entweder wenn es noch frisch ist oder nachdem sie es in starrem Zustand noch in den Tierfellen selbst (des Viehs oder des Wildes) mit Händen und Füßen bearbeitet und so wieder aufgefrischt haben."

Welche phantastischen Vorstellungen noch damals von Schweden im Kreise der römischen Gelehrten herrschten, bezeugt eine Stelle bei Pomponius Mela, die lautet: „In jenem Meerbusen, den ich den Codanischen genannt habe, ragt Skandinavia hervor, eine Insel, die bis heute die Teutonen bewohnen. Sie übertrifft durch ihre Fruchtbarkeit wie durch ihre Größe andere Eilande. Die Gebiete, die dem Lande der Sarmaten gegenüber liegen, erscheinen infolge des wechselnden Herankommens und Zurückweichens des Meeres und weil der Zwischenraum bald von Wogen bedeckt wird, bald davon frei ist, bald als Insel, bald als ein einziges, zusammenhängendes Land. Daß auf diesen Gebieten die Oeonen wohnen, die sich nur von Eiern von Sumpfvögeln und von Hafer nähren, und die pferdefüßigen Hippopoden und Panuatier, die riesige Ohren haben, groß genug, um den ganzen Körper, der im übrigen nackt ist, zu bedecken und so die Kleidung zu ersetzen, diese Kunde finde ich, abgesehen davon, daß davon die Sagen melden, sogar bei Gewährsmännern, denen ich sonst ohne Bedenken folge."

Plinius, ein römischer Schriftsteller, der von 23 bis 79 n. Chr. Geb. lebte, gibt eine Schilderung der an der Küste der Nordsee lebenden Germanen, das heißt eigentlich derjenigen Stämme, die im Wattenmeer hausen. Es ist sehr unterhaltsam, wie der „feine" Römer sich über das Schicksal dieser Stämme aufregt. Er schreibt: „Es gibt aber auch im Norden solche Völker, die wir gesehen haben, nämlich die der Chauken, die die großen und die kleinen genannt werden. In gewaltiger Strömung ergießt sich dort der Ozean in Zwischenräumen zweimal bei

Tage und bei Nacht auf ein ungeheueres Gebiet, indem er den abwechselnden Streit der Elemente bedeckt, von dem man in Zweifel sein kann, ob er zum Lande gehört oder ein Teil des Meeres ist. Dort hat ein elendes Völkchen hohe Hügel in Besitz, die wie Rednerbühnen von Menschenhand errichtet sind, entsprechend den Erfahrungen von der höchsten Flutgrenze: auf sie sind demgemäß Hütten gesetzt. Ihre Bewohner gleichen Segelnden, wenn die Fluten das umliegende Land bedecken, aber Schiffbrüchigen, wenn sie wieder zurückgewichen sind, und sie machen bei ihren Hütten Jagd auf die mit dem Meer fliehenden Fische. Vieh zu halten, ist diesen Menschen nicht vergönnt, auch nicht, sich, wie ihre Nachbarn, von Milch zu nähren, ja nicht einmal, mit den wilden Tieren zu kämpfen, da jeder Strauch weit und breit fehlt. Aus Seegras und Binsen flechten sie Stricke für ihre Netze zum Fischfang, und, indem sie den mit den Händen gesammelten Schlamm mehr durch den Wind als durch die Sonne trocknen, machen sie mit Hilfe dieser Erdart ihre Speisen und ihre vom Nordwind erstarrten Eingeweide warm. Ihr Getränk besteht ausschließlich aus Regenwasser, das in Gruben vorn im Hause aufbewahrt wird. Und diese Menschen behaupten, falls sie heute vom römischen Volke besiegt werden sollten, sie würden dann Sklaven! Es steht wirklich so: Viele verschont das Schicksal zu ihrer Strafe." Mit dieser Schilderung sind jedenfalls Pfahlbauten am Meeresufer gemeint. Es werden nicht so viel Römer dorthin gekommen sein, um hinreichend genaue Berichte abgeben zu können. Und so können wir getrost annehmen, daß das Los dieser Chauken wesentlich besser war, als es Plinius hier schildert.

Auch von den Wäldern Germaniens gibt Plinius eine Schilderung, die, was die schwimmenden Inseln betrifft, mit Chateaubriands Schilderung amerikanischen Urwalds in seinem Roman Athala verglichen werden kann:

„Ein anderes Wunder bilden die Wälder: sie bedecken das ganze übrige Germanien und vereinen mit der Kälte das Dunkel. Am höchsten sind sie nicht weit von den oben genannten Chauken, besonders in der Umgegend zweier Seen: die Gestade selbst werden infolge der außerordentlichen Neigung, zu keimen, von Eichen eingenommen. Diese führen, durch die Fluten unterwühlt, oder durch die Winde abgetrieben, infolge der Umklammerung von Erdmassen durch ihre Wurzeln große Inseln mit sich fort, und, so im Gleichgewicht erhalten, treiben sie aufrechtstehend dahin. Durch das Takelwerk ihrer gewaltigen Äste sind oft unsere Flotten in Schreck versetzt worden, wenn jene durch die Fluten scheinbar mit Absicht gegen den Vorderbug unserer Schiffe getrieben wurden, die in der Nacht vor Anker lagen, und dann ihre Besatzung in ihrer Ratlosigkeit eine Seeschlacht gegen Bäume führte."

Unsere Leser werden in Tacitus Germania über den Bernstein an den Küsten der Ostsee recht Vernünftiges finden. Auch Plinius beschäftigt sich mit diesem germanischen Exportartikel, der in dem luxussüchtigen Rom bald eine große

Rolle spielte, und es ist recht interessant, wie Plinius hier die Ansichten über das Wesen des Bernsteins anführt. Er schreibt (Abbildung 108):

„Pytheas berichtet, die Guionen, ein Volk Germaniens, wohnten an einem Wattengebiet des Ozeans, namens „Metuonis", das eine Ausdehnung von 6000 Stadien hätte: von diesem sei eine Tagesfahrt die Insel Abalus entfernt; dorthin würde der Bernstein im Frühling durch die Meeresfluten angetrieben: er sei ein Auswurf des geronnenen Meeres, den die Einwohner der Insel statt des Holzes zur Feuerung benutzten oder den benachbarten Teutonen verkauften. Ihm hat auch Timaios Glauben geschenkt, aber er gibt als Namen der Insel Basilia an. Philemon hat geleugnet, daß vom Bernstein eine Flamme genährt würde (das heißt, daß er verbrennbar sei). Nikias wollte ihn als Saft der Sonnenstrahlen erklären: diese prallten im Westen heftiger auf die Erde und hinterließen auf ihr einen fetten Schweiß: dieser würde dann durch die Fluten des Ozeans an die Gestade der Germanen ausgeworfen ... Sicher ist, daß er auf den Inseln des nördlichen Ozeans entsteht und von den Germanen „Glaesum" genannt wird, und daß daher auch von unseren Landsleuten, als Caesar Germanicus dort mit der Flotte operierte, eine der Inseln Glaesaria genannt ist, die von den Barbaren Austeravia genannt wurde. Er entsteht aber, indem Mark aus den Bäumen der Fichtengattung träufelt, wie das Gummi an den Kirschbäumen, das Harz an den Fichten. Er quillt aus den Bäumen infolge von Überfülle an Saft hervor, verdickt sich infolge der Kälte oder mit der Zeit oder durch Einwirkung des Meerwassers, wenn die im Frühjahr anschwellende Flut ihn von den Inseln fortschwemmt: jedenfalls wird er an die Gestade getrieben und ist dabei so leicht beweglich, daß er im Wasser zu schweben, nicht auf den Grund zu sinken scheint. Daß er ein Baumsaft ist, haben auch unsere Ahnen geglaubt und ihn daher „Saft-

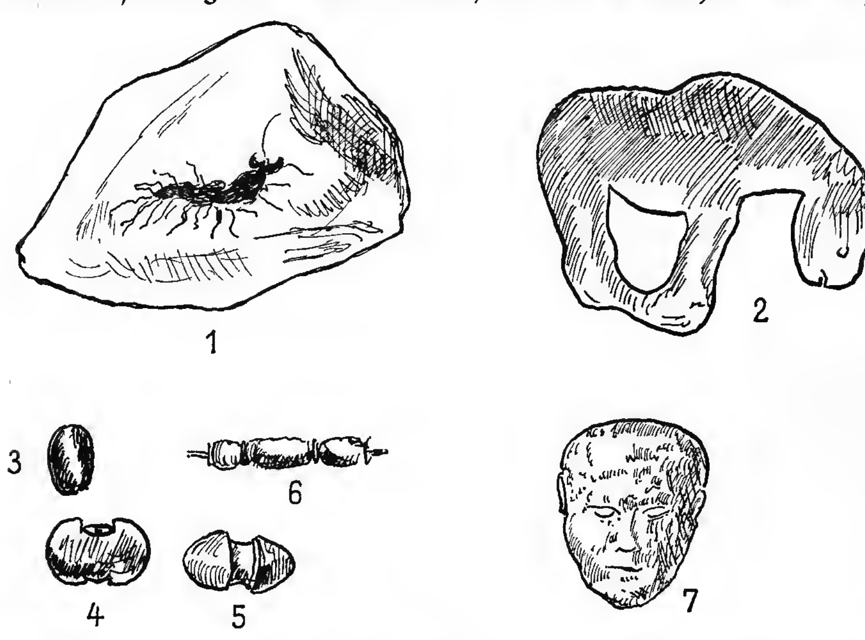


Abb. 107

1. Einschluß eines Insektes in einem Stück Bernstein; 2. Wildpferd aus Bernstein; 3. Neolithische Bernsteinperle; 4. Neolithischer Schmuckgegenstand in Form der heiligen Doppelaxt aus Bernstein; 5. Bernsteinknopf (neolithisch); 6. Römische Perlenkombination aus Bernstein; 7. Römischer Porträtkopf aus Bernstein.



Abb. 108

Gewinnung des Bernsteins.
(Mit Genehmigung des Franckh'schen Verlages, Stuttgart)

ling" genannt. Daß er wirklich von einem Baum der Fichtengattung stammt, beweist der beim Reiben entstehende harzartige Geruch und die Tatsache, daß er, wenn man ihn anzündet, ganz wie eine Kienfackel brennt und duftet. Er wird von der germanischen Küste besonders nach der Provinz Pannonien gebracht, und von dort haben zuerst die Veneter, die die Griechen Eneti nannten, Kunde von ihm verbreitet, sowie die Nachbarn Pannoniens und die Anwohner des Adriatischen Meeres. Daß etwa 600 Meilen von Carnuntum in Pannonien diese Küste Germaniens, von der er eingeführt wird, entfernt ist, ist neulich mit Sicherheit bekannt geworden. Die Gegend hat ein römischer Ritter mit eigenen Augen gesehen, der, um Bernstein zu beschaffen, von Julianus, dem Veranstalter der Gladiatorenspiele des Kaisers Nero, ausgesandt war; ja, er hat auch Handelsgeschäfte dort gemacht und das Strandgebiet durchwandert. Er hat eine solche Menge mitgebracht, daß die Netze, die den Balkon im Zirkus gegen die wilden Tiere schützen, mit Bernsteinstücken geknotet wurden, der Kampfplatz aber und die Totenbahre und die ganze Ausrüstung für einen einzigen Tag zur Abwechselung des feierlichen Aufzuges an den einzelnen Tagen aus Bernstein bestand. Das schwerste Stück, das jener mitbrachte, wog 13 Pfund...

Daß er ursprünglich in flüssigem Zustande von den Bäumen herabtropft, beweisen gewisse, in seinem Innern enthaltenen Gegenstände, die hindurchleuchten, wie Ameisen, Mücken und Eidechsen, denn es ist kein Zweifel, daß diese an dem noch frischen Harz hängen geblieben und, in ihm eingeschlossen, als er hart wurde, zurückgeblieben sind." (Abbildung 107.)

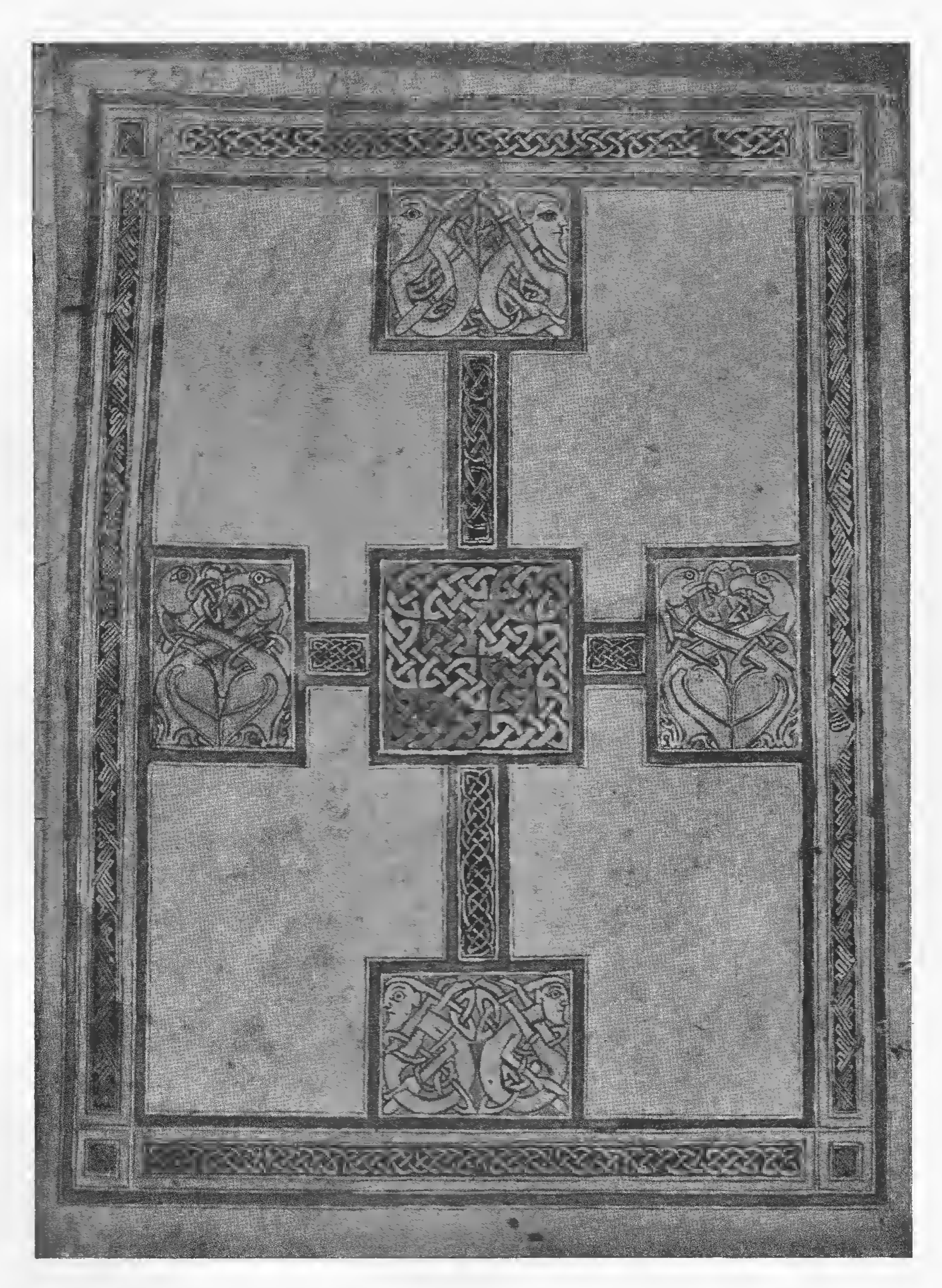
Hier mag einiges eingeschaltet werden über die moderne Auffassung von Bern-



Abb. 109
Landschaft an der Bernsteinküste
(Mit Genehmigung des Franckhschen Verlages, Stuttgart)

stein. Der Name kommt vom niederdeutschen „bernen", das ist brennen und hat also die Bedeutung von Brennstein. Er ist das Harz aus kiefernartigen Hölzern der Tertiärzeit (Pinus succinifera). Seine Hauptfarben sind gelblich, bräunlich, honiggelb oder braunrot. Sehr selten kommen bläuliche oder grünliche Tönungen vor. Sein spezifisches Gewicht ist 1—1,1. Er wird beim Reiben elektrisch, schmilzt bei 350—420 Grad, wobei er sich zersetzt, brennt mit heller Flamme und unter angenehmem Geruch und ist in den üblichen Lösemitteln nur zu ganz kleinen Teilen lösbar.

Ob sich die Behauptung aufrecht erhalten läßt, daß der Ausfluß aus den Bäumen auf einer Krankheit beruhte. ist fraglich. Als Ursprungsland wird teils das skandinavische Festland, teils, aber wohl mit Unrecht, das Samland im Ostbaltikum angegeben. Der ausfließende Saft senkte sich in dem Moosboden des Waldes ein und geriet dann mit dem Boden unter den Meeresspiegel. Dort wurde er zerwaschen und wohl auch zertrümmert und in der oligozänen Periode in der zur Braunkohlenformation gehörigen blauen Erde wieder abgelagert. Im Diluvium wurde der Bernstein durch Eis und Meeresfluten in das



Tafel 21

Irische Miniatur aus dem 8. Jahrhundert.

Stiftsbibliothek St. Gallen

die Gegend der Ostseeküste Deutschlands und bis Kurland und Livland geführt. Heute noch wirft die Ostsee bei starkem Sturm Bernstein aus. (Abbildung 108.)

Er ist naturwissenschaftlich uns ein großer Helfer geworden, weil seine Einschlüsse ein gutes Bild der Tierwelt ergeben, die zu seiner Entstehungszeit lebte. Allein 650 Arten von Mücken und Fliegen sind durch ihn uns erhalten geblieben. Die Eidechse, von der die Alten erzählen, ist nur in einem einzigen Stück uns bekannt geworden. Die Pflanzenreste, die im Bernstein eingeschlossen gefunden wurden, gehören 190 Arten an.

Die Hauptfundstätte ist heute die preußische Ostseeküste, namentlich die Küste des Samlandes, die daher auch den Namen „Bernstein-Küste" trägt. (Abbildung 109.)

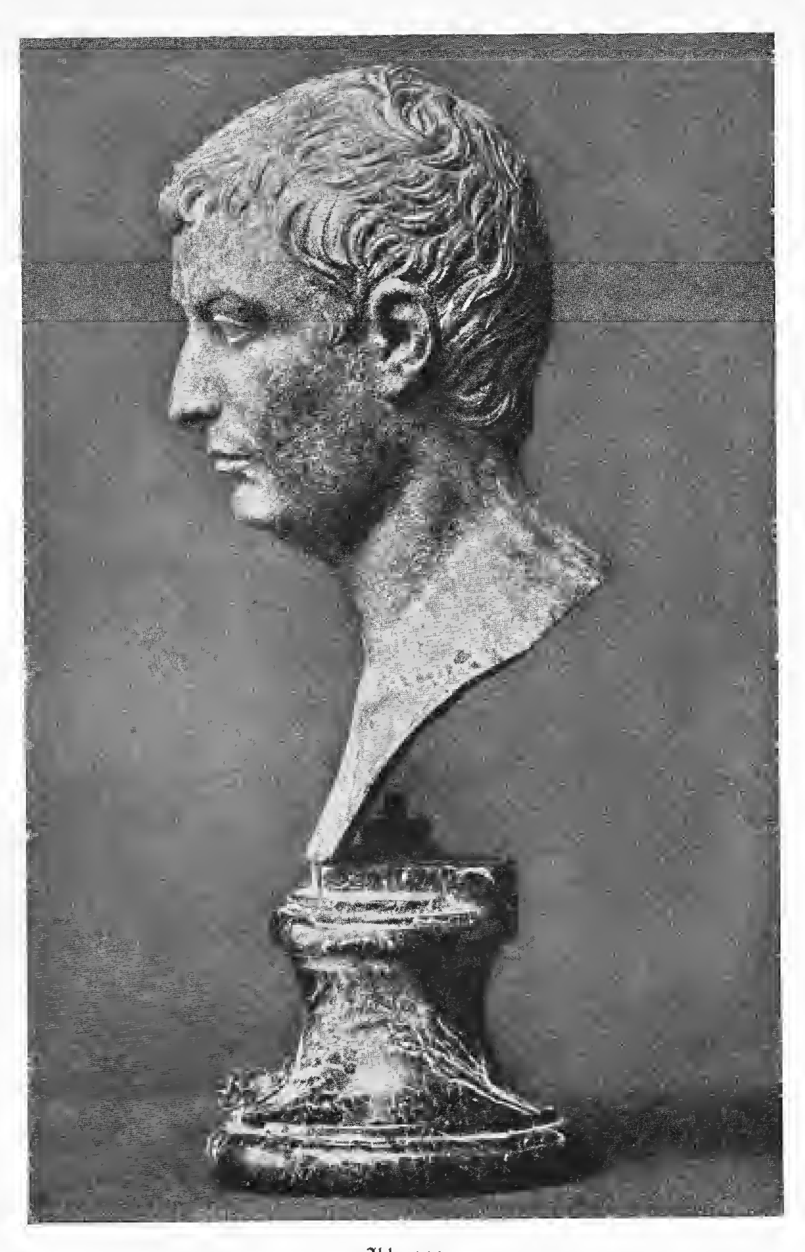


Abb. 110
Kopf eines Römers zur Zeit des Tacitus
Gefunden bei Ludwigshafen am Rhein (Historisches Museum der Pfalz in Speyer)

Die Kenntnis der Alten, daß Bernstein ein Kiefernharz ist, ging im Mittelalter verloren. Erst 1767 wurde er von Friedrich Samuel Bock in Königsberg als solches gewissermaßen neu erkannt. Seine fossile Natur aber wurde erst 1811 bewiesen.

Seit dem Altertum bis in die neueste Zeit gilt er im Volksglauben als heilkräftig.

Nachdem wir nun einige Ansichten der älteren Reihe römischer und grie-

chischer Schriftsteller über die Germanen gehört haben, können wir uns an die Lektüre des Tacitus selbst wagen.

Ich habe es vermieden, dem Texte Anmerkungen und Erläuterungen beizugeben. Nicht nur, weil wir uns auf wissenschaftliche Streitfragen gar nicht einlassen wollen, sondern auch, weil es wertvoller erscheint, das Werk des Römers ganz unbefangen zu lesen und wenn ein paar Ausdrücke dem und jenem Leser nicht geläufig sind, ohne Sorge darüber weg zu lesen. Wer besonders tiefes Interesse an der Sache gewinnt, wird ohnehin eine große kommentierte Ausgabe des Tacitus dann einmal zur Hand nehmen, wem aber der Blick über das Ganze genügt, der wird sich durch einzelne Fußnoten und Anmerkungen nur beschwert fühlen.

Die etwas schwierigeren Fragen der germanischen Religion behandeln wir ohnehin in einem besonderen Abschnitt unseres Buches.

Um denjenigen Lesern, die historisch nicht genügend orientiert sind, helfend an die Hand zu gehen, sei hier eine kleine Tafel der für das Lesen der „Germania" notwendigen Jahreszahlen angefügt.

Vor Christi Geburt:

113—101 Zug der Kimbern und Teutonen nach Süden.
113 Der römische Konsul Papirius Carbo wird von ihnen bei Noreja in Steiermark besiegt.
105 Ein großes römisches Heer unter Servilius Caepio und Mallius Maximus wird von ihnen bei Arausio geschlagen.
102 Gaius Marius besiegt die Teutonen in der Schlacht von Aquae Sextiae (Aix).
101 Gaius Marius besiegt die Kimbern bei Vercellä am Po.
Etwa um 72: Vorstoß der Germanen unter Ariovist über den Rhein.
63 Geburt des späteren römischen Kaisers Augustus.
58 Julius Caesar beginnt als Prokonsul von Gallien seinen gallischen Krieg. Er schlägt den Ariovist über den Rhein zurück.
55 Caesar drängt die germanischen Stämme der Usipeter und Tenkterer über den Rhein zurück und schlägt eine hölzerne Rheinbrücke. Nach einer sehr kurzen Operation von 18 Tagen im Gebiete der Sueben kehrt er mit seinem Heere wieder nach Gallien zurück. Im gleichen Jahre überschreitet er den Kanal und landet Truppen in Britannien.
54 Ein zweiter Vorstoß Caesars über den Kanal und Vormarsch bis über die Themse.
52 Allgemeiner Aufstand Galliens gegen die Römer.
51 Caesar unterwirft ganz Gallien.
45 Caesar wird Diktator auf Lebenszeit.

44 Caesar wird ermordet. Das Triumvirat des Oktavianus (späteren Kaisers Augustus), Antonius und Lepidus.
35—33 Oktavianus führt Krieg gegen die Alpenvölker.
31 Oktavianus wird Alleinherrscher.
29—28 Licinius Crassus führt Krieg an der Donau
27 Zur römischen Provinz Belgica kommen die Stämme der linksrheinischen Germanen.
17 Niederlage des Lollius im Kampfe mit Germanen.
15 Sieg der kaiserlichen Stiefsöhne Drusus und Tiberius über die Alpenvölker, Räter und keltischen Vindeliker.
12—9 Vier Feldzüge des Drusus in das rechtsrheinische Germanien nördlich der Donau. Drusus baut einen Kanal vom Rhein zur Nordsee. Sein Tod an der Elbe.
8 Tiberius kämpft gegen die Sugambrer.

Nach Christi Geburt:

5 Tiberius befährt mit Kriegsschiffen die Elbe und das Kattegatt. Seine Legionen stoßen durch das Cheruskergebiet bis an die Elbe vor.
9 Im September wird der römische Feldherr Quintilius Varus, der Nachfolger des Tiberius im Kommando, von Arminius im Teutoburger Walde vernichtend geschlagen.
14 Tod des Kaisers Augustus.
14—37 Regierung des Kaisers Tiberius.
14—17 Aufstände der am Rhein stehenden Legionen werden von Germanicus, einem Neffen des Kaisers, niedergeschlagen. Drei Züge des Germanicus nach Germanien. Sein Kampf mit Arminius bei Idistaviso an der Weser. Änderung der Gesamtstrategie Roms: Übergang zur Verteidigung des Weltreiches.
21 Tod des Arminius. (?)
37—41 Regierung des wahnsinnigen Caligula als römischer Kaiser.
41—45 Claudius (voller Name Tiberius Claudius Nero Germanicus) herrscht als Kaiser. Wilde Zügellosigkeit der römischen Gesellschaft. Dirnen und Freigelassene spielen die große Rolle. Noch aber Erfolge über die Germanen.
54—120 Cornelius Tacitus.
54—68 Nero. Innere Wirren in Germanien.
64 Der Brand Roms. Christenverfolgungen.
68—69 In einem Jahr regieren drei Soldatenkaiser: Galba, Otho und Vitellius nacheinander.

69—79 Kaiser Vespasianus.
69—70 Aufstand der Bataver.
70 Eroberung Jerusalems durch Titus. Erster Einzug des Mithrasdienstes in Germanien.
79—81 Kaiser Titus.
81—96 Kaiser Domitianus.
83 Erfolgreicher Zug der Römer gegen die Chatten.
96—98 Kaiser Nerva.
98—117 Kaiser Trajanus.
98—99 Feldzüge des Trajan in Germanien.
101—102 Krieg Roms gegen die Daker.
113 Vollendung der Trajansäule in Rom.
117 Bau des befestigten Lagers der Saalburg.
138—161 Antonius Pius. Der Limes (Grenzwall gegen Germanien) wird vollendet.

Die Germania des Cornelius Tacitus

Kapitel 1.

Das Gebiet von Gesamtgermanien hat seine Grenzen gegen die Völker der Gallier, Räter und Pannonier in Rhein und Donau, gegen Sarmaten und Daker geographisch in Gebirgen und psychologisch in gegenseitiger Furcht. Den Rest umspült der Ozean, der weite Buchten und unermeßlich große Inselgebiete umspannt. Von den dort lebenden Völkern und Fürsten haben wir erst seit kurzem durch einen Krieg Kenntnis gewonnen. Der Rhein, der in unersteigbaren schroffen Höhen der Rätischen Alpen entspringt, mündet, in einem mäßigen Bogen nach Westen fließend, im nördlichen Ozean. Die Donau aber hat ihre Quelle auf dem mäßig hohen und sanft ansteigenden Bergrücken Abnoba. Sie fließt durch die Gebiete mehrerer Völker und mündet im pontischen Meer in sechs Armen, während ihr siebenter Arm sich in Sümpfen verliert. (Abbildung 111.)

Kapitel 2.

Nach meiner Ansicht sind die Germanen doch wohl autochthone Einwohner ihres Landes und keinesfalls ein durch Zuwanderung oder sonstige Vermengung mit fremden Volkselementen entstandenes Mischvolk. Die Gründe hiefür liegen darin, daß früher Wohnsitzveränderungen über See und nicht über Land erfolgten, der ganz abseits gelegene Ozean aber nur von ganz vereinzelten aus unserem Kulturkreis kommenden Schiffen befahren wird. Wer sollte auch, abgesehen von den Gefahren, die auf einem wüsten und unbekannten Meere drohen, auf den Gedanken kommen, Asien, Afrika oder Italien zu verlassen um ausgerechnet Germanien aufzusuchen mit seiner unschönen Landschaft, seinem rauhen Klima, mit der ganzen Reizlosigkeit seines Anbaus und seiner Natur? Es müßte schon einer sein, der in Germanien zuhause ist.

Die Germanen haben nur eine einzige Art der geschichtlichen Überlieferung und Darstellung des Historischen: das sind alte Lieder, in denen sie den Tuisto, eine Erdgottheit, und seinen Sohn Mannus als Stammvater und Gründer ihres Volkes feiern. Dieser Mannus hat nach ihrer Ansicht drei Söhne gehabt nach deren Namen die dem Ozean zunächst wohnenden Ingväonen, die südlich anschließenden

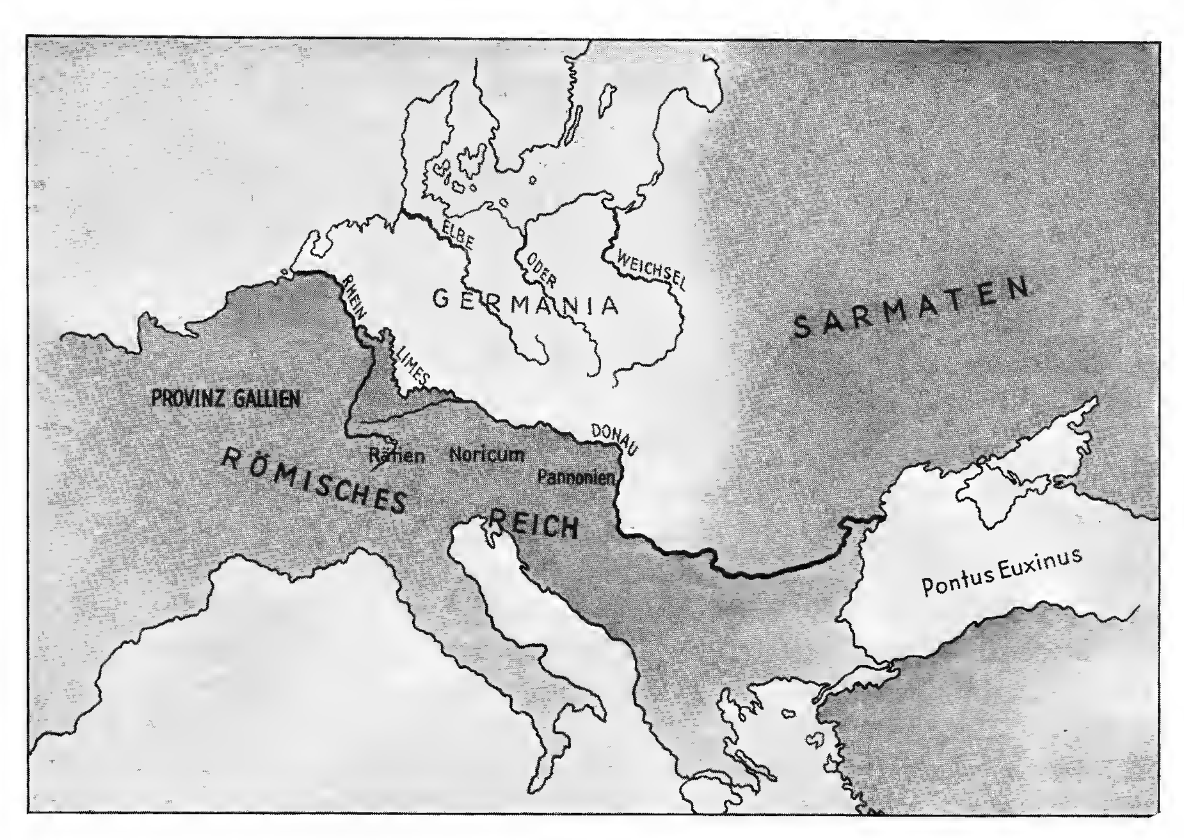


Abb. 111
Die Grenzen Germaniens

Herminonen und der Rest Istävonen heißen sollen. Man findet aber auch, was bei der unendlich langen Zeitspanne, die seitdem verfloß, verständlich ist, eine Ansicht, die dem Gott mehr Söhne zuschreibt und auch mehr Benennungen der Volksstämme aufweist, so Marser, Gambrivier, Sueben. Man hat es da jedenfalls mit alten und wirklichen Namen zu tun. Das Wort Germanien als Namensbezeichnung sei nach dieser Ansicht ein Produkt jüngster Zeit und sei dadurch entstanden, daß die Stämme die den Rhein überschritten und die Gallier vertrieben — heute heißen sie die Tungern — damals Germanen genannt wurden. Der Name Germanen sei also nicht von der gesamten Volkheit her entstanden, sondern von einem Einzelstamm hergenommen worden. Die Siege der Tungern haben den Namen in Mode gebracht und schließlich haben ihn alle anderen Stämme auch angenommen.

Kapitel 3.

Man will auch wissen, daß Herkules bei ihnen gewesen sei und ihn besingen die Germanen als Ersten aller Helden, wenn sie in die Schlacht ziehen. Es handelt sich da um jene Lieder, deren Vortrag Barditus genannt wird und der dazu dient, den Mut zu entflammen und der gleichzeitig auch durch die Art, wie er klingt, ein

Wahrsagemittel für den Ausgang des bevorstehenden Kampfes bildet. Wie der Gesang aus dem Heere klingt, so ist dessen Stimmung: furchtbar oder furchtsam. Auf musikalische Harmonie wird hiebei weniger gesehen als auf psychische. Erstrebt wird ein rauher Ton und ein ratterndes Brüllen, was dadurch erreicht wird, daß man den Schild vor den Mund hält und auf diese Weise Fülle und Kraft der Stimme durch erhöhte Resonanz verstärkt.

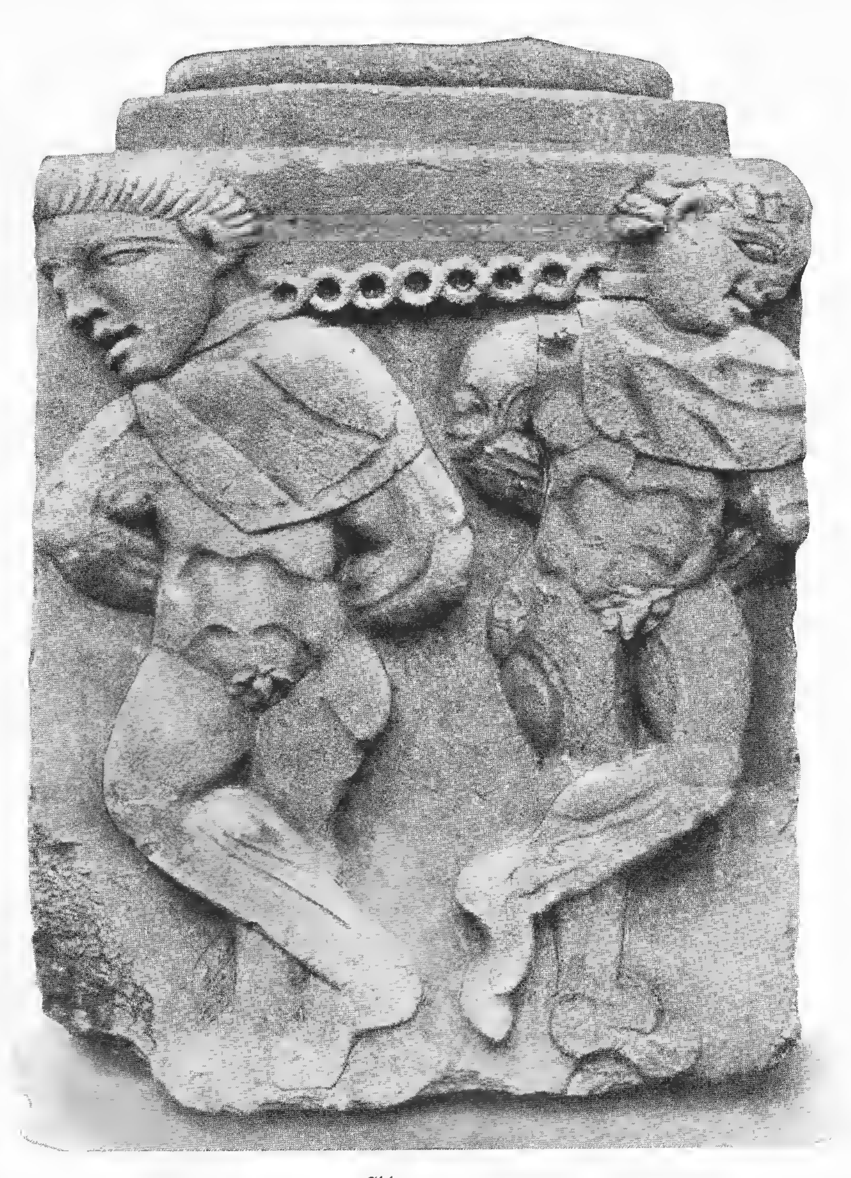


Abb. 112
Gefangene Germanen. Relief an einem Porticus im römischen Legionslager von Mainz
Altertumsmuseum der Stadt Mainz

Auch Odysseus soll, wie einzelne meinen, auf seiner langen und sagenumwobenen Irrfahrt in den nördlichen Ozean gelangt sein und soll germanisches Gebiet betreten haben. Askiburgium, am Ufer des Rheines liegend und heute noch bewohnt, soll von ihm unter dem Namen Askipyrgion gegründet worden sein. Ja man glaubt sogar, einstmals einen Altar dort gefunden zu haben, der von Odysseus seinem Vater Laertes gewidmet gewesen sei und heute noch behauptet man, daß Denkmäler und Grabsteine mit griechischen Buchstaben im germanisch-rätischen Grenzgebiete vorkommen. Es liegt nicht in meiner Absicht zu diesem Problem entscheidend Stellung zu nehmen. Jeder mag sich da seine eigene Meinung bilden.

Kapitel 4.

Ich für meine Person schließe mich der Meinung an, nach der die Germanen kein

Mischvolk, sondern reinrassig und von typischer völkischer Eigenart sind. Nur dadurch erklärt sich auch die trotz großer Volksmenge gleiche Körperbildung, der drohende Blick blauer Augen, rötliches Haar, ein Körperwuchs, der trotz seiner Größe nur zum Angriff geeignet ist und gegen Strapazen und Arbeitsleistung empfindlich ist, den Durst gar nicht ertragen kann, dagegen gegen Kälte und Hunger als Folgen des Klimas und der Bodenverhältnisse sehr widerstandsfähig ist. (Abbildung 112.)

Kapitel 5.

Germanien ist trotz mannigfacher landschaftlicher Differenzierung doch im Wesentlichen von wildem Urwald und ödem Sumpf beherrscht. Es ist feuchter als Gallien und leidet mehr unter Stürmen als Noricum und Pannonien. Saatfrucht gedeiht, Obstbäume jedoch kommen nicht fort. Vieh gibt es viel, doch zumeist nur von kleinerem Wuchs. Man sieht nicht auf besonders schmuckhafte Hörner, sondern ist mehr auf Größe der Herden bedacht, die den einzigen und begehrtesten Reichtum der Bewohner bilden. Man weiß nicht, ob es eine Gnade oder ein Akt des Zornes der Götter war, daß die Germanen weder Gold noch Silber schürfen können. Ich will zwar nicht behaupten, daß Gold und Silbervorkommen in Germanien gar nicht vorhanden sind. Eine geologische Untersuchung des Gebietes hat ja noch nicht stattgefunden. Sie machen sich aber überhaupt nicht viel aus dem Besitz und dem Gebrauch der Edelmetalle. Die Erfahrung zeigt, daß silberne Gefäße, mit denen man ihre Gesandten beschenkt, von diesen nicht höher bewertet werden als tönerne. Allerdings hat die germanische Grenzbevölkerung, schon wegen des Handelsverkehrs, Verständnis für Gold und Silber und zeigt Kennerblick und Vorliebe für gewisse Prägungen unseres Geldes. Weiter landeinwärts aber treiben die Leute nach primitiver alter Sitte Tauschhandel. Geld nehmen sie gerne, wenn die Münze alt und ihnen bekannt ist, so zum Beispiel Zahnrand- und Zweigespanndenare. Sie ziehen dabei die Silbermünzen den Goldmünzen vor, nicht etwa aus einer besonderen Liebhaberei für Silber, sondern einfach deshalb, weil eine größere Menge Silbermünzen ihnen bei ihrem Einkauf, der sich nur auf alltägliche, billige Artikel erstreckt, bequemer ist.

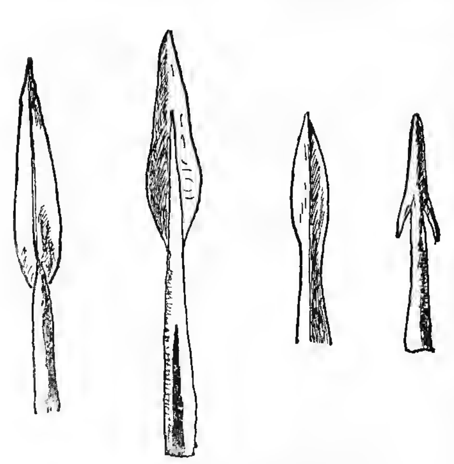
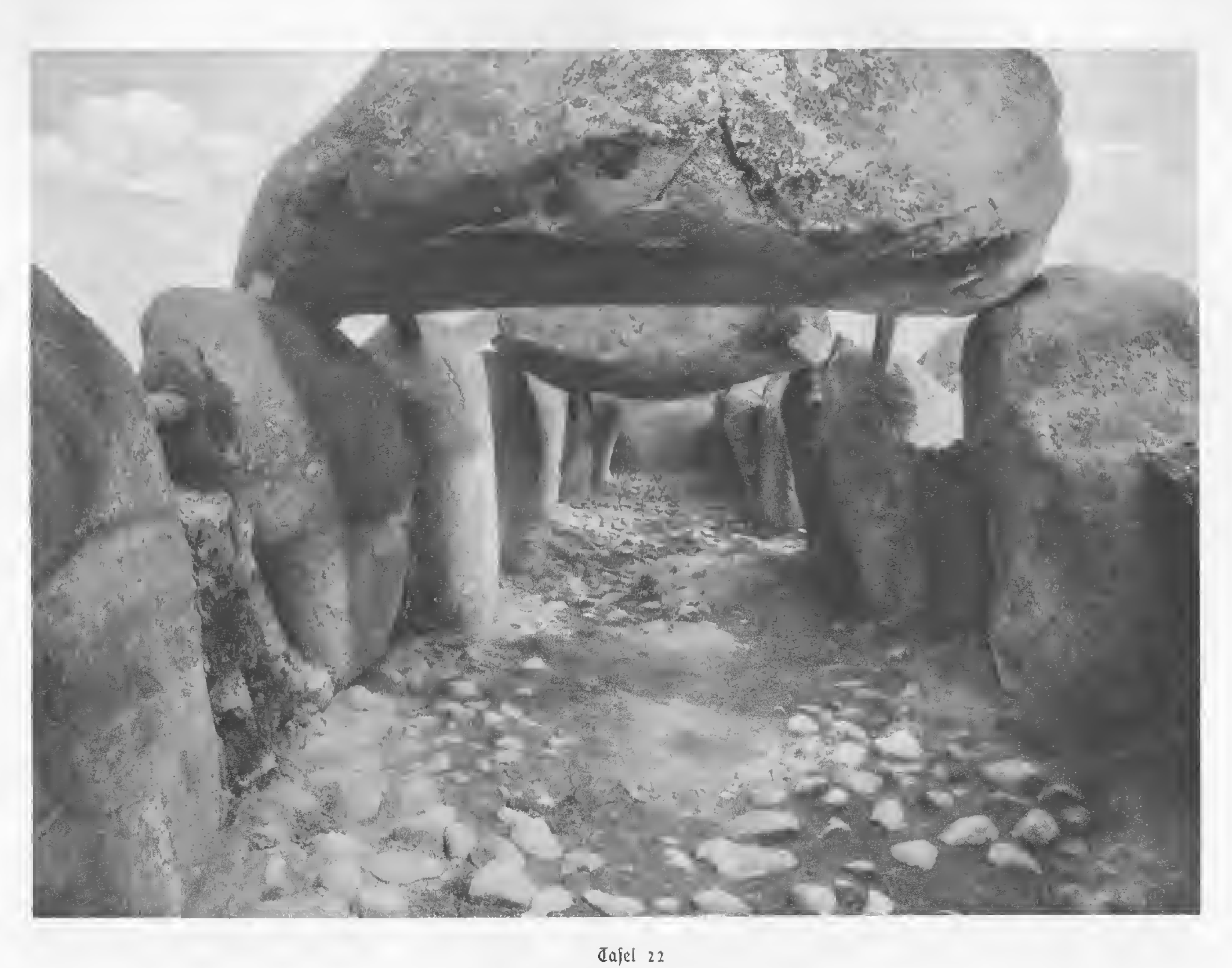


Abb. 113
Germanische Frameen (ohne Schäftung)

Kapitel 6.

Ihre Bewaffnung zeigt, daß sie auch Eisen nicht im Überfluß besitzen. Nur Einzelne unter ihnen benutzen Schwerter oder größere Lanzen. In der Regel führen



Tafel 22

Teil eines Megalithgrabes in Drommen

(Mit Genehmigung des Museums Leiden aus Holwerda, niederländische Urgeschichte)



Abb. 114
Germanischer Reiter. (Rekonstruktion in der Landesanstalt für Vorgeschichte Halle a. S.)

sie Speere, die sie in ihrer Sprache Frameen nennen. (Abbildung 113.) Der Eisenteil ist hier schmal und kurz, doch ist das Ganze so scharf und handlich, daß die Waffe je nach Bedarf zum Wurf und zum Stoß gebraucht werden kann. Selbst die Kavallerie begnügt sich mit Schild und Framea. Die Infanterie verwendet auch andersartige Wurfgeschoße. Jeder Mann trägt deren mehrere und die Schußweite ist außerordentlich groß. Der Infanterist ist nackt oder nur mit leichtem Kriegsmantel bedeckt. Man kennt kein Protzen mit der persönlichen Ausrüstung. Nur der Schild wird mit erlesensten Farben behandelt. Den Harnisch trifft man selten, nur ganz wenige besitzen einen Helm oder eine Sturmhaube. Das Pferdematerial ist weder schön noch schnell. Eine Schulung im Cirkelreiten, wie bei uns, kennt man nicht. Man reitet geradeaus oder macht eine einzige Schwenkung nach rechts, so daß die Linie wieder hergestellt wird, ohne daß ein zweites Treffen sich bildet. (Abbildung 114.) Die militärische Stärke der Germanen liegt in ihrer Infanterie, die im Kampf mit Reitern vermischt auftritt. Die für diese Kampfart geeigneten besonders behenden Infanteristen werden aus der gesamten jungen

Mannschaft ausgewählt und als Vortreffen formiert. Ihre Zahl ist auf Hundert für je einen Gau festgesetzt. Diese werden auch „die Hundert" genannt und es entwickelte sich so aus einer reinen Zahlbezeichnung ein ehrenvoller Name.

Die Kampfformation ist der Keil. Zurückweichen gilt, sofern es zum Zwecke neuen Angriffs erfolgt, nicht als Feigheit, sondern als eine erlaubte Finte.



Abb. 115
Gefangene Germanin,
Relief von einem Porticus im Römischen Legionslager zu Mainz
Altertumsmuseum der Stadt Mainz

Auch in noch nicht entschiedenem Kampf tragen sie die Leichen ihrer Gefallenen hinter die kämpfende Linie. Als größte Schande gilt es, den Schild zu verlieren und einem auf solche Weise Entehrten ist es nicht gestattet, gottesdienstlichen Handlungen beizuwohnen noch am Thing teilzunehmen. Es ist häufig der Fall eingetreten, daß ein schildlos dem Kampfe Entkommener seiner Schmach durch Erhängen ein Ende gemacht hat.

Kapitel 7.

Die Könige wählt man aus den Adelsgeschlechtern, die Heerführer aber nur auf Grund ihrer Tapferkeit. Wie die Könige nicht unumschränkt und willkürlich regieren dürfen, so kommandieren auch die Herzöge nicht so sehr auf Grund ihres militärischen Ranges als durch ihr beispielgebendes Verhalten, wenn sie die bewundernden Blicke der Mitkämpfer auf sich ziehen, mit besonderer Aktivität auftreten und vor der Front der eigentlichen Schlachtlinie als erste mit dem Feinde kämpfen. Sie besitzen keine Strafbefugnis. Todesstrafe und Einkerkerung, ja selbst körperliche Züchtigung der Mannschaften sind nur den Priestern gestattet und selbst da geschieht es nicht als ein Strafakt oder als der Vollzug eines militärischen Befehles, sondern gleichsam als ein Geheiß der Gottheit, die nach germanischen religiösen Ansichten dem Kampfe beiwohnt.

Symbole und Zeichen, die man aus heiligen Hainen holt, werden in die Schlacht getragen. Ein besonderer Anreiz zur Tapferkeit liegt im organisatorischen Element, daß nämlich nicht eine zufällig zusammengestellte Truppe eine taktische Einheit oder einen Keil bildet, sondern stets geschlossene Familien und Sippen. In nächster Nähe der Schlacht befinden sich die Angehörigen, so daß das Jammern

der Frauen, das Weinen der Kinder von den Kämpfenden zu vernehmen ist. Da sind für jeden also die heiligsten Zeugen, die maßgebendsten Lobspender zur Stelle. Die Krieger kommen mit ihren Wunden zu den Müttern und Frauen und diese zählen und untersuchen furchtlos die Verletzungen, wie sie auch Speise und ermunternden Zuspruch in die Kampflinie tragen.



Abb. 116
Isis mit Hörnern, dem Sonnensymbol und Uraeus.
Den Gottesjohn Horus auf dem Schoße.
(Museum für Völkerkunde, Basel)

Kapitel 8.

Nach der germanischen Überlieferung ist schon manche ins Wanken geratene Gefechtslinie durch die Frauen wieder hergestellt worden, die inständig baten, ihre Brust den Weichenden entgegenhielten oder auf ihre drohende Gefangenschaft hinwiesen. Diese Gefangenschaft ihrer Frauen fürchten die Germanen mehr als die eigene, so daß sich Gemeinden durch Geiseln stärker gebunden fühlen, wenn sich unter diesen Mädchen von Adel befinden. (Abbildung 115.) Nach germanischer Ansicht besitzen die Frauen etwas Heiliges und Prophetisches. Man verschmäht nicht ihren Rat noch mißachtet man ihre Widerrede. Wir haben es erlebt, daß man unter der Regierung des göttlichen Vespasian Veleda lange Zeit bei den Germanen wie eine Gottheit verehrte. Doch hat man auch früher schon Albruna und andere in ähnlicher Weise verehrt. Niemals allerdings artete solche Verehrung in Kriecherei oder Vergötterungssucht aus.

Kapitel 9.

Von den Göttern verehren sie am meisten Mercurius, dem sie an gewissen Festtagen selbst Menschenopfer darbringen zu dürfen glauben. Den Herkules und Mars versöhnen sie durch die rituell üblichen Tieropfer. Ein Teil der Sueben opfert auch der Isis. Ursache und Herkunft des fremden Kultes konnte ich nicht ermitteln

(Abbildung 116). Nur weist das Symbol selbst, nach Art einer Barke gebaut, auf eine Einführung der Religion über See hin. Die Germanen erachten es der Würde der Himmlischen für angemessen, ihre Götter nicht in Tempelwände einzuschließen noch irgend ein, einem menschlichen Antlitz ähnliches Abbild von ihnen zu machen. Wälder und Haine weihen sie und sie benennen mit dem Namen der Götter jenes Geheimnis, das sie nur im Geiste der Andacht erschauen.



Abb. 117
Betender Germane (Nationalbibliothek Paris)

Kapitel 10.

Kein Volk kann mehr auf Vorzeichen und Loswahrsagung sehen als die Germanen. Die Methode der Loswahrsagung ist einfach: man schneidet den Zweig eines fruchttragenden Baumes in Stückchen, versieht diese mit einigen sie von einander unterscheidenden Zeichen und verstreut sie dann, wie der Zufall es will, über ein weißes Leintuch. Daraufhin hebt bei öffentlichem Akt der Gemeindepriester, bei privatem Akt der Familienvater, nach einem Gebet zu den Göttern und den Blick zum Himmel gerichtet, dreimal je ein einzelnes Losstäbchen auf und deutet sie nach den vorher eingeritzten Zeichen (Runen!) (Abbildung 117).

Sind sie ungünstig, so wird über den gleichen Punkt am gleichen Tage nicht mehr des Rats gepflogen. Sind sie aber günstig, so wird noch ihre Bestätigung durch Vorzeichen gefordert. Auch ist jene übliche Art, die Stimmen der Vögel und ihren Flug zu befragen, in Germanien bekannt, wogegen die Beobachtung von Ahnungen und Mahnungen der Pferde etwas speziell Germanisches darstellt. Man hält diese Tiere in den oben erwähnten Hainen und Wäldern, Schimmel, die durch keinerlei profane Arbeit entweiht werden. Sie werden vor den heiligen Wagen gespannt,

von Priestern und dem Könige oder dem Gemeindehaupt begleitet und dann achtet man auf ihr Wiehern und Schnauben. Keine Vorbedeutung steht höher im Kurs als diese und nicht nur etwa beim Volk sondern auch beim Adel. Auch bei den Priestern selbst ist das der Fall, die sich als Diener der Gottheit vorkommen, die Pferde aber als Mitwisser göttlicher Geheimnisse erachten.

Es gibt noch eine Art der Beobachtung von Vorzeichen, die namentlich vor schweren Kriegen Verwendung findet. Man versucht einen Gefangenen desjenigen Volkes, mit dem man Krieg führt, auf irgend eine Weise zu bekommen und stellt ihn einem Auserlesenen des eigenen Volkes gegenüber, wobei jeder der beiden seine heimischen Waffen benutzt. Der Ausgang des Zweikampfes ist dann von Vorbedeutung für den Ausgang des Krieges.

Kapitel 11.

Die Verhandlungen über minder wichtige Angelegenheiten erfolgen im Rat der Fürsten. Besonders wichtige Fragen kommen vor die Volksversammlung, so zwar, daß auch diese letzteren Fragen von den Fürsten durchberaten werden. Die Versammlungen finden, wenn nicht ein besonderes oder plötzliches Ereignis eintritt, an bestimmten Tagen, entweder bei Neumond oder bei Vollmond statt. Diese Mondphasen gelten als günstigster Termin für den Beginn einer Unternehmung. Man rechnet nicht, wie bei uns, nach Tagen, sondern nach Nächten. Diese Art der Berechnung liegt allen Terminfestsetzungen und Vereinbarungen zugrunde. Die Nacht scheint maßgebend für den Tag zu sein. Die herrschende persönliche Freiheit bringt nun allerdings einen Mangel mit sich, der darin besteht, daß die Leute nicht pünktlich und wie auf Befehl sich einfinden, so daß ein zweiter und dritter Tag verstreichen kann, bis sie alle versammelt sind.

Wenn es der Versammlung genehm ist, setzen sich die Bewaffneten. Silentium wird durch die Priester, die auch hier das Züchtigungsrecht haben, geboten. Dann hat der König oder der Höchste im Rate, der diese Stellung seinem Alter, seinem Adel, seinem Kriegsruhm und seiner Redegewandtheit verdankt, das Wort und fesselt die Hörer mehr durch die Überzeugungskraft seiner Argumente als durch irgend welche Machtbefugnis. Mißfällt ein Antrag, so wird er durch Murren abgelehnt. Zustimmung erfolgt durch das Aneinanderschlagen der Frameen. Die ehrenvollste Zustimmung ist stets der Beifall durch die Waffen.

Kapitel 12.

Vor dem Volksrat kann auch eine Klage eingebracht und ein peinlicher Prozeß angestrengt werden. Die Höhe der Strafen richtet sich nach dem Vergehen. Verräter und Überläufer werden an den Bäumen aufgeknüpft. Feiglinge, Drückeberger, Ehrlose und Verbrecher versenkt man in Kot und Sumpf und deckt Äste über sie. Diese Verschiedenheit der Todesstrafe ist dem Gefühl entsprungen, daß

man die Bestrafung des Verbrechens zeigen, Schändlichkeiten aber vor den Augen der Menschen verbergen müsse. Auch für leichtere Vergehen gibt es abgestufte Strafen. Die Schuldigen werden mit Zahlung einer gewissen Anzahl von Pferden oder Rindern bestraft.

Ein Teil der Buße fällt dem Könige oder der Gemeinde zu, der andere Teil dem Geschädigten oder seiner Sippe.

In diesen Volksversammlungen werden auch die Führer gewählt, die in den einzelnen Gauen und Ortschaften Recht zu sprechen haben. Jedem von ihnen werden hundert Männer aus der Bevölkerung als Beirat und zur Vermehrung seiner Autorität zugeteilt.

Kapitel 13.

Stets, sei es bei einem Staatsgeschäft oder einem privaten, trägt der Germane seine Waffen. Doch darf keiner Waffen tragen, bevor ihn die Gemeinde für wehrfähig erklärt hat. Bei dieser Erklärung schmückt in der Volksversammlung selbst einer der Fürsten, oder der eigene Vater oder auch ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Framea. Diese Zeremonie entspricht dem ersten Anlegen der römischen Toga. Es ist die erste Ehrung im Leben. Bis dahin galt der junge Mann als ein Teil des Hauses, von da ab gilt er als ein Teil des Staates. Sehr hoher Adel oder große Verdienste der Ahnen können auch schon ganz jungen Leuten die Ehrenstellung eines Führers eintragen. Die übrigen werden den Stärkeren und schon früher wehrbar Gemachten beigegeben und es ist keine Schande, wenn sie unter dem Gefolge auftreten. Es gibt sogar Rangunterschiede innerhalb des Gefolges, die der Gefolgsherr bestimmt.

Man kann da einen großen Wetteifer feststellen, sowohl unter den Gefolgsleuten, wer die erste Stelle beim Führer erhält, als auch bei den Führern selbst, wer das zahlreichste und tapferste Gefolge besitzt. Es bedeutet gleichzeitig Würde und Macht, stets von einer Schar auserwählter junger Leute umgeben zu sein. Was im Frieden eine Auszeichnung ist, dient im Kriege als Schutz. Es bedeutet Namen und Ruhm, nicht nur beim eigenen Volke, sondern auch beim Nachbarn, wenn man sich durch ein zahlreiches und tüchtiges Gefolge auszeichnet. Man wird von Gesandtschaften aufgesucht, man erhält massenhaft Geschenke und oft verhindert der Ruhm des Namens allein einen drohenden Krieg.

Kapitel 14.

Im Schlachtensturm ist es für den Gefolgsherrn schimpflich, sich von einem anderen an Tapferkeit übertreffen zu lassen, ebenso schimpflich für den Gefolgsmann, es dem Führer an Tapferkeit nicht gleich zu tun. Ohne den Gefolgsherren aus der Schlacht zurückzukehren, gilt als eine schändliche und zeitlebens ehrlos machende Handlung. Ihn zu verteidigen und zu schützen und seinen Ruhm durch

eigene Heldentat zu mehren, das ist heiligstes Gelöbnis. Der Gefolgsherr kämpft für den Sieg, die Gefolgsleute kämpfen für den Herrn.

Verweichlicht eine Gemeinde in langem Frieden und Nichtstun, dann sucht die Mehrzahl der jungen Adeligen jene Stämme auf, die zur Zeit Krieg führen, denn für ihre Art taugt die Ruhe nicht und Gefahren machen schneller berühmt. Auch ist ein großes Gefolge nur durch die Gewaltaktion des Krieges zusammenzuhalten. Es werden allerlei Wünsche an die Freigebigkeit des Gefolgsherrn laut, da möchte man ein Streitroß haben, dort eine blutige, sieghafte Framea. Die Gefolgsleute erhalten ja als Lohn nur die Mahlzeiten mit ihren zwar nicht feinen aber recht zahlreichen Gerichten. Und die Mittel zum Geben liefert nur Krieg und Raub. Es ist schwer, die Germanen dazu zu bringen, das Feld zu bestellen und auf die Jahresernte zu warten. Viel mehr nach ihrem Geschmack ist es, die Feinde zu reizen und verdienstvolle Wunden zu erwerben. Sie erachten es für Schwäche und Feigheit, im Schweiße des Angesichts sich das zu erarbeiten, was man durch Blut gewinnen kann.

Kapitel 15.

Pausen zwischen den Kriegen verbringen sie nicht so sehr auf der Jagd als vielmehr in reinem Müßiggang, schlafend und essend. Der Tapferste und Kriegerischste tut am wenigsten. Die Sorge für Haus und Hof und für die Ackerbestellung überläßt man den Weibern, den Greisen und den Schwächlichsten unter den Hausgenossen. Der germanische Mann rührt sich nicht. Hier liegt ein eigentümlicher Widerspruch im germanischen Wesen vor: man liebt das Faulenzen und haßt dabei die Ruhe.

Es ist ein Gewohnheitsrecht innerhalb der Gemeinden dem Führer eine freiwillige Gabe an Tieren und Frucht zu geben, die als Ehrensold in Empfang genommen wird und zum Lebensunterhalt dient. Besondere Freude bereiten die Geschenke von fremden Stämmen, die sowohl von Einzelnen als auch von der Gesamtheit geschickt werden. Das können auserwählte Pferde sein oder starke Waffen, Brustschmuck oder Halsketten. Von uns haben sie es gelernt, Geld anzunehmen.

Kapitel 16.

Städtische Siedelung ist bei den Germanen nirgends zu finden, das ist ja bekannt. Sie dulden nicht einmal irgendwie verbundene Siedelungen. Die Wohnsitze sind verstreut und vereinzelt, jeweils der Lage einer Quelle, eines Gefildes, eines Gehölzes angepaßt. Die dörfliche Siedelung entspricht nicht unserer Sitte der verbundenen und aneinanderstoßenden Gebäude. Jeder Germane läßt um sein Haus einen freien Raum. Das mag zum Schutz gegen Feuersbrunst geschehen, auch aus Unerfahrenheit in anderer Bauart. Man verwendet ja auch keine Mauersteine oder



Abb. 118
Gefangene Germanen auf der Trajanssäule in Rom

Ziegel, sondern für alle Zwecke nur unbearbeitetes Material, wobei von Schmuck oder Zierrat keine Rede sein kann. Nur einzelne Stellen werden sorgfältiger mit einer so weißen und glänzenden Erdart bestrichen, daß der Anstrich fast wie eine Malerei oder ein Linienornament aussieht. Es ist in Germanien auch noch üblich, Erdlöcher auszuschachten, sie oben mit einer starken Dungschicht zu belegen und als Winterwohnung oder als Aufbewahrungsraum für die Feldfrucht zu verwenden. Denn solche Erdhöhlen halten die Kälte ab und ein etwa ins Land eingedrungener Feind zerstört nur das offen daliegende, während das Verborgene und Eingegrabene seiner Sicht entgeht oder ihn übermäßig aufhält, wenn er es zu suchen anfängt.

Kapitel 17.

Die allgemein getragene Bekleidung ist ein Mantel, der durch eine Fibel, oder, wenn es not tut, durch einen Dorn zusammengehalten wird. (Abbildung 118.) Im übrigen sind die Germanen nackt und bringen ganze Tage neben dem Herdfeuer zu. Eine eigentliche Kleidung tragen nur die Reichsten (Abbildung 119). Sie ist nicht bauschig wie bei den Sarmaten und bei den Parthern, sondern enganliegend und sie läßt die Linien des Körpers hervortreten. Auch Tierfelle werden getragen, von den Küstenbewohnern so, wie sie diese gerade bekommen, von den



Tafel 23
Germanisches Totenopfer
(Aus Scherr, Germania)

landeinwärts Wohnenden aber, da ihnen der Handel sonst wenig Schmuck liefert, mit sorgfältiger Auswahl. Sie suchen den Pelz gewisser Tiere aus und setzen auf diesen Stückchen oder ganze Häute von Seetieren auf, die vom äußeren Ozean und von einem unbekannten Meere herstammen. Die Frauen haben keine andere Tracht als die Männer, nur daß die Frauen sich des öfteren in Linnen hüllen, dem sie purpurne Farbtöne geben. Diese Kleidung ist ärmellos, Unter- und Oberarm sind nackt und auch der oberste Teil der Brust bleibt unbedeckt.

Kapitel 18.

Die Ehe der Germanen ist sittenrein und verdient das höchste Lob, das man ihrer Moral überhaupt spenden kann. Von fast allen Barbaren haben sie allein die Einehe. Nur einige bilden eine Ausnahme von dieser Regel, aber auch diese nicht etwa aus Zügellosigkeit, sondern nur deshalb, weil sie ihrer hohen Abkunft wegen vielfach zur Ehe begehrt werden.

Die Mitgift bringt nicht die Frau dem Manne in die Ehe, sondern der Mann der Frau. Bei der Zeremonie der Übergabe dieser Mitgift sind Eltern und Sippenangehörige zugegen und prüfen die Geschenke, die keine Gegenstände für weiblichen Luxus sind noch etwa dem Schmucke der jungen Frau dienen, sondern aus Rindern, einem gezäumten Pferde, einem Schild mit Framea und Schwert bestehen. Gegen diese Gaben erhält der Mann seine Gattin. Sie selbst bringt ihm irgend ein Waffenstück. Das ist das stärkste Band, die geheimnisvolle Weihe, und das göttlich Schützende ihrer Ehe. Und damit die Frau nicht glaube, Mannesaufgaben und kriegerische Dinge gingen sie nichts an, wird sie gleich bei Beginn der Ehe symbolisch daraufhingewiesen, daß sie Genossin in Leiden und Gefahren sei, und daß sie in Krieg und Frieden das Gleiche wie der Mann zu tragen und zu wagen habe. Das ist die symbolische Bedeutung des Rinderpaares im Joch, des gerüsteten Pferdes, der Waffengabe. Symbole sind es für das Leben und das Sterben. Was die Frau bei der Hochzeit empfange, das müsse sie unverletzt und in Ehren den Kindern wieder abgeben, das sollen ihre Schwiegertöchter einst erhalten, um es an ferne Enkel weiter zu vererben. (Abbildung 120 u. Tafel 20.)

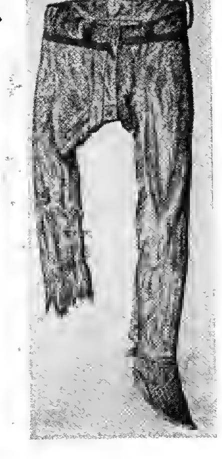



Abb. 119
Rock und Beinkleid von Germanen.
Aus Moorfunden in Schleswig (Altertumsmuseum Kiel)

Kapitel 19.

So bedeutet die germanische Keuschheit einen starken Schutzwall. Keine lüsternen Schaustellungen, nicht der Sinnenkitzel üppiger Gastmäler wirken demoralisierend ein. Die Geheimnisse schmutziger Literatur sind Männern und Frauen unbekannt. Trotz hoher Bevölkerungszahl ist der Ehebruch ausnehmend selten. Seine Bestrafung tritt auf der Stelle ein und ist dem Ehemann überlassen, der der ungetreuen Frau die Haare abschneidet, ihr die Kleider vom Leibe reißt, sie in Gegenwart der Verwandten aus dem Hause jagt und sie dann durch die ganze Ansiedelung peitscht. Man kennt keine Verzeihung für verletzte Keuschheit und die Schuldige, mag sie noch so schön, noch so jung, noch so reich sein, bekommt keinen Mann mehr.



Abb. 120
Germanische Frauen
Ausschnitt aus der Marcussäule in Rom

In Germanien lacht niemand über das Laster und Verführen und Sichverführenlassen gilt nicht als ein Symptom des Zeitgeistes. Noch betonter ist die Moral in jenen germanischen Gemeinden, wo nur Jungfrauen heiraten dürfen und wo mit der Erfüllung des Liebeshoffens und des Liebeswunsches ein Abschluß für das ganze Leben erfolgt. So erhält die germanische Frau einen einzigen Mann, wie sie einen Leib und ein Leben bei der Geburt erhielt und in diesem einzigen Manne sind alle ihre erotischen Wünsche, alle ihre Liebesgedanken eingeschlossen. Er verkörpert für sie nicht allein das männliche Prinzip, sondern den Ehestand selbst. Einschränkung der Kinderzahl oder Tötung eines Nachgeborenen gilt als sündhafte Handlung und die Macht der guten Sitte ist in Germanien größer als anderswo die guter Gesetze.

Kapitel 20.

In jedem Hause wachsen die Kinder in Schmutz und Nacktheit zu jener Körpergröße heran, die unsere Bewunderung erregt. Die Mutter stillt ihr Kind selbst, das man niemals Mägden oder Ammen überläßt. Die Erziehung des unfrei Geborenen zeigt keine Unterschiede von der des Herrenkindes. Sie leben beide zwischen dem gleichen Vieh und auf dem gleichen Boden, bis das Alter den Freien absondert.

Die Ausübung des Geschlechtsverkehrs erfolgt bei den Jungmännern erst sehr spät. Darum bleibt auch ihre Zeugungskraft unerschöpflich. Auch eilt man nicht, die Jungfrau zu verheiraten, die sich daher durch gleiche Jugendfrische und gleichen hohen Wuchs auszeichnet. In voller Kraft finden sich die Paare und die Kinder sind der Spiegel elterlicher Kraft. Die Schwesternsöhne genießen beim Onkel dieselbe Wertschätzung wie beim Vater. Ja, es gibt Stämme, bei denen dieses Blutsband für noch heiliger und enger erachtet wird, so daß Schwesternsöhne bei der Stellung von Geiseln eine bedeutendere Rolle spielen als die eigenen. Es mag damit zusammenhängen, daß durch Stellung von Schwestersöhnen als Geiseln noch mehr an das Zusammengehörigkeitsgefühl und an die weitere Bindung der Familie appelliert wird. Erben und Rechtsnachfolger sind dagegen nur die eigenen Kinder, ohne weitere testamentarische Festlegung. Sind keine Kinder da, so folgen als nächste Erben die eigenen Brüder, die Vaterbrüder und die Mutterbrüder. Je größer die Verwandtschaft, je zahlreicher die Gesamtfamilie, desto freundlicher gestaltet sich das Alter. Kinderlosigkeit bietet keinerlei Vorteil.

Kapitel 21.

Freundschaften und Feindschaften des Vaters oder eines Verwandten werden vom Erben übernommen. Doch dauert unversöhnter Zustand nicht ewig fort. Denn selbst Totschlag kann durch Zahlung einer gewissen Menge von Groß- und Kleinvieh gesühnt werden, und die ganze Sippe nimmt die Genugtuung an, was in öffentlichem Interesse liegt. Denn frei schaltende Blutrache erzeugt ungleich gefährlichere Beziehungen.

Geselligkeit und Gastlichkeit wird in keinem anderen Volke ausgiebiger gepflegt. Irgend einen Menschen, wer immer es auch sei, von der Schwelle zu weisen, gilt als eine Versündigung. Jeder empfängt nach seinem Vermögen den Gast aufs Beste. Sind die Vorräte erschöpft, so zeigt der Wirt ein anderes Haus und begleitet den Gast dorthin. Die beiden können dort eintreten. Daß sie nicht eingeladen sind, spielt keine Rolle. Sie sind herzlich willkommen, denn der Bekannte und der Unbekannte genießen des gleichen Gastrechtes. Ersucht der Scheidende um ein Gastgeschenk, so wird es ihm gegeben, mit der gleichen Selbstverständlichkeit wird die Gegengabe gefordert. Die Germanen freuen sich an Geschenken, aber sie machen kein Wesen aus dem, was sie geben, noch fühlen sie sich verbunden durch das, was sie erhalten. Es ist das Alles nur ein Höflichkeitsakt unter Gastfreunden.

Kapitel 22.

Gleich nach dem Schlafe — die Germanen dehnen ihn meist bis in den Tag hinein aus — pflegen sie ein Bad zu nehmen, häufiger ein warmes als ein kaltes, da ja bei ihnen fast das ganze Jahr Winter ist. Nach dem Bade frühstücken sie. Jeder hat seinen gesonderten Sitz und seinen eigenen Tisch. Dann geht es an die Geschäfte, oft

auch gleich zu Gastmahlen, stets aber bewaffnet. Es ist keine Schande, Tag und Nacht durchzusaufen. Die Betrunkenen geraten natürlich leicht in Streitigkeiten, die häufig vorkommen und sich nur selten auf Verbalinjurien beschränken. Meist gibt es dabei Mord und Totschlag.

Doch haben die Gastmähler auch sanftere Ziele, so etwa die Wiederversöhnung mit Feinden, eine Eheschließung, den Empfang eines Fürsten oder Beratung über Krieg und Frieden. Die Germanen gehen von der Idee aus, daß sich bei keiner anderen Gelegenheit das Herz aufrichtiger erschließe oder sich mehr großen Gedanken eröffne. Dieses germanische Volk, bis heute noch ohne Falsch und Kompliziertheit, öffnet die Geheimnisse seines Herzens in zwanglosem Scherz. Darum ist die Gesinnung aller offen und ehrlich. Am Tage nach dem Gastmahle wird die Angelegenheit noch einmal behandelt und beide Zeitmomente sind gut gewählt: man berät, wo es keine Verstellung gibt und beschließt, wo kein trunkener Irrtum waltet.

Kapitel 23.

Als Getränk dient ihnen ein Gebräu, das sie aus Gerste und Korn bereiten, und das durch eine besondere Behandlung eine gewisse Ähnlichkeit mit Wein erhält. Die nahe an unserer Grenze wohnen, kaufen auch Wein (Abbildung 121). Der germanische Speisezettel ist einfach: Wildes Obst, frisches Wildbret und Sauermilch. Sie bedürfen nicht unserer raffinierten Küche noch kulinarischer Mätzchen, um den Hunger zu stillen. Dem Durst gegenüber besitzen sie nicht die gleiche Beherrschung. Wenn man dies ausnützt und ihnen zu trinken gibt, so viel sie wollen, so wird man sie durch ihr Laster leichter besiegen als durch Waffengewalt.

Kapitel 24.

Die Germanen kennen nur eine Art von Schauspielen, die immer wieder bei allen ihren Versammlungen die gleiche ist; es ist ein Nackttanz junger Leute, die speziell darauf eingeübt sind, zwischen drohend aufgestellten Schwertern und Frameen. Lange Übung hat große Technik erzeugt und diese wiederum ist zur Anmut geworden. Der Tanz erfolgt nicht zum Zwecke des Erwerbes. Das Vergnügen der Zuschauer ist der einzige Lohn dieser recht gefährlichen Unterhaltung. Würfelspiel treibt man, ganz eigentümlich in voller Nüchternheit wie ein ernstes Geschäft und dabei mit so blinder Leidenschaft beim Gewinnen und Verlieren, daß wenn einer Alles durchgebracht hat, er beim letzten und entscheidenden Wurf seine eigene Freiheit und Person einsetzt. Hat er auch diesen Wurf verloren, dann begibt er sich willig in die Sklaverei des Gewinners und läßt sich, wenn auch jünger und stärker als dieser, geduldig binden und verkaufen. Das ist Beharrlichkeit in einer ganz verrückten Sache. Aber auch das nennen die Germanen Treue. Solche im Spiel gewonnene Sklaven werden von den Gewinnern meist verkauft. Man schämt sich doch wohl etwas seines Erfolges.



Abb. 121
Das sogenannte Neumagener Weinschiff
(Provinzialmuseum Trier)

Kapitel 25.

Die übrigen Sklaven werden nicht wie bei uns nach den Aufgaben, die sie haben, unter dem Gesinde eingeteilt. Jeder Hörige hat seinen eigenen Hausstand und seinen eigenen Wohnsitz. Nur wird ihm, wie bei uns dem Pächter von seinem Herrn, eine gewisse Abgabe an Getreide, Vieh oder Gewebtem auferlegt und nur in dieser einen Hinsicht ist der Hörige eine Art Diener. Was es im Hause zu tun gibt, leisten die Frau und die Kinder. Nur ganz selten kommt es vor, daß ein Höriger geschlagen oder gefangengesetzt wird oder Zwangsarbeit leisten muß. Totgeschlagen wird er wohl ab und zu, aber das geschieht nicht als strenge Strafe, sondern in der Hitze des Zornes, wie ein Gegner eben auch erschlagen wird. Nur fällt hier die Buße für den Totschlag weg.

Die Freigelassenen stehen sozial nicht viel höher als die Hörigen, besitzen selten irgend einen Einfluß in der Familie, niemals im Staatswesen. Nur in jenen Stämmen, die monarchisch regiert werden, gelingt es den Freigelassenen, sogar die Freien und den Adel an Einfluß zu überragen, während bei den anderen die untergeordnete Stellung des Freigelassenen geradezu ein Charakteristikum der freiheitlichen Verfassung ist.

Kapitel 26.

Das zinstragende Geldgeschäft oder gar den Wucherzins kennt man bei den Germanen nicht. Und diese Unkenntnis ist wirksamer als irgend ein verbietendes Gesetz. Das vorhandene Ackerland wird nach Maßgabe der Bauernzahl von der

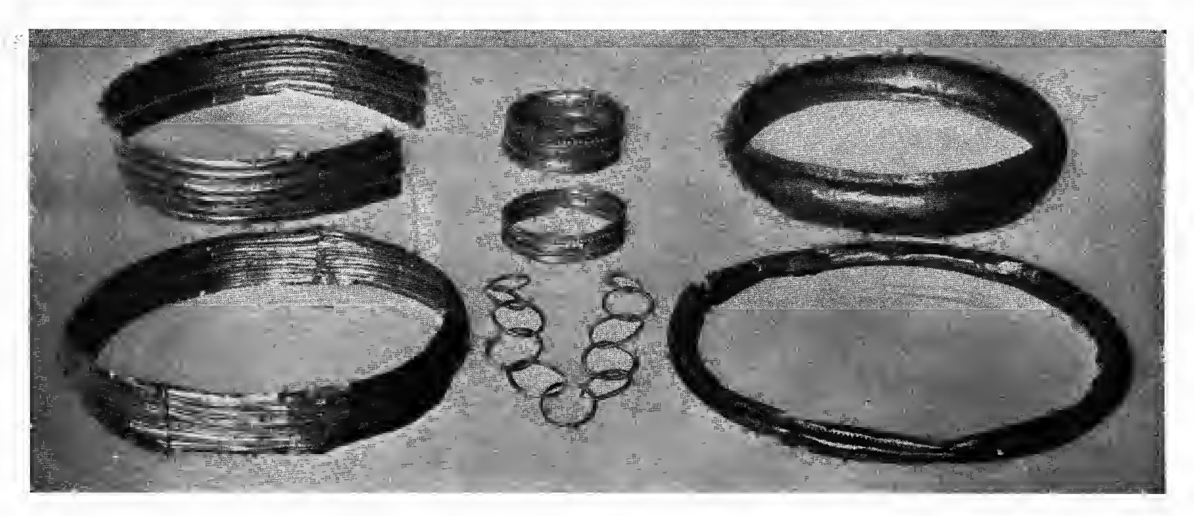


Abb. 122
Goldschmuck aus einem Fürstengrabe in der Gegend der oberen Donau zur Latène-Zeit
(Altertümersammlung Stuttgart)

Gesamtheit in Besitz genommen und zur Bearbeitung verteilt. Hierbei ist Rang und Würde maßgebend. Die Verteilung macht bei dem Überfluß an Land keine Schwierigkeiten. Der Einzelbauer treibt Wechselwirtschaft, und es bleibt immer noch Acker übrig. Sie erstreben keine Spitzenleistungen in der Bebauung, noch solche des Fruchtertrages, so daß sie etwa Obstgelände bepflanzten oder Grasflächen abgrenzten oder Gärten künstlich bewässerten. Es wird ganz einfach die Getreidesaat der Erde anvertraut.

Daher kennen sie auch nicht die Vierteilung des Jahres, wie wir sie haben. Bei ihnen besteht nur für Winter, Frühling und Sommer Begriff und Wort. Vom Herbst kennen sie weder Benennung noch seinen Segen.

Kapitel 27.

Es gibt kein Prunken bei Bestattungen. Nur das eine beobachtet man, daß die Leichen besonders berühmter Männer mit bestimmten Holzarten verbrannt werden. Der Scheiterhaufen wird weder mit Stoffen noch mit Spezereien bedeckt. Jeder erhält als Grabbeigabe seine Waffen, bei einzelnen wird auch das Streitroß in die Flammen geworfen (Abbildung 122). Das Grabmal bildet ein Rasenhügel. Den hochaufragenden und mühevoll errichteten Ehrenschmuck eines Denkmals lieben die Germanen nicht. Er kommt ihnen wie eine Last für die Abgeschiedenen vor. Totenklagen und Tränen enden schnell, aber der Schmerz und die Trauer um die Toten dauern lange an. Dem Weibe geziemt die Träne, dem Manne treues Gedenken.

Soweit unsere Nachrichten über Herkunft und Sitte der Germanen als Gesamtheit. Nun will ich zur Behandlung der einzelnen Stämme übergehen, ihre Kultgebräuche und Einrichtungen schildern, sofern sich besondere Eigentümlichkeiten

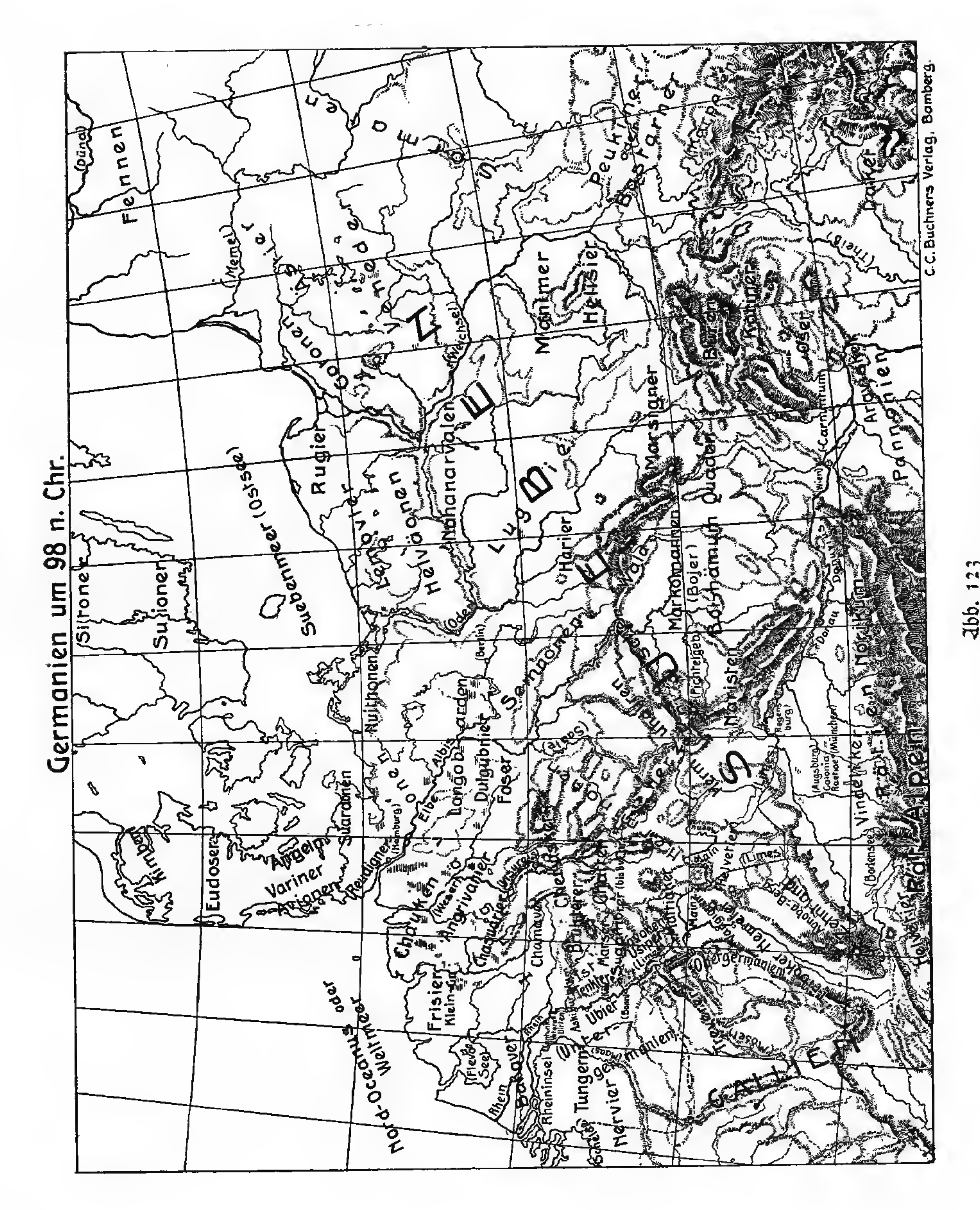


Abb. 123
Karte der germanischen Stämme

ergeben. Dabei soll auch die Frage beantwortet werden, welche Stämme aus Germanien in Gallien eingewandert sind.

Kapitel 28.

Das autoritativste Zeugnis dafür, daß die Gallier einst das bedeutendere Volk waren, gibt der Gott gewordene Julius selbst. Und gerade darum klingt es ganz glaublich, daß auch Gallier nach Germanien hinübergewandert seien. Denn was bedeutete schließlich das Hindernis des Rheines! Jede Nation konnte es überwinden, jedes Volk konnte Wohnsitze einnehmen oder vertauschen, die frei waren und nicht unter dem Gebot von Königen standen.

Zwischen dem Herzynischen Wald, dem Rhein und dem Main wohnten die Helvetier, drüber hinaus die Bojer, beides gallische Stämme. Der Name Boiemum (Bojerburg) lebt noch fort als eine alte Erinnerung an die Geschichte der Landschaft, trotzdem die Bewohner fortgezogen sind. Ob allerdings die Aravisker aus dem Lande der Oser nach Pannonien gewandert sind oder die Oser aus dem Lande der Aravisker nach Germanien — sie haben beide noch heute gleiche Sprache, gleiche Einrichtungen und gleiche Sitten —, ist nicht sicher festzustellen, da ehemals beide Ufer der Donau die gleiche wirtschaftliche Armut und die gleiche politische Herrschaftslosigkeit hatten und damit den Wanderern gleiche Vorteile und Nachteile boten. Die Treverer und Nervier erheben sogar stolz ihren Anspruch auf germanische Abstammung, gleich als ob man ihnen dann mit Rücksicht auf diese ruhmvolle Rassenverwandtschaft ihren gallischen Typus und ihre gallische Minderwertigkeit nicht mehr anmerken würde. Die Stämme am Rhein, die Vangionen, Nemeter, Triboker sind ohne Zweifel Germanen. Selbst die Ubier, die sich Rang und Namen einer römischen Kolonie verdient haben und sich lieber nach ihrem Begründer Agrippinenser nennen, schämen sich nicht ihrer germanischen Herkunft. Sie kamen vor Zeiten über den Rhein, und wir siedelten sie, ihrer bewiesenen Treue vertrauend, am Ufer des Stromes an, zum Schutz unserer Grenze, nicht etwa, um sie besser überwachen zu können (Abbildung 123).

Kapitel 29.

Von allen diesen Stämmen sind die Bataver die tapfersten. Sie bewohnen nur wenig Uferland, in der Hauptsache die Rheininsel. Ehedem gehörten sie zu den Chatten, siedelten aber infolge innerer Unruhen in ihre heutigen Wohnsitze über, in denen sie dann ein Teil des römischen Reiches werden sollten. Sie haben heute noch alle Vorrechte und Auszeichnungen eines alten Bundesgenossen. So sind sie frei von der erniedrigenden Pflicht der Tributzahlung und der Landplage öffentlicher Steuerpächter.

Frei auch von Lasten und Abgaben, werden sie von uns, so wie man Wehr und Waffen bereit hält, lediglich zur Verwendung als militärische Streitkraft bereit



Tafel 24

Grabstein des Marcus Caelius

(Provinzial-Museum Bonn)

gehalten. Eine ähnliche Form der Abhängigkeit findet sich bei den Mattiakern. Denn die Größe des römischen Volkes hat auch über den Rhein hinüber und vorwärts unserer alten Reichsgrenzen Respekt vor dem Imperium verbreitet. (Tafeln 54 u. 31.) So leben die Mattiaker nach geographischen Begriffen als Germanen auf dem rechten Rheinufer, sind aber Römer nach Herz und Gesinnung. Im übrigen ähneln sie den Batavern, nur daß Klima und Boden sie noch temperamentvoller als jene gemacht haben.

Jene Stämme, welche die Zehentländer bebauen, möchte ich, trotzdem sie jenseits von Rhein und Donau wohnen, doch nicht unter die germanischen Völkerschaften rechnen. Jeder gallische Taugenichts oder aus Not zum Abenteurer Gewordene nahm da unsicheres Land in Besitz, und erst seit Errichtung des Limes (römischen Grenzwalls) mit vorgeschobenen Kastellen ist ihr Gebiet ein Vorland des Reiches und ein Teil der Provinz geworden.

Kapitel 30.

Jenseits der Ubier wohnen die Chatten. Ihr Gebiet beginnt am Herzynischen Wald und ist nicht so ausgedehnt, aber auch nicht so sumpfig wie die sonstige, sich verflachende germanische Landschaft. Denn die Höhenketten ziehen sich noch weiter hin und werden nur allmählich seltener. Der Herzynische Wald begleitet seine Chatten und endet erst an der äußersten Grenze ihres Landes. Die Chatten zeichnen sich durch besonders starken Körperbau aus, ihre Gliedmaßen sind stramm, dazu kommt ein drohender Blick und große geistige Beweglichkeit. Für germanische Verhältnisse besitzen sie viel Intellekt und Berechnung. Sie wählen ihre Führer sorgfältig aus und gehorchen ihnen dann auch. Im Kampf zeigen sie taktisches Können, nutzen gegebene Situationen aus, sind elastisch in der Offensive, haben eine gute militärische Tageseinteilung, benutzen Verschanzungen für die Nacht, vertrauen nicht dem blinden Glück, sondern halten nur eigene Tüchtigkeit für etwas Sicheres, und — was sehr selten vorkommt und nur als Ergebnis vernünftiger militärischer Erziehung möglich ist — die Qualität der Führung steht ihnen höher als die rohe Kraft der Masse. Ihre militärische Stärke ruht in der Infanterie, die außer mit Waffen auch mit Schanzzeug und Mundvorrat versehen ist. Andere Stämme rücken aus, als gelte es nur ein einzelnes Gefecht, die Chatten aber wissen ganze Feldzüge zu führen, sie machen keine belanglosen Vorstöße noch planlose militärische Raufereien. Tatsächlich ist der Augenblickserfolg oder ein rasches Weichen mehr Sache der Reiterei. Das Hastige reiterlicher Taktik hat etwas von Nervosität an sich, das Langsamere der Infanterietaktik macht einen solideren Eindruck.

Kapitel 31.

Einen allgemeinen Brauch haben die Chatten, der sich auch sonst bei den Germanen, allerdings nur relativ selten und nur in der Form einer privaten Lieb-

haberei besonders Tapferer vorfindet: sobald sie die Wehrfähigkeit erlangt haben, lassen sie Haar und Bart sich wachsen und legen diese Tracht, die ihnen wie ein Gelöbnis und eine verpflichtende Mahnung zum Heldentum vorkommt, erst ab, wenn sie den ersten Feind getötet haben. Auf Blut und Beute sich berufend, dürfen sie erst die freie Stirne zeigen. Dann erst ist der Preis für die eigene Geburt bezahlt, dann erst ist man würdig der Heimat und der Eltern. (Abbildung 124.) Der struppelige Kopf bleibt den Feigen und Kriegsuntüchtigen. Ganz besonders Tapfere tragen das nach germanischer Vorstellung wie eine Fessel schändende Zeichen eines eisernen Ringes, von dem sie erst durch die Tötung eines Feindes frei werden. Diese Sitte gefällt den meisten Chatten, und manche werden grau mit diesen Ringen und dem wilden Haar und bleiben so kenntlich den Feinden und den eigenen Volksgenossen. Von ihnen wird jede Schlacht eröffnet. Sie stehen in den vordersten Reihen der Schlachtlinie, die infolgedessen einen ungewohnten Anblick gewährt.



Abb. 124
Kopf eines Germanen
(Kgl. Museum in Brüssel)

Selbst in Zeiten des Friedens verwandeln sie ihr Aussehen nicht ins Sanftere. Keiner von ihnen hat ein Haus, einen Acker oder sonst etwas, für das er sorgen müßte. Wohin auch immer er kommt, wird er ernährt, er verschwendet fremdes Gut, kümmert sich keinen Deut um eigenen Besitz, und erst die zunehmende Schwäche des Alters macht ihn unfähig, so hartem Heldentum sich fernerhin zu weihen.

Kapitel 32.

Zunächst den Chatten wohnen am Rhein, da wo sein Flußbett noch ausgesprochen genug ist, um eine Grenze zu bilden, die Usipier und Tenkterer. Diese letzteren zeichnen sich, abgesehen von der üblichen Kriegstüchtigkeit, durch ihre wohlgeschulte Reiterei aus. Der Ruhm der tenkterischen Reiterei steht dem des chattischen Fußvolkes in nichts nach. Wie es schon bei den Ahnen war, so ist es jetzt bei den Nachkommen. Reiten ist das Spiel der Kinder, die Leidenschaft der Erwachsenen, ja selbst noch die Beschäftigung der Greise. Mit Gesinde und Haus und sonstigem Recht der Nachfolge spielen die Pferde ihre Rolle in der Erbschaft. Der Erbe des väterlichen Besitzes ist der Sohn, aber nicht wie sonst der älteste, sondern der kriegstüchtigste und beste.

Kapitel 33.

Nächst den Tenkterern traf man ehedem auf die Brukterer. Heute aber sind, wie berichtet wird, die Chamaver und die Angrivarier eingewandert. Sie haben die Brukterer vertrieben und nahezu ausgerottet, was nur durch ein Zusammengehen der benachbarten Völkerschaften möglich war. Mag hierfür nun die Erbitterung gegen den Übermut der Brukterer oder die Aussicht auf reiche Beute oder eine besondere Gnade der Götter gegenüber Rom das ausschlaggebende Motiv gewesen sein: diese Gnade ging so weit, uns sogar das Vergnügen zu schenken, diesen Ausrottungskampf zu beobachten. Mehr als 60 000 Mann sind umgekommen, nicht durch römische Waffen und römische Truppen, sondern, was ja viel schöner noch ist, vor uns als Zuschauern und zu unserer großen Freude. Möge bei diesen Völkern ewig andauern, wenn auch nicht die Liebe zu Rom, so doch der Haß gegen einander! Es kann uns im zwangsläufigen Schicksal des Reiches das Glück nichts Besseres schenken, als die Zwietracht unserer Gegner.

Kapitel 34.

Hinter den Angrivariern und Chamavern schließen sich die Dulgubnier und Chasuarier und dann noch andere weniger bekannte Stämme an. Seitlich aber reihen sich die Friesen an. Nach ihrem Machtverhältnis unterschieden, heißen sie Groß- oder Kleinfriesen. Beide Stämme werden bis zum Ozean hin vom Rhein begrenzt und wohnen des weiteren um riesige Seen, die von römischen Flotten schon befahren wurden. Ja, in jenen Ozean selbst sind wir schon vorgedrungen, und eine unkontrollierte Nachricht ist verbreitet worden, daß es dort Säulen des Herkules gäbe. Sei es nun, daß Herkules wirklich dorthin gelangt ist, sei es, daß wir die Gewohnheit haben, alles Großartige auf seinen Ruhm zu beziehen. Es fehlte dem Drusus Germanicus gewiß nicht an Wagemut, aber der Ozean verhinderte die Erforschung seiner selbst und der Spuren des Herkules. Nach Drusus hat niemand mehr den Versuch gewagt. Man hielt es wohl für gottesfürchtiger und ehrfurchtsvoller, an die Werke der Götter zu glauben, als sie prüfend zu untersuchen.

Kapitel 35.

Soviel wissen wir vom Westen Germaniens. In mächtigem Bogen geht es nach Norden hinauf weiter. Gleich am Anfang treffen wir auf den Stamm der Chauken. Er beginnt schon im Friesengebiet und hat auch einen Teil der Küste inne, erstreckt sich aber dann an der Seite aller von mir genannten Völkerschaften, bis er mit einer Zunge seines Gebietes zum Gebiet der Chatten abbiegt. Die Chauken besitzen nicht nur einen so gewaltigen Länderraum, sondern sie füllen ihn auch aus. Sie sind das vornehmste Volk der Germanen, ein Volk, das seine Größe durch Gerechtigkeit zu behaupten gewillt ist. Bei ihnen herrscht nicht die Begehrlichkeit noch die Eroberungssucht, ruhig und in sich geschlossen provozieren sie keinen Krieg, und Raub- und Plünderungszüge sind ihnen unbekannt. Und gerade das ist der sicherste Beweis für ihre Tüchtigkeit und Kraft, daß sie ihre Überlegenheit nicht mit den Mitteln der Gewalt herstellen. Gleichwohl haben alle ihre Waffen zur Hand, und im Bedarfsfall steht das Heer bereit: eine Unmenge von Mannschaften und Pferden. Doch schadet die Friedfertigkeit dem Respekt vor ihnen nicht.

Kapitel 36.

Seitlich neben den Chauken und Chatten haben sich die Cherusker allzulange einem erschlaffenden und von niemandem gestörten Frieden hingegeben. Dieser Zustand gab mehr Genuß als Sicherheit. Denn es tut nicht gut, inmitten herrschsüchtiger und starker Nachbarn der Ruhe zu pflegen. Wo das Faustrecht herrscht, ziemt Mäßigkeit und Ehrlichkeit nur dem an Kraft Überlegenen. Darum werden die Cherusker, die man einstmals die Guten und Gerechten hieß, heute als Schwächlinge und Tölpel verspottet. Das Glück der Chatten aber wurde nach ihrem Siege über die Cherusker Klugheit genannt. In den Zusammenbruch der Cherusker wurden auch die benachbarten Fosen mit hineingerissen, heute gleichgestellte Genossen gleicher Schmach, einst in Zeiten des Glückes den Cheruskern weit nachstehend.

Kapitel 37.

In der erwähnten Ausbuchtung Germaniens wohnen ganz nahe am Ozean die Zimbern, heute ein kleines, aber noch berühmtes Volk. Noch sind alten Ruhmes ausgedehnte Spuren vorhanden: Kastelle an beiden Ufern und Lagerräume, aus deren Ausdehnung man heute noch Rückschlüsse auf die Maße und Leistung des Volkes ziehen kann, ebenso wie auf die Größe ihrer einstigen Auswanderung. Im 640. Jahre der Stadt Rom war es, unter dem Konsulat des Caecilius Metellus und des Papirius Carbo, daß man zum erstenmale den Klang zimbrischer Waffen in Italien hörte. Rechnet man von da bis zum zweiten Konsulate des Kaisers Trajan, so ergeben sich ungefähr 210 Jahre. So lange also „siegen" wir schon über die Germanen. Und in dieser langen Spanne Zeit, wieviel Verluste auf beiden

Seiten! Nicht die Samniter, nicht die Punier, nicht die Spanier noch Gallier haben sich in so hohem Maße in das Gedächtnis Roms eingetragen. Denn der Freiheitsdrang der Germanen ist stärker als die Herrschaft des Arsaces. (Ein König der Roms Weltherrschaft bedrohenden Parther.) Der einzige Triumpf des Orients war nur der Schlachtentod des Cassius, während dieser Orient selbst mit Verlust seines Fürsten Pacorus einem Menschen wie Ventidius sich beugen mußte. Die Germanen aber haben den Carbo und Lucius Cassius, den Scaurus Aurelius, den Servillius Cäpio und den Gnaeus Mallius geschlagen oder gefangen genommen. Sie haben dem römischen Volke fünf konsularische Heere gekostet, unter Caesar Augustus sogar den Varus mit 3 Legionen vernichtet, u. wenn Gajus Marius in Italien, der göttliche Julius Caesar in Gallien, Drusus, Nero u. Germanicus sie sogar in ihrer Heimat besiegten, so geschah das mit schweren Verlusten. Und wie lächerlich gingen dann später die Drohungen des Gajus Caesar (Caligula) aus! Dann erst war Ruhe, bis unsere Zwietracht und unser Bürgerkrieg ihnen Gelegenheit gaben, die Winterlager unserer Legionen zu erstürmen und ihre Offensive bis nach Gallien vorzutragen. Wohl wurden sie von dort wieder vertrieben, aber wenn man unsere moderne Zeit betrachtet, so hat man mehr Siege über sie gefeiert, als errungen.



Abb. 125
Kopf eines gefallenen Sueben auf einem römischen Reitergrabstein
Altertumsmuseum der Stadt Mainz

Kapitel 38.

Nun muß ich von den Sueben sprechen. Sie bilden nicht, wie etwa die Chatten oder Tenkterer einen Stamm. Sie haben ja über die Hälfte von Germanien in Besitz, sind in sich selbst nach Stämmen und Namen geschieden, obgleich sie sich alle Sueben nennen. Ein besonderes Kennzeichen des Volkes ist es, das Haar über die Seite des Kopfes zu streichen und in einem Knoten zusammenzuziehen (Abb. 125).

So unterscheiden sie sich von den anderen Germanen, und so unterscheiden sich bei den Sueben selbst die Freien von den Hörigen. Wir finden allerdings diese Haartracht, sei es, um eine Verwandtschaft mit den Sueben zu betonen, sei es aus so oft vorkommender Nachahmungslust, auch bei anderen Stämmen, jedoch selten und nur bei den jungen Leuten. Die Sueben aber streichen bis zum Grauwerden das Haar zurück, und oft verknoten sie es mitten auf dem Scheitel. Die Fürsten verwenden noch mehr Kunstfertigkeit auf ihre Frisur, eine jedenfalls harmlose Schönheitspflege. Denn nicht um in der Liebe Eroberungen zu machen, sondern um größer und furchtbarer zu erscheinen, frisieren sie sich für den Feind.



Abb. 126

Grabstein des römischen Reiters Andes
Unter den Füßen des Pferdes Germane mit charakteristischer Haar- und Barttracht
(Altertumsmuseum der Stadt Mainz)

Kapitel 39.

Die Semnonen behaupten, die Ältesten und Edelsten des suebischen Volkes zu sein. Glaubwürdig macht diese Angabe ein Kult. Zu festgesetzter Zeit nämlich kommen in einem Wald, der durch der Väter Weihen und durch uralte scheue Verehrung heilig ist, alle blutsverwandten Völker, durch ihre Delegierten vertreten, zusammen. Dort bringen sie, indem sie in aller Gegenwart einen Mann zu Boden werfen, den schaurigen ersten Ursprung der rauhen und fremdartigen Weihehandlung zu feierlicher (symbolischer) Darstellung. Noch eine andere Ehrenbezeugung wird dem Walde zuteil: Niemand darf ihn ohne eine Fessel betreten. Damit soll die Minderwertigkeit des Menschen vor Gottes Macht symbolisiert werden. Wer so plötzlich hinfällt, darf nicht aufgehoben werden oder aufstehen, er wird auf dem Boden liegend hinausgewälzt. Der ganze Aberglaube deutet an, daß hier das Volk seinen Ursprung hatte und daß hier Gott, der allmächtige Herr, anwesend ist, dem alles andere unterworfen und zum Gehorsam verpflichtet ist. Das Glück der Semnonen vermehrt noch ihr Ansehen. Sie bewohnen hundert Gaue, und die Größe ihres Volkskörpers bestärkt die Ansicht, daß sie das Haupt der Sueben seien. (Tafel 34.)

Kapitel 40.

Im Gegensatz zu ihnen verleiht geradezu die geringe Zahl den Langobarden Ansehen. Von zahlreichen und mächtigen Völkerschaften umgeben, finden sie ihre gesicherte Stellung nicht durch Unterwerfung, sondern durch Kämpfe und gefährliche Wagnisse.

Dann folgen die Reudigner, die Avionen, die Angeln, die Variner, die Eudosen, die Suardonen und die Nuithonen. Ihren Grenzschutz bilden Flüsse und Wälder. Es ist über die einzelnen Stämme nichts besonderes zu vermerken, außer daß sie gemeinschaftlich die Nerthus, das ist die Erdmutter, verehren und glauben, diese mische sich in menschliche Angelegenheiten ein und komme in einem Wagen zu den Völkern. Auf einer Insel des Ozeans befindet sich ein unberührter Hain, in dem ein Fahrzeug steht, von Tüchern überdeckt. Nur einem einzigen Priester ist es gestattet, den heiligen Wagen zu berühren. Er merkt es, wenn die Göttin sich in das Allerheiligste begibt und begleitet in tiefer Ehrfurcht das von Kühen gezogene Gefährte. Nun gibt es frohe Tage, und jeder Ort ist festlich geschmückt, wohin die Göttin in ihrer Gnade kommt und wo sie Gast zu sein geruht. Man beginnt keinen Krieg und greift nicht zu den Waffen. Alles Eisen verschwindet. Nur jetzt kennt man und liebt man Ruhe und Frieden. Und dieser Zustand währt, bis derselbe Priester die Göttin, die nun des Verkehrs mit den Menschen satt ist, zum Heiligtum zurückbringt. Dann werden Wagen und Tücher und, wenn man es glauben will, auch die Göttin selbst in einem abgelegenen See abgewaschen. Hierbei leisten Sklaven Dienste, die sofort nach Beendigung der Zeremonie von diesem See verschlungen werden. Daher stammt wohl das geheime Grauen und das mangelnde Wissen um jenes Wesen, dessen Anblick den Tod kostet.

Kapitel 41.

Dieser eben besprochene Teil der Sueben erstreckt sich in die abgelegeneren Teile Germaniens. Näher wohnt, um jetzt der Donau zu folgen, wie ich oben dem Rhein gefolgt bin, der Stamm der Hermunduren. Da er den Römern Treue hält, hat er, als einziger unter den Germanen, nicht nur an den Flußufern, sondern auch landeinwärts Handelsverkehr, und das sogar bis in das Innere der blühendsten Kolonien der Provinz Rhätien. Die Hermunduren haben überall freien Grenzverkehr, und während die anderen Stämme nur unsere Militärlager und unsere Waffen zu sehen bekommen, haben wir diesen auch Eintritt in unsere Häuser und Villen gestattet, was ihnen nicht weiter imponiert (Tafel 10). Im Hermundurengebiet entspringt die Elbe, ein einst viel genannter und von uns persönlich gekannter Fluß. Heute wissen wir von ihr nur vom Hörensagen.

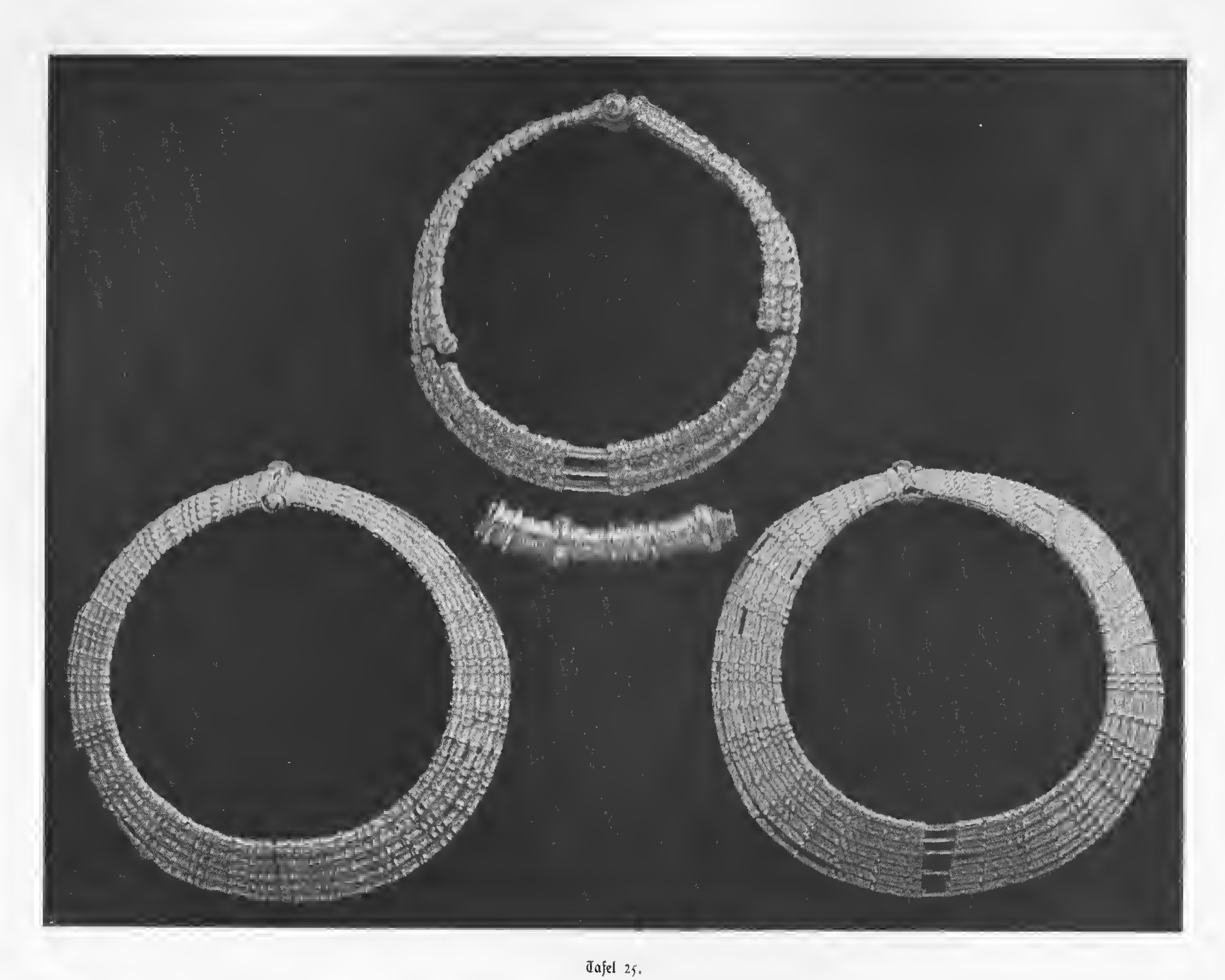
Kapitel 42.

Die Nachbarn der Hermunduren sind die Narisker und dann die Markomannen und Quaden. Besonders durch Ruhm und Macht hervorragend sind die Marko-

mannen. Selbst ihre heutigen Wohnsitze, aus denen sie die Bojer verjagt haben, verdanken sie ihrer Tapferkeit. Aber auch die Narisker und Quaden sind keineswegs entartet. Diese Völkerschaften bilden sozusagen die Stirne Germaniens, soweit die Donau als Grenze in Betracht kommt. Die Markomannen haben bis in die Gegenwart ihre Stammeskönige behalten aus den vornehmen Geschlechtern des Maraboduus und des Tudrus. Augenblicklich beugen sie sich auch schon unter fremde Geschlechter. Doch blüht Macht und Stellung ihrer Könige nur im Schatten Roms. Wir helfen ihnen zwar selten militärisch, desto öfter aber finanziell, was zum gleichen Ergebnis führt.

Kapitel 43.

Den Rücken der Markomannen und der Quaden schließen die Marsigner, Kotiner, Osen und Buren ab. Von ihnen erinnern die Marsigner und Buren in Sprache und Haartracht an die Sueben. Bei den Kotinern beweist die gallische und bei den Osen die pannonische Sprache, daß sie keine Germanen sind, was im übrigen auch aus ihrer Steuerwilligkeit hervorgeht. Einen Teil des Tributes legen ihnen die Sarmaten, den andern die Quaden auf, weil sie stammfremd sind. Die Kotiner arbeiten — um die Schande voll zu machen — auch im Eisenbergbau. Alle diese Völkerschaften bewohnen nur zum geringen Teil Flachland. Im allgemeinen hausen sie in bewaldetem Hügelland, auf Berghöhen und an Berghängen. Es trennt und teilt nämlich Suebien eine fortlaufende Bergkette, jenseits welcher mehrere Völkerschaften wohnen. Von diesen dehnen sich die Lugier am weitesten aus und spalten sich auch in mehrere Teilstämme. Es genügt, wenn wir die mächtigsten unter ihnen nennen. Es sind die Harier, die Helvekoner, die Manimer, die Helisier und die Nahanarvalen. Bei den Nahanarvalen wird ein Hain mit altertümlichem Kult gezeigt. Vorstand ist ein Priester, der mit weiblicher Kleidung angetan ist. Aber die Gottheiten sind das, was wir Römer etwa Castor und Pollux nennen. Diesen sind sie im Wesen gleich, doch werden sie Alken genannt. Es gibt kein Standbild von ihnen und auch jede Andeutung, daß hier eine fremde religiöse Beeinflussung stattgefunden hat, fehlt. Sie werden als Brüder und als junge Männer verehrt. Die Harier suchen ihre an sich schon vorhandene Vormachtstellung über die oben angeführten Völker noch dadurch zu vergrößern, daß sie den schreckhaften Anblick, den sie bieten, durch künstliche Mittel und durch die Zeit, in der sie auftreten, noch vermehren. Sie haben schwarze Schilde und tatauierte Körper (vielleicht auch nur mit Ruß bestrichen). Die finstersten Nächte wählen sie für ihre Kämpfe. Sie erschrecken schon den Feind durch das Gespenstische ihres düsteren Heeres. Kein Feind hält diesem unerwarteten und geradewegs höllischen Anblick stand. Wir wissen ja, daß in allen Schlachten die Augen sich zuerst besiegen lassen. Jenseits der Lugier wohnen die Goten, deren Könige schon ein wenig mehr Einfluß haben als im übrigen Germanien, wenngleich die Freiheit des Volkes noch



Tafel 25.

Goldene südschwedische Halsringe aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. Geb.

Staatliches Historisches Museum, Stockholm.

nicht verloren ist. Dann kommen, nahe am Ozean, die Rugier und Lemovier. Für alle diese Stämme ist der runde Schild, das Kurzschwert und monarchische Gesinnung charakteristisch. (Tafel 30.)

Kapitel 44.

Die nun folgenden Gemeinden der Suionen liegen schon im Ozean selbst und zeichnen sich außer durch wohlbewehrte Mannen auch durch ihre Flotte aus. Die Schiffsform ist dadurch eigenartig, daß sie eigentlich zwei Vorderteile hat, was die Landung nach jeder Richtung erleichtert (Abbildung 129). Sie segeln nicht und haben auch die Ruder nicht der Reihe nach an der Seite befestigt. Ihr Ruderzeug ist, wie man es gelegentlich bei der Flußschiffahrt findet, lose und je nach Bedarf da oder dort einzusetzen. Bei den Suionen genießt auch der Reichtum Ansehen, und deshalb stehen sie unter der bedingungslosen Herrschaft eines Einzigen, die nicht etwa nur erduldet wäre. Auch die Waffen sind nicht, wie bei den übrigen Germanen, in den Händen eines jeden, sondern sind verschlossen und unter Bewachung eines Sklaven. Die Gründe hierfür liegen darin, daß der Ozean vor plötzlichem feindlichem Einfall schützt. In müßiger Friedenszeit aber sind die Waffen in der Hand der Menge nur Veranlassung zu Umtrieben. Daß allerdings kein Edeling, kein Freier und nicht einmal ein Freigelassener die Aufsicht über die Waffen hat, liegt im Interesse der königlichen Herrschaft.

Kapitel 45.

Jenseits der Suionen liegt wieder ein Meer, träge und fast ohne Bewegung. Es bildet den Grenzkreis des Erdenrundes. Die Ansicht ist darin begründet, daß der letzte Strahl der untergehenden Sonne bis zum Sonnenaufgang anhält, und zwar mit solcher Helligkeit, daß die Sterne verblassen. Beim Sonnenaufgang, so fügt der naive Glaube hinzu, höre man das Emportauchen der Sonne aus den Fluten, sehe die Gestalten der Sonnenpferde und die Strahlenkrone rings um das Sonnenhaupt (vgl. auch Tafel 12). Man glaubt auch und dieser Glaube ist richtig, daß die Natur hier zu Ende sei.

Auf der rechten Seite des Suebenmeeres wohnen also die Stämme der Ästier, die in Kult und Tracht den Sueben, in der Sprache aber den Britanniern näherstehen. Sie verehren die Göttermutter. Als rituelle Symbole tragen sie Eberbilder (Abb. 127). Diese gewähren, Waffen und sonstigen Schutz ersetzend, volle Sicherheit dem Kultangehörigen auch mitten unter Feinden. Selten wird eine eiserne Waffe, in der Regel der Holzknüttel verwendet. Getreidebau und sonstigen Fruchtbau betreiben sie mit größerem Fleiß als die übrigen trägen Germanen. Aber auch das Meer beuten sie aus, und sie allein von allen Germanen sammeln den Bernstein, den sie „Glesum" nennen, an seichten Stellen und am Strande selbst. Sie kümmern sich nicht darum, noch haben sie, wie nun einmal Barbaren

sind, irgend eine Kenntnis von der Natur des Bernsteins, geschweige denn von dem Gesetz seiner Entstehung. Lange lag er unbeachtet unter dem übrigen, was das Meer auswarf, bis ihm unsere Luxusindustrie seine Bedeutung gab. Die Ästier selbst verwenden ihn gar nicht. Er wird roh gesammelt und kommt so in den Handel zu einem Preise, der die Sammler in Erstaunen setzt. Daß der Bernstein ein Baumharz ist, mag daraus ersehen werden, daß sehr oft in den Stücken kleine Tiere, und selbst geflügelte, durchschimmern, die in der zähen Masse gefangen und bei ihrem Erhärten eingeschlossen wurden. Es muß alsofruchtbare Wälder und Haine geben, wie etwa in den abgelegensten Teilen des Orients, wo die Bäume Weihrauch und Balsam ausschwitzen. Ich denke mir, daß ebenso auf den Inseln und den Ländern des Westens die Säfte der Bäume durch die Strahlen der nahen Sonne ausgezogen und verflüssigt werden, dann in das nächste Meer gelangen, von wo sie durch die Gewalt der Stürme an die gegenüberliegende Küste geworfen werden. Prüft man die Natur des Bernsteins am Feuer, so brennt er wie ein Kienspan, gibt eine fettige und ölige Flamme und wird dann klebrig wie Pech und Harz. (Vgl. Abb. 107, 108 u. 109.)

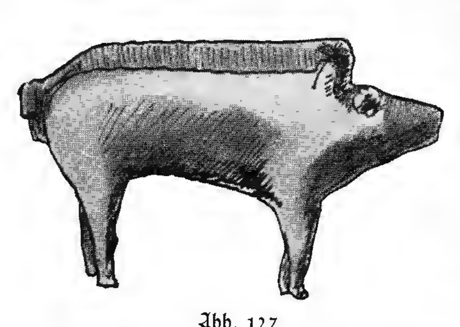


Abb. 127
Eberstatuette als Symbol im Kult der Göttermutter (aus der Latène-Zeit)

An das Gebiet der Suionen schließen sich unmittelbar die Stämme der Sitonen an. Der einzige Unterschied zu jenen besteht darin, daß die Sitonen von einem Weibe beherrscht werden. So tief stehen sie unter den Freien, ja sogar unter den Sklaven! Hier endet das suebische Gebiet.

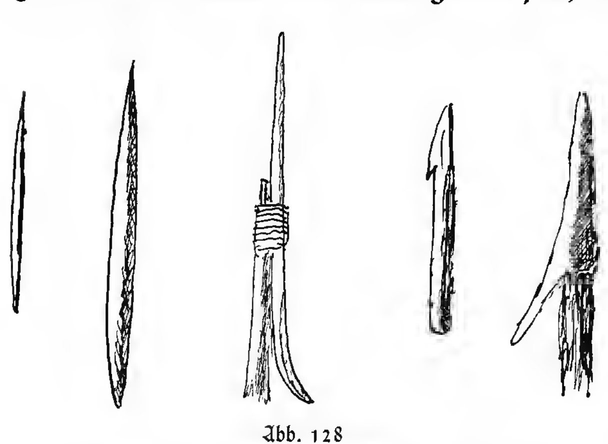


Abb. 128
Pfeilspitzen und Harpunen aus Knochen (Neolithikum)
1. Kleine Pfeilspitze, 2. Große Pfeilspitze, 3. Pfeilspitze mit Widerhaken, geschäftet 4. Kleine Fischharpune, 5. Große Fischharpune aus Hirschhorn über hölzernen Schaft gestülpt

Kapitel 46.

Ich bin mir nicht ganz im klaren darüber, ob ich die Peukiner, die Veneder und die Fennen zu den Germanen oder zu den Sarmaten rechnen soll. Zwar sind die Peukiner, die auch gelegentlich Bastarner genannt werden, in Sprechweise und Kult, Siedelungsart und Hausbau den Germanen sehr ähnlich. Bei allen herrscht Schmutz und Stumpfheit. Bei den Vornehmen hat durch Mischehen mit den Sarmaten ganz merklich der häßliche sarmatische Typus seinen Einzug gehalten. Ihre Sitten haben auf die Veneder abgefärbt. Diese machen jeden Wald und jede Anhöhe zwischen Peukinern und Fennen als Räuber unsicher. In-



Abb. 129
Das sogenannte Nydam-Boot. (Museum Kiel)

dessen rechnet man sie lieber zu den Germanen, da sie Häuser bauen, Schilde benützen und Freude an Marsch und Schnellauf haben. Alle diese Dinge sind den Sarmaten fremd, die nur auf Wagen und mit Pferden leben.

Die Fennen sind unglaublich wild und leben in ekelhafter Armut. Sie haben keine Waffen, keine Häuslichkeit. Sie nähren sich von Kräutern, kleiden sich in Felle und schlafen auf der Erde. Im Pfeil liegt ihre ganze Hoffnung, ihm geben sie, weil sie kein Eisen haben, eine Spitze aus Knochen. (Abbildung 128.) Männer und Frauen ernähren sich von der Jagd. Denn überall zieht das Weib mit und verlangt seinen Beuteanteil. Und für ihre Kinder gibt es keinen anderen Schutz gegen die wilden Tiere und die Unbilden der Witterung als ein Gehäuse aus geflochtenen Reisern. Da haust die Jugend, da haben die Greise ihren Unterschlupf. Und doch halten die Menschen dort solch ein Leben für glücklicher, als hinter dem Pfluge zu keuchen, mit Häusern sich abzuplagen und für eigenen oder fremden Besitz in Furcht und Hoffnung Sorge zu tragen.

Sie kümmern sich nicht um Menschen und nicht um Götter und haben jenen schwer zu erreichenden Standpunkt gewonnen, der ihnen selbst die Mühe eines Wunsches erspart.

Von da ab herrscht nur mehr die Sage. So sollen die Hellusier und Oxianer Kopf und Gesicht von Menschen, dabei aber den Körper und die Gliedmaßen von Tieren haben. Da aber von diesen Völkern verbürgte Nachrichten nicht existieren, will ich nicht weiter von ihnen berichten.

(Ende der Germania.)

* * *

Der Geograph Strabo erweitert noch etwas die Kenntnis über die nördlichen und ostelbischen Germanen. Eine recht interessante Stelle bei ihm lautet (frei übersetzt): „Die nördlichen Germanen wohnen am Ozean. Man kennt sie von der Rheinmündung bis zur Elbe. Die Sugambrer und Zimbern sind unter diesen die bekanntesten. Aber das am Ozean liegende ostelbische Gebiet ist uns ganz unbekannt. Denn wir wissen keinen Menschen aus früherer Zeit, der hier eine Küstenfahrt bis zu jenen östlichen Gegenden gemacht hätte, die zur Mündung des Kaspischen Meeres reichen.(!) Auch die Römer sind in jenes Land östlich der Elbe noch nicht vorgedrungen. Und endlich ist auch auf dem Landwege noch kein Reisender dahin gelangt. Aber daß diejenigen, die der geographischen Lage nach, nach Osten gehen, in die Länder am Borysthenes und in den Norden des Schwarzen Meeres gelangen, das ergibt sich ja aus der geographischen Breite und den Abständen der Parallelkreise.

Was jenseits Germaniens und jenseits der sich anschließenden Völker liegt, ist schwer festzustellen. Vielleicht sind es, wie einige Forscher meinen, die Bastarner, vielleicht Jazygen oder Roxolanen oder andere nomadisierende Stämme.

Man weiß auch nicht, ob sie sich längs des Ozeans an der Küste hin erstrecken oder ob das Gebiet dort infolge der Kälte und anderer Umstände unbewohnt ist oder auch ob ein anderes menschliches Geschlecht mit seinen Wohnsitzen den Raum zwischen Ozean und der Grenze Germaniens ausfüllt. Ebenso wenig wissen wir über die anderen sich nördlich daran anschließenden Gebiete. Denn wir kennen weder die Bastarner, noch die Sauromaten, noch überhaupt die nördlich des Pontus wohnenden Völker. Wir wissen nicht, wie weit sie vom atlantischen Meere entfernt sind, noch ob ihr Gebiet bis an dieses Meer reicht."

Erst die moderne Forschung hat festgestellt, daß die Bastarner tatsächlich noch Germanen waren. Eine berühmte griechische Inschrift von Olbia, dem heutigen Nicolajew am Schwarzen Meere, berichtet, daß im Jahre 200 v. Chr. die Stadt von den germanischen Skiren und Bastarnern bedrängt wurde. Eine andere Inschrift meldet das gleiche von einer an der Donaumündung gelegenen Stadt Istros. Ja, wir wissen sogar, daß diese germanischen Bastarner von Philipp V. von Makedonien und seinem Sohne Perseus um das Jahr 179 v. Chr. Geb. als Bundesgenossen über die Donau gerufen wurden und das Land südlich der Donau samt Thrakien wild verwüstet haben. Es müssen überaus wilde Stämme gewesen sein, die alles Lebendige umgebracht und alles Nichtlebendige kurz und klein geschlagen haben. Wir wollen uns daher dieser Verwandtschaft, wenn sie auch interessant ist, doch nicht allzusehr rühmen.

Von unseren alten Göttern

Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

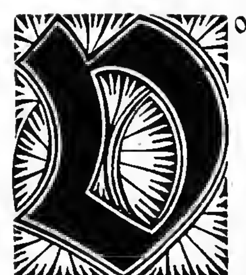
Friedrich von Schiller



Tafel 26

Runensteine. I. Großer Sigtrygstein, II. Kleiner Sigtrygstein, III. Skarthe Stein

(Museum Kiel)



on den Beziehungen eines Volkes oder gar einer Völkergemeinschaft zu dem Göttlichen zu schreiben, ist eine ganz unendlich schwierige Angelegenheit. Denn, wie wir schon erwähnt haben, geben die Menschen nur wenig, und religiöse am allerwenigsten den Fremden, die nachforschen, Kunde vom Innerlichsten ihrer Stellungnahme. Sie gewähren ihnen vielleicht einen Einblick in eine Opferhandlung oder zeigen ihnen, wo ihre Götter ihre Wohnung haben, sie charakterisieren auch ihre Gottesvorstellungen, soweit solche eben populär und ohne ein Geheimnis zu verletzen zu charakterisieren sind. Aber mehr geben die Menschen in der Regel nicht. Dazu kommt, daß die Verschiedenheit der Sprache zwischen Eingeborenem und Forschendem sich als ein großes Hindernis in den Weg stellt. Denn beherrscht auch der Fremde die materiellen Teile der Sprache, so kennt er doch nicht die symbolische Bedeutung der Ausdrücke und den tieferen Sinn der Worte, mit denen der Eingeborene das ihm Heiligste verbirgt. Es wird nicht viel anders auch bei den Germanen gewesen sein. Die Nachrichten, die wir aus römischen und griechischen Quellen über ihre Götter und ihre Kulte haben, bewegen sich zumeist auf der populären Oberfläche. Sie steigen nicht in die Tiefe des Gottempfindens hinunter, weil niemand sie dort hinunter geführt hat.

Ein großer Fehler wäre es nun, aus der Spärlichkeit der Nachrichten auf eine Spärlichkeit religiöser Beziehungen unserer Ahnen zu schließen. Wir müssen aus der Gesamtheit des Bildes urteilen, nicht aus den Bruchstücken vom Einzelnen. Es wäre geradeso, als wenn ein Betrachter der antiken Bildhauerkunst urteilen wollte, daß die alten Griechen die Menschen meistens ohne Arme und sehr oft ohne Kopf abgebildet hätten, oder noch drastischer, wenn ein Reisender durch das Saaletal oder am Rhein entlang in sein Tagebuch schreiben würde, die alten Ritter seien doch sehr komische Leute gewesen, sie hätten alle in Ruinen gelebt. Ebenso wie uns architektonisch und bildhauerisch aus alten Zeiten nur Bruchstücke, nur Ruinen übriggeblieben sind, so auch in den Nachrichten über die Kultur. Es sind Tausende von Schriften des Altertums, die uns genauer orientieren könnten.

verloren gegangen. Das konnte um so leichter geschehen als diese Schriften ja nicht in großer Anzahl vorhanden waren. Heute müßte die halbe Erde verbrennen, wenn zum Beispiel jede Spur eines verbreiteten Romanes verschwinden sollte. Damals konnte der Brand der Bibliothek von Alexandrien Tausende von Büchern vernichten, die nur in einem einzigen Exemplar in dieser Bibliothek waren. Und dann denken wir daran, welche Völkerscharen ohne jede Kenntnis der Schrift und ohne jeden Sinn für Denkmälererhaltung über die Länder der antiken Kulturen gebraust sind, sengend, brennend, zerstörend. Man wundert sich geradezu, daß so viel übrig geblieben ist, wie sich uns noch zeigt.

Außerdem ist ein großer Unterschied zu machen zwischen den Religionen unserer germanischen Ahnen und dem Stande der modernen christlichen Religionen, namentlich des Katholizismus. Um nur von diesem letzteren zu sprechen, so hat er durch die Umwandlung der Lehre unseres Herrn in eine geistig und sozial festgefügte Kirche auch die Beziehung seiner Anhänger zum Göttlichen fixiert. Wer dieser fixierten Ansicht nicht ist, ist ein Ketzer, gehört der Religionsgemeinschaft nicht mehr an. Da können spätere Jahrtausende ganz genau sagen: So und so und nicht anders war die Ansicht der Kirche, mußte also die Ansicht derer sein, die sich Katholiken nannten." Diese Fixierung kennen wir bei unseren Ahnen nicht. Schon die Tatsache, daß nur das Allerwenigste aufgeschrieben wurde und das in Formen, die wir heute nur mit größter Mühe und nur vereinzelt entziffern können, — ich denke da an die Hieroglyphen des altatlantischen Kulturkreises, die sich im Wesentlichen auf Kalenderredaktion bezogen — schon diese Tatsache macht eine genaue Durchforschung des Gebietes fast unmöglich. Es muß von seiten des Forschenden auch die eigene Intuition zum materiell Gegebenen hinzutreten. Und man muß, wenn man ganz ehrlich ist, und das wollen wir unbedingt sein, sagen, daß wir aus der Summe des Gegebenen das wahrscheinliche Bild konstruieren müssen, wie ein Bildhauer, will er eine antike Statue ohne jede Verletzung wiederherstellen, da einen Arm, dort einen Kopf ersetzen muß. Er kann das desto besser, je besser er den menschlichen Körper kennt und je künstlerischer er empfindet. Und so auch bei den Religionen: ein Mensch, dem Religion nichts bedeutet, wird bei der Rekonstruktion aus den überlieferten Trümmern der alten Zeiten nichts leisten können, und wenn er nicht andere Religionen wirklich kennt, wird es ihm ebenfalls nicht gelingen.

Wenn er aber persönlich religiös ist, das heißt eine seelische Beziehung zu dem hat, was wir das Göttliche nennen und wenn er sich mit anderen Religionen und anderer Menschen Beziehungen zu dem Göttlichen beschäftigt hat, dann wird seine Rekonstruktion kein Phantasiegebilde, sondern hat Aussicht der Wahrheit so nahe als überhaupt möglich zu kommen.

Vollkommen falsch aber wird solch ein Bild, wenn etwa ein Angehöriger der Kirche nun bei der Betrachtung einer sogenannten heidnischen Religion sich auf

das hohe Roß seines eigenen Glaubens setzt und alles, was ihm da bei andern vorkommt als schlecht und barbarisch und womöglich teuflisch verurteilt.

Über die Religion eines anderen kann nur der schreiben, der seine eigene nicht als die einzig mögliche und einzig wirkliche hält. Wer sich nicht zur Achtung vor dem Religiösen an sich — unbeschadet seiner kirchlichen oder nichtkirchlichen, heidnischen oder christlichen Art — durchringen kann, der kommt auch zu keinem objektiven Urteil. Er sieht alles durch die Brille seiner eigenen Kirchenlehre. Auch diesen Fehler wollen und werden wir vermeiden. Einfach aus der eigenen Beziehung zum Göttlichen heraus und aus der bescheidenen Ansicht, daß alle Menschen seit Urzeiten den Weg zu Gott gesucht haben, weil das das höchste seelische und geistige Glück des Menschen ist, und daß keiner wissen kann, welcher Weg der richtige ist. Daß die Art des Weges von Kultur-, und sogar von Zivilisationsverhältnissen abhängt, ist ebenso sicher wie die Tatsache, daß also schon deshalb die Art des Weges nicht die entscheidend maßgebende sein kann. Es kommt auf die Aufrichtigkeit des Herzens derer an, die einen Weg zu Gott gehen. Und wenn es dann auch der krauseste oder der armseligste ist, ein aufrichtiges Herz verwandelt diesen Weg in die direkte Straße zu Gott selbst. Denn letzten Endes und das ist das Wundervolle an echter religiöser Beziehung, gibt es für jeden Menschen nur seinen Weg, der für keinen anderen so paßt wie für ihn.

Diese Ansicht entspricht vollkommen der Geschichte des Religiösen in Germanien-Deutschland. Wir sehen immer das Subjektive stark betont und je germanischer das Gesamtempfinden war, desto mehr. Die Uniformität der römischen Kirche ist nicht germanisch und war es nie, darum entstand auf germanischem Boden der liebliche Individualismus der deutschen Mystik ebenso wie der seelische Befreiungskampf für das persönliche Recht an Gott in der Reformation. Darum auch neigt der Deutsche zur Sektenbildung, darum blühen religiöse Zirkel und Gesellschaften, die sich mit religiöser Erneuerung befassen, darum gibt es diese Tausenden und Abertausenden von Einzelläufern, die von keiner Gemeinschaft auf dem Wege zu Gott wissen wollen, die also gewissermaßen eine Sekte aus einem Mitglied bestehend bilden und unverzagt ihren Weg wandern.

Ist das ein Fehler? Ist das eine Schwäche des germanischen Wesens? Ich glaube es ist sein größter Vorzug, es ist der Beweis für die starke persönliche Beschäftigung mit dem Weg zu Gott, die alles Systematisierte von sich weist und ehrlich nur das gelten lassen will, was im eigenen Herzen geboren ist. Dies ist auch eine der größten Quellen deutscher Kunst, die da am wunderbarsten ist, wo sie den stillen Weg des Herzens zu Gott uns offenbart.

Wir sehen daher auch im Germanischen keine gemeinsame Form der Religion, der germanische Olymp mit Wotan und der ganzen Götterschar war niemals Volksreligion der Germanen. Es sind Figuren der Dichtung in schon christlicher Zeit und ihre Schicksale sind schon Verfallserscheinungen des alten Glaubens. Wir werden

darauf noch eingehend zurückkommen. In welcher Weise sich die urarische Idee des immateriellen Lichtes, symbolisiert in der Sonne, allmählich und im Laufe von Jahrtausenden gewandelt hat, ist heute, ohne in das Gebiet des nur Vermuteten einzutreten, kaum mehr zu sagen. Die Reste der alten Lichtreligion finden sich überall, aber es sind neue Dinge hinzugetreten. Die Germanen der Tacituszeit zeigen verschiedene Entwicklung und auch verschiedenartige Beeinflussung durch Fremdes. Vielleicht enthalten die Angaben der nordischen Sagawelt, obwohl sie viel später notiert sind, doch weitaus ältere Bestandteile, als sie Tacitus uns mitteilt. Auch in der Edda sind neben christlichen Überpinselungen und Verfallsprodukten einer neu aufgekommenen Herrenreligion, die mit Altgermanischem gar nichts mehr zu tun hat, doch da und dort wertvollste Anklänge an Uraltes und Autochthones.



Abb. 130
Jungsteinzeitliches Tonfigürchen, vielleicht einer Göttin
(Gefunden in Schlesien)

Wir können uns nicht in eine gründlich durchgeführte Kritik dieser Fragen einlassen. Das würde die Aufgabe unseres Buches weit übersteigen. Aber unsere Darstellung soll sich von beliebten Fehlern frei halten. Diese Fehler bestehen in Dreifachem. Erstens in einer Romantisierung von Walhalla und den Göttern Walhallas. Davon darf keine Rede sein. Zweitens in einer Dämonisierung der germanischen Religion, wie sie von christlicher Seite, anfangs wohl bewußt, immer wieder vorgenommen wurde. Die echte alte germanische Religion kennt keine Dämonen orientalischer Art und was so auftritt in Sage oder Überlieferung ist entweder importiert, oder durch christliche Elemente verwischt oder endlich durch falsche Auslegung ruiniert. Der dritte Fehler aber ist der, die Beziehungen des Germanen zur Gottheit mit den Augen einer eigenen orientalisierten religiösen Vorstellung zu sehen. Dieser Fehler, der schwerste, ist gleichzeitig auch am schwersten zu vermeiden. Doch wollen wir hier ganz streng mit uns selbst sein und uns bei jedem Satz, den wir schreiben, an pflichtgemäße Unvoreingenommenheit erinnern.

Nur wenn diese drei Fehler überwunden werden, können wir hoffen, ein Bild der religiösen Beziehungen des Germanen (wobei wir den Begriff des Religiösen ganz allgemein und nicht im Sinne einer Bindung (religio) an ein Glaubenssystem usw. auffassen), in einer relativen Reinheit geben zu können. Typisch für den Germanen ist die Abneigung vor bildlicher Darstellung der Gottheit. Die paar Darstellungen, die es gibt, gehören späterer Zeit an. Und wo sie vorkommen, wissen wir nicht, in wie weit sie nur symbolischen Charakter trugen.

Zunächst wollen wir einen Überblick hier einschalten über die Reste, die uns überliefert bzw. erhalten sind und hiebei die altnordischen Überlieferungen in den Sagas weglassen.

In der jüngeren Steinzeit ist das nordische Kulturgebiet etwa durch die Grenze der Megalithgräber nach Süden zu gekennzeichnet. Es herrschen die



Abb. 131
Bildstein von Anderlingen im Kreis Bremervörde
Eine göttliche Dreiheit darstellend, aus der ältesten Bronzezeit
Prov. Museum, Hannover

Symbole vor, zumeist die unseren Lesern schon gut bekannte Doppelaxt, oft ganz klein, als ob man sie als Anhänger schon trug, dann gewisse Zeichen, die mit dem Kreise der Kalenderhieroglyphen zusammenhängen. Sie haben wohl auch Beziehung zu einem Gott, der aber mit Wotan noch gar nichts zu tun hat und viel eher der Vorläufer Thors sein kann. Dieser nordische Kulturkreis der Megalithgräber darf als ein germanischer angesprochen werden. Südlich anschließend treten weibliche Tonfigürchen auf, die n i c h t germanischer Herkunft sind (Abbildung 130). Vielleicht bedeuten sie weibliche Gottheiten, vielleicht aber auch sind sie aus der Vorstellung entstanden, daß man den Toten als Begleiterin ein Weib mitgibt, wie wir das im ägyptischen Kulturkreis auch finden. Nördlich der Megalithgräbergrenze schließt sich die arktische Kultur der jüngeren Steinzeit an, in der wir Figuren aus Stein und Bernstein finden. An manchen Orten treten Felszeichnungen auf, die den bronzezeitlichen von Bohuslän, die unsere Leser schon kennen, zeitlich vorausgehen (Abb. 131).

Man hat geglaubt, hier Beweise für eine Art Schamanismus der arktischen Völker in diesen Figuren, die man als Idole ansprach, zu finden. Wenn das so ist, so würde es beweisen, daß germanische Stämme um diese Zeit, da, wo solche Figuren gezeichnet wurden, nicht existierten. Denn Schamanismus und Germanentum sind Gegensätze, die sich nicht vereinbaren lassen.

In der Bronzezeit scheint mir ein Höhepunkt religiösen Lebens der Germanen zu liegen. Noch scheint der Lichtkult im Vordergrund gestanden zu haben und sogar besonders symbolisch entwickelt worden zu sein. Nicht nur die Feuerbestattung, wobei das Feuer als ein Symbol des Lichtes verwendet wird, sondern auch die reiche Ausstattung der Gräber mit Symbolen, die ihrerseits sorgfältige und symbolisch reine Bearbeitung zeigen, dient mir als ein Beweis. Wir finden in der Bronzezeit als eine Art Spezialität die Sonnenscheiben, hier auch den Sonnenwagen von Trundholm (vgl. Tafel 9), zahlreiche Weihegaben symbolischer Art, Kesselwagen, Altaraufsätze, reichverzierte Äxte, kleine Goldboote, die nur symbolische Bedeutung haben können und jene Felsenzeichnungen im Küstengebiet von Skandinavien, in Sonderheit in der schwedischen Landschaft Bohuslän (Tafel 8). Auf diesen Felsenzeichnungen ist alles symbolisch aufzufassen. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß diese Zeichnungen, die keinerlei Anspruch auf naturalistische Bewertung und somit indirekt auch nicht auf künstlerische machen, den Beschauern verständlich sein mußten. Man ist soweit gegangen, zu glauben, daß es sich hier um Erzeugnisse einer negroiden Rasse handele. Man kam zu diesem eigentümlichen Schlusse, weil man selbst nicht in der Lage war, die Symbole zu erfassen. Je mehr aber die so unbedingt notwendige Symbolvergleichung Bestandteil der Wissenschaft wird, desto leichter und zwangloser reihen sich die Felsenzeichnungen den damaligen religiösen Vorstellungen ein. Daß wir in den menschlichen Figuren Götter sehen sollen, dazu kann uns niemand zwingen. Die Zeichnungen im Grabe von

Kiwik zeigen rein künstlerisch höhere Entwicklung. Ihre Betrachter gehören vielleicht den obersten Ständen des Volkes an, während in Bohuslän das Bauernvolk sich seine religiösen Notizen in die Felsen grub. Auch mag von der Arktis her die und jene Beeinflussung stattgefunden haben. (Vgl. Abb. 74.)

Wenn wir dann in der vorrömischen Eisenzeit Bronzefigürchen weiblichen Geschlechtes finden etwa zwischen der Linie Göteborg-Stockholm und der Ostseeküste, so können hier schon südeuropäische Einflüsse stattgefunden haben. Bei einigen dieser Figürchen ist die ungermanische Tracht von Forschern festgestellt worden (Abb. 132).

Und nun kommen wir schon in die Zeit der Zeugnisse des Tacitus.

Da ist zunächst wichtig die Erwähnung einer Stammessage der Germanen. Wir lasen in der Germania, daß die Germanen in alten Liedern ihre Abstammung von einer Gottheit Twisto, seinem Sohne Mannus und dessen drei Söhnen feiern, nach denen sich ihre Hauptstämme in Ingväonen, Herminonen und Istväonen teilen. Eine Ergänzung hiezu liefert der römische Schriftsteller Plinius, der die Stämme folgendermaßen verteilt. Zu den Ingväonen: die Zimbern, Teutonen und Chauken. Zu den Herminonen: die Sueben, Hermunduren, Chatten und Cherusker. Zu den Istväonen die am Rheine wohnenden Germanen. Aber auch damit sind noch nicht alle Stämme der Germanen untergebracht.

Abb. 132 Bronzefigürchen, vermutlich nicht germanischer Herkunft, aus der schwedischen Provinz Schonen

Der Stammvater Twisto ist insofern recht interessant, als auch er, wie fast alle Urgötter oder Urstammväter der Welt als zweigeschlechtlich vorgestellt wurde. Twisto oder Tuisto, in einigen Handschriften auch Tuisco geschrieben, hängt wohl mit dem gleichen Wort zusammen, aus dem auch unser Wort zwei und das englische two sich entwickelt haben. Jacob Grimm glaubte noch, daß der Name mit Tius oder Dyaus, einem uralten arischen Himmelsgott, zusammenhänge. Man ist aber dieser Deutung nicht mehr gefolgt und betont die Verwandtschaft mit dem althochdeutschen Worte „zwisc", das ist doppelt. Prof. Wirth schreibt, daß „Urana" der uralte Name des Gottes in seiner Offenbarung zu Jahresanfang in der Wintersonnenwende sei. Daran erinnere noch unser Wort Urahne, ebenso wie das indische Varuna und das griechische Uranos. Über Uranus ergibt sich dann eine Verbindung nicht nur nach der typischen Zweigeschlechtlichkeit der ältesten Götter, sondern auch nach der Idee von einer Vermählung von Himmel und Erde, also nach den zwei Seiten, die, nachdem eine körperliche Geschlechtstrennung erfolgt ist, doch seelisch in den Menschen weiter lebt.

Mannus, der Sohn des Twisto, ist dann nach seinem Namen, der wohl mit dem gotischen „manna", das ist der Mensch, zusammenhängt, der eigentliche irdische

Stammvater, der Adam der Germanen, das heißt der westlichen Germanen. Denn alle Germanenstämme hatten diese Ursage, die Tacitus uns berichtet, nicht.

Stammvater und Stammgott gehen weitflächig übereinander und sind nicht scharf von einander zu trennen. Die Ingväonen haben als solchen Ingvo, den wir vielleicht als Freyr ansprechen können. Bei den Istväonen scheint der Wotanskult sehr früh schon eingetreten zu sein. Wotan ist von Tacitus mit Merkur

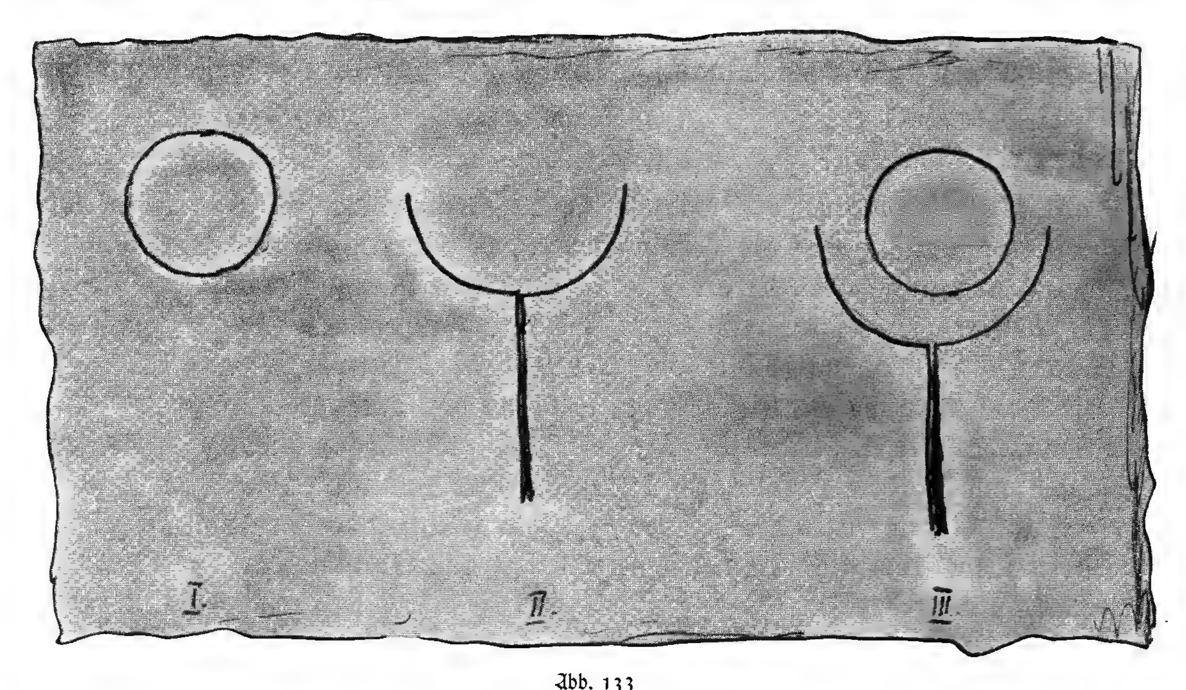


Abb. 133
Atlantisch-nordische Hieroglyphen
I. ar bezw. ra = Kreis, Kreislauf, Licht, Sonne. II. ka bezw. ma = Horn, zwei Arme, Träger, Mensch
III. ara-ka = ari-ki = ari-mi: Lichtträger. Germane, Arier

in den römischen Vorstellungsbegriff gebracht. Wir wollen vorsichtiger mit solchen Übernahmen in eine fremde Begriffswelt sein. Es ist denkbar, daß dieser Wotan, der ja in seiner späteren Entwicklung dem germanischen Lebensprinzip, wie es der alte Thor darstellt, widerspricht, der unzweifelhaft auch einige fremde Züge an sich hat (wir kommen darauf noch zurück), mit einer besonderen Art der Totenverehrung und der Vorstellung vom Jenseits zu diesen germanischen Völkern gelangt ist, bzw. sich aus einer rein germanischen Vorstellung allmählich so entwickelt hat. Und dann ist seine Ähnlichkeit mit Merkur, das ist mit dem griechischen ältesten Hermes, dem Hermes Chtonios, dem Führer der Toten, in natürlicher Weise gegeben.

Die Herminonen endlich sollen von Irmin abstammen bzw. ihn zum Stammgott haben. Damit kommen wir wieder auf ein Gebiet, das wir schon im Kapitel Lichtsymbolik besprochen haben. Die Leser erinnern sich an die Irminsul im zentralgermanischen Heiligtum auf den Externsteinen. Dieses Irmin scheint auch Schlüssel

Tafel 27

Blatt aus den Vergilfragmenten der Stiftsbibliotek St. Gallen.

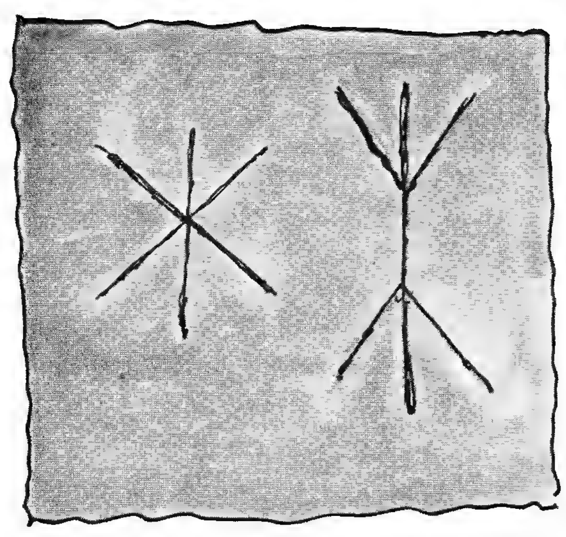
3. bis 4. Jahrhundert. Verse 689 bis 706 aus dem 7. Buche der Aeneis.

zu sein zum Namen der Germanen selbst. Und dieses Irmin ist auch wieder nahe verwandt mit dem Wort Arier. Wenn wir mit Professor Wirth Arier von ariki ableiten so bedeuten sie die „Lichtträger" und ihre Hieroglyphe stellt sich zusammen, wie unsere Abbildung 133 zeigt, aus der Hieroglyphe des Lichtes, der Sonne (ar) und der des Hornes oder Trägers (ka). Sie ist atlantisch-nordischen Ursprungs und ist sowohl im vorgeschichtlichen Ägypten als auch im Neolithikum und der älteren Bronzezeit des Nordens zu finden. Das „ka" ist aber nach Wirth in der atlantisch-nordischen Ursprache identisch mit „ma", also das „arka" aus dem „ariki" wurde identisch mit dem „arma", aus dem „arman", „erman", „irman" wurde. Und dieses Wort, vielleicht hatte es einen Ha-laut am Anfang, den die Kelten nicht sprechen können (die Franzosen heute noch nicht), und wie G sprachen, ist im Keltischen dann Garman, German, Girman geworden. Und so zeigt uns das Keltische die germanischen Namen Arminius als Germanus und Garma. Die Briten nannten die Angelsachsen noch Garmani usw. Im Deutschen ist der uns bequeme Ha-Laut erhalten oder wieder verwendet worden. Wir sagen statt Arman Hermann. Wahrscheinlich sind auch die Alamannen auch nur bequem ausgesprochene „Armanen", also „Germanen".

Wir dürfen uns — und wenn wir nur die geringste Berechtigung dazu haben, so wollen wir es mit Freude tun — als Arier und als Germanen in gleicher Weise die „Lichtleute" nennen. Und wir wollen daraus weniger eine stolze Verachtung für andere Völker ziehen, als eine gewaltige Verantwortung vor unserem eigenen Erbe. Das Licht haben die Ahnen uns vererbt und unsere Aufgabe ist es, dieses Licht nicht in Dunkelheit zu wandeln. Im Lichte sahen unsere Ahnen die Gottheit. Tun wir desgleichen, vertreiben wir alle Produkte des Dunkels, wie sie der Orient erzeugte, aus unserer Gottesvorstellung, aus unseren religiösen Beziehungen. Gott ist das Vollkommene im Lichte. Es gibt keinen Teufel, es gibt keine Macht der Finsternis, das sind alles orientalische Phantasien, geboren aus einer ganz wesensfremden Art. Nicht zu schrecken und ehrgeizig und rachedürstig, wie ein babylonischer König, ist der germanische Gott da, nicht um sich durch Dämonen und allen möglichen Hokus-Pokus überreizter Phantasien seine Welt ruinieren zu lassen, ist der germanische Gott des Lichtes da, sondern, damit seine Menschen Lichtträger seien. Und Unheil genug, ja Verderben ist es, dem Lichte fern zu sein. Dort im Lichtfernen liegt die eiskalte Gottferne!

Germanen, Lichtträger! Seien wir es mit ganzem Herzen, hüten wir das Arcanum des alten Symbols „ar-ka" und sorgen wir dafür, daß das Licht nicht von den Trägern, von unseren Herzen herab, in die Gosse falle. Ist der Ruf: Seid Lichtträger! nicht heute, wo die ganze Welt in das Dunkel rückt, ein durchaus moderner, aktueller im höchsten Maße? Und sollte man nicht die alte Hieroglyphe ehrend sich vor Augen halten! Was unsere Ahnen vor Jahrtausenden erfühlt: es ist rettendes Signal von heute!

Sehr bedeutsam ist ferner, daß die Form des Hornes in der Hieroglyphe „ka" die symbolische Grundlage des Hörnerschmuckes an den Kopfbedeckungen bei Priestern und Kriegern ist, ebenso wie der zwei oder drei Federn, die sich überall dort als Hauptschmuck finden, wo eben atlantisch-arische Kultsymbolik im Laufe der Jahrtausende hingewandert ist. Auch die Federn der Indianer sind noch Erinnerungen an die alte Hieroglyphe. Die Feder ist der Sonnenstrahl. Einen sehr guten Beleg ergibt die Sprache der Dakota, wo die Feder wy-ya-ka heißt. „Wi" ist der



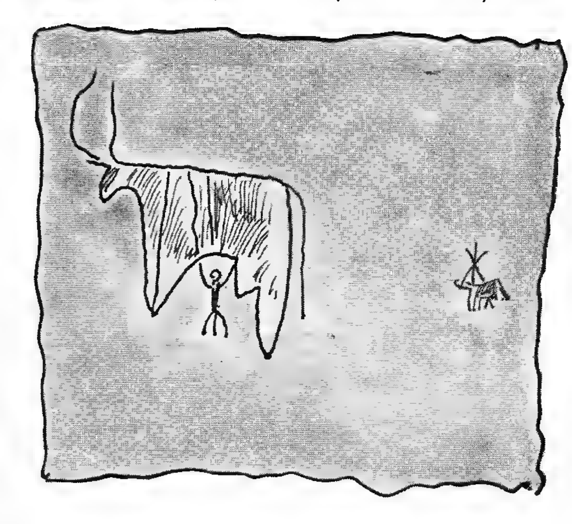


Abb. 134
Links die beiden ursprünglich gleichbedeutenden Hieroglyphen des Weltenbaumes oder der Zwillinge, Twisto. Rechts ihre Anwendung in Verbindung mit Stieren auf einer Felszeichnung in der nördlichen Sahara

Ausdruck für Sonne, Mond und Monat, „ya" heißt gehen und „ka" schlagen, ya-ka auch „mit dem Munde spleißen", also eine symbolische Bearbeitung der Feder beim Jahresanfang. Somit ist der Ausdruck für Feder in dieser Sprache heute noch der Gleiche wie „die Sonne durch Spaltung der Feder in Bewegung setzen". Aus diesen drei Federn hat sich in der späteren Heraldik wahrscheinlich die Lilie entwickelt, die als bourbonische Lilie eine große Rolle spielte, heute aber noch ein viel gebrauchtes Element für allerlei Ornamente ist.

Nun müssen wir an der Hand der Hieroglyphe noch einmal kurz auf die Nachricht des Tacitus kommen, wo er von dem Stammgott Twisto spricht. Wir finden die Hieroglyphe, die Mensch bedeutet, sehr oft verdoppelt. Sie erhält dann die Form wie sie unsere Abbildung wiedergibt (Abbildung 134). Unter dieser Form heißt sie „Zwei Menschen" oder „Zwei Männer" oder „Lebensbaum". Im Elchzeitalter (12 000 bis 10 000 vor Chr. Geb.) war sie das Zeichen der Wintersonnenwende. Im Altisländischen heißt sie Tvimadr, das deckt sich also mit dem Tacitäischen Twisto.

Noch eine andere Beziehung tut sich jetzt auf. Wir haben im Tacitus gelesen, daß es im Nordosten Germaniens bei den Nahanarvalen einen uralten heiligen Hain

gab, in dem ein Priester in weiblicher Tracht zwei Gottheiten dient, die Tacitus als Castor und Pollux bezeichnet, die aber vom Volk selbst die Alken genannt wurden. Die Einwirkung eines fremden Kultus wird ausdrücklich bestritten und es wird betont, daß kein Abbild des Gottespaares besteht. Wir sehen hier eine Erinnerung an Uraltes. Entweder an das Mutterrecht, beim Volke selbst sozial schon längst verlassen, aber im Kult in der Erinnerung noch geblieben, daher der Priester im Weiberkleide, oder aber eine Erinnerung an die Zweigeschlechtlichkeit der Gottheit, deren weibliche Funktion der Priester noch in seiner Kleidung symbolisiert. Und die beiden Gottheiten bedeuten getrennt das, was Twisto vereint ist. Die Verehrung des durch die alte Hieroglyphe Symbolisierten ist hier noch gegeben, während bei den Sueben schon Einflüsse von Osten und Westen (hier namentlich von den Kelten her) zu verspüren waren. Auf Grund sprachlicher Forschung geht Professor Wirth sogar so weit, die Alken oder Alki als dasselbe anzusprechen, was Irmin in Irminsul ist. Symbolische Anklänge an diese Alken finden sich noch allenthalben, am interessantesten vielleicht auf einem Taufbecken von Selde im Amt Viborg in Jütland, das Professor Wirth heranzieht. Wir haben eine einfache Skizze des Wichtigsten an diesem Taufbecken auf unserer Abbildung 135 gegeben. Wir sehen auf der Seite I den Wintersonnenwendebogen, auf der Seite II eine keimende Pflanze, die eine stilisierte „Tiu"-Hieroglyphe (Jahresmitte) wiedergibt als Symbol des Frühlings, auf der dritten Seite die in eine Sonnenblume stilisierte Sonnenhieroglyphe, die zwischen zwei „Mensch"-Hieroglyphen den „ka" Zeichen steht und den hohen Sommer darstellt und schließlich auf der vierten Seite den Baum mit den sich senkenden Ästen, die Spätwinterhieroglyphe.

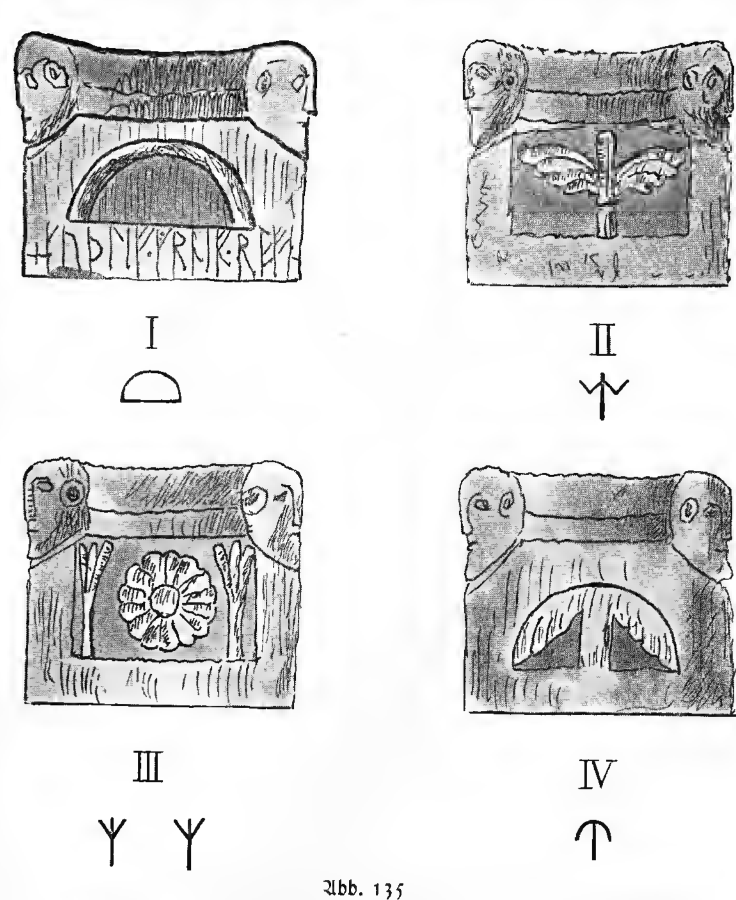


Abb. 135
Taufbecken von Selde (Skizze nach Wirths Aufgang der Menschheit)
Die den Stilisierungen entsprechenden atlantisch-nordischen Hieroglyphen sind unter die einzelnen Bilder gezeichnet



Abb. 136
Die große Mainzer Jupitersäule
(Ergänzte Nachbildung auf der Saalburg bei Homburg v. d. H.)

Die beiden Menschzeichen nebeneinander zeigen getrennt an, was auch die Alken getrennt anzeigen, das Gleiche, was in Twisto als Gottheit noch vereint ist. Von außerordentlichem Reiz ist die künstlerisch schöne Stilisierung der alten Hieroglyphen auf dem christlichen Taufbecken und man mag daraus den Schluß ziehen, daß sich Hersteller und erste Benutzer dieses Taufbeckens innerlich noch nicht vom Alten und Ehrwürdig-Heidnischen frei gemacht haben. Spätere Zeiten haben die Zusammenhänge des Dargestellten mit uralter Religion vergessen, und es mag heute noch materialistisch eingestellte Kunsthistoriker geben, die in diesen Darstellungen Alles andere, nur nicht die alten Hieroglyphen sehen, schon deshalb nicht, weil sie sich gar nicht die Mühe geben, diesen Dingen nachzugehen.

Die archäologischen Untersuchungen in Schlesien haben ergeben, daß etwa seit 500 vor Chr. Geb. eine Besiedelung des Landes von Norden her durch Germanen erfolgte. Im wesentlichen läuft der Zug dieser Besiedelung in einem schmalen Streifen noch über das linke Oderufer hinaus. Eine neue Einwanderung von Germanen fand erst um die Wende unserer Zeitrechnung statt. Das waren die von Seeland kommenden Silingen, die wahrscheinlich zu Tacitus Zeiten den Namen der Nahanarvalen führten. Die Wanderungen der Silingen erstreckten sich über den ersten Gürtel hinaus nach Süden bis in die Gegend des Berges Zobten. Und hier haben sie vielleicht ein ähnliches Heiligtum angelegt, wie sie es in ihrer alten Heimat gehabt haben. Thietmar von Merseburg schreibt um das Jahr 1000 n. Chr. Geb., daß im schlesischen Gebiete sich ein hoher Berg befinde, auf dem eine verehrte Stätte heidnischen Götzendienstes

war. Man zweifelt nicht daran, daß dieser Berg der Zobten ist, der heute noch eine Kapelle trägt. Und wir wissen, daß Kapellen auf Hügeln und Bergen, die sonst nicht durch Siedelung umgeben sind, in der Regel dazu gedient haben, eine heidnische Opferstelle oder einen Platz heidnischen Gottesdienstes gründlich für das Christentum in Besitz zu nehmen.



Abb. 137
Jupitersäule aus Schierstein

Dem Rhein entlang treffen wir auf eine ganze Reihe germanischer Götter, die uns aber zumeist nur mit dem Namen ihrer römischen Umdeutung bekannt geworden sind. Diese römische Umdeutung findet auch auf Weihedenkmälern statt, die von rheinischen Germanen nach römischem Vorbild errichtet wurden. Was die Römer einen germanischen Mercurius nennen, ist Wotan. Die sogenannten Jupiter-Gigantensäulen, die wir auch im Grenzgebiete antreffen, gehören natürlich germanischen religiösen Vorstellungen nicht an, sondern sind wohl von siegreichen oder erfolgreichen Römern gestiftet und errichtet (Abbildung 136 und 137).

So auch die Igeler Säule (Tafel 36), die in Igel, einem Dorfe im Regierungsbezirk Trier, steht. Sie ist eines der schönsten römischen Denkmale in Deutschland, ein 23 Meter hoher Bau in der Form eines Obelisken aus rötlichem Sandstein gefertigt. Die Inschrift zeigt an, daß Secundinius Aventinus und Secundinius Securus die Säule als Ehrendenkmal ihren verstorbenen Eltern und



Abb. 138
Nehalennia-Stein (Museum Leiden)

Verwandten errichtet haben. Einen eigentümlichen Mars der Germanen, natürlich auch eine Umformung heimischer Gottheit, trifft man auf Votivaltären am Hadrianswall in England, die deutsche, in römischem Dienst stehende Reiter ihrem heimatlichen Gotte gestiftet haben. Da ist von einem Mars Thingsus die Rede, einem Mars also wohl, der der Gott des heimatlichen Thinges, der Volksversammlung war. Wie er aber germanisch geheißen hat, ist unbekannt. Von besonderer Bedeutung für die Religion der Germanen ist die Inschrift, die aus dem Jahre 230 n. Chr. Geb. stammt, nicht, sie zeigt nur, daß es offenbar vornehm galt, zur damaligen Zeit die eigenen Götter mit den Götternamen der Römer entstellend zu bezeichnen.

Eine unendliche Menge von weiblichen Götternamen kommen um die Zeit des 2. und 3. Jahrhunderts in Germanien, am Niederrhein und auch im Friesenlande auf. Da sind zu nennen: Garmangabis, Vercana, Hariasa, Harimella, Vihansa, Alateivia, Vagdavercustis, Haeva, Hludana, Sandraudiga, Nehalennia. Wie weit diese Göttinnen germanischen oder keltischen Ursprungs sind, und ob es sich überall um Göttinen handelt, soll hier nicht untersucht werden. Die Nehalennia ist 1647 auf Steinen auf der Insel Walcheren gefunden worden und es ist anzunehmen, daß hier ihre Hauptverehrungsstätte stund. (Abbildung 138.) Die Göttin ist zumeist so dargestellt, daß sie, in einen Mantel gehüllt, eine Flügelhaube trägt. Zu ihrer Rechten befindet sich ein Hund, zur Linken ein Fruchtkorb oder ein Füllhorn, zu ihren Füßen auch gelegentlich ein Schiff. Sie ist also wohl eine Göttin der Fruchtbarkeit und der Schiffahrt gewesen. Der Hund, ein Auferstehungssymbol persischer Herkunft, das Füllhorn oder der Früchtekorb und die ganze Art der „Aufmachung" des Denksteins deuten darauf hin, daß es sich hier um einen aus dem Süden im-

portierten Kultus und nicht um germanisches religiöses Eigengut handelt. Haben doch Teile der Sueben sogar die Isis verehrt.

Dagegen scheinen die drei Mütter oder Matronen, die man auf mannigfachen Steinen findet, wenn auch in römischer Art der Darstellung und zum Teil mit römischen Schriften versehen, doch vielleicht auf einen älteren heimischen Kult zurückzuführen. (Tafel 37.)

Um tiefer in die Gedankenwelt der Germanen einzudringen, mag es am besten sein, diejenigen Kreise des Germanentums, die am längsten heidnisch geblieben sind und über die infolgedessen auch viele Nachrichten vorliegen, näher zu betrachten. Es sind das die norwegisch-isländischen Bauern. In ihren Sagas und in den Urteilen vieler, die über sie geschrieben haben, tritt uns eine ganz klare Vorstellung entgegen, die sicher auch die Grundlage der Vorstellungen der alten germanischen Welt waren, wenn auch in den einzelnen Stämmen, wie wir schon gesehen haben, der Kult seine besonderen Wege ging, oft auch durch Nachbarn und ganz fremde Einflüsse Veränderungen stattgefunden haben. Diese Isländer, ein außerordentlich kraftvoller und geistig starker germanischer Menschenschlag, haben uns im Mittelalter die Edda und manche andere Dichtung über die germanischen Götter geschenkt.

Aber diese Edda ist niemals ein Lehrsystem und ihr ganzer Götterhimmel ist niemals ein Buch des Glaubens gewesen. Es handelt sich um eine dichterische Gestaltung alter Märchen, Sagen und Lieder und um eine dichterische Behandlung uralter Glaubensinhalte. Wir werden auf die Götter der Edda noch zurückkommen.

Der Leser verwechsle das also nicht! Was wir jetzt bringen zur Beleuchtung der Frage nach den germanischen Göttern, hat mit der Götterwelt der Edda noch nichts zu tun.

Wir erkennen schon aus Tacitus und einer Reihe anderer römischer und griechischer Berichterstatter, daß die Germanen einen Polytheismus nicht kannten. Zum mindesten nicht in dem Sinne einer göttlichen Hierarchie und einer göttlichen Versammlung mit sehr irdischen Zwecken, wie sie uns der griechisch-römische Olymp zeigt oder wie sie uns die Götterwelt des Orients vorführt. Es haben die Stämme ihren Gott. Von mehreren Göttern desselben Stammes ist fast nie die Rede. Je weiter wir nach Norden kommen, desto entschiedener wird die Tatsache, daß die Menschen nur einen Gott anbeten, wenn auch in verschiedenen Stämmen oder Sippen nicht den gleichen. Das kommt wohl aus dem scharf ausgesprochenen Sippenleben der Germanen her. Die Sippe umschloß alles, was die Erde an Ehre, Ruhm, Reichtum, Behaglichkeit und seelischer Geschlossenheit bieten konnte. Wir sehen im Norden, daß die einzelne Sippe ihren Fulltrui hat, ihren Sippengott, zu dem alle Mitglieder der Sippe das gleiche große Vertrauen haben.

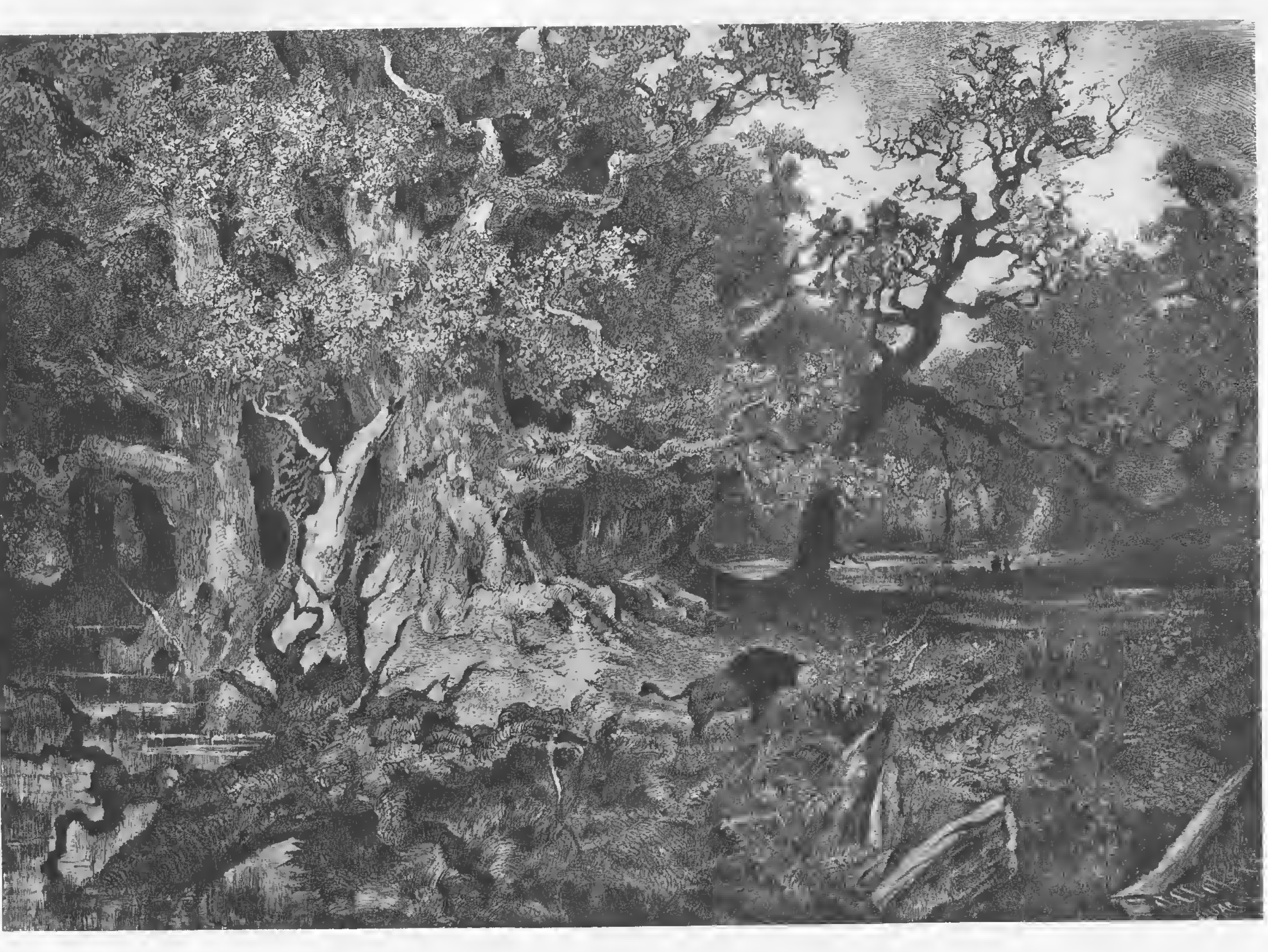
Es ist sehr richtig, was ein genialer Erforscher der nordischen Gottesvorstellungen Dr. Bernhard Kummer in seinem Werke „Midgards Untergang", dem wir sachlich in vielem mit Überzeugung folgen, geschrieben hat, daß man von dem Gegensatz Polytheismus und Monotheismus, was die alten Germanen betrifft, nicht reden kann. Denn diese Nordländer, die vielleicht glaubten, daß über dem Fjord drüben andere Menschen wohnten, die einen andern Gott haben, sind deshalb keine Polytheisten und ihr ganzer Begriff Welt erschöpfte sich eben im Begriff: Heimat der Sippe.

Da tritt uns nun als der beliebteste und vielleicht älteste aller Sippengötter die Figur des Thor entgegen. Kummer nennt ihn sehr richtig „den allbeliebten, typisch-germanischen Bauerngott". Als die Norweger Island besiedelten, da treten Namenszusammensetzungen mit dem Stammwort Thor fast ausschließlich auf und das zeigt, daß diese Menschen, die über dem Meere im fernen Island eine neue Heimat suchten, das Teuerste, das Heiligste auf ihre Fahrt mitnahmen und das Heiligste und Teuerste den im neuen Lande geborenen Kindern geben wollten, den Namen des allgeliebten Gottes.

Dieser Thor ist in allem ganz eindeutig, ganz klar umrissen, sein Name wird nicht verändert. Sein Mythus steht fest. Eine bestimmte Gottesidee hat eine einfache und klare Gestalt angenommen. Ja er ist so klar, daß er selbst in den Dichtungen der Edda noch von allen Göttern am klarsten geblieben ist. Er ist der Schützer und der gute, offenherzige Freund des Menschen, dem er Gott ist. Er schützt die Sippe durch seine Kämpfe mit Unholden und Riesen aller Art. Er ist ohne Zweifel „Der Gott" des norwegischen Volkes gewesen.

Noch im christlich gewordenen Irland weiht Thorgeir als König von Dublin dem Thor ein Heiligtum.

Es liegt in der ganzen Art der Lebensauffassung des nordischen Germanen, daß er nur einen Gott kennt und daß zum Beispiel der, der sich zu Freyr bekennt nicht auch zu Thor sich bekennen kann. Denn alles, was dem Germanen nahe steht, muß in seiner Herkunft ihm nahe stehen. Ein Weg von Mensch zu Mensch ist nicht möglich ohne Gemeinsamkeit des Blutes. Und wo diese Gemeinsamkeit nicht durch die Blutsverwandtschaft gegeben ist, kann sie nur symbolisch erzeugt werden durch eine künstliche Verwandlung von Freundschaft in Verwandtschaft. Es ist das die kultische Handlung der Besprengung der Teilnehmer mit dem Blute des Opfertieres. Nun sind sie alle Teilhaber desselben Blutes. Da das Tier Gott geweiht war, hat sein Blut auch göttliche Kräfte erlangt und kann diese künstliche Verwandtschaft erzeugen. Wie viel mehr muß die innerliche Verwandtschaft also erst mit dem Gotte selbst vorhanden sein! Man kann nicht zween Herren und noch viel weniger zween Göttern dienen. Man vergleiche hierzu den bei Indern der Gegenwart noch vorkommenden Gebrauch, sich durch entsprechende Tatauierung als Anhänger des Gottes Wishnu oder des Gottes Shiwa schon rein äußerlich kundzugeben.



Tafel 28

Germanischer Urwald

(Aus Scherrs Germania)

Aus den christlichen Bekehrungsgeschichten allerdings darf man nicht das Wesen der nordischen Götter studieren und wer das tut, kommt zu den unsinnigen Vorstellungen, die man oft lesen kann und die unsere Ahnen auf eine Stufe noch unter die Buschmänner stellen. Diese Bekehrungsgeschichten sind mit einem so fanatischen Haß gegen das alte Heidnische geschrieben und mit einer so vollendeten Unfähigkeit, die heidnische Religion zu verstehen, dabei von einem solch grenzenlosen Aberglauben erfüllt, daß man tatsächlich geneigt ist, denen Recht zu geben, die in der Christianisierung zwar die stärkere christliche Idee, aber in den Missionaren die wesentlich schwächeren Träger ersehen. Die christlichen Quellen enthalten viel Unfähigkeit, anders geartetes geistiges Glaubensgut zu begreifen.

Natürlich hat es, namentlich in der Spätzeit, Bilder von Thor gegeben, aber warum werden diese als Götzen bezeichnet? Warum wird geschrieben, daß das Volk zwischen Göttern und Bildern nicht mehr zu unterscheiden vermochte, also in Idolatrie verfallen war? Man sollte angesichts mancher Tatsachen der Gegenwart und innerhalb des Christentums doch sehr vorsichtig mit solchen Äußerungen sein. Überdies unterschied das norwegische Volk sehr gut zwischen Bildern und Göttern zwischen dem Bilde Thors und dem Seelenfreunde Thor. Aber die Missionare, die da kamen, unterschieden nicht. (Abbildung 139.)



Abb. 139
Jütländische Bronzefigur, wahrscheinlich Thor darstellend

Von größter Bedeutung ist dabei auch der Unterschied zwischen kultisch verehrten Götterbildern und den symbolisch-mythologischen Schnitzereien an Türpfosten, Schiffsschnäbeln, Wänden und Stuhllehnen. Diese letzteren zeigen in erster Linie die Fähigkeit des Germanen zu symbolischer Verwendung seiner Gottesvorstellungen. Wie ja überhaupt der Sinn für das Symbolische bei den Germanen außerordentlich stark vorhanden war und selbst heute, unter den entseelenden Wirkungen einer widerlich materialistisch gewordenen Zeit, nicht ganz ausgestorben ist. Eine sehr einheitlich auftretende Sitte der nach Island Fahrenden war es, in der Nähe der Küste die Pfeiler vom Hochsitz der heimatlichen Halle oder die Schlafraumpfosten (Erinnerung in den Pfeilern der Kirchenportale), die man als erlebensstärkste Symbole mit auf die Fahrt genommen hatte, in das Meer zu werfen. Sie wurden an die Küste getrieben und zeigten den Ansiedlern den Ort der neuen Heimat. Eine Art Wahrsagung also durch die Symbole (Tafel 62 und 65 und Abbildung 140 und 141).

Wir entnehmen als ein gutes Beispiel germanischer Frömmigkeit eine Stelle aus Dr. Kummers „Midgards Untergang", eine Szene bei der Landnahme in Island. „In der Eyrbyggjasaga, die für die Erkenntnis des nordgermanischen Heiden-

tums besonders wichtig ist, haben wir die ausführliche Schilderung des religiösen Erlebens bei einer solchen „Landnahme“ . . .

„Von Thorolf Mostrarskegg wird erzählt, daß er eine große Feier veranstaltet, den Gott Thor, seinen Freund, um Rat zu fragen, ob er nach Island auswandern oder dem eigenmächtigen König Harald Harfagri sich fügen soll. Das Ergebnis der Befragung weist ihn nach Island. Nun läßt er seine Halle abbrechen, den größten Teil des darin verwendeten Holzes nimmt er mit; denn auf Island gibt es wenig Bauholz; auch seine Hausgenossen u. viele Freunde nimmt er mit und die ganze lose Habe und außerdem etwas von der Erde unterhalb des Walles (des Altars), auf dem Thor gesessen hatte.“



Abb. 140
Holzgeschnitztes Portal einer Stabkirche in Hallingdal (13. Jahrhundert)
Deutlich erkennbar die Pfeiler, die den Hochsitzpfeilern entsprechen,
die bei der Landnahme Islands mitgenommen wurden
(Universitätsaltertumssammlung Oslo)

Bemerkenswert ist hier zunächst, daß von Mitnahme eines Götterbildes kein Wort gesagt wird, genau so wenig wie in einer ähnlichen Stelle, wo es von Thorhadd, dem Alten, Hofgoden in Moerir, auch nur heißt, daß er nach Abbruch seines Tempels Tempelerde und Hochsitzsäulen mitnahm. „Auf der Fahrt wirft Thorolf, im Angesicht der

fremden Küste, die beiden Hochsitzpfeiler über Bord. In einen der beiden ist Thor eingeschnitzt. Thorolf legt zur feierlichen Handlung des Auswerfens der Säulen ein Gelübde ab, daß er dort in Island Wohnsitz nehmen wollte, wo Thor die Pfeiler ans Land kommen lassen werde. Die Pfeiler treiben seltsam schnell zum Land, wie von unsichtbarer Hand getrieben. Und die Siedler finden sie dann nach der Landung an einer Landzunge wieder.

. . . .

Der Gott, das numen, das diese Pfeiler mit Macht füllt, das sie geheimnisvoll vorwärtstreibt und leitet, heißt Thor. Nichts anderes kann die Stelle besagen. Das Haus und im besondern die Festhalle und darin wieder der Hochsitz des Sippenältesten ist heilig. Er steht als der sichtbare Mittelpunkt des Sippenlebens dem unsichtbaren Mittelpunkte am nächsten. Die Hochsitzsäulen sind also genau wie der im Hochsitz thronende Häuptling, genau wie die immer im Hause und so-



Abb. 141
Portal (holzgeschnitzt) einer norwegischen Kirche des 13. Jahrhunderts
(Universitätsaltertumssammlung Oslo)

mit immer dem Lebensmittelpunkte verbundene Hausfrau, mit einer gewissen Göttlichkeit angefüllt, deren man sich bedient, wenn man göttlichen Rat braucht.“ Die ganze Sorgfalt in der Herstellung der alten heiligen Hochsitzpfeiler ist dann später auf die Türen und namentlich die Türpfeiler der christlichen Kirchen übergegangen, so daß uns unsere Tafel und die Abbildungen, eine gewisse Vorstellung von der Schönheit der Hochsitzpfeiler geben können.

Sehr bezeichnend ist eine andere Saga, in der erzählt wird, daß der alte Kveldulg auf der Fahrt nach Island seinen Tod herankommen fühlte. Er befahl den Seinen, ihn, sobald er tot sei, in einen Sarg zu legen und diesen über Bord zu werfen. Wo die Seinen den Toten am Lande wieder fänden, da sollten sie sich anbauen.

Der tote Häuptling hat also in der Ansicht der Leute noch mehr göttliche Kraft als die hölzernen Pfeiler und sonstige vielleicht vorhandenen Abbildungen Thors.

Damit ist klar erwiesen, daß eine Vergötzung des Gottesbegriffs bei diesen germanischen Heiden nicht stattgefunden hat. Der Gottesbegriff ist so rein geistig geblieben, wie er bei den Germanen überall und von jeher war, wenn sie von fremden Einflüssen bewahrt blieben.

Wo Götterbilder vorhanden waren — sie sind in der ganzen germanischen Welt überaus selten —, da waren es Symbole und religiöse Schmuckgegenstände. Die ganze Art der Gottesverehrung, wie wir sie teils bei Tacitus lesen konnten, teils aus den isländischen Sagas kennen, weist darauf hin, daß der Germane schon als Heide eine Art von Mystiker insofern war, als er den Gott nicht außen suchte, sondern im eigenen Inneren. Diese Neigung ist dem späteren Deutschen geblieben und hat zu allen jenen Erscheinungen in der Ausbildung des Christentums geführt, die südlichen Völkern ganz fremd geblieben sind. Der Romane liebt heute noch den großen Pomp seiner Kulthandlungen, er neigt dazu, Bild und Gottesvorstellung heute noch zu verwechseln, sein Gott tritt stets in größter Pracht auf, und da, wo diese Neigung übertrieben wird, wird der Gottesdienst zur Schaustellung. Der Deutsche dagegen war der Schöpfer der Reformation, in Deutschland entstand die Reaktion gegen die Bilderfreude, Deutschland ist das Land der vielen Sekten, die ja auch nur deshalb entstanden sind, weil die Menschen ihren Gott im Inneren suchten und das Gotterleben in höchstem Maße subjektiv ausgestalteten, wobei jede Uniformierung und regieartige Organisation des Kultus als ein unerlaubter Eingriff betrachtet wurden.

Eine andere sehr beliebte Gottheit des Nordens war Frey. Frey heißt Herr und man erstaunt etwas hier einen „Herrn“ als Gott zu finden, wo doch die Gottesfreundschaft im Vordergrunde religiösen germanischen Erlebens steht. Vielleicht stammt diese Gottesbezeichnung aus der Fremde und man dachte sich bei der Bezeichnung „Herr“ nicht das, was sich der Orientale darunter denkt. Jedenfalls tritt Frey in den Islandssagas auch nur als fulltrui, als der gute Freund derer auf, die

ihn als Gott gewählt haben. Er ist im Erleben dasselbe wie Thor. In den Quellen tritt er uns recht widerspruchsvoll entgegen und so mag es gekommen sein, daß auch seine Deutung die mannigfachsten Wege ging. Dem einen Gelehrten erschien er als „der Sonnengott im Glauben der isländischen Bauern", der andere teilt die Götterdreiheit Odin, Thor und Frey so ein, daß er Thor als den Naturgott, Odin als Seelengott und Frey als die „Neugestaltung des alten, lichten, gütigen Himmelsvaters der arischen Urzeit" bezeichnet. Natürlich treten auch Gelehrte auf, die glauben, die Germanen hätten ursprünglich Tiergötter gehabt (ein großer Irrtum) und suchen nachzuweisen, daß Frey Zusammenhänge mit Eber, Pferd und Rind habe. Ich stehe persönlich dieser Ansicht schon im Prinzip entgegen. Es liegen da stets Verwechslungen von Gottheit und Symbolen oder Vermittlern vor. Selbst die auf ganz tiefer Stufe stehenden Völker setzen Gott und Tier nie gleich. Und wenn sie ein Tier auch hoch verehren, so geschieht das nicht, weil sie es als einen Gott ansehen, sondern entweder weil sie es in reinstem und gepflegtesten Zustand Gott opfern wollen oder weil sie glauben, daß es in der Lage ist, göttlichen Willen zu offenbaren, also im Dienste des Gottes steht. Nur gelegentlich gilt bei diesen Völkern das Tier als eine vorübergehende Inkarnation einer Gottheit, aber als ein Gott selbst nie. (Abbildung 142.)

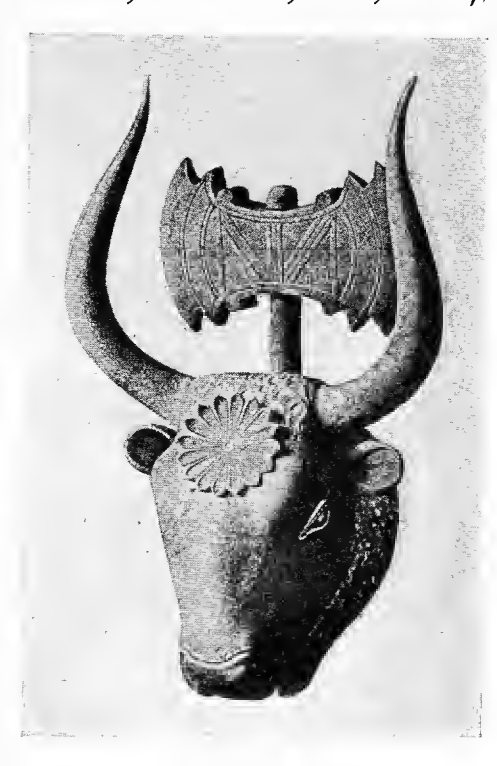


Abb. 142
Stierkopf aus der Bronzezeit Kretas
Das astrale Symboltier trägt auf der Stirne das Sonnensymbol und zwischen den Hörnern (Hornhieroglyphe nordisch-atlantischen Ursprungs) die heilige Doppelaxt

Die ersten Christen und namentlich fremde Missionare haben solche Sitten gerne ausgenützt, um die Bösartigkeit der alten heidnischen Religion darzutun. Wenn wir Nachrichten darüber haben, daß in Upsala, der größten, aber ziemlich jungen Opferstätte des heidnischen Nordens eine Kuh als Gott verehrt wird, so müssen wir solchen Berichten mit größtem Mißtrauen entgegentreten. Es mag sein, daß aus der Fremde Kultgewohnheiten Einzug hielten und daß der Hornträger als ein Symbol des Lichtträgers (wir erinnern uns an die Hieroglyphe der Sonne im Horn!) verwendet wurde, auch möglich, daß in Upsala Zeremonien gemacht wurden, die dem Nichtinformierten oder gar dem, der in allem Heidnischen nur Greuel sah, unverständlich blieben. Und aus den Opfern an den Gott kann man nicht auf die ursprüngliche Gestalt des Gottes selbst schließen. Wenn also Frey Pferde geopfert werden und Eber, dann ist deshalb Frey noch kein Pferd und noch kein Eber. Vollständig ab-

wegig ist endlich jede Vorstellung einer phallischen germanischen Gottheit. Derartige Ausgestaltungen von Götterbildern in der Form von Vegetationsdämonen ist der Natur der germanischen Gottesvorstellung ganz fremd. Mag man da und dort ein Idol priapischer Art gefunden haben, so beweist das höchstens, daß Götzenbilder des Orients auf dem Handelswege auch nach dem Norden gekommen sind. Aber weiter beweist es nichts. Um ein Beispiel hier anzuführen: Die auf unserer Abbildung 143 wiedergegebene Votivaxt der mittleren Steinzeit, ist schon als ein phallisches Symbol angesprochen worden, während sie nichts anderes ist als eine Axt, die in der Form die heilige Doppelaxt nachahmen will.



Abb. 143
Votiv-Axt aus der mittleren Steinzeit
Museum Göteborg

Frey hatte nicht so viel Anhänger auf Island wie Thor. Und beide zugleich scheint kein einziger Isländer angebetet zu haben. Die Thorsgoden waren die Regel, so daß man sie gar nicht als solche bezeichnete. Gab es aber einen Goden, der einen Freykultus pflegte, so wurde er, was auf die Seltenheit hinweisen mag, Freysgode genannt. Eine Rivalität der Götter, die uns in der Ilias so widerlich erscheint, kommt im Germanischen nie vor. Erst die Herrenreligion der Wikingerzeit mit ihrem stark umgewandelten Odin und seinem Gefolge zeigt ähnliche auf Entartung deutende Vorkommnisse. Auch die Art des nordischen Opfers weist auf die Art der Gottesvorstellung hin. Nur ganz selten erfahren wir, daß ein Tier dem Gotte in materieller Form geopfert wird, also verbrannt wird. Die regelrechte Form des Opfers ist das gemeinsame Mahl eines dem Gotte geweihten Tieres. So wird in einer Sage berichtet, daß Odd dem Frey einen Stier opfert. Wie geschieht das nun? Odd schlachtet das Tier und läßt das Fleisch kochen. Dann nimmt er es auf sein Schiff, richtet ein prächtiges Mahl und sagt dann dem Gotte, daß er ihm den Tisch gedeckt habe, wie seinem besten Freund und daß er das ganze Gastmahl dem Gotte schenke. Es ist ganz ähnlich dem christlichen Gedanken, der sich etwa in dem Tischgebet äußert: „Herr Jesus s e i u n s e r G a s t, und segne, was Du uns bescheret hast."

Von einem besonderen Verehrer Freys, dem Hrafnkel, wird berichtet, daß er seinen fulltrui Frey so liebte, daß er ihm von seiner ganzen Habe die Hälfte als Mitbesitz gab, so auch von seinem Lieblingspferd. Hier sehen wir, wie geistig diese

Gottheiten von den Germanen aufgefaßt wurden. Der Gott braucht die Gabe nicht, um sich im Reiche des Immateriellen ihrer zu bedienen. Der Germane steht turmhoch über diesen Vorstellungen. So wird die Gabe zu einer symbolischen Handlung des Herzens. Der Frey-Freund reitet auf demselben Pferde mit seinem Gott. Er nimmt ihn durch gemeinsames Mahl in die eigene Sippe auf oder bestätigt die Zugehörigkeit des Gottes zur eigenen Sippe. Aber es fällt ihm nicht ein, zu glauben, er müsse einen Götzen füttern oder durch Brandopfer seinen Hunger stillen!

Das Festmahl ist stets eine religiöse Zeremonie. Es gab einen Blutkessel und einen Sprengwedel, um die Versammelten durch Besprengung mit dem Blute des Opfertieres zeremonial miteinander in Verwandtschaft zu bringen. Wenn dann auch die Schnitzereien an den Hochsitzpfeilern oder dies und jenes Gottesbild mit Blut besprengt wurden, so ist das eine ganz echte symbolische Handlung im Sinne des von uns oben Gesagten. Die Gottheit wird als Sippenangehöriger behandelt.

Wir hörten schon bei Tacitus, daß eigentliche Tempel der Germanen nicht existiert haben. Wo sie auftauchen, verdanken sie wohl fremden Einflüssen ihre Entstehung. Es gab einzelne Heiligtümer, wir kennen bereits das auf den Externsteinen bei Detmold, es gab vor allem heilige Wälder. Im übrigen ist die Halle des Hauses eine Stätte kultischer Übung. Aber sie ist deshalb nicht etwa eine heidnische „Kirche". Denn die Trennung des Weltlichen und Geistlichen im Sinne des Christentums war den Germanen fremd. Der Hausvater hat stets auch die priesterliche Funktion der Leitung des Festes, das in gewissen Teilen stets auch religiösen Charakter hat.

Abb. 144
Bronzefigur aus Rällinge (Schweden), wahrscheinlich Frey darstellend

Bei der Besprechung der Opfer muß auch die Frage der Menschenopfer behandelt werden. Hier stehen sich die Vertreter der Wissenschaft sehr gegensätzlich gegenüber. Die einen schildern unsere Ahnen wie eine Herde von Menschenfressern, die andern leugnen jedes Menschenopfer bei den Germanen.

Zweifellos haben auf den großen Opferfesten in Upsala Menschenopferungen stattgefunden, wenn auch die uns überkommenen Schilderungen übertrieben sein mögen. Auch Tacitus schildert nach der Ansicht einzelner Gelehrter Menschenopfer der Germanen, und man will ein halbes hundert solcher Fälle mit größerem oder geringerem Erfolg als nachgewiesen erachten. Es scheint mir nur bei der Behandlung dieser Frage zweierlei außer acht gelassen zu werden. Einmal ist die *Tötung* von Gefangenen unter rituellen Zeremonien noch nicht ein *Menschenopfer* im Sinne des Opferbegriffs. Es ist ein großer Unterschied, ob in einer kultischen Handlung die Hinrichtung von Gefangenen stattfindet oder ob die Ge-

fangenen irgend einem Gott gewissermaßen als Gabe dargeboten werden. Und dann spielen die großen Opferfeste von Upsala am Ende der heidnischen Zeit und sind ohne Zweifel von fremder Sitte schon sehr angekränkelt. Auf Island ist das Menschenopfer unbekannt. Ich glaube, daß die Opferung der Menschen nicht am Anfang einer Religion steht, sondern eine Verfallserscheinung ist. Die Germanen sind erst mit der Zeit, da wo sie wirklich Menschen rituell geschlachtet haben, auf diese niedere Stufe kultischer Zeremonie gesunken.

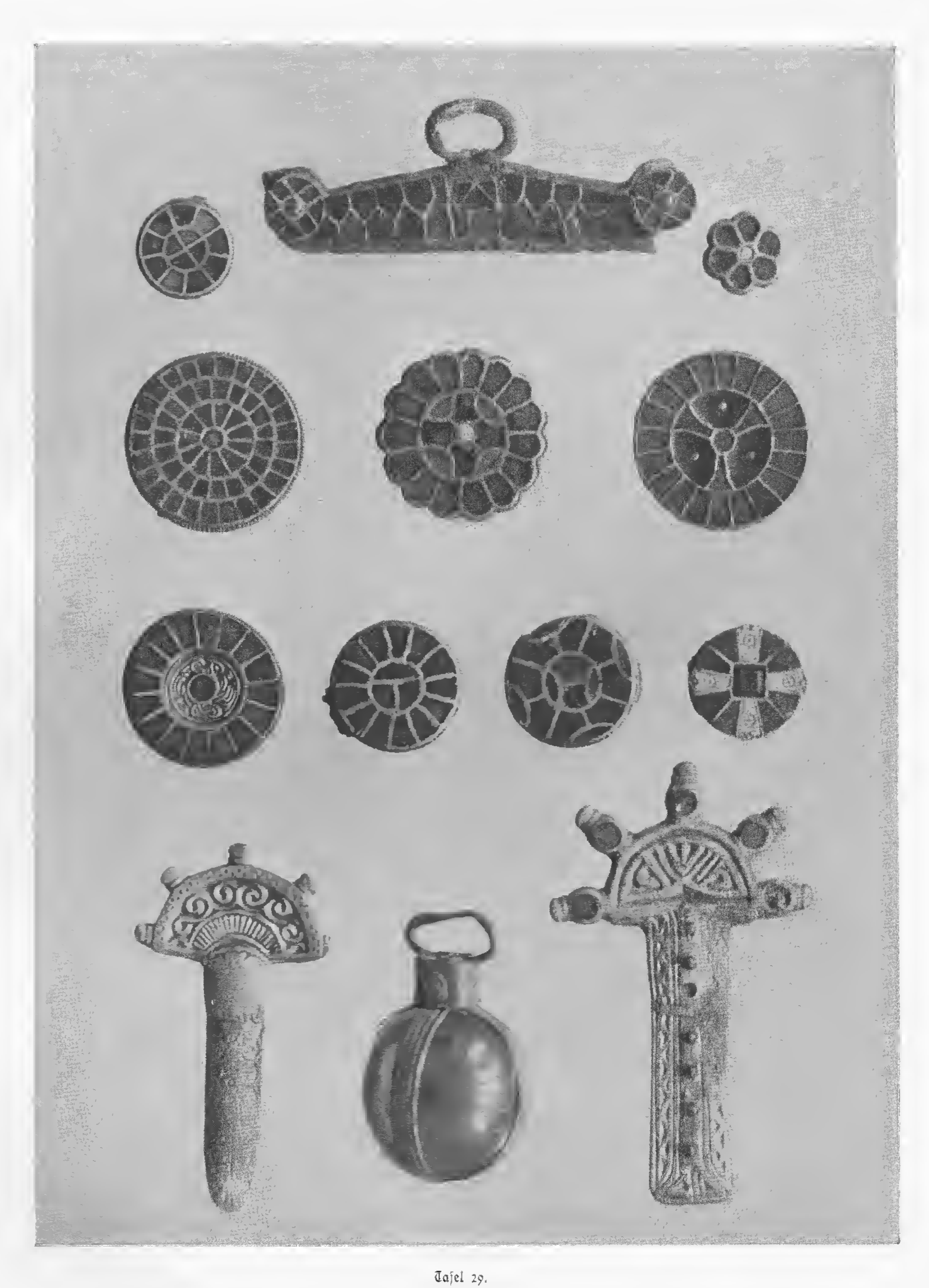
Ein besonderer Fall ist uns aus Tacitus bekannt im Nerthuskultus auf der Insel Seeland. Wir hörten, daß die Göttin in ihrem heiligen Wagen durch die Lande zog und daß sie überall, wohin sie kam, Frieden und Freude verbreitete. Alle Waffen verschwanden, solange die Göttin auf der Reise war, das heißt unter den Sterblichen weilte. Daß auf dieser Reise Befruchtungszeremonien der Göttin stattfanden im Sinne sexueller orientalischer Orgien, ist eine durch nichts zu beweisende Behauptung von denjenigen, die den geliebten Panbabylonismus auch in nordische Gebiete tragen wollen, wohin er nicht gehört.

Die Göttin segnete die Felder und gab den Menschen Frieden. Sie fuhr auf einem Wagen, wie die Sonne auf einem Wagen fahrend gedacht wurde. Vielleicht war sogar ein Sonnensymbol im Inneren des Wagens angebracht. Daß ein Bild der Göttin selbst umhergefahren wurde, das man dann nachher, weil es gewissermaßen seine Jungfräulichkeit unterwegs verloren hatte, waschen mußte, glaube ich nicht. Die ganzen hierzu nötigen Vorstellungsketten wären unarisch und innerlich unmöglich für arische Gottesvorstellung.

Nun wurden aber die Sklaven, die den Wagen und seinen Inhalt nach der Rückkehr zu dem Platze, an dem der Wagen für gewöhnlich steht, offenbar in dem in der Nähe befindlichen See ertränkt. Und das soll ein Menschenopfer sein? Mir erscheint das gar nicht als ein Menschen o p f e r, sondern als ein Akt sehr grausamer aber vielleicht berechtigter Hütung des Symbolgeheimnisses. Diese Sklaven sahen beim Reinigen des Wagens das heilige Innere. Vielleicht das Sonnensymbol. Mit einem Worte, sie mußten etwas sehen, was nicht für ihre Augen war. Und damit sie das Heilige nicht verrieten, wurden sie getötet. Ein Vorgang, der im Altertum in dieser Form als Schutzmaßnahme zur Hütung eines Geheimnisses Dutzende von Malen vorkommt. Es ist also ein ganz gewaltiger Unterschied zu den 800 J a h r e s p ä t e r in Lethra stattfindenden Menschenopfern, die den Höhepunkt eines Festes bildeten.

Nerthus selbst ist eine weibliche Gottheit, aber sie steht vielleicht doch in so naher Beziehung zu Frey, daß sie nur eine Umwandlung dieses Gottes in das Weibliche sein kann. Das Nerthusfest hat sich im Norden bis zur Jahrtausendwende erhalten und lebt im Volksbrauch heute noch.

Da wo Menschenopfer stattfanden, geschah es aus Furcht vor der Gottheit, und gerade diese Furcht ist der ursprünglichen germanischen Auffassung fremd. Denn der



Tafel 29.

Fränkische Silberfibeln und Kugel aus Bergkristall aus der Zeit 550 bis 650 n. Chr. Geb.

Neue Ausgrabungen des Wallraf-Richartz-Museum, Köln.

Schützer gegen alles ist ja der Gott-Freund, der fulltrui. Die Mächte des Utgards, das heißt die Mächte des Draußen, die Mitgard, das Drinnen, bedrohen, können erst Bedeutung für die Germanen gehabt haben, als der Glaube an den göttlichen Freund durch fremde Einflüsse Einbuße erlitten hat. (Abbildung 145.)

Nach der Ansicht der meisten Gelehrten ist die Stelle des Tacitus über den Kult der Semnonen so übersetzt, als handle es sich hier um das Töten eines Menschen. Unsere Leser mögen sich überzeugen, daß wir die Stelle in der Germania Kapitel 39 ganz anders aufgefaßt haben. Wir sprechen nicht von Töten, sondern glauben daß hier ein uralter Brauch geherrscht hat, der darin bestand, einen Menschen symbolisch niederzuschlagen, was dem symbolischen Sterben bei Einweihungszeremonien der ältesten Mysterien gleichkommen würde. Es handelt sich bei den sich versammelnden Vertretern aller möglichen Gaue um Eingeweihte, ganz ähnlich wie bei den ägyptischen und eleusinischen Mysterien. Auch das Hinausrollen der Gefallenen spricht hiefür. Selbst rein sprachlich darf man das Wort caeso homine, nicht durch getöteten Menschen übersetzen. Wollte das Tacitus sagen, so hätte er die entsprechende Form der Verben necare, interimere, interficere, occidere, wie auch Gorsleben in seinem Werke „Hoch-Zeit der Menschheit" richtig bemerkt, gebraucht.

Diese Tacitusstelle fällt also jedenfalls als ein Beweis für Menschenopfer bei den Germanen weg. Es ist ganz bezeichnend, daß die andere Stelle, die von Menschenopfern spricht, den Merkurius, also den Wotan, anführt und eine dritte Stelle, in dem Buche Annalen des Tacitus, von Menschenopfern der Hermunduren spricht, die sie Mars und Merkur, also wiederum Wotan, bringen. Auch im Norden spielt in erster Linie Odin als der Gott, dem man Menschenopfer bringt, eine Rolle. Alles das scheint auf ein Eindringen fremder Kulte zu deuten.

Wir können in den Sagas lesen, daß die Wiedergänger es versuchen, lebende Menschen sich nachzuziehen und ebenso versucht das Odin als Führer der Toten. Er ist selbst eine Art Wiedergänger. Er ist friedlos und wandert. Er ist vielleicht auch als Gott vom Süden her in das Nordland gewandert und ist in der Form des Totengottes jedenfalls ein Fremdling unter den alten arisch-germanischen Göttern, was ja nicht daran hindert, daß er mit der Zeit die Herrschaft errungen hat. Es scheint der Wotanskult, der ja nie ein allgemeiner der Germanen war, noch je wurde, eine Phase religionsgeschichtlicher Umwandlungen darzustellen, die auf der einen Seite eine stärkere Betonung des Dämonischen mit sich brachten, auf der anderen Seite zu einer Herrenreligion, zur Verherrlichung der Gewalt an sich führten.

Hand in Hand mit diesen Umwandlungen läuft auch die Veränderung im germanischen Jenseitsglauben, die recht beträchtliche waren.

Ursprünglich war die Rückkehr in das Licht das, was der Tod bedeutete. Die symbolische Handlung bestand in der Lichtaussetzung des Toten. Wir haben darüber in dem Abschnitt „das Haus der Toten" entsprechend geschrieben.



Abb. 145
Wie man sich germanische Menschenopfer irrtümlich vorstellt (Aus Scherr Germania)

Mit der starken Ausbildung des Sippengedankens kam dann wohl auch die Vorstellung, daß die Bande der Sippe im Tode nicht zerreißen dürfen, noch können. Sind diese Vorstellungen in der Bestattung vielleicht Motiv zum Megalithgrab geworden, so sind sie ebenso im Jenseitsglauben Motiv für die Vorstellung des heiligen Berges geworden, in dem der Tote zu den schon Gestorbenen seiner Sippe zieht.

Eine weitere Entwicklung deutet Dr. Kummer in sehr geistvoller Weise an, wenn er schreibt: „Wir haben also die Tatsache, daß die altnordische Ahnenverehrung, wo sie uns am edelsten und zugleich deutlichsten gegenübertritt, gleichsam

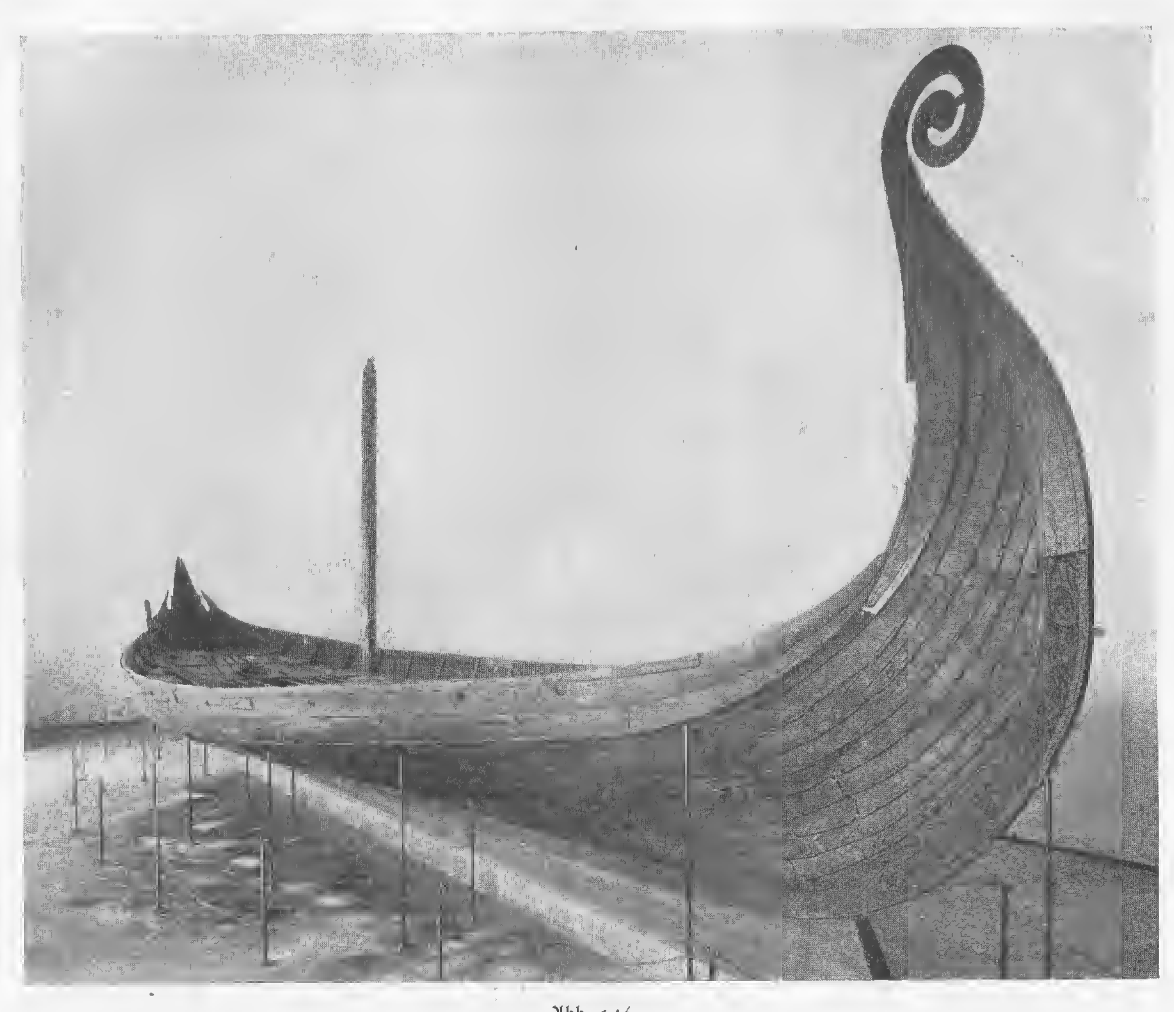


Abb. 146

Das Osebergschiff aus dem 9. Jahrhundert n. Chr. Geb.

Universitäts-Altertums-Sammlung Oslo

als ein Ersatz erscheint für den alten Gottesglauben, den fremde Einflüsse bereits zerstört haben. Der darin sich zeigende Rückzug des Glaubens vom verehrten Gott auf einen verehrten, dem Göttlichen am sichtbarsten verbundenen Ahnen, diese Senkung des Blickes herab vom Überirdischen zum Verstorbenen, kennzeichnend eine gewisse Ernüchterung und Beschränkung der religiösen Phantasie, stimmt durchaus zu der allgemeinen religiösen Entwicklung dieser Verfallszeit, die ihr Ende findet in der Angst vor den lebenden Leichen und in der staunenden Dummheit der Bekehrten angesichts der Leiche Olafs des Heiligen, die voll Wohlgeruch und Frische bleibt, der ein Priester von Zeit zu Zeit Haar und Nägel verschneiden muß, und die dem Norwegen des 11. Jahrhunderts das Allerheiligste bedeutet, das viele Kranke heilt und Kerzen von selbst entzündet."

Die Menschen suchten nach dem Ort, wo die Toten wohnen. Oft tritt dieser Ort als Meer auf. Und im 9. Jahrhundert wurde eine nordische Königin mit der Pracht eines Pharaonen im Wikingschiff von Oseberg bestattet. Viele tote Könige fahren auf Schiffen in das Meer oder verbrennen auf dem Schiffe und mit dem Schiffe. (Abbildung 146 und 147.)

Und dieses mit dem Schiffe in das unendlich ferne Jenseits Fahren ist vielleicht die ältere Auffassung, die erst von der des heiligen Berges, in dem die Sippe lebt, gefolgt wurde. Im Helgafell, das ist im heiligen Berge der Sippe, herrscht kein Gott, sondern der Sippenälteste, also der Ahne. Und schon daraus geht hervor, daß diese religiöse Vorstellung nicht so alt sein kann wie jene von der Heimat im Lichte oder jenseits des unermeßlichen Meeres.

Erst aus dem Helgafell ist das geteilte Jenseits: Walhalla für die im Kampf Gefallenen, und Hel für die anderen, geworden.

Welch gewaltiger Unterschied zwischen den ersten Wanderungen der Toten in das ferne Licht und den letzten in das irdisch ausgeschmückte Walhall!

Auf andere Vorstellungen des Nordens, die auch verzeichnet sind, so auf Freyas Saal Folkwang, in den auch die Frauen kommen, oder auf das Reich Rans, der Meeresgöttin, in dem die Ertrunkenen weiterleben oder auf Gefions Jungfrauenreich soll hier nicht näher eingegangen werden.

Eine Furcht vor den Toten war nicht vorhanden, solange sie in das Licht fuhren und auch solange sie im Sippensaal in Helgafell versammelt waren. Erst als diese Vorstellungen verblaßten, als die Menschen aus der Sippe in die Vereinzelung gerissen wurden und aus der Unendlichkeit des Lichtes schließlich der kleine Steinkammersarg wurde, da begannen die Leichen lebendig zu werden, da begann die Furcht vor dem Tode und vor den Toten, und damit gewann Utgard, das Dämonische, Gewalt über Mitgard, den lichterfüllten Gottesfrieden.

Und da erst, zum Trost über Verwesung und Grab, wachsen dichterisch Walhall empor und seine Götter.

Wir müssen uns in die Welt der Edda einzuleben versuchen. Unter Edda, das heißt so viel wie Poetik, verstehen wir heute zwei Hauptwerke der altisländischen Literatur: die jüngere sogenannte Snorri-Edda und die ältere sogenannte Saemundar-Edda. Diese ältere Edda hat diesen Namen erst im 17. Jahrhundert erhalten. Die jüngere Snorri-Edda ist uns in Handschriften des 13. und 14. Jahrhunderts erhalten. Sie ist ein Lehrbuch der Poetik für die jungen Skalden. Und sie enthält neben sehr vielem rein Technischen auch eine Darstellung der nordischen Mythologie. Die Zusammenstellung erfolgte durch Snorri in den Jahren 1220—1230. Snorri selbst, oder wie er auch genannt wird, Snorre Sturluson, lebte von 1179—1241. Er gehörte zu den vornehmsten Geschlechtern Islands, spielte politisch eine hervorragende Rolle und erwarb sich als Schriftsteller höchsten literarischen Ruhm. In seiner Edda gibt er dem jungen Skalden zunächst Material für die Dichtung, Sagen und Mythologisches, das er selbst gesammelt hat, dann technisch-sprachliche Unterweisung, denn der Skaldensang ist schon, man möchte sagen,



Abb. 147

Eichenschnitzerei am Steven des Osebergschiffes (Universitäts-Altertumssammlung Oslo)

eine Art Kunsthandwerk geworden. Es werden ihm schon die straffen Zügel der „Meistersingerei" angelegt.

Snorri hat mit der Partei zusammengearbeitet, die die Unterwerfung Islands unter die norwegischen Fürsten betrieb. Er fiel deshalb durch Mörderhand. Außer der Edda hat er noch ein sehr berühmt gewordenes Werk, die „Heimskringla", geschrieben (Weltkreis), in dem er in dichterischer Form die Geschichte der norwegischen Könige vom Anfang an bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts bringt. Endlich ist noch ein Lobgedicht auf König Hakon und Jarl Skule, das „Hattatal", sein Werk. Auch war er ein Meister der historischen Prosa.

Die ältere, Saemundar-Edda, auch einfach die „Lieder-Edda" genannt, hat jedenfalls Saemundar nicht zum Verfasser. Sie ist eine Sammlung von etwa 30 Liedern, deren Inhalt sich mit der nordischen Mythologie und Ethik und mit der Heldensage beschäftigt.

Die Lieder ersetzten uns manche verloren gegangene Heldensage des südgermanischen und ostgermanischen Kreises und verwenden uraltes Volkswissen, nicht alles ohne Umgestaltung. Die Lieder stammen aus dem 7. bis 12. Jahrhundert, ihr Inhalt geht natürlich noch viel weiter zurück. Der Stil ist freier und leichter verständlich als der geschraubte Kunststil der Skalden. Man merkt noch das warme Blut erlebenden Volkes in ihnen. Die wichtigsten Teile der Liederedda sind die Völuspa, das ist die Weissagung der Seherin, ein wundervoll tiefes Werk, die Havamal, das sind die Sprüche des Hohen, also Odins, die Lehren des Grimnir (Grimnismal) eine Sammlung vorchristlicher Lebensweisheit und die nordische Mythen enthaltende Vaftrudnismal. Die südgermanische Heldensage ist in den Sigurds-, Brynhilden- und Attilaliedern enthalten.

Auch hier in der älteren Edda erscheint als der eigentliche Held unter den Göttern, als der den Menschen Vertrauteste: Thor mit dem Hammer.

Nur dürfen wir nie vergessen, daß über beiden Eddas, teils mehr teils weniger, christliche Schminke liegt, die manches uns verhüllt, manches in anderen Farben oder zum mindesten Farbnuancen bringt, als es einst, als die Stoffe der Lieder religiöses Erleben der Menschen bildeten, getönt war.

Wir hätten wohl die erwünschte Korrektur der beiden Eddas und dazu die ebenso erwünschte Erweiterung des ganzen Komplexes auf Südgermanien, wenn die Sagensammlungen, die Karl der Große mit Verständnis für den Wert ihrer Erhaltung einst anlegte, uns geblieben wären. (Abbildung 148.) Aber die Nachgiebigkeit seines Nachfolgers, Ludwig des Frommen, gegen den fanatischen Haß der christlichen Priester, der alles, was nur im entferntesten an Heidentum erinnerte, zerstören wollte und tatsächlich auch in stumpfsinnigstem Unverständnis zerstörte, hat die wertvollen Sammlungen dem Feuer überliefert und uns um das Wunderbare gebracht, das uns heute einen richtigen und so unermeßlich wertvollen Einblick in die religiöse und ethische Welt unserer Ahnen vermitteln könnte.

Karl der Große war gewiß ein großer Heidenbesieger und ein grausamer Heidenbesieger, aber er war daneben ein kluger Mensch mit großen Gesichtspunkten. Doch Ludwig der Fromme war ein törichter, feiger Herrscher und ohne jede Vorstellung von dem, was er tat, als er die Sammlungen vernichten ließ.

Uns ist aus Deutschland selbst fast nichts geblieben und nur im Volksglauben finden wir noch kleine Teilchen, die mühselige Arbeit und schwierige Deutung nur zu einem recht unvollkommenen Bilde zusammenfügen können.

Darum vor allem ist uns die Edda so wichtig. Und wenn auch in ihr das Bild der Götter schon verzerrt ist, so enthält es doch andererseits auch sehr viel Richtiges und Richtunggebendes. Vielleicht Richtigeres doch noch als die Sammlungen des Paulus Diakonus bei den Langobarden und des Jordanes bei den Goten geleistet haben. Denn die Stellung der nordischen christlichen Forscher und Dichter im Kreise der Snorri und Saemundar war wesentlich unabhängiger von der Kirche als die aller weiter südlich befindlichen Christen.



Abb. 148

Ein malerischer Versuch, Karl den Großen darzustellen

Aus den Kaiserbildern in Frankfurt a. M.

(Mit Genehmigung des städtischen historischen Museums Frankfurt a. M.)

Auch kam ja das Christentum selbst unendlich viel später nach dem Norden als in das übrige Europa. Bei der Landsnahme Islands war noch bis in die Anfänge des 2. Jahrtausends das alte Heidentum maßgebend! Der alte Saxo Grammaticus, der um 1200 die Geschichte Dänemarks schrieb, war Christ, aber ein so unkirchlicher und freier, daß er ein Interesse an den alten Sagen und Gebräuchen seines Volkes nehmen konnte, das ihm in Deutschland etwa sehr schlecht bekommen wäre. Auch in England ist ein altes Heldengedicht, der „Beowulf", aus dem Jahre 700,

erhalten geblieben. Unsere Leser seien darauf aufmerksam gemacht, daß der deutsche Dichter Wilhelm v. Hertz (1835 bis 1902) unter dem Titel „Beowulfs Tod" einen Teil dieses altangelsächsischen Heldenepos prachtvoll übersetzt hat. Es sollte diese Übersetzung ebenso wenig vergessen werden, wie die übrigen Dichtungen des liebenswürdigen Meisters.

Und nun zur Edda oder wenigstens zum Wichtigsten aus ihr. Nach den nordischen Mythen gab es vor der Erschaffung der geordneten Welt nur den Gegensatz von Kälte und Hitze. Das Gebiet der Kälte, des ewigen Eises, in dem wilde Stürme tobten und das Dunkel herrschte, war Nifheim. Vielleicht stammt dieses Wort Nifel (Nebel) aus dem atlantischen Kulturkreis, von dem es über Ägypten auch in den Orient gelangt ist. Auch die Bibel kennt die Riesen der Vorzeit. So heißt es in dem Buche Baruch 3. Kapitel Vers 26 und 28:

„Da waren vor Zeiten Riesen, große berühmte Leute und gute Krieger ... und weil sie die Weisheit nicht hatten, sind sie untergegangen in ihrer Torheit."

Das gleiche sagt I. Moses 6. Kapitel, Vers 4. Hier werden die Riesen als Nichtmenschen charakterisiert. Sie sind die Söhne der ungehorsamen Engel, die mit Menschenweibern geschlechtlichen Verkehr gepflogen haben. Und diese uralte Idee taucht dann auch im apokryphischen und sehr aufschlußreichen Buche Henoch auf, wo es im Kapitel 15 Vers 11 von den Riesen heißt: „die da Gewalttat üben, Vernichtung bringen und kämpfen, Zerstörung auf Erden anrichten und Leid bringen."

Warum erwähnen wir das nun? Weil im Hebräischen, Riesen, Nephelim heißt und Niflheim und Nephelim, nebeneinander gehalten, recht ähnlich klingen.

Niflheim polar entgegengesetzt liegt das Gebiet der furchtbaren Hitze, Muspelheim. In dieser Hitze konnte nur leben, wer dem Feuer angehörte. Dort hielt Surt die Wache, und sein Schwert war die Flamme. Wie tief ist dieser Gedanke, daß jetzt schon, bevor noch die Welt geschaffen war, das Motiv ihres einstigen Unterganges da war. Denn aus Muspelheim wird das Feuer kommen, das einst Erde und Götter verbrennen wird. Der Name Muspelheim ist schwer zu deuten. Die sprachlichen Erklärungen schwanken. Jedenfalls bedeutet muspel, althochdeutsch muspilli, etwas, was mit Feuer zusammenhängt.

Die Verbindung der beiden gewaltigen Gegensätze bildete ein Schlund, genannt Ginnungagap. Aus ihm schossen reißende Wasserströme. Kamen sie in den Wirkungsbereich von Niflheim, so erstarrten sie zu Eis und schoben sich als Gletscher immer weiter vor. Wurde dieses Eis aber von der Hitze Muspelheims erreicht, so schmolz es und tropfte. Aus diesem Tropfen entstand das gewaltige Urwesen Ymir, der mächtige Vater aller Reifriesen. In Ymir könnte man wohl einen Eiszapfen vermuten, dessen Zunahme und Gestaltveränderung Leben vortäuscht. Ymir ist, wie wir das in fast allen Kosmogonien vorfinden (wir erinnern auch an den Twisto, von dem Tacitus erzählt) ein zweigeschlechtliches Wesen. Es befruchtet sich



Tafel 30
Germane mit Kurzschwert und Schild
(Rekonstruktion im Provinzial-Museum Hannover)

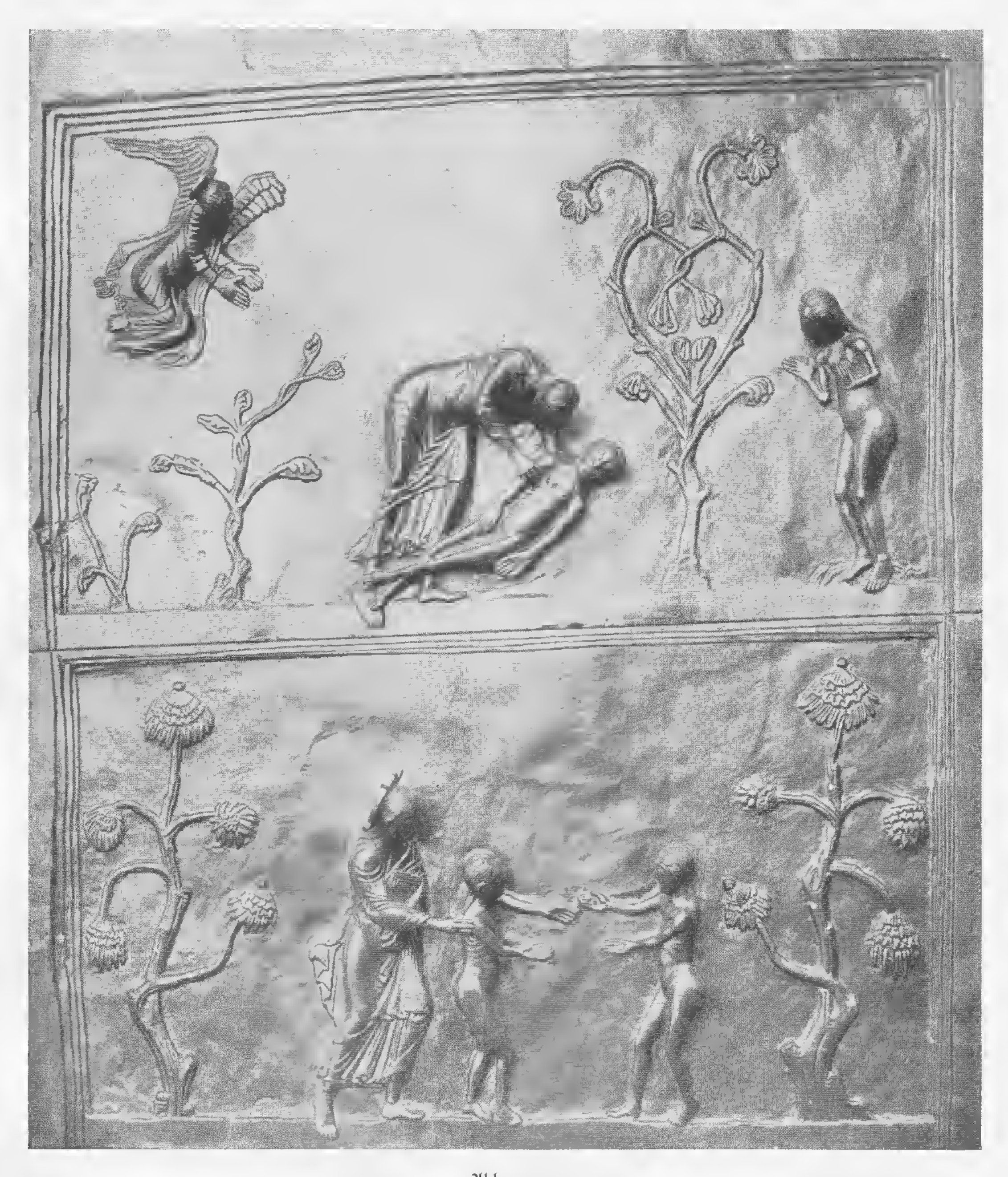


Abb. 149
Christliche Vorstellung der Erschaffung Evas aus der Rippe Adams und der Zuführung Evas
Detail der Erztüre vom Dom von Hildesheim
(Photo F. H. Bödecker, Hildesheim)

selbst. Und während es im Schlafe liegt, wachsen aus seiner Schulter ein Mann und seine Frau, aus seinem rechten Fuße aber ein Sohn. Auch in der einen Fassung der Menschenerschaffung in der Bibel (es gibt bekanntlich zwei die nahe hintereinander in der Genesis stehen und sich widersprechen) ist die Andeutung an die Zweigeschlechtlichkeit Adams deutlich erkennbar (Abbildung 149). Die Kinder Ymirs erzeugten dann eine große Reihe Nachkommen, die Jöten hießen und böse Riesen waren.

Der Lebensschöpfungsakt geht weiter: Neue Tropfen des schmelzenden Eises bilden die Kuh Audhumla, an deren Euter das Urwesen Ymir trinkt. Die Kuh selbst nährte sich vom salzigen Steine am Gletscher. Und nun fängt der Stein an zu gebären. Am ersten Tage wachsen Haare eines Mannes aus dem Stein, am zweiten ein Kopf, am dritten vollendete sich die Geburt des Mannes, und Buri, vielleicht heißt das Jüngling, stand auf der Erde.

Aus ihm und dem Geschlechte der Thursen stammten die Götter. Und zwar deren erste: Odin, Wili und We.

Diese Götter töteten das Urwesen Ymir, in dessen Blut das ganze Riesengeschlecht bis auf Bergelmir und sein Weib ertrank. Von Bergelmir stammen dann diejenigen Riesen ab, die in der Göttergeschichte des Nordens eine Rolle spielen. Aus der Leiche des Ymir aber entstand die Erde. In den sogenannten Schöpfungsstrophen heißt es:

Aus Ymirs Fleisch
Ward die Erde geschaffen,
Aus dem Blute das Brandungsmeer,
Das Gebirg aus den Knochen,
Die Bäume aus dem Haar,
Aus der Hirnschale der Himmel.
Aus des Riesen Brauen
Schufen Rater hold
Mitgard den Menschensöhnen.
Aus des Riesen Gehirn
Sind die rauhgesinnten
Wolken alle gewirkt.

Die Gewässer aus dem Schlund Ginnungagap wurden von den Göttern, — es ist die gleiche Vorstellung wie beim Okeanos der griechisch-römischen Welt — in einen Kreis rings um die Erdscheibe geleitet.

Die Funken aus Muspelheim aber sandten die Götter als glitzernde Sterne an den Himmel. Also Mitgard, das mittlere Gehege, der „Garten Eden", war für den Menschen vorbereitet, der selbst noch gar nicht erschaffen war. Die Schöpfung des Menschen ist ganz eigentümlich.

Die Götter fanden nämlich am Strande die Formen eines Mannes (Ask) und einer Frau (Embla). Nur die noch unbelebten Formen. In der Schöpfungsstrophe heißt es: „Ledig der Kraft und ohne Schicksal. Nicht hatten sie Sinn, nicht hatten sie Seele, nicht Lebenswärme noch lichte Farbe."

Diese leblosen Formen einer unzweifelhaft früheren Schöpfung, von der aber nichts berichtet wird, werden von den Göttern zu Lebewesen beseelt. Es ist der Lehmkloß der Bibel, dem Gott Geist einhaucht. Und von diesen also Beseelten stammen die Menschen dann ab.

In der Mitte von Mitgard zäunten die Götter ihren eigenen Bereich ab, den sie Asgard nannten. Diese Tatsache ist sehr richtig von den Sängern der Eddalieder gesehen. Der germanische Gott ist nicht „Wo anders!" als seine Menschen. Er ist mitten unter ihnen. Er sitzt in der Halle bei festlichem Mahle, er geht mit in die Schlacht und beobachtet die Tapferkeit der Kämpfenden, er ist der Freund des Menschen. Mitten in Asgard wiederum (das Ganze ist eine Erinnerung an die drei konzentrischen Kreise der altatlantischen Poseidonsburg — (Abbildung 150) liegt das Idafeld, auf dem die Götter ihre Wohnsitze errichteten. Hier schufen sie Eisenwerkzeuge. Diese Fassung des Götteraufenthaltes scheint also nicht vor der Eisenzeit, aber an ihrem Anfang erdichtet worden zu sein. In einer Zeit, in der das Eisen neu und sehr wertvoll war. Denn sonst hätten Götter keine Veranlassung, sich mit der Herstellung von Eisenwerkzeugen und Eisenwaffen zu befassen. Sie schmiedeten auch Erz und schnitten Holz. Sie behauten Steine. Alle ihre Gefäße waren aus Gold. Die Ebene des Idafeldes wird überschattet von der Weltesche Yggdrasil. Dieser Lebensbaum, wahrscheinlich aus dem Gedankenreich der atlantisch-nordischen Kultur stammend, hat ebenso wie die unseren Lesern ja schon bekannte atlantisch-nordische Hieroglyphe des Lebensbaumes, von der Yggdrasil stammt, drei Wurzeln, von denen die eine in das Gebiet des Chaos (den Schlund Ginnungagap), die zweite nach Niflheim und die dritte, steil nach unten gerichtet, im Götterboden selbst bleibt (Abbildung 151).

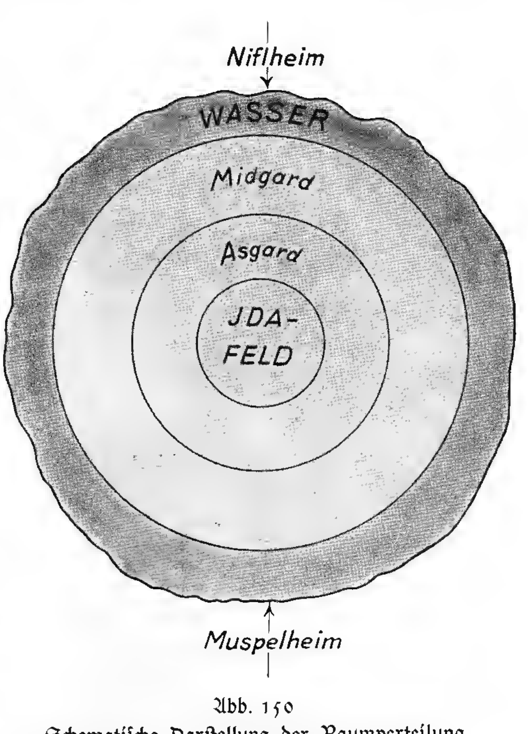


Abb. 150
Schematische Darstellung der Raumverteilung in der Edda

An der Wurzel in Niflheim liegt die Quelle Zwergelmir, im Chaos der Brunnen des Mimir, aus dem Erkenntnis zu trinken ist, im Götterboden tief unten

im Reich der Mütter liegt Urds Brunnen, wo die Götter sich zur Beratung versammeln. Und dort wohnen die drei Schicksalsnornen: Urd, Werdandi und Skuld.

Der Name Urd hängt wahrscheinlich mit wert, das ist drehen, wenden, zusammen. Daher auch wirtel gleich Spindel. Und so bedeutet die Norne Urd ein Wesen, das den Faden des Schicksals hält und von der Spindel ablaufen läßt. Ursprünglich war es wohl nur die eine Norne, die anderen beiden scheinen erst im 12. Jahrhundert dazugekommen zu sein und mit ihnen die Begriffe der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dagegen scheint man außer der großen Norne Urd noch eine Reihe von anderen Nornen gekannt zu haben. So sagt ein altes Nornenlied:

„Welche Nornen kommen
Bei Kindesnöten
Und lösen die Leibesfrucht?
Nicht einer Abkunft
Sind alle die Nornen,
Sie sind verschiedenen Geschlechts:
Die stammen von Asen,
Die von den Alben,
Die von Dwalin ab."

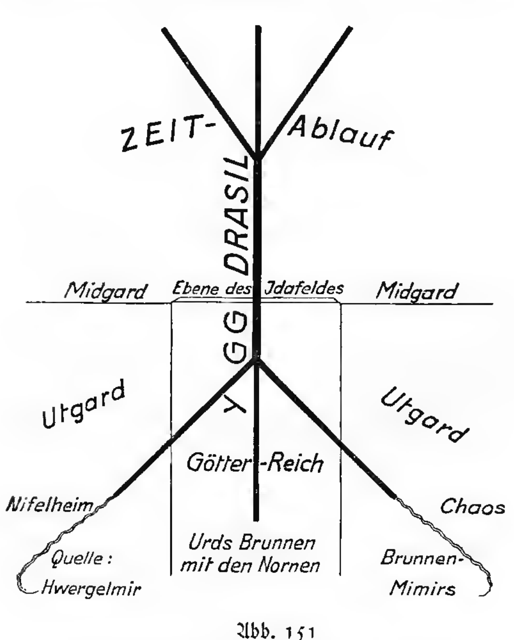


Abb. 151
Schematisches Bild der Weltesche Yggdrasil

Die von Dwalin abstammenden kommen aus dem Zwergenreich.

Hier stehen wir vor einer sehr interessanten Erscheinung der nordisch-germanischen Mythologie. Es scheint, daß jede Sippe ihre Norne gehabt hat, die man auch häufig Fylgie nennt. Über die Bedeutung der Fylgien sind die Ansichten geteilt. Ich folge hier wiederum der mir richtig erscheinenden des Dr. Kummer.

Es scheint, daß der Begriff Fylgie sich mit dem den Germanen nicht so wie uns geläufigen der Seele deckt. Im allgemeinen wäre also die Fylgie das andere Ich und nicht nur das andere Individual-Ich, sondern dem germanischen Sippengedanken entsprechend das andere Sippen-Ich! Die vom Leib losgelöste Fylgia behält noch einen stofflichen, aber offenbar ganz feinstofflichen Restleib. Wir sehen, wie im Fylgienglauben sich Körper und Seele zu trennen beginnen und der Gespensterglaube seine Basis findet.

Die Fylgie schützt auch den Menschen wie der auserwählte Gott es tut. Sie tritt geradewegs als Vorläuferin des christlichen Schutzengels auf. Man betete aber nicht zur Fylgie, weil sie, wie Dr. Kummer sehr geistreich und tief sagt: kein Du war, sondern das Ich selbst. Der Fylgienglauben mag sich auch noch von einer anderen Seite her entwickelt haben. Die Eigenschaft des zweiten Gesichtes, die im



Abb. 152
Nornenbrunnen in Stuttgart (Von Prof. Karl Donndorf)

germanischen Volke weit verbreitet war und selbst heute noch mannigfach vorkommt, galt als geradezu notwendig zu einem erfolgreichen Leben. Sie wurde bei Frauen ganz besonders hoch geachtet. Es ist aus einer Saga zu ersehen, daß die Fylgia fast dasselbe ist wie die innere Stimme oder die Ahnung oder das zweite Gesicht. In dieser Saga kommt die Stelle vor: „Mir sagt es meine Ahnung und unsere Sippenfylgia, daß diese Ehe nicht gut wird." Hier ist die Sippenfylgia im Sinne eines kollektiven Sippenahnungsvermögens gedacht.

Kehren wir nun zu der Weltesche zurück. Sie birgt eine Reihe von Tieren. Teils nagen sie an ihrer Wurzel, teils fressen sie von ihrem Laube. Es sind da der böse Drache Nidhögg, viele Schlangen, das Eichhörnchen Ratatösk und auch mancherlei Hirsche. Vielleicht ist das eine frühe Naturbeobachtung, denn man hat tatsächlich in Norwegen feststellen können, daß die Hirsche dort gerne die Eschen benagen.

Nach Asgard hinein führt die Regenbogenbrücke Bifröst, die in drei Farben leuchtet. Rot ist sie, weil sie in Brand steht, so daß kein böses Wesen sie überschreiten kann.

Dort inmitten von Asgard ist Odins Saal, Walaskjalf oder auch später Walhalla genannt. Es ist der Saal der auf dem Schlachtfelde Gefallenen. Mit gleißendem Silber ist der Saal bedeckt. In ihm steht, wie in jedem Edelinghause, der

Hochsitz, von dem aus Odin, der so viele Namen hat, daß man sie nicht zählen kann, die ganze Welt überschaut. (Tafel 38.)

Wenn Odin zu den Menschen geht, erscheint er als einäugiger Mann. Sein zweites Auge gab er Mimir zum Pfande, um Weisheit aus Mimirs Brunnen trinken zu dürfen. Odin kennt weiseste Runen. Wir wissen aus den bisherigen Abschnitten, daß die Runen der Germanen zurückgehen auf uralte atlantisch-nordische Kalenderhieroglyphen, die viel älter sind als die ältesten Schriftdenkmale des Orients. Es ist ganz bezeichnend, daß die Eddalieder dem höchsten Gott ein besonderes Runenwissen zuteilten. In einem alten Liede, dessen Deutung außerordentlich schwierig, aber durch unsere Abbildung 151 etwas erleichtert ist, sagt Odin selbst, wie er zur Kenntnis der uralten Runen kam:

„Ich weiß, daß ich hing
An sturmgepeitschtem Baum
Neun ganze Nächte.
Mit dem Ger verwundet,
Dem Odin geweiht.
Ich selbst mir selbst.
Nur wenige wissen
Des Baumes Wurzel.
Speise spendete keiner,
Kein Horn kühlte den Durst mir.
Abwärts spähend lernte ich Runen.
Lernte sie schreiend
Und sank ins Leben zurück."

In diesem Satz: „dem Odin geweiht" sehen wir die deutliche Selbstcharakterisierung als Todesgott! Und es ist eine ebenso charakteristische Wandlung der religiösen Vorstellungen der Wikingerzeit, wenn dieser Todesgott zum höchsten Gott Walhallas wird. Ich glaube man kann zu einer sehr tiefen Deutung dieser Strophe kommen, wenn man die Esche Yggdrasil als eine stilisierte Lebensbaumrune auffaßt (vergl. unsere schematische Abb. 151). Dann ist das Hängen Odins nach abwärts mit dem Blick in die Tiefe ganz verständlich, da sieht er wo die Wurzeln der Rune sind. Im Zusammenhang mit den Hieroglyphen ᛉ und ᛦ ergibt sich Weiteres.

Odin ist meist begleitet von seinen beiden Raben Hugin (Gedanke) und Munin (Gedächtnis). Oft auch reitet er auf seinem achtfüßigen Pferde Sleipnir. Und reitend spielt er im Volksglauben des deutschen Volkes noch heute seine Rolle als Wilder Jäger. Wie er dazu gekommen ist finden unsere Leser in dem Abschnitt: „Einführung in das Verständnis der deutschen Volkssage". (Abbildung 153.)

Ob Odin im Laufe der Zeit zu einem Gott der Toten wurde, oder aus einem Gott der Toten, der er zuerst war, der König der Götter wurde, ist schwer zu sagen. Jedenfalls ist der ganze Gedankengang, der einen Herrscher über Gefallene erzeugt hat, nicht rein germanisch und auch nicht frühgermanisch.

Der Odin-Mercurius des Tacitus zeigt uns, daß die Römer, da wo sie in Germanien Wodanskult fanden, in diesem den Totenkult merkten und daher dem Wodan den Namen des griechischen Todesgottes Hermes Chtonios lateinisch übersetzt in Mercurius gaben. Das Leben der Gefallenen in Walhalla wird nur in den Eddaliedern ausgeschmückt. Wir wiesen schon darauf hin, daß es sich hier um eine Herrenreligion der Wikingerzeiten handelt, die sich in ihren Ideologien schon sehr weit von der alten germanischen Bauernreligion entfernt hat. In Südgermanien wird die Wodansauffassung mehr nach ihrer geistigen Wesenheit gepflegt. Es tritt hier also bei dem Gott mehr seine Weisheit, seine Zauberkunst und seine Runenkunde in den Vordergrund.



Abb. 153
Odindarstellung auf einem Helm in Wendel Provinz Upland, Schweden
(Staatl. Histor. Museum Stockholm)

Es ist sehr interessant, wie sich auch Richard Wagner ganz intuitiv gegen das unsinnige Walhalla wendet, in dem die Einherier nur des Mordens wegen jeden Tag auf einander losschlagen und da gewissermaßen blutige Manöver zur Vorbereitung für den Endkampf der Asen gegen die Riesen und Dämonen von Utgard vollziehen. Wagner hat ja im Allgemeinen in seiner Trilogie „Der Ring des Nibelungen" aus der Edda geschöpft, aber er hat mancherlei ganz subjektiv gestaltet und da an der und jener Stelle das Germanische richtiger empfunden als die Edda selbst. In Wagners „Walküre" fragt Sigmund die Walküre Brünhilde in seiner Todesstunde:

„Fänd ich in Walhall Wälse, den Vater?"

Und als ihm Brünhilde das zusagt, fragt er weiter:

„Begleitet den Bruder
Die bräutliche Schwester?
Umfängt Sigmund
Sieglinde dort?"

Brünhilde antwortet im Sinne der Edda:

„Sieglinde
Sieht Sigmund dort nicht."

Da aber will Sigmund von dem Wikingerhimmel nichts mehr wissen und sagt:

„So grüße mir Walhall,
Grüße mir Wotan,
Grüße mir Wälse
Und alle Helden,
Grüß auch die holden
Wunsches Mädchen:
Zu ihnen folg ich Dir nicht."

Wenn nun auch diese Textstelle ein wenig nach dem 19. Jahrhundert schmeckt, so ist sie doch richtiger germanisch empfunden als manche Walhallastelle der Edda empfunden ist und wir können uns denken, daß die Germanen, von deren Frauen Tacitus uns so Wunderbares berichtet: von denen er sagt, wie sie die Männer im Kampfe unterstützen und durch ihre Ehe schon zu deren zweitem Ich werden, daß diese Germanen keine Lust gezeigt hätten, eine Ewigkeit nach dem Tode ohne ihre eigenen Frauen zu leben und sich mit den doch recht lockeren Walküren der Wikinger Herren zu begnügen. Dieser Himmel der freien Liebe und des sinnlosen Raufens entsprach den sittlichen Ansichten des alten Germanen durchaus nicht.

Wodan hat im Laufe der Zeit da und dort auch die alte Rolle des Gottes Tyr, Ziu oder Tiu eingenommen. Man glaubt daß der Name Tyr mit der arischen Sprachwurzel div, das ist leuchten, zusammenhängt. Das würde dazu passen, daß ganz naturgemäß die ersten Personifizierungen sich aus dem Begriffe des Lichtes entwickelt haben. Aus gleicher Wurzel stammen dann auch der griechische Zeus, der lateinische Jupiter und ganz allgemein der lateinische Ausdruck deus das ist Gott. Im Sanskrit der Sprache des alten arischen Indiens finden wir dafür das Wort dyaus.

Wodan hat aber auch den alten und bei den Germanen am höchsten gewerteten Gott Thor aus seiner Stellung da und dort verdrängt. Im Süddeutschen heißt Thor Donar und hier tritt die Allegorisierung in das Gewitter recht deutlich auch im Namen schon zutage. Der Thor der Edda ist immer noch, selbst bei den mannigfachen seelischen Veränderungen, die das Bewußtsein der letzten Heiden schon durchgemacht hat, der alte Freund des Menschen. Er ist der „anständigste Gott" der Edda (Tafel 40). Er verwendet Klugheit nicht zum Betrug, er ist das Sinnbild des ehrlichen Handelns. Man stellte ihn sich vor als einen großen und sehr stark gewachsenen Mann mit rötlichem Barte, scharfem, alles durchdringendem Blicke und starker Stimme. Er wird der „brüllende Wetterer" genannt. Auf seinen Fahrten ziehen zwei Böcke seinen Wagen. Diese Tiere werden in den alten Liedern in einer Sprache, die Homer an Bildkraft nichts nachgibt die „Zähneknisterer" oder „Zahnknirscher" genannt. Thor schwingt in eisenbehandschuhter



Tafel 31
Das gewaltige römische Baudenkmal der Porta Nigra in Trier
(Photo Provinzial-Museum Trier)

Hand den weißglänzenden Hammer (Abbildung 154). Seine gewaltige Kraft wird durch den Kraftgürtel, den er zu tragen pflegt, in das Gigantische gesteigert. Thor ist nach der Edda die Stütze der Götter und der Menschen im Kampfe gegen die Mächte von Utgard, gegen die Dämonen und Riesen. Ursprünglich war Thor vielleicht als ein Sohn der Erde gedacht. Als dann aber Odin den Thron der Götter bestieg, wandelte sich Thor in den Sohn Odins. Sein Hammer, in dem wir unschwer die alte heilige Doppelaxt erkennen, zeugt dafür, daß Thor viel älter als Odin ist.

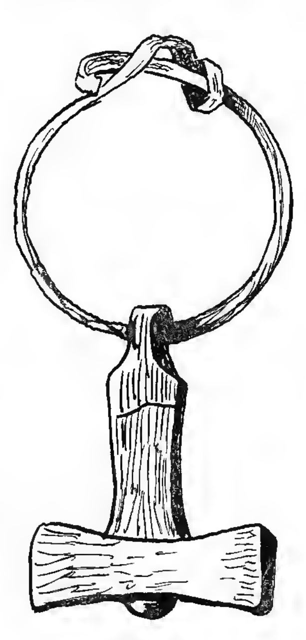


Abb. 154
Thors Hammer
als Schmuckamulett

Nach dem Urteil eines allerdings durch sein Christentum den heidnischen Göttern gegenüber nicht unvoreingenommen urteilenden Priesters soll Thor auch als Wettergott verehrt worden sein, und die nordischen Wikinger sollen ihm, um guten Segelwind zu erhalten, auch Menschen geopfert haben. Abgesehen von dem, was wir über Menschenopfer bei den Germanen schon gesagt haben, ist eine solche Verirrung bei den Wikingern, diesen rauhen Räubergeschlechtern, schon denkbar und würde in diesem Einzelfall sich neben die altgriechische Sage von der Opferung der Iphigenia im Hafen von Aulis stellen lassen. Da hat auch der König, um von Artemis günstigen Fahrtwind nach Troja zu erhalten, seine eigene Tochter geopfert, die dann allerdings dem Geschmacke der griechischen Kultur entsprechend, kurz vor der Opferung von Artemis in fernes Land nach Taurien entführt wurde, während an ihrer Stelle eine Hirschkuh verblieb. Eine ähnliche Verhinderung des Menschenopfers, die ja als eine Kritik desselben im Geschmack zum mindesten der Zeit aufgefaßt werden kann, die die Sage notiert hat, finden wir auch im ersten Buche Moses, Kapitel 22, wo Jehovah an Stelle des schon auf den Opferaltar gebundenen Isaak einen Widder sendet.

Der Hammer Thors ist nicht nur seine Waffe, er ist auch das Symbol des schöpferischen Gottes und geht weit in das Altertum jenseits der Bronzezeit noch zurück. Der Hammer als göttliches Symbol, in seiner eigenartigen Gestalt aus der atlantischen Hieroglyphe des Malkreuzes entstanden, ging mit atlantischer Kultur auch nach Ägypten, wo Osiris als Herr des Hammers genannt wird, er spielte als heilige Labrys in Kreta kultisch um die Zeit des Minos (also in der Bronzezeit) (Abbildung 155) eine hochbedeutsame Rolle und findet sich überall da, wo atlantische Kultur an die Küsten Afrikas, Europas und im Mittelmeerbecken vorgestoßen ist. Vielleicht ist der aus Etrurien nach Rom gekommene doppelte Kopf des Janus auch nichts weiter als eine Stilisierung des atlantischen Doppelhammers in personifizierender Form (Abb. 157 und 158). In der Edda wird Thor verehrt, indem man ihm den vollen Becher weihte und „Thorsminne" trank. Zahlreich sind die



Abb. 155
Symbol der heiligen Doppelaxt
auf einer bronzezeitlichen Gußform in Kreta

Lieder, die sich mit den Heldentaten des Gottes beschäftigen.

Thors Hauptfest war zu Beginn des Winters. Es wurde dann später von den Christen durch den Martinstag ersetzt. Unsere Leser erfahren hierüber noch eingehenderes im Abschnitt: „Einführung in das Verständnis der deutschen Volkssage".

Zahlreich sind die Sagen, Lieder und Erzählungen, die sich mit der Tapferkeit, Stärke und mit den Heldentaten des Gottes beschäftigen. Oft mengt sich derber Humor in den Bericht.

Eine dieser Erzählungen sei hier dem Sinne nach wiedergegeben.

Thrymr, der Oberste der Thursen (Riesen), gelang es einmal, Thors Hammer zu stehlen. Er verbarg ihn tief unter die Erde. Die Götter mußten sich dazu bequemen, mit dem Riesen in Verhandlungen einzutreten. Zum Botschafter der Götter wurde der schlaue Loki auserwählt. Loki ist der Feuerelf, der bei den Göttern lebt, und die Schwankfigur der allerspätesten Göttersagen. Thrymr ist bereit, den Hammer herauszugeben, wenn ihm die Götter als Gegengabe die schöne Freya, die in diesen Sagen schon Ähnlichkeit mit der Aphrodite des Altertums hat, zur Gattin geben. Dieser ganze Passus der Sage ist vielleicht von einem verfaßt, der die griechische Mythologie kannte, wo Aphrodite als Gemahlin des Hephaistos auftritt. Die Forderung des Riesen war eine bodenlose Frechheit. Aber was sollten die Götter tun? Sie sind ohne Thors Hammer, (und hier scheint wiederum ein älterer Bestandteil der Sage vorzuliegen) das heißt ohne die Hieroglyphe der Auferstehung nicht besser daran als Menschen. Ausgedrückt wird das im Eddalied: sie haben ohne Thors Hammer nicht die nötige Waffe gegen die Feinde der Asen im letzten Kampf. Da kommt Heimdallr, der weiseste der Götter, den neun Mütter geboren haben, der Walhall bewacht und da und dort auch als Ahnherr des Menschengeschlechtes betrachtet wird, auf einen ebenso klugen wie komischen Gedanken. Er kleidet den gewaltigen Thor in die Hochzeitsgewänder der Freya und gibt ihm Loki, als Dienerin maskiert, mit. So fahren die Beiden nach der Behausung der Riesen.

Thrymr, der dumme Teufel, ist begeistert über seine Braut. Am Abend schon findet das Hochzeitsmahl statt. Da ist der Riese zum erstenmal etwas verblüfft, denn die „zarte" Braut verzehrt einen ganzen Ochsen und acht Lachse und trinkt



Abb. 156
Baldrstatue von Fogelberg (Staatl. Histor. Museum Stockholm)

dazu drei Tonnen Met. Donnerwetter, denkt sich der Riese, das ist viel für eine Frau. Aber trotzdem will er, liebestoll, die Auserwählte küssen. Die aber sieht ihn nur mit Thors Blick an und der Blick allein wirft den Riesen den ganzen Saal entlang.

Den verblüfften Liebhaber tröstet Loki. Eßlust und Feuerblick seien nur die Folge der Liebeslust der Göttin. An so etwas müsse er sich schon gewöhnen. Und jetzt müsse der Riese, wie abgemacht, auch den Hammer abliefern.

Man holt den Hammer und legt ihn der Braut in den Schoß. Da aber ist es mit Thors Weiberrolle zu Ende. Er ergreift die Waffe, springt auf und schlägt die ganze Hochzeitsgesellschaft der Riesen tot.

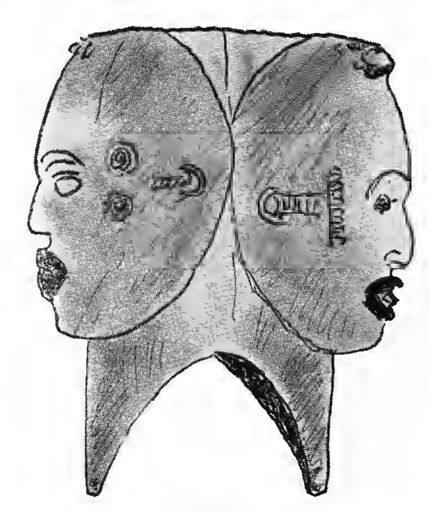


Abb. 157
Kultischer Kopfaufsatz aus Südnigerien
(Einflußgebiet atlantischer Kultur)

Diese lustige Geschichte ist heute noch in nordischem Volke bekannt und beliebt.

Die kleineren Götter aus Edda-Olymp seien hier nur kurz erwähnt. Es ist Widar, der Schweigsame, der im letzten Kampf der Götter eine große Rolle spielt, Bragi, der Meister der Beredsamkeit und der Dichtung, Idum seine Gattin, die Früchte besitzt, die eine Ähnlichkeit mit den griechischen Äpfeln der Hesperiden haben, Heimdallr, Hödur, Baldr und sein Sohn Forseti. Von Heimdallr wissen wir schon einiges. Er trägt das mächtige Gjalarhorn und bewacht Walhall an der Brücke Bifröst. Hödur ist das blinde Naturgesetz, demzufolge die arktische Sonne in der Sommersonnenwende sterben, das heißt sich zum langen Wandel unter dem Horizonte vorbereiten muß. Baldr der Sonnengott wird durch des blinden Hödur Pfeil getötet. Sehr charakteristisch und eine uralte Idee allegorisierend ist es, daß der Sohn des Sonnengottes Forseti, ein Gott des Friedens und der Schlichtung von Männerstreit ist, wie denn auch Baldr die echt nordische Auffassung der Sonne wiedergibt (Abbildung 156). Nichts vom triumphierend Herrscherhaften einer oft tötlichen, meist unangenehm empfundenen Sonne des Orients, der man nie zu nahe kommen darf, wie einem orientalischen Herrscher auch nicht, sondern nur die Erfüllung der Sonnensehnsucht des nordischen Menschen, dem die milde wärmende und lebensspendende Sonne alles ist! Wie wir schon in dem Abschnitt Lichtsymbolik gesehen haben, ist die Anbetung des sanften Lichtes niemals im Orient entstanden und was da auch vom Lichte in indischen ältesten Liedern und in persischen ältesten Mysterien die Rede ist, das kann nur aus dem hohen Norden dorthin gekommen sein. Nicht ex oriente lux, darf es heißen! Nicht aus dem Osten ist *das Licht* gekommen, sondern aus dem Westen und Norden. Eine eigentümliche Erscheinung ist noch kurz zu erwähnen: einst hatten vielleicht die nordischen Germanen Krieg

mit einem Volke, das sich die Wanen nannte. Nach dem Kriege schloß man ein Bündnis und vielleicht — was eine sehr kluge Maßnahme bedeutet hätte —, tauschte man auch einige Götter aus. Dieser Austausch ist bei der Art, daß der alte germanische Gott als Sippengott auftritt, anläßlich von Verheiratungen zwischen hochgestellten Persönlichkeiten beider Völker gut denkbar. Ein bisheriger Asengott, Hönir, wurde den Wanen überlassen, und diese letzteren ließen ihren Gott Njörd nach Asgard. So hatten die Völker auch Freundschaftsgaranten unter den Göttern. Njörd scheint es in Asgard recht gut ergangen zu sein. Er bekam einen Sohn, der ein sehr berühmter Gott wurde und Frey hieß. Frey ist der Gott der Fluren und der Felder. Er reitet auf Gullinbursti, der Goldborste, also dem goldenen Eber. Hier haben wir die Zusammenhänge mit den Tacitäischen Ebersymbolen und mit manchem Gebrauch im Freykultus, der uns nicht ganz germanisch anmutet.



Abb. 158
Römischer Janus
auf einer Münze

Die Schwester des Frey ist Freya. In ihr Bild mengen sich schon astrale Allegorien. So ist ihr schimmerndes Brustgeschmeide, das Brisingamen, hoher Kunst der Zwerge entstammend, die auf dem Meere ruhende, glänzende Abendsonne. Das Brustgeschmeide wird jeden Abend von Loki geraubt und von Heimdallr, der sich dazu in einen tauchenden Seehund verwandelt, wieder aus dem Meere herausgeholt und in neuem Morgenglanz den Menschen geschenkt. Vermengt wird die Freyasage mit der alten Lichtsymbolik insofern, als Freya manchmal zu einer Sonnengöttin wird, die in langer arktischer Nacht unter den Horizont sinkt und dort Buhlschaft mit den Riesen treibt, die ja ferne, unter dem Horizonte ihr Reich haben. Wir sehen aber, daß diese Freyasage mit germanischer Auffassung des Göttlichen gar nicht mehr übereinstimmt und somit von wo anders her in die nordische Vorstellung gekommen sein muß. Eine buhlende Göttin mag für den Orient und das stark orientalisch beeinflußte Griechenland gepaßt haben, nicht aber für das Germanentum, dem die Heiligkeit der Ehe und die Achtung vor der Frau Grundlage der Ethik waren. Wir sehen hier eben schon die Entartung des alten Glaubens, der je mehr er entartete, je mehr er fremde Elemente in sich aufnahm, desto sterbensreifer wurde. Auch die Sagen des Nordens verwechseln Freya oft mit Frigg, der Gattin Odins. Und die beiden Göttinnen gehen dann in eine über, namentlich wo sie als Göttinnen des Schlachtfeldes auftreten. Sie sind begleitet von den Walküren, einer üppigen Erfindung des Wikingerzeitalters, die im alten Germanien ganz unbekannt waren. (Abbildung 159.) Vielleicht sind diese schönen Botinnen Gottes, die die Erschlagenen zu ewigen Freuden nach Walhall tragen, dichterische Umwandlungen von etwas sehr Wüstem und Scheußlichem, nämlich von den Scharen flügelschlagender Raben, die ein Schlachtfeld, sobald die Ruhe nach dem Kampfe eingetreten ist, besuchen.



Abb. 159
Walkürenritt. Gemälde von F. Leeke (Copyright Franz Hanfstaengl)

Eine sehr eigenartige Gestalt im Reiche der Götter ist der Lichtalf Loki. Er stammt nicht aus dem Geschlechte der Asen, sondern aus dem der Jöten. Er ist eine Art böser Geist, dem alten Germanentum unbekannt und wohl erst ein Produkt hereinbrechenden Dualismus in die Gedankenwelt des Nordens. Er wird noch sehr harmlos behandelt, ist nicht geradewegs Lucifer, nicht das böse Prinzip, das sich irgendwie gegen das Gute durchzusetzen bemüht, aber er ist doch schon ein Ränkeschmied, ein Unfug-Veranstalter, ein verschlagener Tropf, der den Asen sehr viel Unbill erzeugt, allerdings aber auch wieder bereit ist, seine eigenen Untaten soweit als möglich gut zu machen. Er ist nicht häßlich, sondern wird als hübsch geschildert. Seine große Klugheit rettet die Götter oft aus schlimmer Lage. Wenn er merkt, daß die Götter endlich mit ihm die Geduld verloren haben, dann benimmt er sich sehr nützlich, so daß man eben doch nicht gerne auf seinen Geist verzichtet. Ich glaube, daß Loki eine Erfindung denkender nordischer Menschen ist, die in ihm die Verwandtschaft des Feuers einmal mit dem Lichte, als dessen Symbol es ja oft verwendet wird, dann aber auch mit der weltzerstörenden Glut, die sich im zerstörenden Element des Feuers symbolisiert, dichterisch gestaltet haben.

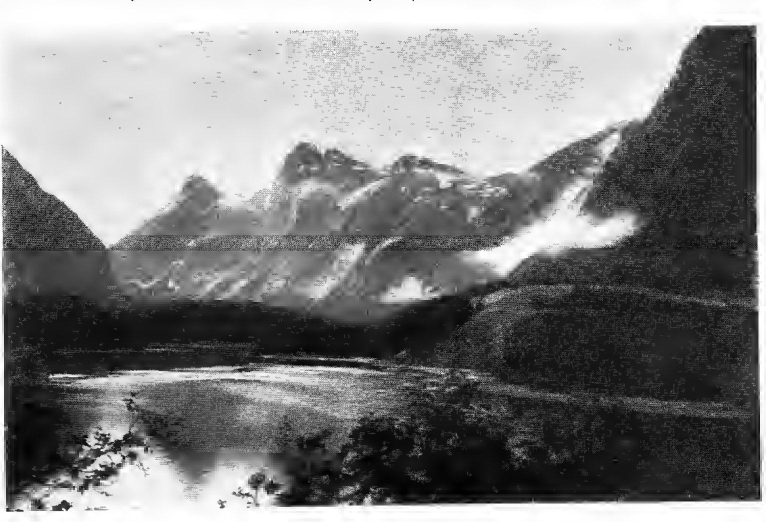


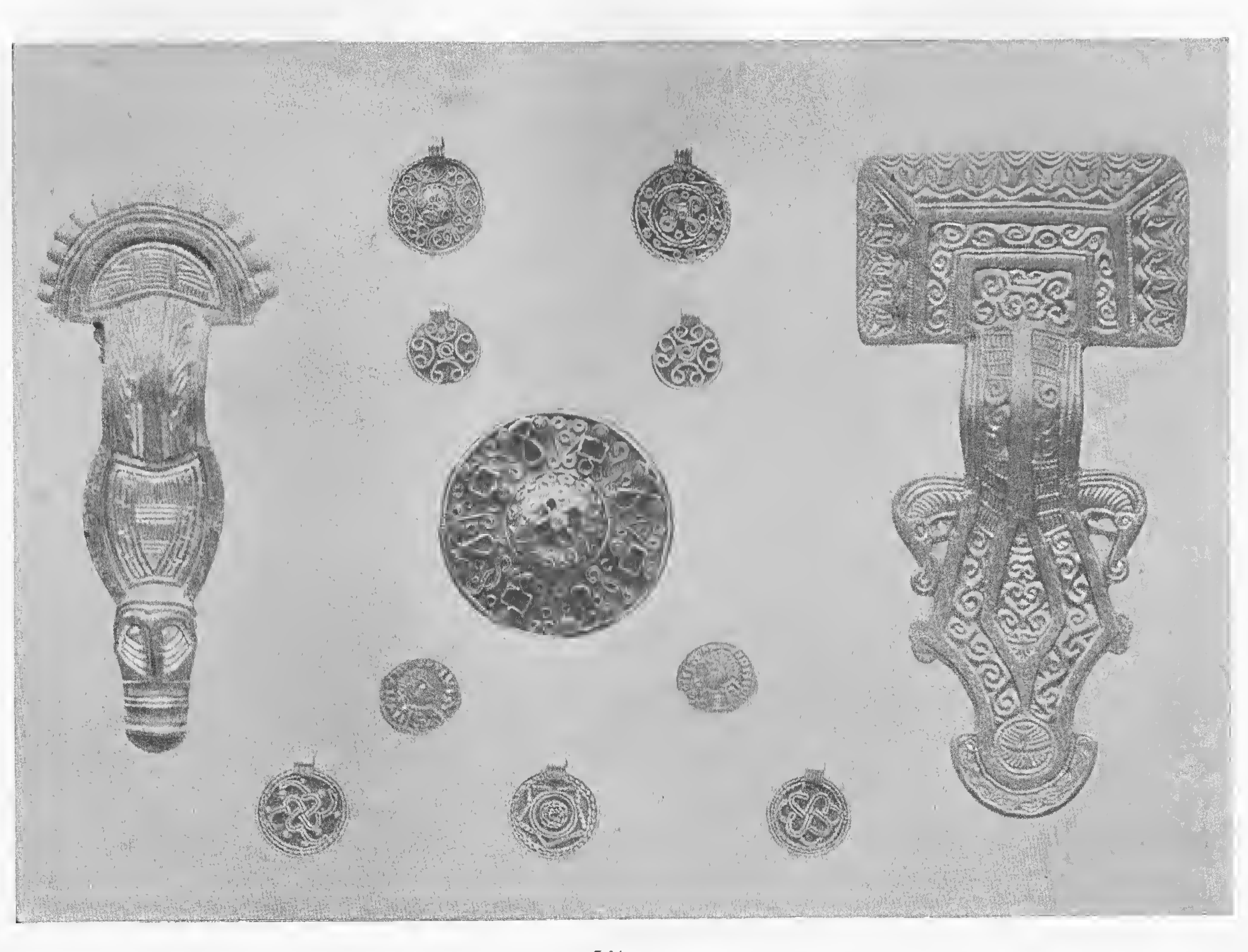
Abb. 160
Nordische Bergeinsamkeit

Daß je ein Kult des Loki stattgefunden hätte, ist nicht nachweisbar. Sehr bald aber haben sich christliche Teufelsvorstellungen, die ja von dem griechischen Gott Pluto, wie er in den eleusinischen Mysterien auftrat, einen ihrer Ausgangspunkte nahmen, auch des Loki bemächtigt. Vielleicht haben die nordischen Dichter, die ihn in Walhall einführten, schon unter dem Einfluß christlich-griechischer Einwirkung gestanden. So zeigt er Eigenschaften, die Goethe in seinem Mephisto dramatisch gestaltet hat und dann wieder ist er der springende, reizvolle, unbeständige, flatternde, allerlei zauberische Gestalten annehmende nordische Lichtalf, ein umgekehrter Prometheus, der nicht den göttlichen Funken zu den Menschen bringt, sondern, mit irdischen Bedingtheiten behaftet, sich selbst in den Götterhimmel hebt: er ist die Flamme, die sich vom Materiellen nährt und doch mit ihrer Spitze in das Immaterielle züngelt. Er ist neben Thor der Gott des Blitzes und darum haben ihm die allegorisierenden nordischen Skalden die Regenwolke zur Gattin



Abb. 161
Holzgeschnittener Tierkopf aus dem Osebergfund (Mitte des 9. Jahrhunderts)
Universitäts-Altertums-Sammlung Oslo

gegeben. Und da die Flamme in allen Mythologien irgendwie etwas mit der Seele zu tun hat, so vertritt Loki auch den eigentlichen Totengott Odin, als ein Führer der Seelen. Mit der Zeit begannen die Germanen Lichter und feurige Gestalten, leuchtende Erscheinungen über Gräbern als Manifestationen irgend welcher Wesenheiten zu deuten. Daher vermuteten sie auch lebendes Wesen in der Flamme. Und aus dieser Vermutung entstanden ihre Lichtelfen oder Alfen. Diese Alfen sind, so lange die nordischen Asen noch anerkannte Gottheiten waren, begrifflich mit diesen vereint, da ja alles Göttliche im Germanischen nur aus dem Lichte kommen kann. Später aber, in christlicher Zeit, als die Götter aus dem Bewußtsein des Volkes, wenigstens in ihrer Gotteigenschaft ausgerottet worden waren und nur als Dämonen zurück blieben, da führten die Lichtalfen als Elfen ein Eigenleben in Sage und Märchen. Sie blieben als Reste einer alten Zeit, bevölkerten Waldwiesen und Bergtäler, traten in der Regel als gute Geister, selten als böse auf und bildeten einen unerschöpflichen Stoff für die Romantik



Tafel 32.

Fränkische Spangenfibeln und Goldscheiben und Goldmünzen aus der Zeit um 600 n. Chr. Geb.

Wallraf-Richartz-Museum, Köln.

aller späteren Zeiten. Ein moderner Spiritist, der verstorbene Detektivromanschreiber Conan Doyle, will sie sogar photographiert haben. Hoffentlich waren sie nicht aus Pappe.

Man kann diese Geister der Urzeit nicht photographieren. Sie entziehen sich allem modernen technischen Verfahren. Sie haben die Stätten der Menschen und menschlichen widerlichen Getriebes längst verlassen.

Als ich aber zur Vorbereitung für dieses Buch lange Zeit in Schweden und Norwegen weilte und die großen Einsamkeiten nordischer Wälder und Seen kennen lernte, von denen sich ein West- oder Mitteleuropäer gar keine Vorstellung machen kann, als ich zwischen den geisterhaften Granitkuppen der schwedischen Westküste und an den steil eingeschnittenen Wänden der oft über 150 Kilometer langen nordischen Bergseen weilte und die Stimme der großen Einsamkeit mit ihrem ganzen, uns modernen Menschen verloren gegangenen Zauber hörte, als das große Schweigen zu mir sprach, da habe ich auch nordische Elfen gesehen. Wie gesehen? fragen Sie mich, lieber Leser! Ja gesehen und mit ihnen gesprochen. Aber dazu braucht man, wenn man in diesem Gebiete etwas zuhause ist, weder Ihre Hornbrille, werter Kritiker, noch Ihre schönen Augen, liebste Leserin, weder einen Mund, noch gar ein Fernglas. Das macht man alles anders und mit Mitteln, die nicht der Überlegung entspringen, sondern die sich der Seele anbieten, wenn diese Seele der Urväter heilige Stätten ehrerbietig besucht. (Abbildung 160.)

Neben den Göttern spielen die Riesen eine Hauptrolle auch in der Edda. Meist sind sie böse, meist häßlich, ungeschlacht von rüpelhaftem Benehmen, aber von großer Kraft, großem Mute.

Die Eddariesen sind zusammen mit anderen bösen Wesen die großen Feinde der Menschen und Götter. Dann ist Fenrir da, der furchtbare Wolf, der einst im Ragnarök, in der Götterdämmerung die Asen bedrängen wird, da ist die Midgardschlange, die auf dem Grund des Ozeans ruht und mit der Thor manchen Kampf auszufechten hat. Vielleicht ist der Tierkopf aus dem Osebergfund im 9. Jahrhundert eine phantasievolle Nachbildung der Vorstellung von dieser Schlange. (Abbildung 161.) Da ist Hel, die „verhehlende", ursprünglich ein Ort, später eine Person greulicher, an die Medusa der Griechen gemahnende Gestalt, mit der sich die Phantasie späterer Skalden sehr beschäftigt hat. Ihr Reich ist das Reich des unrühmlichen Todes. Es ist der Hades der Griechen. Das Lager das sie ihren Gästen bereitet, heißt „Siechbett" und als Vorhänge um dieses Bett hängen die bangen Ahnungen. Der Eingang in ihre Halle führt über die „Strauchelschwelle". „Faulgang" und „Faule Haut" aber auch „Fallendes Unheil" sind ihre Diener.

Im übrigen kommen wir auf Zwerge, Riesen und Elfen noch einmal ausgiebiger im Abschnitt: „Einführung in das Verständnis der deutschen Volkssage" zurück.

Sehr eigentümlich ist in der Edda die Vorstellung vom Ende der Welt. In alter Zeit mag diese Vorstellung bei den Germanen gar nicht vorhanden gewesen sein.

Der Tote ging ins Licht zurück. Und das Licht, das immaterielle, die Gottheit, kennt keinen Tod, wie sie auch keinen Anfang kennt. Sie hat auch keinen Feind, denn sie ist alles und nur das Fernsein von ihr, die Dunkelheit, ist Leid. Später, mit dem Aufkommen des Sippengedankens, zieht sich der grandiose Lichtkultus, was die Vorstellung vom Jenseits betrifft, in die des heiligen Berges, man möchte sagen, zurück. Das Irdische wird in das Jenseits der Menschen projiziert, während in der Urzeit das Göttliche in das Irdische projiziert wurde. Symbol wird zur Allegorie, der traurige Werdegang aller nicht sorgfältig gepflegten Symbole. Und die Gottheit, nunmehr geteilt in mehrere Götter mit nur quantitativ gesteigerten menschlichen Eigenschaften, verlieren ihre Unsterblichkeit in dem Maße, in dem sie das Immaterielle ihres Wesens durch die Personifizierung verloren haben. Auch ihnen droht der Tod als Beauftragter der Norne. Auch sie vergehen.

Diese Vorstellung beherrscht die Edda.

Das über den Göttern stehende Schicksal ist das große Entartungsmerkmal der Eddareligion. Die Gottheit wird materialisiert und mechanisiert. Auch göttliches Leben läuft ab nach den Gesetzen eines wesenlosen und völlig geistlosen Schicksals. Es ist dasselbe Entartungszeichen, das drohend auch über unserer Zeit steht. Damals starb die alte ehrwürdige unendlich tiefe Religion des Lichtes unserer Ahnen daran, daß die Götter sterblich wurden, das heißt daß menschlicher Maßstab maßgebend an das Göttliche gelegt wurde. Heute droht unsere gesamte Kultur zu sterben, weil der materialistische Positivismus das nichtmechanische Geistelement der Welt mechanisieren will. Heute wieder schaffen Hunderttausende eine Götterdämmerung, eine Dämmerung des Geistigen im Sinne des Übersinnlichen, des schlechthin Göttlichen, das sie leugnen, weil sie es nicht in ihre Retorten und nicht in ihre Kontrollapparate bringen, weil es den jammervoll schwachen Gesetzen menschlicher Logik sich nicht fügt, weil es den Erklärungsversuchen widerspricht und den Auffassungen beschränkten Menschenhirnes vom Aufbau der Welt ins Gesicht schlägt!

Als die Sonne in das Tierkreiszeichen der Fische trat, da hob das große Sterben der alten germanischen Lichtreligion an. Wir stehen heute am Ende dieses Zeitalters. In wenig Jahren, 1950, wird die Sonne im Frühjahrspunkte im Zeichen des Wassermannes stehen. Ein großes Erdenjahr von 2160 Sonnenjahren ist dann zu Ende! Sei uns das ein Symbol, daß das Geistige aufs Neue erwache, aus den Banden dummen Materialismus sich befreie und eine neue Zeit der Vertrautheit des Menschen mit der ewigen Gottheit beginne!

Die Lehre vom Ende der Welt und der Götter ist in der Edda schon vom christlichen Standpunkt aus beeinflußt. Man kann ohne allzuviel Kühnheit sogar vermuten, daß christliche Theologie den Heiden in den Liedern vom Götteruntergang die Idee eingeben wollte, daß die heidnischen Götter bestanden und gewirkt haben, daß sie aber untergegangen seien, so daß eine Fortsetzung ihres Kultus

unsinnig und zwecklos sei. Gewiß haben sich solche theologischen Schlauheiten in der Propaganda des neuen Glaubens eingeschlichen und haben vielleicht ganz unbewußt auf manchen Skalden des Ragnarök gewirkt. Aber der tiefste Grund der Lieder von der Götterdämmerung scheint doch bis in die Zeiten zurückzugehen, in denen das atlantische Kulturzentrum in den Wogen des Ozeans und in den furchtbaren Eruptionen der letzten vulkanischen Erdkatastrophe um das Jahr 9500 vor Christi Geburt versank. Aus Atlantis klingen leise Töne herüber bis in die verchristlichten Skaldensänge des anfangenden 2. Jahrtausends unserer Zeitrechnung.

Nach den nordischen Sagen und Mythen gibt es eine Reihe von Weltuntergangsvorstellungen. Der Fenriswolf wird Sonne und Mond verschlingen. Einer der gefesselten Riesen wird sich befreien und die Welt zertrümmern. Oder eine furchtbare Kälte wird Alles erstarren lassen. Auch eine direkte Wiederholung des Atlantisunterganges durch die Meeresflut und der Einbruch der Erdkruste wird angedeutet. Diese letzte Vorstellung hat wohl, weil sie an Erlebtes anknüpft, die ältesten Bestandteile. Die Sage vom Weltfrost ist nach Ansicht mancher Gelehrter von fremden Völkern entnommen. Es scheint mir aber, daß auch sie auf eigenem Erleben längst vergangener Geschlechter beruhen kann. Die furchtbare, durch Polschwankungen oder andere Vorkommnisse eintretende Kälte, hatte in Urzeiten einst die arktischen Arier veranlaßt, ihre Wohnsitze zu verlassen, ihre großen, vorgeschichtlichen Wanderungen anzutreten. Aus dem einst grünen Grönland (Grünland) ist ein mit ewigem Eis bedecktes Gebiet geworden, das nur an vereinzelten Küstenstellen dürftigen Wohnsitz schenkt.

Den gewaltigsten dichterischen Ausdruck fand die Eschatologie der nordischen Germanen in einem im zehnten christlichen Jahrhundert entstandenen Gedichte, der Völuspa. Einige Stellen, aus der Übersetzung von Felix Genzmer in der Ausgabe Thule des Verlages E. Diederichs seien hier angeführt, auch um den dichterischen Schwung dieses Eddaliedes zu zeigen.

Zunächst den dem Untergang vorhergehenden Zustand bei den Menschen. Die Seherin sagt:

„Brüder kämpfen
Und bringen sich Tod,
Brudersöhne
Brechen die Sippe;
Arg ist die Welt,
Ehebruch furchtbar,
Nicht einer will
Des andern schonen.“

Und dann der Zustand bei den Göttern:

„Es gärt bei den Riesen;
Des Gjallerhorns,
Des alten, Klang
Kündet das Ende.
Hell bläst Heimdall,
Das Horn ragt auf;
Odin murmelt
Mit Mimirs Haupt.
Yggdrasils Stamm
Steht erzitternd,
Es rauscht der Baumgreis;
Der Riese kommt los.
Alles erbebt
In der Unterwelt,
Bricht die Bande
Der Blutsfreund Surts.
Was gibts bei den Asen?
Was gibts bei den Alben?
Riesenheim rast;
Beim Rat sind die Götter.
Zwerge stöhnen
Vor Steintoren,
Die Weisen der Felswand —
Wißt ihr noch mehr?

Diese Zeile stellt die Frage eines gedachten Menschen an die Seherin, die nun mit der apokalyptischen Schilderung der letzten Tage antwortet:

„Gellend heult Garm
Vor Gnipahellir:
Es reißt die Fessel
Es rennt der Wolf.
Vieles weiß ich,
Fernes schau ich:
Der Rater Schicksal,
Der Schlachtgötter Sturz.
Von Osten kommt Hrym,
Er hebt den Schild;
Im Riesenzorn

Rast die Schlange,
Sie schlägt die Wellen;
Es schreit der Aar,
Leichen reißt er;
Los kommt Nagelfahr.
Von Norden ein Kiel fährt:
Es nahn der Hel
Leute dem Land;
Loki steuert.
Mit dem Wolf zieht
Die wilde Schar;
Byleipts Bruder
Bringen sie mit.
Von Süden kommt Surt
Mit sengender Glut;
Von der Götter Schwert
Scheint die Sonne.
Riesinnen fallen,
Felsen brechen;
Zur Hel ziehen Männer,
Der Himmel birst.
Dann naht neue
Not der Göttin,
Wenn wider den Wolf
Walvater zieht
Und gegen den Surt
Der sonnige Freyr:
Fallen muß da
Friggs Geliebter.
Der starke Sohn
Siegvaters kommt,
Widar, zum Kampf
Mit dem Waltiere:
Es stößt seine Hand
Den Stahl ins Herz
Dem Riesensohn;
So rächt er Odin.
Der hehre Sproß
Der Hlodyn naht.
Der Lande Gürtel

Gähnt zum Himmel,
Gluhten sprüht er,
Und Gift speit er;
Entgegen geht der Gott dem Wurm.
Der Erde Schirmer
Schlägt ihn voll Zorn —
Die Menschen müssen Midgard räumen —
Vom Wurme geht
Wankend neun Schritt
Frei jeder Schmach,
Der Fjörgyn Sohn.
Die Sonne verlischt,
Das Land sinkt ins Meer,
Vom Himmel stürzen
Die heitern Sterne.
Rauch und Feuer
Rasen umher;
Hohe Hitze
Steigt himmelan.
Gellend heult Garm
Vor Gnipahellir:
Es reißt die Fessel,
Es rennt der Wolf.
Vieles weiß ich,
Fernes schau ich:
Der Rater Schicksal,
Der Schlachtgötter Sturz."

So geht Walhall und so gehen seine Götter zugrunde. Aber die Seherin schaut weiter in eine neue Schöpfung, ein neues Leben. Nicht Ende des Lebens ist Ende Walhalls. Auch die Götter sterben nur in ihrer Gestalt als Schlachtgötter. Sie kehren wieder und mit ihnen kommt ein zweites goldnes Zeitalter. Das schaut die Seherin:

„Seh aufsteigen
Zum andern Male
Land aus Fluten,
Frisch ergrünend:
Fälle schäumen;
Es schwebt der Aar,
Der auf dem Felsen

Fische weidet.
Auf dem Idafeld
Die Asen sich finden
Und reden dort
Vom riesigen Wurm
Und denken da
Der großen Dinge
Und alter Runen
Des Raterfürsten.
Wieder werden
Die wundersamen
Goldnen Tafeln
Im Gras sich finden,
Die vor Urtagen
Ihr eigen waren.
Unbesät werden
Äcker tragen;
Böses wird besser:
Balder kehrt heim;
Hödur und Balder
Hausen in Walhall
Froh, die Walgötter
Wißt Ihr noch mehr?
Den Loszweig heben
Wird Hönir dann;
Es birgt beider
Brüder Söhne
Das weite Windheim.
Wißt Ihr noch mehr?
Einen Saal seh ich
Sonneglänzend,
Mit Gold gedeckt.
Zu Gimle stehen:
Wohnen werden
Dort wackre Scharen,
Der Freuden walten
In fernste Zeit.
Der düstre Drache
Tief unten fliegt,
Die schillernde Schlange,

Aus Schluchtendunkel.
Er fliegt übers Feld;
Im Fittich trägt
Nidhögg die Toten:
Nun versinkt er."

So endet dieses wundervolle Lied, dessen rein künstlerischer Wirkung sich schon wohl niemand entziehen kann. Unseren Lesern wird auf Grund der Lektüre dieses Buches das Allermeiste in dem Liede verständlich sein. Einige Erläuterungen für schwierigere Textstellen seien hier noch angefügt. Garm ist ein Hund aus dem Riesenreiche. Der „Wolf" ist der Fenriswolf. (Abbildung 162.) Odin sucht bei Mimir Rat, von dem er ja auch die Weisheit der Runen erlernt hat. Das Boot Nagelfahr ist ein Dämonenschiff (Trollenschiff), das aus den Fingernägeln der Toten gezimmert ist. Frigg erleidet doppelten Schmerz, zuerst Balder und dann Odin selbst, den der Wolf zerfleischt. Aber Widar, der Sohn Odins, rächt den Vater. Thor ist der Sohn der Flodyn, die dann auch Fjördin genannt wird. Unter Wurm ist hier die Midgardsschlange gemeint. Der Ausdruck Windheim ist eine skaldische Umschreibung für Himmel.



Abb. 162
Vielleicht den gefesselten Fenriswolf darstellend
Detail von einem Helm in Wendel, Provinz Upland, Schweden
Staatl. Histor. Museum Stockholm

Am Ende der Völuspa findet sich in einem jüngeren Text das entschieden Christliche eingeschaltet:

„Dann kommt der Hehre
Zum Hohen Gericht,
Stark von oben,
Der alles beherrscht."

So übernimmt am Ende Christus die Herrschaft auch über die Götter Walhalls. Schon die Schilderung der neuen Götterburg klingt an Christliches an. Man lese in der Offenbarung Johannis im Kapitel 21 folgende Stellen:

„Sieh das Zelt Gottes unter den Menschen. Er wird bei ihnen wohnen, sie werden sein Volk sein .... Er wird abwischen jede Thräne von ihren Augen. Es wird keinen Tod mehr geben, kein Leid, keine Klage, keinen Schmerz. Denn das Frühere ist vergangen ...."

Und dann vom neuen Jerusalem:

„Die Stadt selbst war reines Gold, so rein wie Glas."



Tafel 33

Triumph des Augustus über Germanien. Die sogenannte Gemma Augustea

(Antikenkabinett Wien)

In einem kürzeren Lied der Seherin ist der Hinweis auf das kommende Reich Christi noch deutlicher. Es heißt da am Ende:

„Einer erstand
Höher als alle,
Es nährte ihn
Der Erde Kraft;
Den hehrsten Herrscher
Heißen sie ihn,
Durch Sippe verwandt
Sämtlichem Volk.
Dann kommt ein andrer,
Der Allerhehrste,
Nimmer wag ich
Zu nennen ihn
Wenige sehn
Weiter vorwärts,
Als bis Walvater
Dem Wolfe naht."

Damit ist der Ring geschlossen. Das Christentum ist von dem nordischen Sänger, der diese Strophe vielleicht um 1200 n. Chr. Geb. schrieb, als Abschluß und gleichzeitig als Beginn einer neuen Zeit in die Lieder von den Ahnen-Göttern eingefügt.

Das Haus der Lebenden

Drum ist das Haus der heiligste der Orte,
Der Liebe Altar und des Himmels Tempel.

Leopold Schefer



So sehr es gewisse Leute, denen nichts mehr am Herzen liegt, als unsere germanischen Ahnen zu armseligen Barbaren zu machen, auch immer wieder versuchen, die Lebensführung der arischen Urzeit auf die gleiche Stufe zu stellen wie etwa die der tiefststehendsten Südseeinsulaner: ihr Vorhaben gelingt nicht. Wir haben im Abschnitt über die Lichtreligion und über die Götter unserer Ahnen schon gezeigt, daß wir noch um Jahrtausende vor die uns bekannten Anfänge der Kultur im Orient zurückgehen können, und doch schon im atlantischen Kulturkreis auf geistig hochstehende Ansichten, auf eine ausgebildete Schrift, kurz auf Menschen treffen, die nichts vom Tier und nichts von niedrigen Rassenmerkmalen an sich haben.

Daß die Menschen vor 10 000 Jahren noch kein Wasserklosett und keinen Lift in ihren Häusern hatten, beweist wahrlich nichts gegen ihre Kultur. Viel mehr beweist es gegen unsere heutige Kultur, daß wir trotz unserer hohen Zivilisation, trotz unserer wunderbaren Errungenschaften in der Technik so viel ärmer an Seelischem geworden sind, als unsere Ahnen es waren.

Fragen wir uns zunächst einmal ganz naiv, weswegen eine menschliche Behausung notwendig ist? Da werden wir sofort antworten: wegen der Kälte, wegen Sturm und Regen und um gesichert Feuer anzünden und kochen zu können. Untersuchen wir nun unsere Antwort, so finden wir, daß wir eine Reihe von Motiven gegeben haben, die nicht unbedingt überall zusammen wirken müssen. Kälte ist bedingt vom Ortsklima. In den Tropen muß man nicht wegen der Kälte in das Haus. Man geht dort sogar sehr oft wegen der Wärme in das Schatten spendende Haus. Sturm und Regen gibt es nur in nördlichen Gegenden das ganze Jahr durch, in den Tropen und schon im Orient sind beide auf gewisse Zeiten des Jahres beschränkt.

Je härter das Klima eines Ortes ist, desto mehr bedarf der Mensch, auch der noch sehr abgehärtete Urmensch, eines Klimaschutzes. Daher ist es sicher richtig, wenn wir behaupten, daß im hohen Norden, in der Urheimat unserer Ahnen, Kleidung und Hausung in viel früherer Zeit und in viel vollkommenerer Art „erfun-

den" wurden als sonst irgendwo auf Erden. Namentlich hat die Klimaverschlechterung, die ja wahrscheinlich die nordischen, in der Arktis lebenden Arier langsam zwang, ihre Wohnsitze nach Süden zu verschieben, sei es nach Amerika, nach Asien oder nach Europa, schon in den Zeiten menschlichen Morgenrotes jene Notlage erzeugt, die stets den Menschen zu Erfindungen veranlaßt.

Darum ist auch im Germanischen eine ganz besondere Hauskultur entstanden, die sich wesentlich von der anderer Völker und Rassen unterscheidet. Das Haus wird frühzeitig zum Heiligtum.

Es ist noch in den Zeiten der Römer lange nicht so „schön", im Sinne von raffiniert, in Germanien eingerichtet, wie die römischen Villen es sind, die an den Grenzen Germaniens römische Zivilisation repräsentieren, aber es ist viel heiliger als diese. Wenn es in den römischen Villen kostbare Mosaikböden mit Götterbildern oder den Porträts bedeutender Dichter (siehe Tafel 12) und Abbildung 163), die den Boden bedeckten, gab, so war es im germanischen Haus nur gestampfter Lehm, aber dafür war dies germanische Haus den Bewohnern ein Heiligtum, in dem der Hausvater den Priester der Gottheit repräsentierte. Sein Friede ist heilig. Kein Einlaß begehrender Fremdling wird innerhalb des Hauses getötet. Und dieses germanische Haus bleibt heilig durch alle die Jahrtausende. Noch heute spielt es für den Deutschen eine ganz andere Rolle als etwa für den Italiener und Südfranzosen, die gewohnt sind, das Haus nur als eine Art Schlafstelle zu benutzen. Das „Vaterhaus" ist eine typisch deutsche seelische Vorstellung.

Was wir heute noch seelisch mit dem Begriff Haus, Heim, Schwelle, Dach, First, Stube verbinden und was in Gedichten und Märchen diese Teile des Hauses uns und unserem Herzen nahe bringt, das ist urältestes Kulturgut. Das ist die seelische Hauskultur unserer Ahnen.

Ein sehr bemerkenswertes Beispiel habe ich im Gebiet der Vergleichung der Volksglauben gefunden. Im Orient sind die Häuser voll Dämonen. Sie kauern unter der Schwelle, sie hocken in den schmutzigen, ungepflegten Winkeln, und der Mensch flieht hinaus ins Freie, um ihrer Macht zu entgehen.

Im nordisch-arischen Kulturkreis ist das Freie, der kalte, sturmdurchpeitschte Wald, das wilde Moor, die weglose Düne, Ort und Sitz der Dämonen und der Wiedergänger, und das traute Haus mit dem heiligen Herd ist Schutz vor ihnen. Hier an die Hochsitze wagt sich kein dämonisches Gesindel. Hier herrscht der gute Gott Thor, der Freund der Menschen, und in seiner Vertretung der Hausvater mit starkem Arm und starkem Schwert. Das Haus beherbergt keine Geister. Und selbst später, als die Dämonen zahlreicher wurden, hatte das Haus keine, mit Ausnahme der kleinen, hilfreichen Hausgeisterlein, der Heinzelmännchen, die durchaus gute Geister waren. Diese Verteilung des Dämonischen im Orient und im Norden ist außerordentlich wichtig für die Frage der Hauskultur.

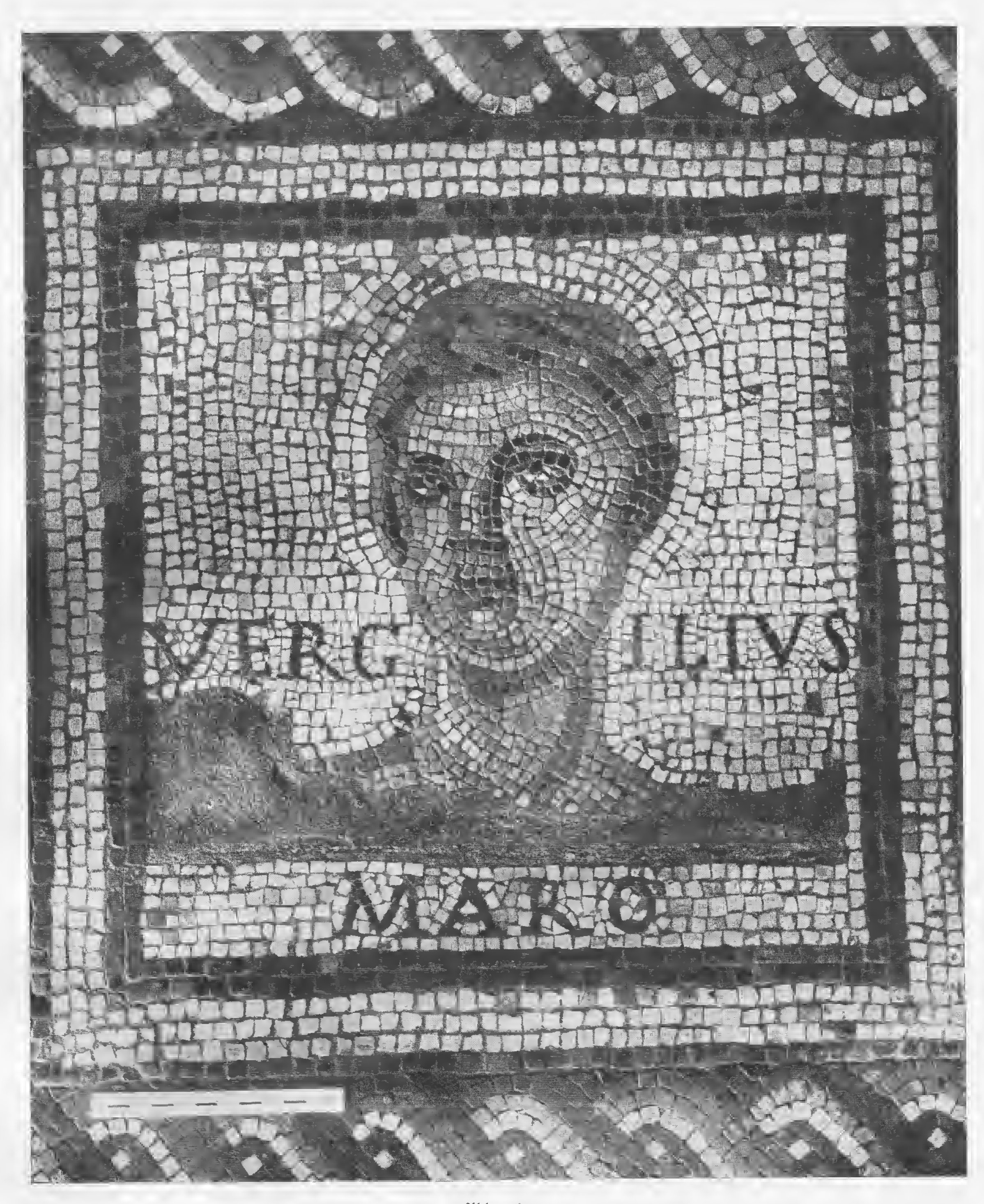


Abb. 163
Mosaikboden aus einem römischen Hause in Germanien mit dem Porträt des Dichters Vergilius Maro
Provinzial-Museum Trier

Wenn wir für die ältesten Zeiten fast nichts an Häusern unserer Ahnen finden, so dürfen wir nicht vergessen, daß vor dem Stein als Baumaterial das Holz da war. Ich erinnere nur an das Woodhenge, das viel älter ist als das Stonehenge. (Vgl. S. 96.) Von diesen alten Holzbauten ist natürlich nichts mehr erhalten.

Wenn im Sommer 1930 in der nächsten Nähe von Köln eine steinzeitliche Siedelung entdeckt wurde, die etwa aus den Jahren 3000 bis 2000 vor Christi Geburt blühte, wenn da sogar die Pallisadenumzäunung der Siedelung gefunden wurde und dies und jenes, so ist das gar nicht verwunderlich. 3000 Jahre vor Christi Geburt ist für atlantisch-nordische Kultur sehr wenig. Und wir dürfen ruhig annehmen, daß beispielsweise beim Untergang von Atlantis im 10. Jahrtausend vor Christi auf diesen Inseln des Westens schon eine sehr hoch ausgebildete Wohnkultur sich befunden hat. Ebenso in jenen Gegenden unserer direkten Ahnen, im Polseteland und weiter nördlich. Wer so den Stein behandeln konnte, daß er aus ihm gewissermaßen Kalender fertigte, ihn mit Symbolen versah, sich am Himmel so auskannte wie diese ältesten unserer Ahnen, von dem dürfen wir ohne weiteres und mit vollendeter Sicherheit annehmen, daß er nicht wie ein Tier hauste, sondern schon eine recht entwickelte Wohnkultur hatte.

Selbstverständlich nahm der wandernde Urmensch seine Wohnung zunächst da, wo sie die Natur ihm bot. Wir kennen eine ganze Reihe von Höhlen, die zu Wohnzwecken gedient haben. Aber warum soll es da nicht ganz behaglich gewesen sein? Heute sehen wir allerdings nur mehr die nackte kahle Höhle. Und wir denken mit Schauer an die Lebensverhältnisse in ihr. Man sollte nur uns einmal in solche Höhlen setzen, mitten im Winter! Wir würden sehr rasch schöne Erfindungen machen. Wir würden die Höhle mit Holz verkleiden, mit Astwerk den Eingang verkleinern, einen Rauchabzug für das Feuer konstruieren, Lager aus Tierhäuten fertigen, die viel weicher und schöner wären als die schrecklichen Lagerstätten, die Millionen unserer modernen Großstadtbevölkerung haben. Wir würden Speisekammern und Vorratskammern einrichten und Tische und Sitze, und wenn wir noch so lebendig und erfinderisch wären wie unsere Ahnen es waren, wäre diese Höhle in kurzer Zeit ein prächtiger Aufenthalt. Nur nicht immer glauben, wenn etwas nicht so aussieht wie etwas von heute, daß es dann schon nichts tauge!

Und warum glauben wir, daß sehr alte Wohnstätten, die wir gelegentlich in Resten noch finden, sogenannte Erdhütten, nicht ganz praktisch und relativ schön waren? Allerdings ein Boudoir und einen Salon brauchten ja unsere starken und arbeitenden Ahnfrauen nicht.

Ich erinnere da, wie menschliche Findigkeit sich in den schwierigsten Verhältnissen behilft und aus dem Unwohnlichsten Wohnliches zu machen in der Lage ist. Mir ist noch mancher Unterstand aus dem Kriege erinnerlich, der den Typ einer gemütlichen Wohnung hatte und sich von einer Erdhütte der Vorzeitmenschen nur



Tafel 34

Semnonenlager. Gemälde von Blechen

(Nationalgalerie Berlin)

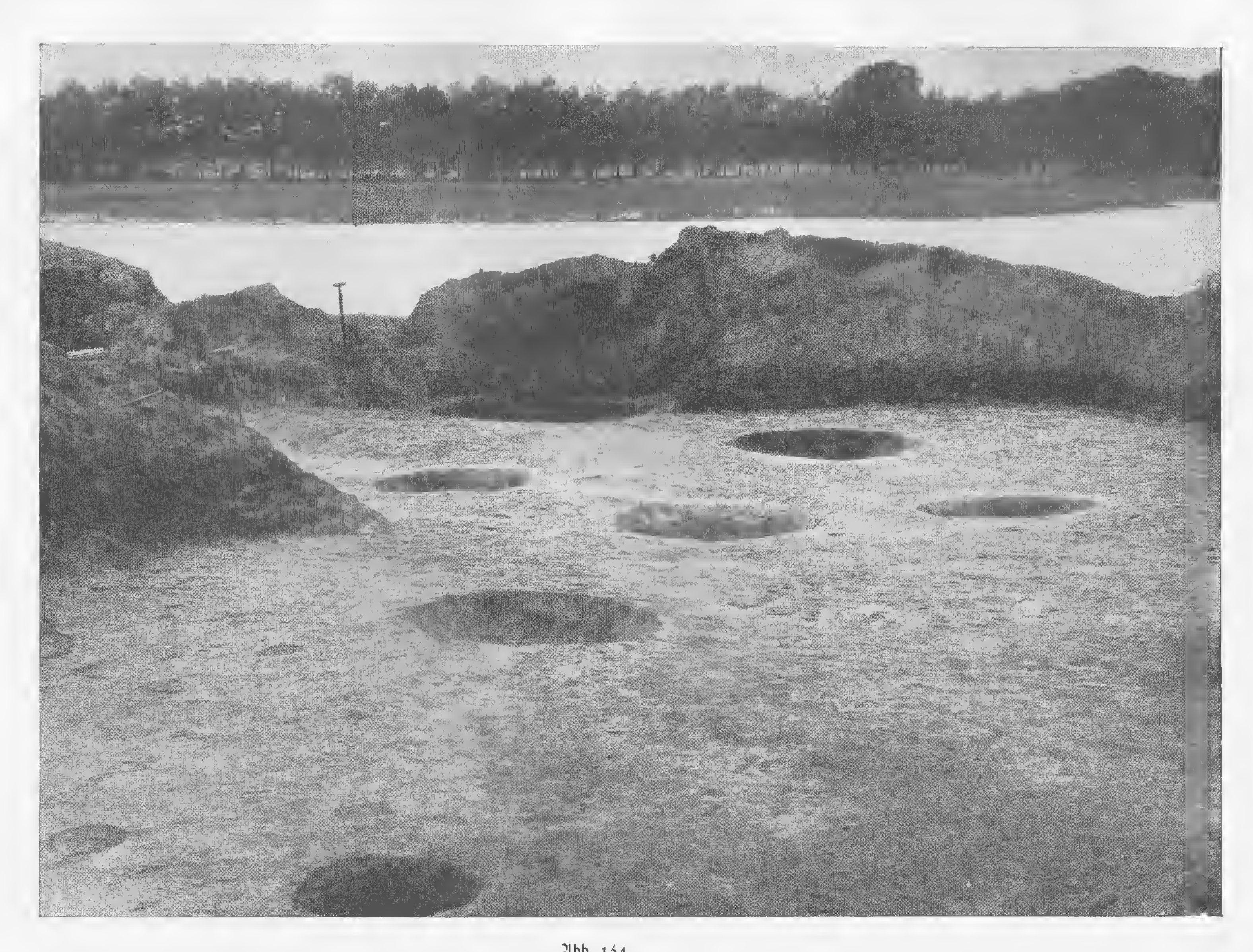


Abb. 164
Wohngruben der Megalithleute bei Uddelermeer. (Mit Genehmigung des Museums Leiden.)

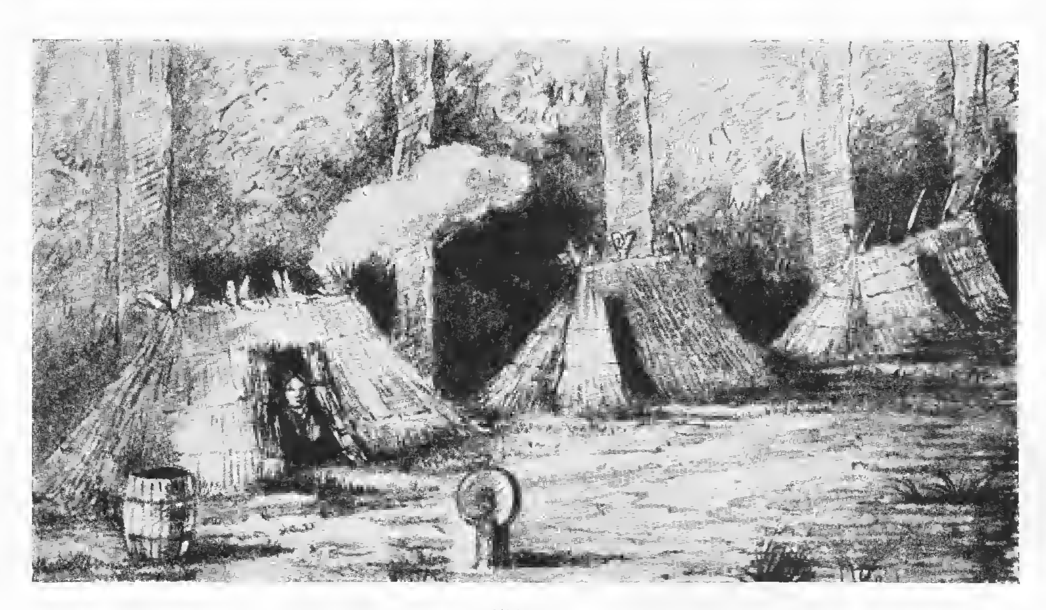


Abb. 165
Moderne Holzbrennerhütten aus der Nähe von Uddelermeer, bis vor kurzem noch im Gebrauch
(Mit Genehmigung des Museums Leiden)

wenig unterschied. Ja, warum nehmen wir an, daß unsere Ahnen nicht auch die Begriffe ihrer Gemütlichkeit selbst in die uns sehr primitiv erscheinende Erdwohnung gebracht und verwirklicht haben? Jedenfalls ging da kein Trommelfeuer über die Wohnungen nieder, was sicher der Gipfel aller Ungemütlichkeit ist.

Wir haben in Holland eine Stelle, die noch Spuren von Wohngruben aus der Zeit der Megalithgräber aufweist (Abbildung 164). Man erkennt diese Gruben wohl zumeist aus der anders gefärbten Erde, die sie mit der Zeit angefüllt hat und kommt ungefähr auf ihr Ausmaß, wenn man diese im Widerspruch zu ihrer Umgebung befindliche Erde ausschachtet. Diese Erdhütten sind nun selbst damals gewiß nur Wohnungen ärmlicher Stämme gewesen. Daß auch in den ältesten Zeiten nicht alle Stämme eines Volkes oder einer Rasse gleiche Verhältnisse aufwiesen, ist selbstverständlich. Wir wissen auch gar nicht, ob hier nun gerade Arier wohnten oder Reste anderer Rassen. Wir wollen bei diesen im großen und ganzen ja nur sehr kurzen Besprechungen der Wohnstätten nicht jedesmal untersuchen, ob nun gerade unser Beispiel auf germanischer Siedelung beruht. So sehr verschieden die einzelnen Stämme noch in der Zeit des Tacitus in ihrer Lebenskultur waren, so verschieden waren sie sicher auch früher. Aber ebenso dürfen wir annehmen, daß die Anpassung an das landschaftlich und klimatisch Gegebene ähnlich war.

Wir müssen auch unterscheiden zwischen nomadisierenden und schon seßhaft gewordenen Menschen. Der Nomade hat wenig Sinn für Wohnungskultur, schon deshalb, weil er ja nicht für lange Zeit baut. Wenn die Herden keine Nahrung mehr finden, zieht er weiter. Die Flüchtigkeit seines ganzen Lebens deutet sich auch in seiner Wohnung an, und diese Neigung ist so stark, daß wirkliche Nomaden — die

Germanen waren es wohl nur sehr teilweise und nur zu gewissen Zeiten ihrer Wanderungen —, den Mangel an Sinn für das Haus jahrtausendelang behalten. Ein typisches Beispiel sind die Türken, die, seit dem 13. Jahrhundert seßhaft geworden, heute noch nicht bauen können und heute noch keinen Sinn für Wohnkultur haben. Es sind alle großen Gebäude und Moscheen der Türken von Griechen und Armeniern gebaut worden, und das schmutzige, halb verfallende, unsolid aus schlechtem Holz hingestellte Türkenhaus ist der vollendete Gegensatz zum deutschen Hause. Der

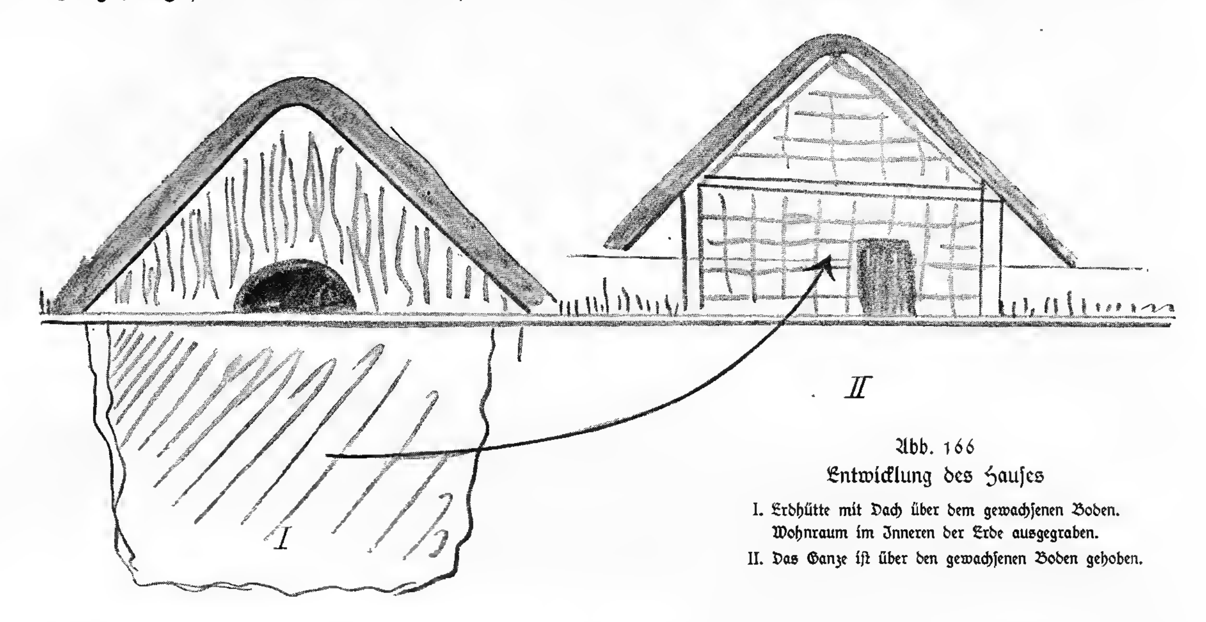


Abb. 166
Entwicklung des Hauses
I. Erdhütte mit Dach über dem gewachsenen Boden. Wohnraum im Inneren der Erde ausgegraben.
II. Das Ganze ist über den gewachsenen Boden gehoben.

Türke kennt keine größere Freude, als wenn er im Sommer in Zelten wohnen kann. So tief wurzeln Neigungen der Rasse. Es ist der Mongole, der da mit seiner Erbschaft von Jahrtausenden wieder zum Vorschein kommt.

Die Erdlöcher, die wir da und dort noch in Spuren finden, sind natürlich nicht so benutzt worden, wie man sie heute ausgräbt. Was wir heute sehen, ist nur der in den Erdboden versenkte Boden einer kleinen Hütte, die aus Blattwerk oder Schilf über dem Erdloch errichtet worden war.

Diese Art der Wohnung bietet sich dem denkenden Menschen in ganz natürlicher Weise an. Unsere Abbildung 165 zeigt uns moderne Holzbrennerhütten, die in der Gegend von Uddelermeer in Holland errichtet waren und bis vor kurzer Zeit noch bewohnt waren.

Solche Wohnungen sind praktisch in kaltem Klima, weil sie leicht warm zu halten sind. Wenn wir uns denken, daß sich nun allmählich das Dach hebt und die so entstehende Lücke zwischen Erde und Dach durch Holzstämme oder geschichtete Steine ausgefüllt wird, so entsteht vor unseren Augen das Holz- oder Steinhaus (Abbildung 166). Auch diese ersten Häuser werden niedrig gewesen sein. Das hohe Haus ist ja gar kein Fortschritt! Die Wolkenkratzer der Gegenwart sind gar nichts

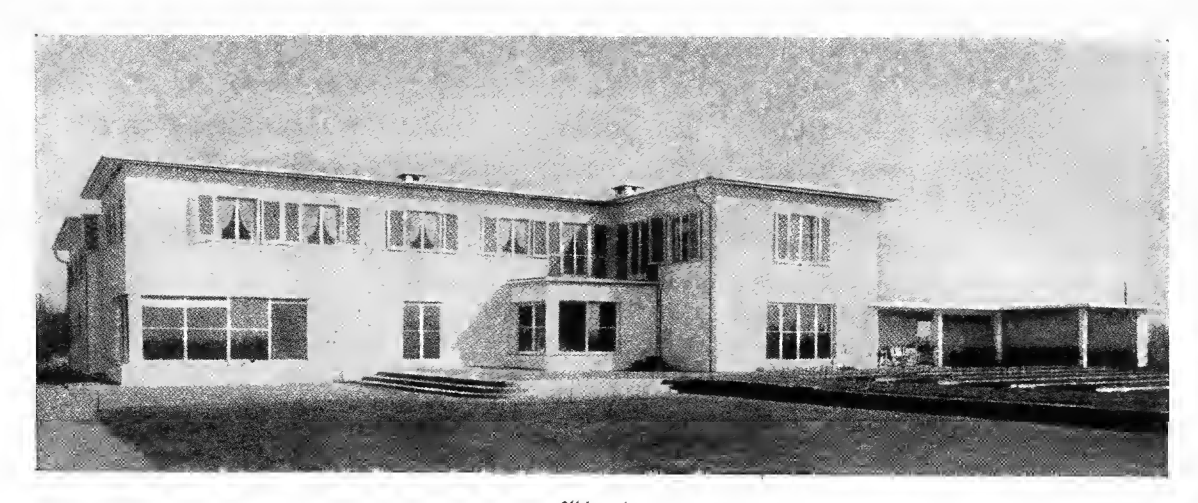


Abb. 167
Modernes Landhaus „Das weiße Haus" in Ronsdorf bei Köln, erbaut von Architekt Merill, Köln a. Rh.

Besonderes oder irgendwie Imponierendes. (Abbildung 168.) Sie sind nur ein Zeichen größter Raumnot, nichts anderes. Und wenn heute ein wohlhabender Mann sich auf dem Lande ein Haus baut, geht er wieder zum niedrigen Haus mit großer Grundfläche über, weil das viel praktischer, gesünder und bequemer ist (Abbildung 167). Unsere vierstöckigen Mietskasernen sind ein schlimmes Armutszeugnis unserer Zeit und eine Hölle für die Bewohner. Man sollte es nicht für möglich halten, daß es Leute gibt, denen selbst diese Mietskasernen-Unkultur als fortschrittlich imponiert. Die germanischen Häuser der Steinzeit sind diesen modernen Notbauten weit vorzuziehen. Aber es ist sehr eigentümlich, wie der Mensch vergißt, aus welchen Motiven er baut. Als man in den Städten nur aus Raummangel die Menschen übereinander schachteln mußte und schreckliche Behausungen hinsetzte, da schien das offenbar den Leuten, die ja viel weniger denken als man in der uralten Zeit dachte, so schön, daß man auch auf dem Lande, wo man doch Platz in Hülle und Fülle hatte, Villen unglaublichen Stils zwei- und dreistöckig hinstellte. Sinnloses Tun!

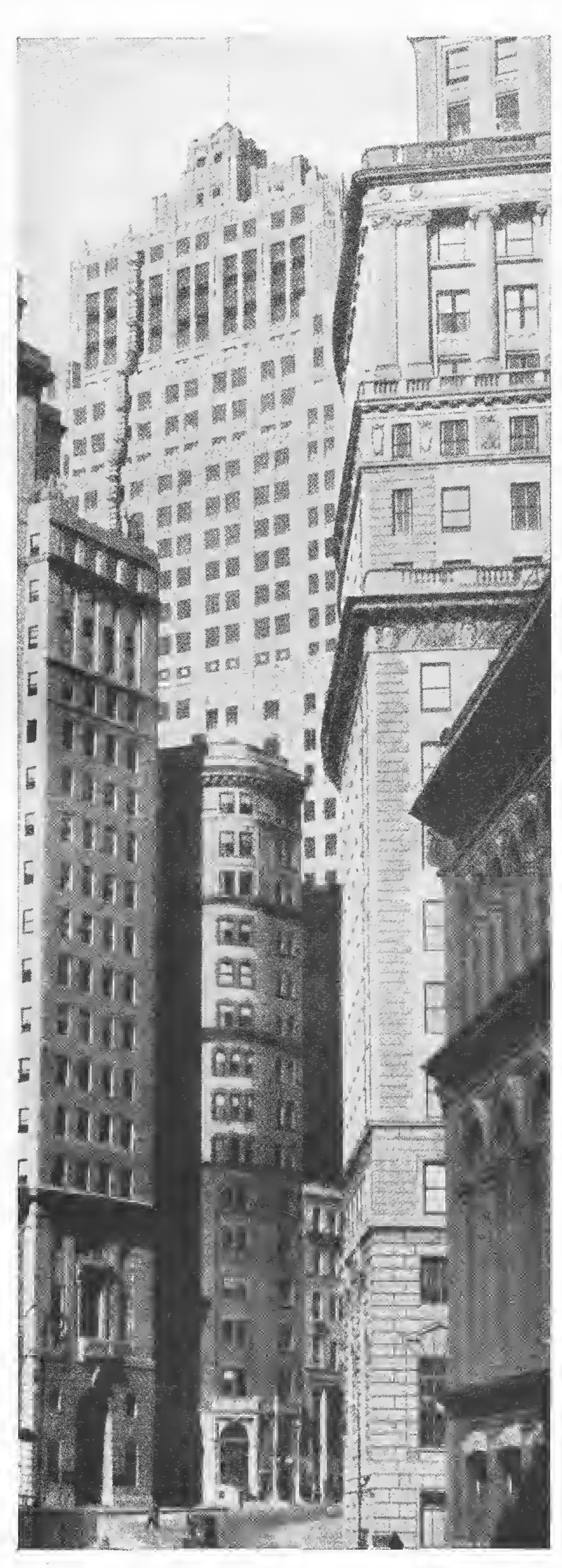
In den allerältesten Zeiten oder in besonderen Verhältnissen mag auch der Wohnplatz vom Platz der Nahrungseinnahme etwas entfernt gewesen sein. Schon außerordentlich frühzeitig scheinen die Menschen entdeckt zu haben, daß die in Verwesung übergehenden Reste der Nahrung gesundheitlich schädlich seien.

Wir haben schon am Anfang dieses Buches die nordischen Muschelhaufen, die „Kjökkenmöddinger", erwähnt, gewaltige Reste von Austernschalen und Küchenabfällen aus der älteren Steinzeit. Die Wohnplätze der Steinzeitmenschen lagen nicht innerhalb dieser Abfälleplätze, sondern in der Regel etwas von der Küste zurückgezogen, während die Muschelhaufen selbst natürlich ganz nahe an den steinzeitlichen Austernbänken gelegen waren. Aber diese Muschelesser, die in der Nähe nordischer Küsten lebten, waren nicht die einzigen Bewohner des Landes. Sophus Müller schreibt hierüber in seiner nordischen Altertumskunde:

„Außer der Küstenbevölkerung, deren Hinterlassenschaften in den offenen und gedeckten Küstenfunden entdeckt wurden, lebten gleichzeitig noch andere Menschen tiefer im Inlande, die ihre festen Wohnplätze namentlich am Ufer größerer Süßwasserseen oder auf Holmen hatten. Nur an solchen Plätzen sind bisher reichere Funde dieser Art nachgewiesen worden; doch beruht das möglicherweise zum Teil darauf, daß nur hier die Kulturreste der Steinzeit sich infolge gewisser eigentümlicher Naturverhältnisse bis auf unsere Tage unversehrt erhalten konnten."

Wir dürfen, ohne Gefahr, auf falsche Fährte zu geraten, annehmen, daß die Form der Gräber, sei es die symbolische Kreisform, sei es auch vor allem die Form des Megalithgrabes, für die Steinzeit recht maßgebend auch für das Wohnhaus war, wenn wir den geschützten und künstlich hergestellten Wohnplatz nun einmal von vornherein mit Haus bezeichnen wollen.

Wir wissen und können annehmen, daß alles, was die Natur an Schutz bot, ausgenützt wurde. So liegen im Norden die bis heute nachgewiesenen steinzeitlichen Wohnplätze stets windgeschützt und schneegeschützt schon durch ihre Lage zu Hügelreihen und einzelnen Graniterhebungen (Abb. 169). Dann aber auch war meist die Notwendigkeit einer gewissen freien Übersicht gegeben, zum mindesten in



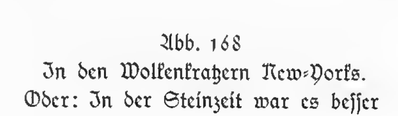


Abb. 168
In den Wolkenkratzern New-Yorks.
Oder: In der Steinzeit war es besser



Abb. 169
Wohnplätze der mittleren Steinzeit Schwedens. 4000 bis 3000 vor Chr. Geb. (Museum Göteborg)

der Richtung, in der das Gelände Annäherung an den Wohnplatz gestattete. Man hat mehrere Anhaltspunkte für den Hausbau der Steinzeit.

In einer ganz besonders liebevollen Arbeit hat das Provinzialmuseum für Vorgeschichte in Halle eine kleine Darstellung gegeben, die der vortreffliche Forscher Hahne geschrieben und „Das Steinzeithaus zu Rössen" genannt hat.

Wir folgen seinen ausgezeichneten Angaben. Er weist zunächst mit großem Rechte darauf hin, daß die Ansicht ganz falsch ist, die alten Germanen seien bis in die Zeiten der Teutoburger Schlacht wilde Jäger- und Nomadenstämme gewesen. Die Fundstätten steinzeitlicher Dorfbildung gehen bis in die Zeit um 3000 vor Christi zurück. Überall in ihnen sind Reste von Ackerbau und Viehzucht und manchem häuslichen Gewerbe zu finden, so daß wir mit Sicherheit annehmen können, daß da um 3000 vor Christi schon eine alte Kultur blühte. Man hat nun auf dem Gelände der Wohnkolonie Rössen des Ammoniakwerkes Merseburg eine einem nordeuropäischen Stamm angehörende Siedelung gefunden, die man in das Jahr 2000 vor Christi Geburt datiert. Hahne schreibt hier wörtlich über die Funde:

„Gräber mit hockenden Leichen oder mit Leichenbrandbestattung und Haus und Hüttenreste mit Herd- und Abfallgruben, in denen reicher Inhalt von Tongefäßresten, Stein- und Knochengeräten, Jagd- und Haustierknochen gefunden ist; in

den Gräbern lagen Beigaben von Waffen, Geräten, Schmuck und Gefäßen mit Wegzehrung für die Reise ins Jenseits. Von den Wohnstätten wurden die zum Teil vertieften Grundrisse gefunden, durch eingegrabene Eck- und Wandpfosten markiert, zwischen denen Massen von Lehmbewurf zerfallener und verbrannter Wände lagen, sowie allerlei Hausgerät. Ähnliche Reste von Siedelungen jener Zeit sind schon vielfach andernorts aufgedeckt, so daß wir uns auch von den Einzelheiten ihres ursprünglichen Aussehens bereits klare Vorstellungen machen können: vor allem von den Haus-, Hof- und Dorfformen."

Das Provinzialmuseum Halle hat ein Modellhaus jener Zeit in seinen Ausmaßen angegeben, und dieses Haus ist von der Verwaltung des Ammoniak-Werkes Merseburg beim Dorfe Rössen erbaut worden. Unsere Abbildungen 170 und 171 geben das Hausmodell wieder und dazu den Grundriß. Es ist natürlich nur ein Versuch, nach den bisher vermuteten Bauformen nun auch ein solches Haus herzustellen und damit die Anschauung zu erleichtern. Bei der großen Gewissenhaftigkeit, mit der das Provinzialmuseum in diesen und ähnlichen Fragen vorgeht, dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß diese Rekonstruktion richtig ist.



Abb. 170
Ansicht eines steinzeitlichen Hauses
Mit Genehmigung des Provinzial Museums für Vorgeschichte zu Halle aus dessen Veröffentlichung „Das Steinzeit-Haus zu Rössen"

Betrachten wir zunächst den Grundriß des Hauses (Abbildung 171). Er ist rechteckig und hat eine Fläche von 5,80 zu 5,15, ist also so groß wie ein großes modernes Zimmer etwa. Das Innere ist gegen den Erdboden zu vertieft, eine Erinnerung vielleicht an die praktische Form der Erdhütten.

Es führt innerhalb des Hauses auf den Grund eine Rampe hinunter. Der Gang, der die Fortsetzung des Hauseingangs bildet, ist nicht ganz gegen die Hausräume abgeschlossen, sondern er geht in die rechtwinklich an ihn anschließende „Wohnküche" über. In deren Mitte liegt, wiederum vertieft, die Kochgrube. In der Küche und im Gang befinden sich dann noch des weiteren Kellerlöcher und Gruben für den Abfall. Wahrscheinlich wird man auch Ausgußgruben gehabt haben, die das Ausgegossene so aufnahmen, daß es nicht in das Hausinnere ausdünsten konnte.

In der Kochgrube wird wohl glühendes Holz unter Asche ständig gehalten worden sein, wenngleich man auch die Feuerbereitung durch Holzreiben kannte und

ohne Mühe ausübte. In gleicher Höhe wie die Küche, oder auch etwas erhöht, lag ein Schlafraum, der bei geeigneten Bodenverhältnissen mit „eingebauten“ Sitzgelegenheiten versehen war, indem man bei der Aufrichtung Erdbänke stehen ließ und diese mit Pfählen und Brettern sowohl stützte als auch belegte.

Die Hauswände waren aus Fachwerk. Dieses bestand oft aus Lehm. Wir haben dafür in Skandinavien ein Beispiel, wo eine solche Hütte einem Feuer zum Opfer fiel, dadurch ihr Lehm gebrannt wurde und so seine ihn rettende Solidität erhielt, die die Jahrtausende bis zur modernen Zeit überdauerte.

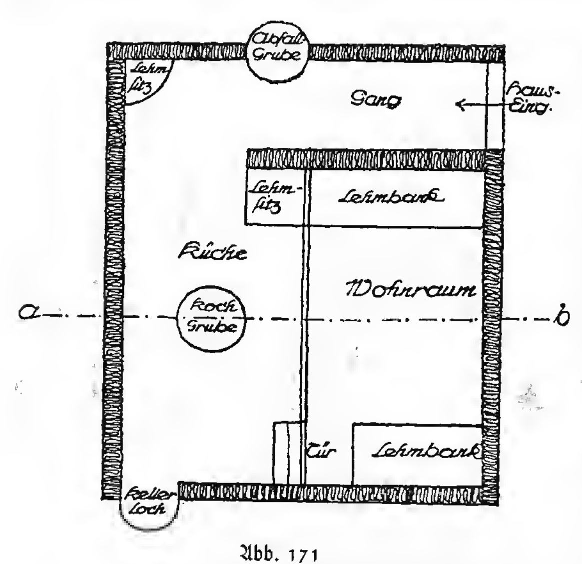


Abb. 171
Grundriß eines steinzeitlichen Hauses
Mit Genehmigung des Prov. Museums für Vorgesch. zu Halle aus dessen Veröffentlichung „Das Steinzeit-Haus zu Rössen“

Diese nordische Hütte aus der Steinzeit hatte offenbar innen glatt gestrichene Wände und das Fachwerk hatte aus Flechtwerk bestanden, auf das der feuchte Lehm aufgetragen worden war. Diese Art des Baus ist im übrigen heute noch im Süden Europas häufig zu beobachten und auch in nordischen Landen findet man Schuppen, die lehmbestrichene Flechtwerkwände haben.

Es mag erstaunlich sein, daß man in der Steinzeit den Toten solidere Wohnsitze gab als den Lebenden. Denn die Megalithgräber sind wesentlich größer und solider als diese steinzeitlichen Häuser es waren. Es ist das aber überall so gewesen. Auch die Ausgrabungen in Griechenland, beispielsweise in der ältesten uns bekannten Burg in Tiryns bei Naupolis, zeigten, daß die Mauern über den Baufundamenten aus leichtem Mauerwerk hergestellt waren, während die Gräber in Form von Kuppelgräbern aus gewaltigen Quadern errichtet waren. Der Ewigkeitsgedanke mag darin ausgedrückt sein und die besondere Ehrung des Toten, der ja nun ein Ahne der Familie oder der Sippe wird.

In der Regel sind bei den Fundstätten aus der Steinzeit nur mehr die Grundrisse der kleinen Häuser erkennbar.

Es war jedenfalls auch beim Fachwerk der Steinzeithäuser notwendig, die Wände mit senkrechten und wagerechten Balken zu versehen, die ihrerseits verzapft sein mußten. Man stelle sich nur vor, welche Arbeit es kostete, mit Handwerkszeug aus Stein und Knochen, wie es unsere Abbildung 172 zeigt, Balken aus den Stämmen zu formen, und wenn wir uns diese Balken auch nicht so schön und glatt vorstellen dürfen wie die heutigen es sind, die aus einem Sägewerk hervorkommen, so müssen sie doch ungefähr gerade und eben gewesen sein.



Tafel 35.

Decke des Codex aureus aus der Stadtbibliothek in Trier.

Photo Baeh, Trier.

Das Dach des Steinzeithauses (Abbildung 170) ist besonders interessant. Das Modellhaus zeigt ziemlich hohen Giebel und eine innere Konstruktion aus Balken und Stangen. Die Bedeckung des Daches wird in der Regel aus Moos oder Schilf gewesen sein und nur da wo Ackerbau getrieben wurde, mag das Stroh sich schon frühzeitig als bequemes und warmes Dachdeckmittel angeboten haben.

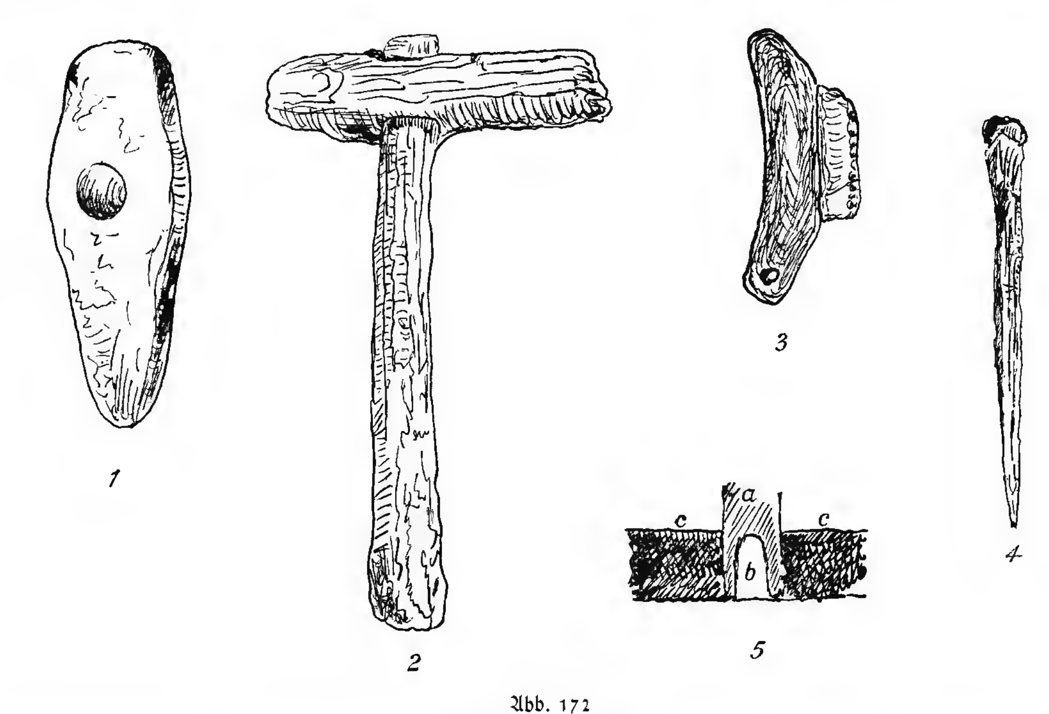


Abb. 172

Steinzeitliche Werkzeuge

1. Hammer a is Nephrit. 2. Hammer aus Hirschhorn in Eschenholzschäftung. 3. Säge in Holzfassung aus Feuerstein. 4. Pfriem als Knochen-Bohrer aus Holz od. Knochen. 5. Bohrgerät. a) Bohrer, der mit Hilfe von Sand bohrt. b) entstandener Bohrzapfen, der herausfällt, wenn a) ganz durchgebohrt hat. c) Stein, der durchbohrt wird. Die Bohrbewegung wird durch eine Sehne an einem Bogen hervorgerufen.

Daß das Dach auf den Seiten weit herunter gezogen wurde und auch über der Stirnseite des Hauses laubenartige Dachstücke, die man Walm nennt, zeigte, war durchaus zweckentsprechend. Wir finden solche Dachkonstruktionen sehr häufig auch heute noch in Gegenden, in denen viel Schnee fällt. Der Hausstil im Kanton Bern zeigt dieses Charakteristikum ganz besonders deutlich.

Man kann im übrigen genau auch heute noch in Gebirgsgegenden beobachten, daß sich die Hausform ganz den klimatischen Verhältnissen anpaßt. Wir können, auf windbedrohten Paßhöhen der Schweiz beispielsweise, Häuser finden, die ganz in den Erdboden hineingekrochen sind, deren Boden unter der Erdoberfläche liegt, und die ein Dach haben, das ihre Seitenwände vollkommen abschließt.

Ob die steinzeitlichen Häuser Fenster hatten, ist fraglich. Scheiben hatten sie natürlich nicht, denn das Fensterglas ist eine Erfindung, die erst in römischer Zeit aufkam und um das Jahr 1000 nach Christi Geburt in Deutschland noch außer-

ordentlich selten war. Es wird mit besonderer Betonung geschrieben, daß im 10. Jahrhundert das Kloster Tegernsee in Bayern bunte Glasfenster hatte.

Wenn wir von Fenster sprechen, so meinen wir die Fensteröffnung als einen Bestandteil des Baus. Solche Fensteröffnungen finden wir in einzelnen jungsteinzeitlichen Hütten und Wohngruben. Eigentümlicherweise scheinen sie später in der Bronzezeit und sogar noch in der Hallstattzeit in Mittel- und Nordeuropa wieder zu fehlen. Dagegen treffen wir sie im Süden Europas allenthalben. Vielleicht hängt das mit dem Klima zusammen, vielleicht aber auch mit anderen, uns unbekannten Motiven. Denn im Orient, wo das Klima Fenster auch erlaubt hätte, so in Ägypten, Babylon und Assyrien, fehlen die Fenster (in Ägypten wenigstens für die ältesten Bauten) vollkommen. In der Latènezeit kommen sie dann erst in Mitteleuropa wieder auf, aber in Schweden gab es noch im 16. Jahrhundert weite Gegenden, in denen das Fenster unbekannt war, und in Südfrankreich war es um diese Zeit auch nur ein Luxusartikel der Vornehmen.

Dagegen haben die jungsteinzeitlichen Pfahlbauten, von denen wir noch sprechen werden, sowohl Fenster als auch Fensterläden gehabt. Das Licht bei Tage drang in die fensterlosen Häuser durch Aussparungen am oberen Teile der Hausmauern, durch sogenannte Giebellöcher, ein. Durch diese konnte auch der Rauch abziehen. Andererseits war der Lufteintritt durch diese Giebellöcher nicht so heftig, daß es nicht etwa möglich gewesen wäre, auch bei großer Kälte durch das Feuer in der Herdgrube eine behagliche Wärme im Hause zu erzeugen. Im übrigen waren die Menschen von damals nicht so empfindlich und nicht so verweichlicht, wie wir es sind. Ihre Beschäftigungen, zu denen das Augen verderbende Lesen und feine Frauennadelarbeit noch nicht gehörten, konnten auch abends beim Licht des Feuers vollzogen werden. Und wenn es ein Festmahl gab, erhöhten Fackeln, die aus gebundenen Birkenrinden bestanden, die Beleuchtung ganz wesentlich.

Die Vertiefung des Inneren des Hauses diente dazu, die Zugluft von den Menschen abzuhalten und die ganzen Wände des Hauses von unten her zu erwärmen. Hahne geht so weit, zu schreiben: „Im Steinzeithaus ist's in dieser Hinsicht behaglicher als in heutigen ebenerdigen, ofen- oder kamingeheizten Steinhäusern, deren Wände auch nicht so die gleichmäßige Wärme halten, und in denen es durch Fenster und Türen zieht und sich abkühlt." Daß der Rauch, der sich oben im Hause sammelte und dann, vielleicht sogar durch Klappen an den Giebellöchern reguliert, ins Freie abzog, sehr bald zu Räucherungen verwendet wurde, darf wohl angenommen werden. Wenn wir uns ein norddeutsches Bauernhaus etwa aus der Lüneburger Heide heute betrachten, so fällt uns die große Ähnlichkeit mit unserem Steinzeithaus sofort in die Augen (Abbildung 173), wenngleich das Haus unserer Abbildung schon im Grundriß beträchtlich erweitert ist. Hören wir nun, was Hahne über die Inneneinrichtung des Steinzeithauses uns berichtet. Wir werden auf diese Frage dann noch bei Besprechung der Pfahlbauten näher eingehen.

„Die Einrichtung der Vorzeithäuser darf man sich recht behaglich und vielgestaltig vorstellen; wie das ganze Haus in seinem Aufbau schon sehr an heutige Bauernhausformen des Nordens und Ostens Europas, gerade auch des von jeher germanischen Norddeutschlands (Lüneburger Heide) erinnert, so sind auch Ausstattung und Schmuck den heutigen Gewohnheiten sehr ähnlich gewesen. Felle, Matten und Gewebe, Holzschnitzereien und Erdfarbanstriche, Beleuchtungsvorrichtungen, die Kienfackeln und Öllämpchen, dazu als Schmuck und Trophäen aufgehängte Geweihe und Naturbesonderheiten aus Wald, Wasser und Flur, auch Waffen und sehr vielgestaltiges Gerät aus Holz, Knochen, Stein und Ton; am Dachfirst ein Pferdeschädel oder ein Stierhornpaar, dann heilige religiöse Zeichen und Symbole, wie Axt des Donner- und Kriegsgottes, Sonnenradfiguren des Himmelsgottes, im Innern vor allem Spinn- und Webegeräte der Frau; die Schleif- und Bohrmaschinen des Mannes für die Steingeräte und Waffen, Wiegen und Kinderspielzeug, Sitzböcke und Bänke!

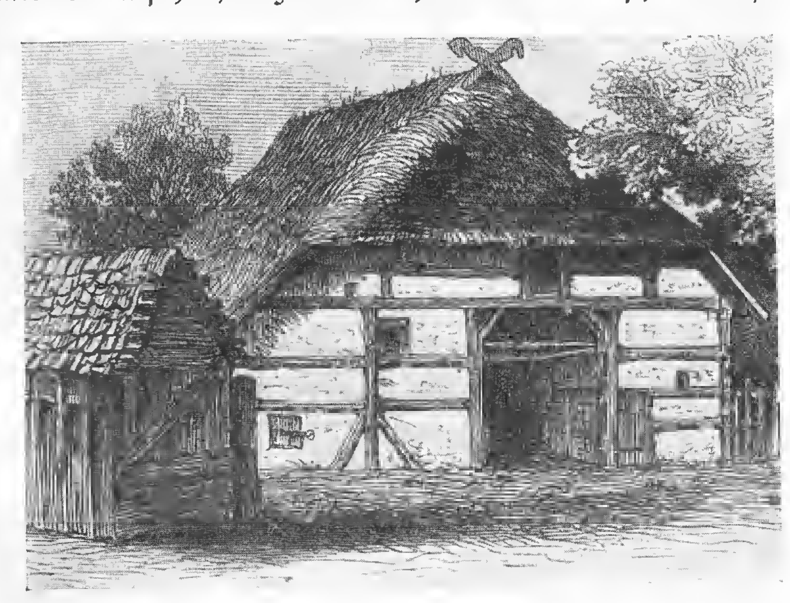


Abb. 173
Niedersächsisches Bauernhaus

Auch Spiele für Erwachsene und einfache Musikinstrumente gab es wohl schon. Und draußen um das Haus lag sicher von jeher ein Gemüse-, Kräuter- und Fruchtgarten (veredelter Apfel ist sogar in Mittelschweden nachgewiesen); dabei ein umzäunter Bezirk mit Viehstätten, in denen bereits in der Zeit vor 2—3000 vor Christi, Rind, Schaf, Schwein und Pferd, seit Jahrtausenden vorher schon der Hund lebte. Weiter Schuppen für Ackergerät, Wagen und Schlitten, Speicher, Backofen, Brunnen, Teich und Mist. Eine Töpferwerkstatt fehlte wohl keinem Hof, auch seit Urzeit nicht die Bienenstöcke, denn Honig war Gewürz und gab gegoren den altnordeuropäischen Meth."

Einschneidende Entwicklungen des steinzeitlichen Hauses bis in die Zeit, wo die Germanen in die Geschichte treten, hat es wohl kaum gegeben. Nur ist allmählich eine Verbreiterung des Hauses eingetreten, aus dem Wunsche hervorgehend, mehrere Räume unter einem Dache zu haben (Abbildung 174). Es entstand das große dreischiffige niedersächsische Haus, aber wann es entstand, darüber sind sich

die Gelehrten nicht einig. Viele behaupten, daß frühere Häuser mit mehreren Räumen, die man auf keltischem Boden fand, auch keltischer Bauentwicklung entsprechen.

Die Entwicklung zum dreischiffigen Hause ist dadurch gegeben, daß das Dach gehoben wurde. Es bedurfte dann rechts und links je einer Stützwand, und damit entsteht der dreiteilige Grundriß, dessen spezielle bauliche Verwendung für die Raumgestaltung nach verschiedenen Richtungen hin möglich ist. Bevor wir aber zu diesen späteren Zeiten übergehen, müssen wir noch der Pfahlbauten und ihrer Kultur gedenken.

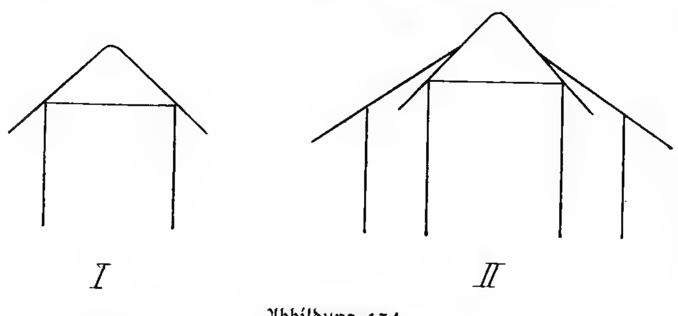


Abbildung 174
Die Entwicklung des einschiffigen zum dreischiffigen Hause

Wir müssen wieder weit zurück in die Steinzeit. Da lebten Fischervölker an den Süßwasserseen, so namentlich am Bodensee und an den Schweizer Seen, die eine recht hoch entwickelte Kultur besaßen. Ob sie aus dem Osten gekommen sind oder wo anders her, soll hier als eine nur sehr unsicher zu lösende Frage ganz unberücksichtigt bleiben. Sie waren jedenfalls da, und ihre Kultur, die uns in sehr viel Resten erhalten ist, gibt uns ein klares Bild namentlich der Verhältnisse der jüngeren Steinzeit, der Steinkupferzeit und der ältesten Bronzezeit. Dabei soll erwähnt werden, daß sich da und dort die Pfahlbaubewohner bis in die Eisenzeit erhalten haben. Es waren wohl sicher keine Germanen, ob sie oder Teile von ihnen Arier waren, soll uns hier auch nicht beschäftigen. Genug, daß sie in unseren Gebieten lebten und daß ihre Kultur sicher nicht ohne Wirkung auf die ganze Umgebung blieb.

Um jedes Mißverständnis also auszuschließen, betonen wir hier ausdrücklich, daß wir die Rassefrage der Pfahlbaubewohner gar nicht untersuchen und uns mit den Pfahlbauten nur aus dem Grunde beschäftigen, weil sie auf deutschem und schweizer Gebiet eine große Rolle gespielt haben und weil an den vielen Resten, die uns erhalten sind, ein deutliches Bild der jungsteinzeitlichen Kultur uns ersteht. Auch sind die Museen Südwestdeutschlands und der Schweiz mit diesen Resten gefüllt, und es muß unseren Lesern nur angenehm sein, wenn sie diese Museen besuchen, über das Gebiet selbst etwas orientiert zu sein. Nebenbei mag bemerkt werden, daß meine Studien in Symbolvergleichung zum mindesten ergeben haben, daß die atlantische Kultur nicht ohne Einfluß auf die Pfahlbaubewohner geblieben ist. Ihre Symbole deuten eher darauf hin, daß sie aus den atlantischen Gebieten, als daß sie aus dem Orient in die Gegend gekommen sind, in denen wir sie in der Steinzeit schon feststellen können.

Möglich ist auch, daß sie in einer östlichen Heimat Ausläufer der atlantischen Kultur kennengelernt haben. Doch ist auch diese Frage für den Charakter unseres Buches als zu kompliziert und vor allem zu spezialisiert nicht weiter zu behandeln.

Bezeichnend für die große Interesselosigkeit des Mittelalters und der Neuzeit bis in das 19. Jahrhundert für die Vorgeschichte der Menschen, eine Interesselosigkeit, die vermutlich im Programm der Kirche lag, ist es, daß erst im Jahre 1810 ein Bauer namens Caspar Löhle im badischen Dorfe Wangen Steinbeile, die er am Bodenseeufer fand, sammelte, aber natürlich noch keinerlei Schlüsse aus seinen Funden zog. Ein Pfahldorfrest wurde erst im Winter 1853/54 bei sehr tiefem Wasserstand im Zürichsee durch den Lehrer Aeppli von Meilen im Verein mit Dr. Keller aus Zürich entdeckt, und 1862/63 begannen dann die Entdeckungen am Bodensee, die mit der Zeit größten Umfang annahmen.

Wir haben schon aus dem Altertum Literaturstellen, die sich mit Pfahlbauten beschäftigen. Sie sind so anschaulich, daß sie es verdienen, hier erwähnt zu werden.

Der Grieche Hippokrates schreibt über die Pfahlbauten im Flusse Phasis (heute der Fluß Rion in Transkaukasien):

„Die Menschen aber führen ein Leben in den Sümpfen und haben Hütten aus Holz und Rohr im Wasser selbst errichtet. Sie verlassen diese Hütten nur selten, wenn sie in die Städte und Handelsplätze gehen, sonst fahren sie in Schiffen, die aus einem einzigen Stück Holz (Einbaum) gefertigt sind, hinauf und hinunter in Kanälen und mannigfachen Wasserverbindungen."

Herodot beschreibt die Pfahlbauten in dem auf der Balkanhalbinsel gelegenen Prasiassee: „Der Feldherr Megabazos versuchte auch diejenigen Stämme zu unterwerfen, welche in dem See selber wohnen. Sie haben da mitten im See zusammengefügte Verdecke auf hohen Pfählen und dahin führt vom Lande nur eine einzige Brücke. Die Pfähle, auf denen die Gerüste ruhen, richteten in alten Zeiten die Bürger gemeinsam auf. Später regelten sie die Angelegenheit durch Gesetz, und jetzt geht der Weiterbau so vor sich: Für jede Frau, die einer heiratet, holt er drei Pfähle aus dem Gebirg, das Orbelos heißt, und bewahrt sie auf. Und jeder nimmt sich viel Weiber. Sie wohnen auf folgende Art: Es hat ein jeder auf dem Gerüst eine Hütte, darin er lebt, und eine Falltür durch das Gerüst, die in den See hinunter geht. Die kleinen Kinder binden sie an einem Fuße fest mit einem Seil, damit sie nicht hinunterfallen. Ihre Pferde und Lasttiere füttern sie mit Fischen. Es gibt so viele Fische, daß, wenn einer die Falltüre aufmacht und einen leeren Korb in den See hinunterläßt, er ihn nach kurzer Zeit, mit Fischen gefüllt, wieder emporziehen kann."

Unsere Tafel 41 zeigt uns ein Gemälde von Hippolyte Coutau, ein Werk aus dem Jahre 1896, das im Kunst- und Geschichtsmuseum in Genf hängt. Offenbar hat die Herodotische Beschreibung dem Maler vorgeschwebt. Wir sehen das hohe

Gerüst und eine Plattform, die den Eingang in die Hütte bildet. Ein älterer und zwei junge Männer kommen von der Jagd nach Hause und man ist gerade im Begriff, die Beute nach oben zu befördern. Auf der Plattform selbst steht ein junger Mann, eine Frau mit einem Kinde und ein junges Mädchen, und es mag dem Schönheitssinn des Malers verziehen sein, daß er diese Urmenschenweiber ein wenig sehr graziös und nicht ganz ohne kokette Pose gemalt hat. So fein werden sie kaum ausgesehen haben. Ganz hübsch ist auf dem Bilde der Einbaum dargestellt, der ein sehr praktisches Fahrzeug war. Noch im 20. Jahrhundert fuhren die letzten Einbäume auf einigen schweizer Seen.

Wenn wir die Verhältnisse am Bodensee unseren Ausführungen über die Pfahlbauzeit zu Grunde legen, so waren vor den Pfahlbauern schon in der älteren Steinzeit Menschen in der Gegend, die noch zumeist in Höhlen lebten. Diese, wahrscheinlich Renntierjäger, zogen, als das Klima wärmer wurde, ihren Tieren nach Norden nach; Moschusochsen und Mammut aber, die mit ihnen gelebt hatten, zogen nicht mit, sondern starben langsam aus. Pfahlbauten entstanden hier erst in der jüngeren Steinzeit. Wie groß diese Siedelungen waren, geht schon daraus hervor, daß man bei Unter-Uhldingen 20 000, bei Wangen 30—40 000, bei Sipplingen 50 000 Pfähle fand. Die Mehrzahl aller Stationen gehören der jüngeren Steinzeit, etwa 20 Prozent auch noch der Bronzezeit an.

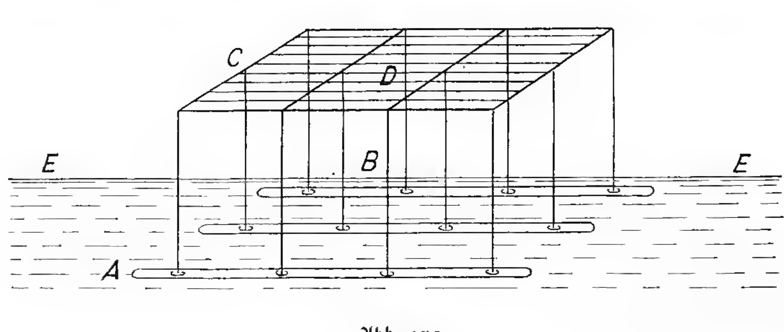


Abb. 175
Schema eines Pfahlrostes

Auch in Schottland finden wir in der Übergangszeit von Alt- zu Jungsteinzeit Pfahlbauten, sogenannte Crannog, desgleichen auch in Irland. Es sind künstliche Inseln aus Baumstämmen, Reisig, Steinen und Lehm. Die ganze aufgeschüttete Masse wurde durch Pfähle zusammengehalten. Der Durchmesser der Crannogs ist etwa 20 bis 25 Meter. Sie befinden sich stets in seichten Seen in der Nähe von Flußmündungen. Hierfür mögen maßgebend gewesen sein der Fischreichtum der Flußmündungen und die Tatsache, daß das fließende Wasser die Abfälle aus den Siedelungen rasch weiterbeförderte, vielleicht auch die Erfahrung, daß die Flußmündungen nicht so leicht einfrieren, wie das sonstige Ufer. Die irischen Crannogs sind noch im Mittelalter bewohnt gewesen und noch unter der Regierung der Königin Elisabeth hat man solche militärisch erstürmt.

Nach dieser Einschaltung sei erwähnt, daß man die größeren Siedelungen am Bodensee auf 1000 bis 1200 Personen schätzen kann. Es ist dies eine Art des Zu-

sammenwohnens, die dem germanischen ganz fremd ist. Die Städtebildung des Germanen erfolgte nur unter äußerem Zwange erst gegen das Ende des ersten christlichen Jahrtausends.

In der Baukonstruktion müssen wir zwischen Pfahlrostbauten auf festem Boden im Wasser und Packwerkbauten in Sumpfseen unterscheiden.

Die Pfahlrostbauten (Abbildung 175) bestanden aus einer Anzahl tief eingerammter Pfähle, die bei nicht gutem Untergrund durch sogenannte Schlammlatten (A) vor dem Einsacken bewahrt waren. Über die Pfähle wurden Verbindungsbalken (C) gelegt, entweder mit Krampen in die ausgeschnittenen Pfahlköpfe eingreifend oder angebunden. Und quer zu diesen Balken lagen dann nahe aneinander Latten, (D) die den Boden des kleinen Gebäudes, das sich auf diesem Fundament erhob, bildeten. Die Packwerkbauten wurden entweder schwimmend oder feststehend errichtet. Zuerst schuf man zwischen vier Pfählen eine schwimmende Unterlage des Hauses, die man immer mehr beschwerte, bis sie versank. Dann legte man eine neue Packung darüber und so sechs bis acht, bis man eben auf dem Grund anlangte. Auf diesem Fundament errichtete man dann die Hütte (Abbildung 176).

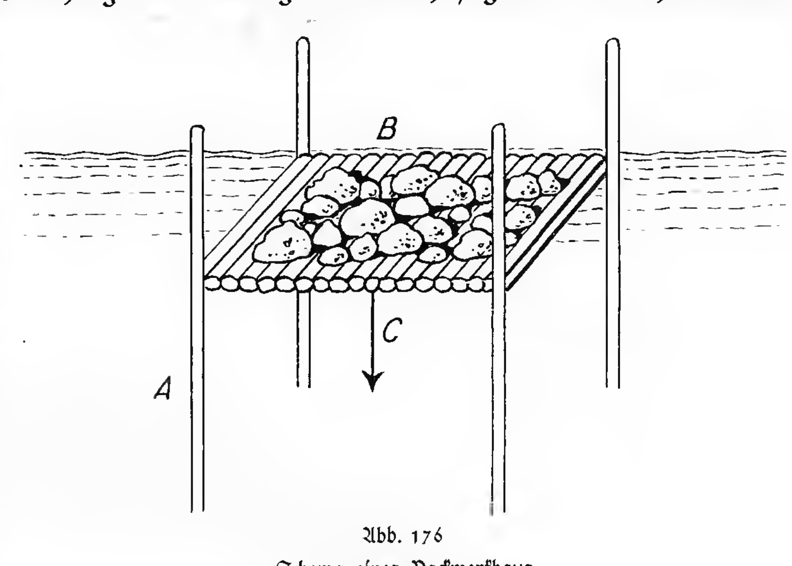


Abb. 176
Schema eines Packwerkbaus

Es sind in sehr dankenswerter Weise am Bodensee bei Unteruhldingen Rekonstruktionen von Pfahlbauhütten gemacht worden, die der Besichtigung frei stehen. Unsere Abbildungen 177 und 178 haben sie festgehalten. Ihre Ähnlichkeit mit modernen Pfahlbauten in Sumatra und bei den Indianern von Venezuela, den Nikobaresen im Stillen Ozean, den Leuten vom Masamahsee auf der ostindischen Insel Celebes ist ganz auffallend. Die letztgenannten erklärten sie besuchenden Forschern auch, warum sie im Wasser wohnen. Nicht etwa aus Angst vor Feinden und wilden Tieren, sondern aus hygienischen Gründen. Und so mag auch in der Steinzeit das Hauptmotiv für den Pfahlbau die Furcht vor den Massen verwesenden Abfalls gewesen sein, die beim einzelwohnenden Germanen niemals zu einem solchen Problem werden konnten, es aber leicht wurden, wenn größere Massen von Menschen eng aufeinander wohnten. Auch die Kjökenmöddinger waren ausnahmslos ziemlich weit von den Wohnstätten der nordischen Austernesser entfernt. Da-



Abb. 177
Rekonstruierte Pfahlbauhütten bei Unter-Uhldingen am Bodensee
(Im Vordergrund am Ufer sind die Pfähle der Pfahlbauzeit noch sichtbar)

neben mag die Sicherheit vor Feinden und wilden Tieren auch ein gewichtiges Wort mitgesprochen haben.

Die Kultur der Pfahlbauzeit ist keineswegs primitiv zu nennen. In Wallhausen und Bodman am Bodensee hat man große Werkstätten für Feuersteingeräte gefunden und in Maurach eine Werkstatt für die damals sehr geschätzten Nephritgeräte. Nephrit ist ein sehr harter Stein, der sich ganz besonders zu Beilen eignete und von dieser Verwendung in der Vorzeit den Namen Beilstein erhalten hat. Lange Zeit glaubte man, daß der Nephrit auf dem Handelswege von fernen Ländern zu den schweizer Pfahlbauern und denen am Bodensee gekommen sei, bis man endlich entdeckte, daß er im Gotthardgebiet und im Wallis wie der Geologe sagt „ansteht", das heißt, offen daliegt.

In Schussenried ist eine große Töpferwerkstatt gefunden worden, und in Unteruhldingen hat sich eine Bronzeguß„fabrik" niedergelassen. Wir sehen also in damaliger Zeit schon Arbeitsteilung bei diesen Leuten, die in dieser einen Hinsicht den später von Norden hereinwandernden Germanen jedenfalls voraus waren. Daß dann bis in unsere Zeit die Arbeitsteilung, ins Phantastische gesteigert und mit der Maschinenentwicklung verkoppelt, Grund für das soziale Elend der Welt wurde, kann füglich den Pfahlbauern noch nicht zur Last gelegt werden.

Eine eigentümliche Kulturkonkurrenz hat zwischen den Pfahlbausiedelungen des Bodensees und denen der Schweiz stattgefunden. In der jüngeren Steinzeit waren die ersteren weiter voran, in der Bronzezeit aber wurden sie von den



Tafel 36
Die Igeler Säule
(Provinzial-Museum, Trier)



Abb. 178
Rekonstruierte Pfahlbauhütten bei Unter-Uhldingen a. Bodensee

schweizerischen überholt. Am Bielersee finden wir auch — was recht selten ist — Funde aus der reinen Kupferzeit.

Der Handel scheint schon recht ausgedehnt gewesen zu sein. Er kam die Rhone entlang von Marseille bis in die Schweiz. An dieser Handelsstraße, die dann wohl von Marseille übers Meer bis zur Welthauptstadt der Bronzezeit, nach Tartessos im südlichen Spanien, führte, lagen Bronzegußanstalten und größere Handelsdepots. Ich glaube, daß der Handel bis zur Bronzezeit viel stärker nach Tartessos zu ging als nach Osten, und erst in der Kupferzeit tritt Kreta und Kleinasien auf dem Plan auf. Kupfer kann auch aus Ungarn gekommen sein. Wenn es aber die Form der heiligen Doppelaxt in seinen Barren hatte, stammte es von kretensischen Lieferanten. Das Zinn kam von Britannien über Tartessos. Erst gegen das Ende der Bronzezeit taucht das Eisen, zunächst noch als ein sehr teurer Gegenstand, auf, und mit ihm kommt Silber und Glas. Der Handel selbst wurde durch Tausch vollzogen. Ringgeld kommt erst in der Bronzezeit auf und ersetzt den Warentausch sehr langsam und für lange Zeit noch nicht völlig.

Wir können nicht umhin, uns auch eine gewisse Rechtspflege innerhalb der Siedelungen vorzustellen und den Grundsatz der Eigentumsachtung.

Die mannigfachen Tätigkeiten der Pfahlbaumenschen sind auf unseren Abbildungen 179 und 180 nach einem Modell, das sich im Landesmuseum Zürich befindet, sehr anschaulich dargestellt. Das Modell hat die gleiche Absicht wie unsere Photographien. Es soll dem Leser ein Bild gegeben werden, an dessen Hand er sich



Abb. 179
Pfahlbausiedelung. Modell im Landesmuseum Zürich



Abb. 180

Pfahlbausiedelung. Modell im Landesmuseum Zürich

eine Vorstellung machen kann. Es ist dabei gleichgültig, ob nun alles bis zum letzten Hosenknopf auch so war. Was dargestellt ist, beruht auf genauer Erforschung der Kulturreste, wobei natürlich Doktorfragen nicht berücksichtigt werden konnten. Fortgeschrittene unserer Leser mögen nicht die Achsel zucken über die populäre Art dieser Darstellung. Wenn wir hier nur Abbildungen von Fundstücken brächten, so wäre der Masse der Leser nicht gedient. Denn für diese ist eine lebendige Vorstellung des Ganzen viel wichtiger als die peinlich genaue Kenntnis von womöglich strittigen Einzelheiten.

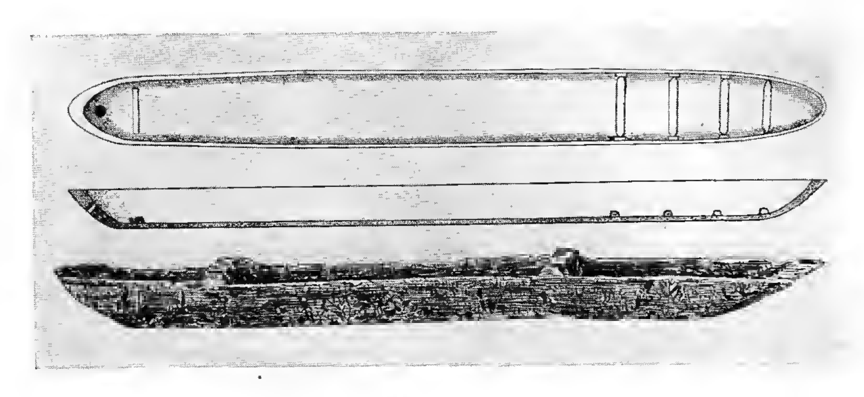


Abb. 180 a
Einbaum aus Eichenholz. Jüngere Steinzeit am Bielersee
Museum Biel (Schweiz)

Die Ausdehnung der Bodenseesiedlungen haben wir auf unserer Abbildung 181 in einer Karte wiedergegeben. Es sind die wichtigsten Fundstellen von Pfahlbauten angegeben. Wir erkennen den Schwerpunkt der Siedelungen im Nordwesten, namentlich an den beiden nordwestlichen Ausläufern des Sees.

Die innere Einrichtung der Pfahlhäuser dürfen wir uns ganz so denken, wie die der steinzeitlichen Landhäuser. Man wird Sorge getragen haben, durch Matten und allerlei Gewebe den Boden der Behausung gegen das ausdünstende Wasser abzudichten (Abbild. 182). Größere Werkstätten standen wohl auf dem trockenen Ufer. Daß diese Leute aber ausschließlich Fische gegessen haben, so daß man ihnen den Namen Ichthyophagen d. i. Fischfresser gegeben hat, ist vollkommen unrichtig. Wir können aus den Funden zunächst einmal feststellen, daß in den Pfahlbaugemeinden Ackerbau getrieben wurde. Man kannte die Gerste, und den sogenannten kleinen Pfahlbauweizen. Diese beiden Getreidearten sind die ältesten, die die Menschen der Steinzeit kultivierten. Dann kommt aber auch Bingelweizen, die größere sechszeilige Gerste, die Ripsenhirse, die Kolbenhirse und der ägyptische Weizen vor. Ob letzterer aus Ägypten kam, oder ein atlantisches Erbe an beiden

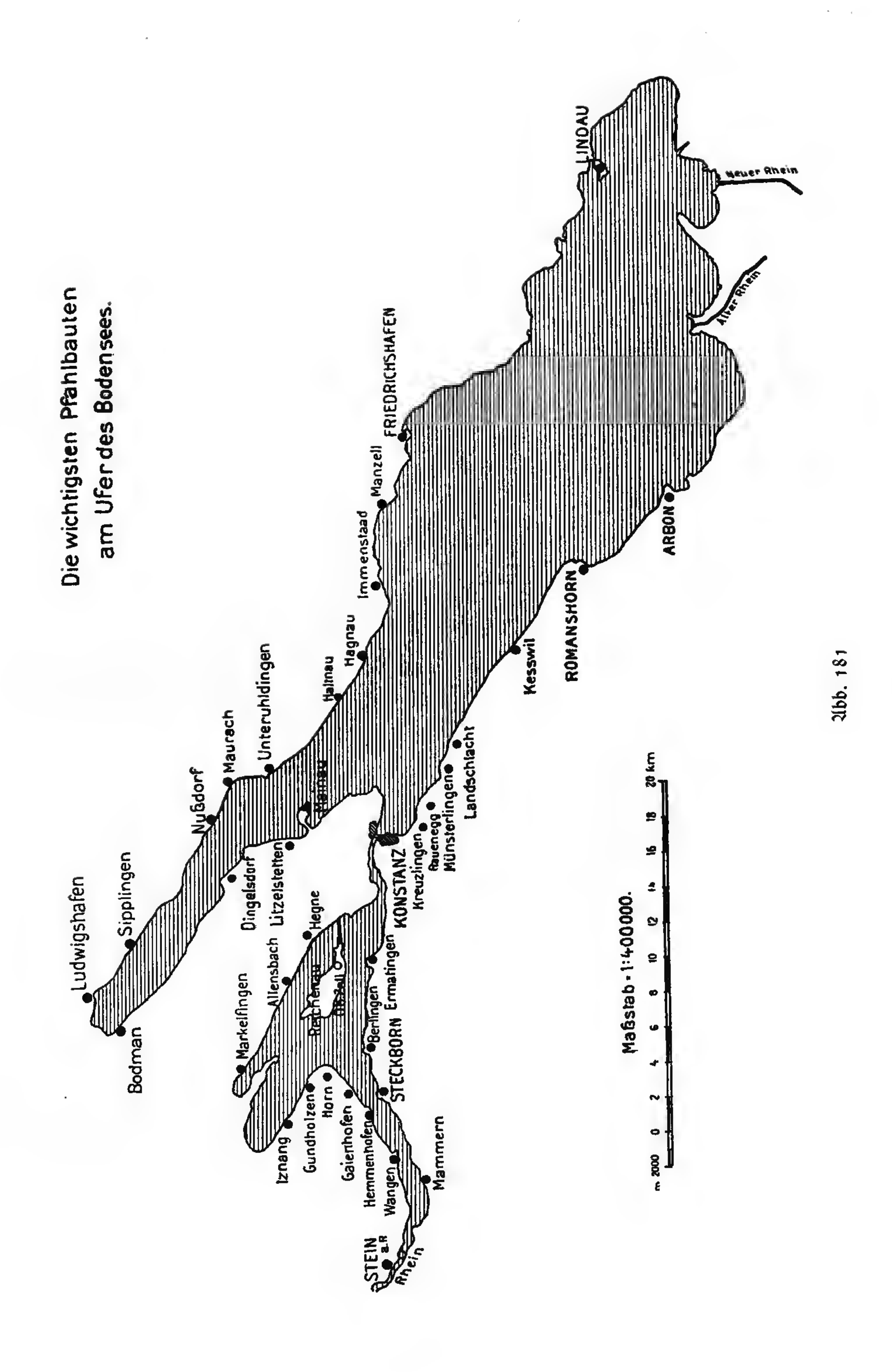

Die wichtigsten Pfahlbauten
am Ufer des Bodensees.
Ludwigshafen
Bodman
Sipplingen
Nußdorf
Maurach
Unteruhldingen
Dingelsdorf
Litzelstetten
Mainau
Markelfingen
Allensbach
Hegne
Iznang
Gundholzen
Horn
Reichenau
Gaienhofen
Hemmenhofen
Berlingen
STEIN
a.R
Wangen
STECKBORN
Ermatingen
KONSTANZ
Rhein
Mammern
Kreuzlingen
Rauenegg
Münsterlingen
Landschlacht
Haltnau
Hagnau
Immenstaad
Manzell
FRIEDRICHSHAFEN
Kesswil
ROMANSHORN
ARBON
LINDAU
Alter Rhein
Neuer Rhein
Maßstab 1:400000.
m 2000 0 2 4 6 8 10 12 14 16 18 20 km

Abb. 181

Stellen bedeutet, was mir wesentlich wahrscheinlicher erscheint, ist noch nicht einwandfrei festgestellt. In der Bronzezeit kamen dann das Einkorn und die zweizeilige Gerste auf, Spelt, Hafer und Flachs, alles als Sommerfrucht. Nur der Roggen war unbekannt.

Das kretische Leinkraut und die sizilianische Kornflockenblume müssen die Pfahlbauern nicht auf ihrer Wanderung von Ost nach West mitgebracht haben. Viel wahrscheinlicher ist es, daß sie die Saatfrucht auf dem Handelswege erhalten haben. Als Nahrungsmittel wurden ferner gebaut die Erbse und in der Bronzezeit die Zwergackerbohne und eine Abart der Linse.

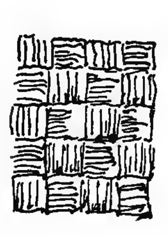
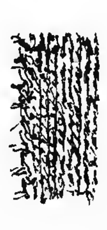




Abb. 182
Gewebe aus der Pfahlbauzeit

Von Obstfrüchten waren bekannt der Holzapfel, die Birne, die Kirsche, die Mehlbeere, die Schlehe. Man sammelte Hagebutten, Himbeeren, Holderbeeren und Wassernüsse. Man kannte Mohn, und Kümmel sowie Wau als Färbemittel für Gewebe. Eine besondere Entwickelung nahmen selbstverständlich die Geräte für den Fischfang. Mögen sich auch in den seit Urzeiten geschonten Seen Unmassen von Fischen unter den Pfahlhütten angesammelt haben, so daß die einfache Arbeit mit Senkkörben große Beute brachte, man ging doch auch auf speziellen Fang aus und verwendete schon sehr kunstvolle Angelhaken. Der Angelhaken war ursprünglich ein sehr primitives Instrument, ein kleiner an beiden Seiten spitzer und in der Mitte eingekerbter Knochen. (Abbild. 183.) In der Kerbe saß die Schleife der Schnur. Der Fisch verschluckte den Knochen der Längsrichtung nach, sobald die Schnur angezogen wurde, stellte sich der Knochen breit, oder oft auch biß der Fisch sich die Spitzen des im Köder versteckten Knochens in den Gaumen. Sehr bald aber wurden die Angeln kunstvoller und die Bronzezeit zeigt schon Haken mit Widerhaken in der Form wie man sie heute noch benutzt. Daneben wurden die Fische auch harpuniert. Fischnetze mit einer Maschenweite von 5 bis 45 Millimeter waren im Gebrauch. Sie waren aus Flachs und mit Netzsenkern aus Steinen und Netzschwimmern aus Ton oder Birkenrinde versehen.

Daß auch magische Mittel zum besseren Fischfang angewendet wurden, zeigt eine sehr naturalistische und in der jüngeren Steinzeit fast einzig dastehende Zeichnung eines Fisches auf einem Netzschwimmer, die im Museum Basel ein sehr wertvolles Stück bildet. (Abbildg. 184). Die Zeichnung ist auf eine Art Pappelrinde geritzt. Der Schwimmer ist 88 Millimeter lang. Die Zeichnung hatte wohl magischen Zweck. Man findet gelegentlich bei wilden Völkern der Gegenwart solche Netzschwimmer, die schon selbst in der Form eines Fisches geschnitzt sind.

Man hat wenig Reste von menschlichen Skeletten der Pfahlbaubevölkerung gefunden. Der Schädel von Weert aus der Bronzezeit (im Museum Konstanz) und noch ein anderer Fund, dessen Alter nicht festgestellt werden kann, zeigen dolichocephalen (also langköpfigen) Typus.

Die Feuerbereitung geschah durch Reiben. Dieses Feuerreiben ging ganz flott, wenn man trockenes Holz zur Verfügung hatte. In der Zeitschrift für Ethnologie 1881 wird berichtet, daß die Schulkinder im Spreewald in dem Berichtsjahre noch Feuer durch Reiben erzeugten, wenn sie in ihre frischen Schultafeln in den Holzrand ein Loch brennen wollten, um die Schnur durchzuziehen. Aus einzelnen Funden geht aber hervor, daß man in der Pfahlbauzeit auch schon den Schwamm zum Feuermachen benutzte. Dieser Feuerschwamm wurde aus einem Baum-Pilz (Polyporius igniarius) gewonnen. Durch Zusammenschlagen von Kieseln erzeugte man Funken, die man in einem Topf, in dem der Feuerschwamm sich befand, auffing. Wahrscheinlich bewahrte man die entstandene Glut dann sorgfältig auf.

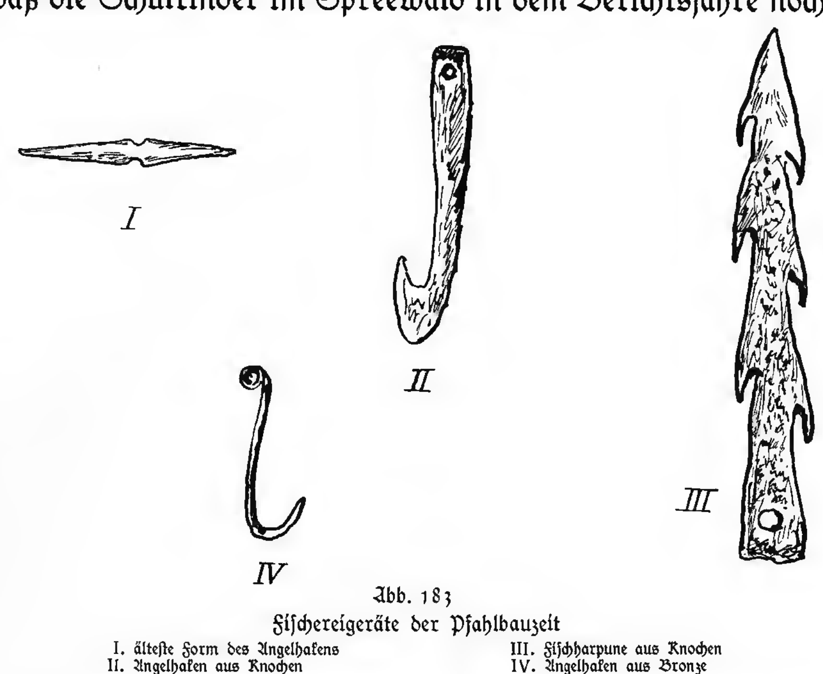


Abb. 183
Fischereigeräte der Pfahlbauzeit
I. älteste Form des Angelhakens — II. Angelhaken aus Knochen — III. Fischharpune aus Knochen — IV. Angelhaken aus Bronze

Aus den Funden geht ferner hervor, daß an Tieren der Edelhirsch viel gejagt wurde, den man zu allen möglichen Dingen brauchte. Sein Fleisch bildete eine wertvolle Nahrung, sein Pelz und sein Leder, das man schon damals zu gerben verstand, gaben Materialien für die Bekleidung, sein Geweih und seine Knochen wurden zu Geräten, Waffen und Schmuck umgewandelt.

Auch das Wildschwein jagte man häufig. Der Eberzahn wurde als Dolch verwendet.

An jagdbaren Vögeln gab es den Stein- und Flußadler, den Milan, den Taubenhabicht, den Sperber, die Wildtaube, den wilden Schwan, den grauen Reiher, das schwarze Wasserhuhn, die Schneegans, das Haselhuhn, die Wildente und die Möwe.

Man schoß das Wild mit dem Pfeil, mit Schleudern oder dem Speer, man kämpfte mit den Großtieren mit der Keule und mit Spießen oder fing sie, so

namentlich die Auerochsen und Bären in Gruben, kleinere Tiere auch in Schlingen. An Fischen gab es namentlich Hechte von riesigen Ausmaßen, dazu Karpfen, Lachse, Waller und Flußbarsche. Felchenreste findet man nicht. Wahrscheinlich deshalb nicht, weil man sie in der Tiefe noch nicht mit den Netzen erreichte oder ihre Laichplätze am Bodensee noch nicht kannte. Dagewesen sind sie sicher schon.

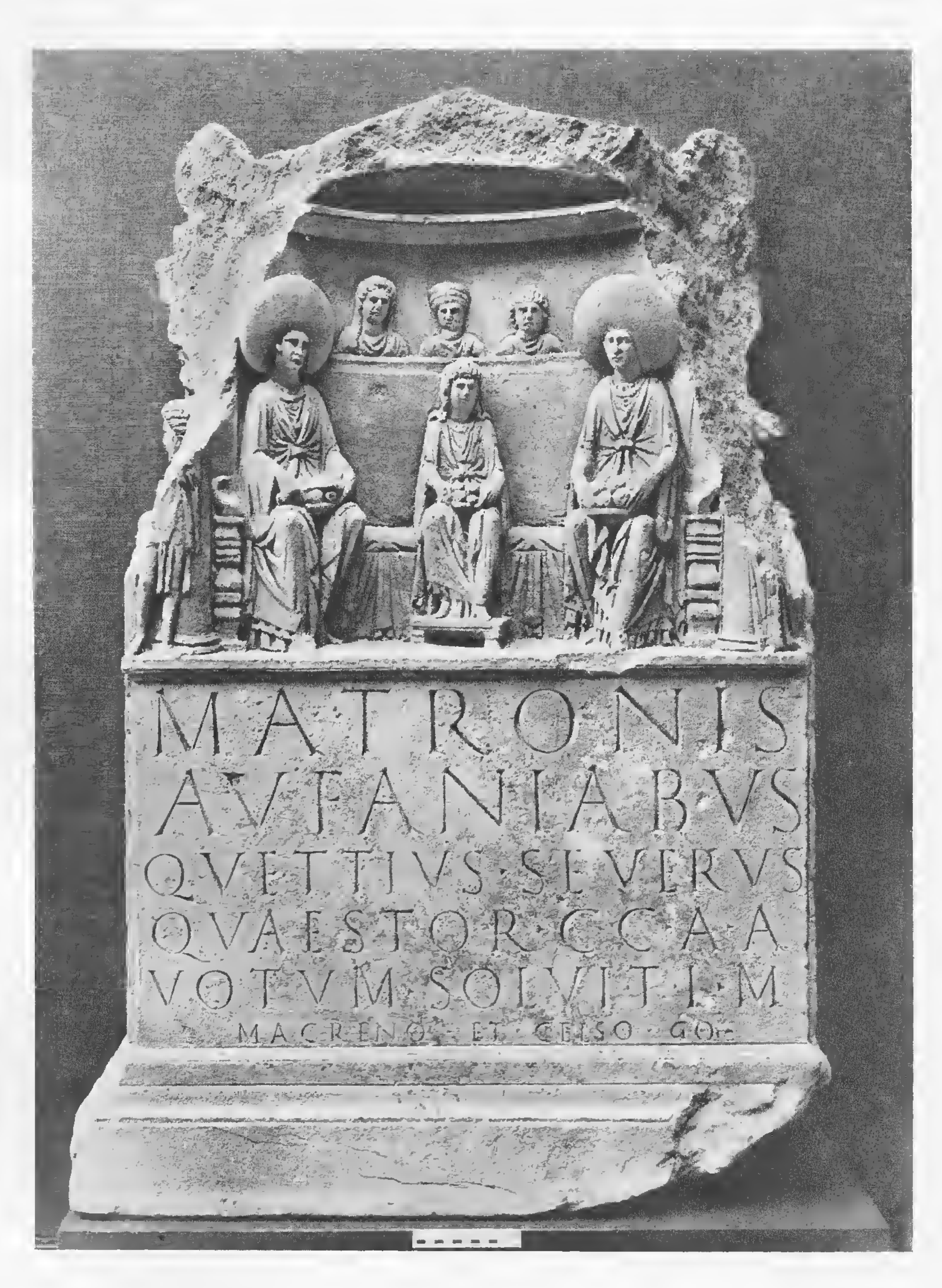
Die Mahlzeiten wurden gebraten und gekocht. An Eßgerät gab es Schüsseln, dazu Messer von Stein und später von Bronze, Löffel aus Holz, Horn oder Ton. Die Gabel war selbstverständlich noch unbekannt. Die Gabel ist ein Instrument, das der Mensch sehr spät kennen lernte. Wir finden sie erst bei den Griechen und Römern und bei den Germanen zur Völkerwanderungszeit also etwa im 5. Jahrhundert nach Chr. Geb. Aber da diente sie allenthalben nur als Vorlegegabel, nicht für den Gebrauch des einzelnen Essers. Ab und zu treffen wir sie in letzterer Eigenschaft vom Jahre 1000 ab an den italienischen Fürstenhöfen, aber noch im 16. Jahrhundert galten sie überall als ein seltener Luxusgegenstand und erst am Ende des 18. Jahrhunderts wird die Gabel ein allgemein gebrauchtes Tischgerät und löste also da erst die zehn Finger ab, die bis dahin ihren Platz als Naturgabel behaupteten.



Abb. 184
Netzschwimmer der Pfahlbauzeit
mit eingeritzter Fischzeichnung
(Mit Genehmigung des Herrn Sarasin, Museum Basel

Über die Tongefäße, also über das Gebiet der Keramik werden wir im Kapitel „Formsinn" einiges berichten.

Doch sei hier schon erwähnt, daß die Steinzeit tönerne Kochgefäße kannte und Steinplatten, die den mit der Eisenzeit sehr bald aufkommenden eisernen Herdplatten vorausgingen. In der jungsteinzeitlichen Periode hat das gemeinsame Kochen, das wir in der älteren Steinzeit oft feststellen können, schon aufgehört und jedes Haus hatte seinen eigenen Herd. Gewiß bedeutet die Individualisierung der Hausgemeinschaft gegenüber dem Stamm oder der Sippe eine gleichzeitliche soziale Entwicklung. Vielleicht läuft die Gründung der Familie hiemit parallel. Erst dem russischen Kommunismus ist es vorbehalten geblieben, durch Abschaffung der Familie die Menschheit sozial wieder auf den Standpunkt der ältesten Steinzeit zurückzubringen — das heißt ihr Bedingungen aufzuzwingen, die in der heutigen Lage zum Ruin jeder Kultur und jeder Sittlichkeit führen müssen und in Rußland in ausgedehntestem Maße auch schon geführt haben.



Tafel 37
Weihedenkmal der Matronae Aufaniae
(Provinzial-Museum Bonn)

Den Schmuck der Frauen in seinen einzelnen Entwicklungsstadien eingehend zu beleuchten, würde viel zu viel Raum beanspruchen. Es sei nur auf etwas hingewiesen, was wir schon zum Teil in einem anderen Kapitel unseres Buches andeuteten. Der Schmuck ist nicht von Anfang an nur aus Gründen ästhetischen Wohlgefallens getragen oder gefertigt worden. Er hängt in seinen Anfängen mit religiösen und magischen Vorstellungen zusammen. Er wird getragen, weil er gewisse magische Kräfte auslöst. Die Notwendigkeit dieser Auslösung, also die Ausstrahlung von „mana", ergab sich aus dem praktischen Leben der Steinzeitmenschen ganz von selbst. Es wird wohl, je nach der Menschenrasse, schon damals ganz entscheidende Unterschiede gegeben haben, so zwar, daß die arisch-nordische Rasse, die ja in den frühesten Steinzeitperioden kultisch von der atlantischen Kultur (die ihrerseits die Steinzeit vielleicht oder sogar wahrscheinlich schon überwunden hatte) beeinflußt wurde, weniger magisch eingestellt war als symbolisch. Südliche Rassen dagegen waren gar nicht oder nur wesentlich schwächer symbolisch eingestellt und dafür stärker magisch. Die Bewohner der Pfahlbauten am Bodensee und in der Schweiz scheinen auf dem Handelswege sowohl die magische als auch die atlantisch symbolische Kultbeeinflussung erlebt zu haben. Das geht daraus hervor, daß wir in ihren Schmuckstücken das atlantische Symbol bzw. die atlantische Hieroglyphe des viergeteilten Jahres finden (Abbildung 185) und andererseits auch magische Talismane in Mengen verwendet wurden. Wir finden da durchbrochene Eberzähne, dann Ketten aus Wolfszähnen, Zähnen des Bären, Fuchses, Hundes und kleinerer Tiere, Schneckengehäuse Muschelschalen und Hirschhornstückchen. Als mehr symbolischen Ursprungs können neben den schon erwähnten Symbolnadeln, Ringe für Arm, Hals und Fuß, Ohr, Finger und Anhänger in Form von Rädern, Scheiben, Halbmonden und Dreiecken angesprochen werden. Interessant ist jedenfalls, daß das Dreieck, Jahrtausende bevor es geometrisch eine Rolle spielte, schon eine symbolische Bedeutung und Verwendung hatte. Vorsichtige Schlüsse auf den Kultus der Pfahlbauzeit werden die Behauptung erlauben, daß ein aus atlantischer Quelle, wobei der Umweg über den Norden gar nicht notwendig ist, herrührender Sonnen- und Lichtkult bestand, daß dieser aber magisch durchsetzt war, Bestandteile eines wahrscheinlich östlichen Mondkultus mitenthielt und aus der gleichen orientalischen

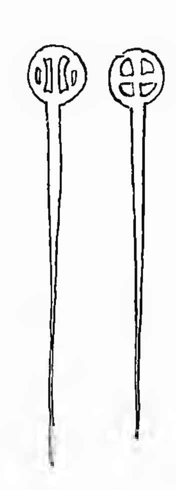


Abb. 185
Nadeln mit nordisch-atlantischen Symbolen
aus den Pfahlbauten von Dingelsdorf (Bodensee)
— Bronzezeit —

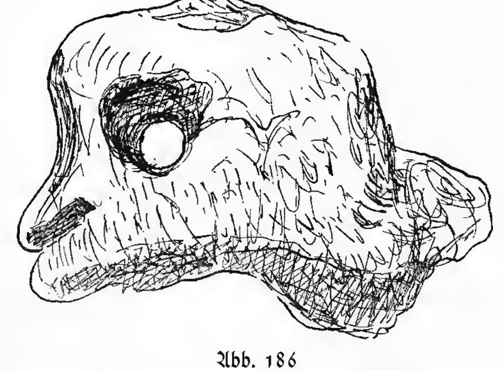


Abb. 186
Fragliches Stück aus der Pfahlbauzeit
von Bodman (Bodensee) vielleicht östlicher Götze?

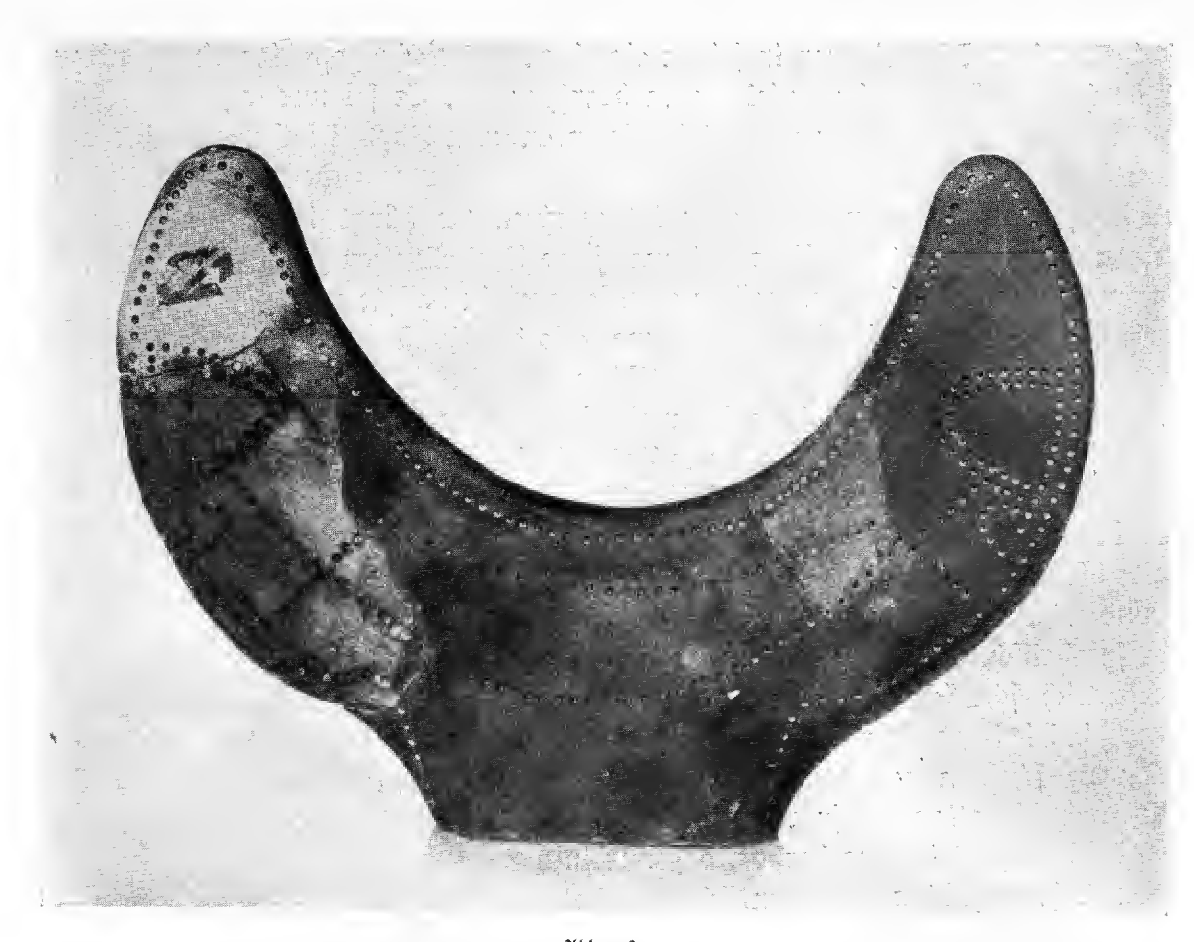


Abb. 187
„Mondbild" aus Ton, wie es in westschweizerischen Pfahlbauten zahlreich gefunden wurde
Museum für Völkerkunde Basel

Quelle schon eine gewisse Vergötzung der Gottesvorstellung stattgefunden hat. Phallische Elemente, die niemals nordisch-arisch sind und ein nicht mehr deutbares, vielleicht einen Götzen darstellendes Bild aus zentnerschwerem Stein (bei Bodman gefunden) deuten auf östliche Einflüsse. (Abbildung 186.)

Vielleicht haben sich die Menschen der Pfahlbauzeit auch tatauiert. Jedenfalls hat man Rötel gefunden. Symbolische Mondbilder findet man in den Pfahlbauten ebenfalls. Die Deutung als östlich ist aber nicht sicher. Es kann sich hier auch um symbolische Zeichen des Stierzeitalters handeln bzw. um die stilisierte atlantische Ka-Hieroglyphe. Unsere Abbildung 187 bringt ein typisches Beispiel. Solche Mondbilder sind aus Ton gefertigt in den Pfahlbauten der Westschweiz häufig. Ähnlich finden sich diese Formen in Kreta und auf mykenischen Siegelsteinen und sind dort atlantischer Kulturbeeinflussung zuzuschreiben.

Die späteren Bewohner bzw. die einwandernden Stämme haben von den Pfahlbauern manches gelernt, so daß wir mit einigem Recht diese Pfahlbaukultur in den Bereich unserer Betrachtungen mit einbezogen haben. Auch die Bauart hat Schule

gemacht. In der Schweiz gibt es dafür eine Reihe von Beweisen. Die Zerstörung der Pfahlbauten in den Seen, namentlich im Bodensee wird wohl durch Stürme erfolgt sein und durch Versandung, die in Sümpfen vielleicht durch Austrocknung. Aber es können auch menschliche Tragödien größten Stiles stattgefunden haben, von denen uns keine Kunde mehr vorhanden ist.

Ein Mittelding oder ein Übergang von der Ansiedlung im Wasser, die im übrigen auch Tacitus für einen Germanenstamm in der Ostsee andeutet, waren die prähistorischen Terramaren, die wir hauptsächlich in Oberitalien, dann aber auch im Elsaß feststellen können. Pfahlbauten am festen Lande finden wir in Pomerellen, bei Obliwitz und Woedtke und nahe der Danziger Bucht. Es sind entweder runde oder viereckige Hütten auf Pfählen, die am Lande stehen und die aus der jüngsten Bronzezeit und aus der Hallstattzeit stammen. Die germanischen Hausurnen der Bronzezeit lassen im übrigen auch die Vermutung zu, daß der Pfahlrostuntergrund in Germanien sehr bekannt war.

Weit in die historische Zeit sind die Pfahlbauten nachgeahmt worden. Sie waren im 15. Jahrhundert in Deutschland noch zu finden. Im frühen Mittelalter gab es Kirchen, die als Pfahlbauten in Flüssen errichtet waren. Auf einem Bild von Conrad Witz (1400 bis 1447) im Museum in Genf sind vier Pfahlbauten, die damals noch in der Umgebung von Genf standen, abgebildet. Es sind Häuser mit Fenstern. Das Bild hat den Namen „La pêche miraculeuse" und verdient es, von Besuchern von Genf angesehen zu werden. Als Walliser Speicher ist eine Art Pfahlbau auf dem Trockenen bis in die Gegenwart erhalten geblieben. Im übrigen stehen die sämtlichen Häuser der Geschäftsviertel von Amsterdam heute noch auf Pfahlrosten. Auch in unseren Badehütten oder in den See hinausgebauten Schwimmanstalten haben wir gelegentlich noch ganz echte Pfahlbauten vor uns. Mag schon bei den Pfahlbauten, wenigstens zum Teil, die Sicherheitsfrage bei der Auswahl des Platzes im Wasser mitgesprochen haben, so ist sie bei einer anderen Art prähistorischer Siedelung, bei den Hausburgen und künstlichen Bergen sicher das maßgebende Moment gewesen. Nur fragt es sich, ob ursprünglich und stets nur der feindliche Mensch diese Schutzbauten veranlaßte, oder ob es vielleicht die Erinnerung oder das Erleben und Erzähltbekommen von gewaltigen Wasserkatastrophen waren, die die Menschen veranlaßten, sich hochgelegene Sicherheitsbauten zu errichten.

Manche Forscher, zu denen der Verfasser sich zählen darf, sehen in diesen vorzeitlichen Burgbergen, die künstlich aufgeschüttet sind, Punkte, bis zu denen die atlantische Kultur vorgedrungen war, also Stätten einer Kultur, die hier aus Erfahrungen der Heimat Schutzbauten gegen zu erwartende Wasserkatastrophen oder Heiligtümer, die den heimischen entsprachen, errichtet hat. Vielleicht wird es möglich sein, in Zukunft diese Ansicht noch lückenloser zu beweisen, als das bisher geschehen ist. Daß solche Schutzbauten auch als Schutz vor Feinden benutzt wurden, ist selbstverständlich und es kann auch sein, daß sie in den Pyramiden, die wir überall fin-

den, wo atlantische Kultur hinkam, eine symbolisch gefestigte architektonische Form gewannen. Diese Verhältnisse hier genau und ausführlich zu behandeln, würde viel zu weit gehen. Aber die Berührung dieser sehr interessanten Gedanken sollte doch erfolgen. Wir kennen von vorzeitlichen künstlichen Bergen eine ganze Reihe. Einige, so etwa der Hausberg bei Stronegg in Niederösterreich, haben unverkennbar die Form der Pyramide. (Abbildung 188). Der Hausberg hat einen Flächeninhalt von etwa 12 000 Quadratmetern. Die innerste Erdpyramide ist fast fünf Meter hoch mit 2 400 Quadratmeter Grundfläche, sie steht auf einem 12 Meter hohen äußeren Hügel von 5000 Quadratmeter Fläche. Auch im Elsaß steht so ein Erdwerk ganz ähnlich in der Form. Man glaubte lange, es den Schweden zuschreiben zu müssen, was aber ganz irrwegig ist. Auch diese Burg, der sogenannte Scharrachberg, ist eine aus der Steinzeit stammende Schutzeinrichtung in Pyramidenform. Hier allerdings ist in jungsteinzeitlicher Zeit schon die militärische Brauchbarkeit solcher Burgen erkannt und diese selbst durch Anlage von besonderen Wällen und Gräben etwas umgestaltet worden. Auf den Burgen von Mont Vaudois und von Lengyel sind jungsteinzeitliche Funde gemacht worden, so daß die zeitliche Einreihung dieser Bauwerke leichter ist. Natürlich konnten diese gewaltigen Erdpyramiden nicht von Einzelnen errichtet worden sein. Es waren Tausende von Menschen Jahre lang in härtester Arbeit am Bau beschäftigt, ganz ebenso wie in Ägypten.

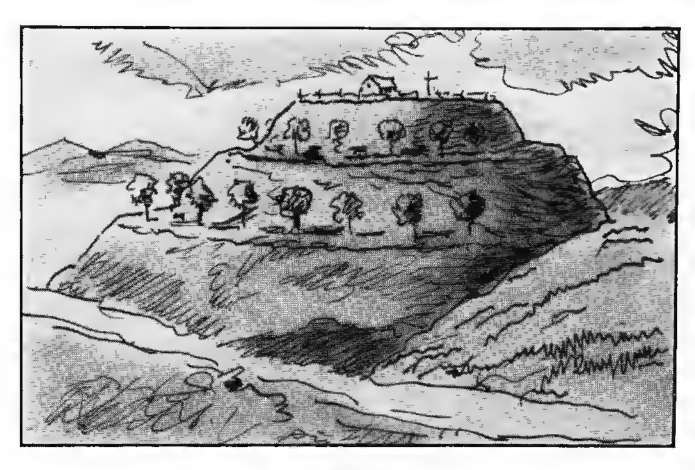


Abb. 188
Der Hausberg bei Stronegg in Niederösterreich
(Skizze nach einer Abbildung in Hanns Fischer „In mondloser Zeit")

Das Wort Scharrachberg, der Name einer solchen Burg im Elsaß, ist recht bezeichnend. Es hieß der Berg einfach Scharrach und urkundlich aus dem Jahre 1228 Scharroch. Das kommt von Schar und vom französischen roche = Berg oder Turm. Schar aber finden wir noch in Scharwerk des Altdeutschen, wo es Fronwerk bedeutet und hervorgegangen ist aus dem altdeutschen scara, was Abteilung und auch teilen, schneiden heißt. Daher hängen auch die Worte Scharwache, Scharte, Schere, Pflugschar damit zusammen. Scharrach heißt demnach ein in gemeinsamer Arbeit durch Scharren und Graben entstandener turmartiger Berg. Der Stamm des Wortes „scara" geht noch in jene Zeiten zurück, in denen Kelten und Germanen noch nicht getrennt waren, also jedenfalls bis in die jüngere Steinzeit. Denn wir haben denselben Stamm im lateinischen secare = schneiden, im irischen scardad = Scheidung, im englischen scar = die Narbe, im keltischen scarrey

— entzweien, im kymrischen ysgariad — die Scheidung. Aus dem gleichen Stamm wurde dann gotisch gards, das ist Haus, und diese neudeutsche Übersetzung ist denn auch den alten Burgen geblieben, indem man sie heute in der Regel nicht mehr Scharrach, sondern wörtlich genau übersetzt Hausberge nennt. So heißen die vorzeitlichen Schutzbauten bei Stronegg, die wir schon kennen, bei Geiselberg und Nappersdorf in Österreich, und im Elsaß heißt ein Fort in der Nähe eines solchen Berges „Hausbergen", im Kreise Minden ist die Bezeichnung ebenso bekannt. Der Hausberg von Lengyel in Ungarn wird von der Bevölkerung fälschlich eine Türkenschanze genannt. Vielleicht — es ist das aber nur eine Vermutung — hängt sogar mit diesen der atlantischen Kultur entstammenden Pyramiden der nordische Glaube an den heiligen Berg der Sippe zusammen. Es ist das nicht unmöglich, da der Übergang der Pyramidenbedeutung in das Religiöse sich auch in Ägypten ganz ähnlich entwickelt hat.

Ich glaube persönlich, daß diese steinzeitlichen künstlichen Berge eine Erinnerung atlantischer Kultur sind an den Poseidonsberg oder besser die Poseidonsburg auf der Insel Atlantis, die wir uns als das Zentralheiligtum der ganzen atlantischen Welt vor dem Jahre 9500 vor Christi Geburt etwa denken können. Es fehlt mir hier Raum und Zeit, diese persönliche Ansicht noch näher zu begründen. Ebenso wie die fränkischen Ritter auf den Kreuzzügen im Syrerland ihre heimischen Burgen gebaut haben — welch eigentümlicher Anblick, wenn man heute in öder orientalischer Landschaft plötzlich auf solch eine Burg stößt —, so werden die Atlanter auf ihren Wanderungen und gewaltigen Kriegszügen auch ihre Burgen errichtet haben, als ein Denkmal ihrer siegreichen Kultur.

Wir wollen damit das Gebiet der Vorzeit verlassen und uns dem germanischen Hause zuwenden, wie wir es etwa um die Zeit von Christi Geburt finden.

Das allen gleiche Haus früherer Zeiten wird sich schon gewandelt haben. Wir wissen, daß es sehr vornehme und reiche germanische Geschlechter gab, die natürlich größere und schönere Häuser haben mochten, als die ärmeren, und dann wissen wir auch, daß Leibeigene als Einzelbauern im Lande saßen, deren Mittel wohl zu nicht mehr als einer Hütte reichten.

Der ursprüngliche Stand der Freien hatte sich in Germanien in zwei Unterabteilungen getrennt: die adeligen Freien und die gemeinen Freien. Die adeligen Freien wurden Adalinge genannt und sind eben jene seit alters freien Grundbesitzer, die Dienstmannen halten und ernähren konnten und ihren Besitz, das „Allod" oder Freigut, nach dem Recht der Erstgeburt vererbten. Neben diesen lebten die Gemeinfreien, die sich emporgearbeitet hatten und im wesentlichen dasselbe waren, nur in einfacheren Lebensumständen. Die Ansicht, daß in Germanien nur wenige Freie und eine riesige Masse von unfreien Bauern bestanden habe, scheint unrichtig zu sein. Wir dürfen wohl annehmen, daß Germanien aus freien Bauern bestand. Aus einer breiten Schicht von reichen und altadeligen

Bauern, denen auf der anderen Seite eine Schicht von Unfreien sich gegenüber befand. Ein Dienstadel bildet sich erst in der Völkerwanderungszeit, besonders seit der Begründung des fränkischen Reiches. In der karolingischen Zeit entwickelt sich sodann aus dem Dienstadel der erbliche Adel, indem das vornehmste königliche Amt, das des Grafen, in den Familien mit dem gegebenen Lehen erblich wird. Eine sehr unglückliche und alle innere Not des späteren Deutschlands mit verursachende Entwicklung.

Die germanischen Unfreien zerfielen auch in zwei Gruppen: in Hörige und Sklaven. Die Hörigen bewirtschafteten Grundstücke, die ihnen von den Freien übergeben worden waren, und mußten bestimmte Dienstleistungen versehen und Abgaben zahlen. Ein Gut, das von einem Hörigen bebaut wurde, hieß Feod. Das Verhältnis, das zwischen Freiem und seinem Hörigen herrschte, entwickelte sich dann zum charakteristischen sozialen System des Mittelalters, das wir mit dem Namen Feudalsystem (= Feod-al System) zu bezeichnen pflegen. Das Los der Hörigen war im alten Germanien nicht so schlecht wie später. Sie durften nicht von ihrer Scholle getrennt, sondern nur mit dem Besitz selbst verkauft werden, und sie hatten die Möglichkeit des Erwerbes, den sie dann zum Loskauf verwenden konnten. Die Sklaven, wohl Kriegssklaven zu allermeist, die auch „Schalke" genannt wurden, hatten ein wesentlich schwereres und hinsichtlich einer persönlichen Entwicklung nach oben nahezu aussichtsloses Schicksal. Politisches Subjekt war nur der Freie, nur er konnte Richter, Zeuge oder Priester sein, nur er durfte Klage stellen und hatte Wort und Stimme im Thing.

Das Los der Frau im Hause war im alten Germanien, wie wir aus Tacitus hören, gut, und es blieb auch da gut, wo altgermanische Sitte sich unverdorben erhalten konnte, so im Norden, in Skandinavien und später noch in Island.

In Germanien aber kamen mit dem Christentum auch unwürdige Ansichten und Behandlungsmethoden der Frau auf, die, aus dem Orient stammend, so ganz und gar nicht in germanische Sitte paßten. In der fränkisch-merowingischen Zeit stritten sich noch christliche Geistliche allen Ernstes darum, ob die Frau überhaupt ein Mensch sei oder nicht. Man kann sich vorstellen, welche Wirkungen diese blödsinnigen Gesichtspunkte auf die Bevölkerung hatten! Die Frau hatte ja auch im alten Germanien nicht die gleichen Rechte wie der Mann, aber sie war die geachtete Hausfrau, die Hüterin heimischen Herdes und der Familiensitte, sie hatte oft die Rolle der Priesterin und man achtete ihre Ansichten und ihre Person. Das hörte sehr bald auf. Und die Frau wurde mehr und mehr zur Sklavin des Mannes, hauptsächlich weil die Kirche orientalische Gedankengänge mit in das deutsche Leben brachte. Vielleicht hat erst der sich entwickelnde Marienkult und die von der Kirche nicht abzuleugnende Tatsache, daß die Gottesmutter auch eine Frau war, das Los der Frauen wieder wesentlich gebessert.



Abb. 189
Szene aus einem germanischen Hause
(Aus Scherr, Germania)

Die germanische Hausfrau hatte um die Zeiten, von denen Tacitus berichtet, wohl im wesentlichen die gleichen Aufgaben und noch die gleichen Hilfsmittel wie in der jüngeren Steinzeit (Abb. 189). Allerdings gab es schon Bronze und schon Eisen, so daß manche Tätigkeit erleichtert war. Auch das Haus selbst, auf den alten Grundsätzen nur wenig weiter entwickelt, war schon in mehrere Gelasse geteilt, und bei den vornehmeren Familien war Stall und Wohnhaus getrennt. Speicher um-



Abb. 190
Altgermanischer Edelhof (Aus Scherr, Germania)

gaben den Edelhof, und in Nebenhütten mochte das Dienstpersonal hausen (Abbildung 190). Den größeren Höfen mochte auch das „Ausgedinghäuschen", die Wohnung also der Altgewordenen, nicht fehlen, in die sich die Bauern zurückzogen, wenn sie den Besitz dem Sohne übergeben hatten. Das war wohl damals schon so, wie es heute noch ist. Ein besonders wichtiger Raum war auch das kleine Brauhaus, das jedem großen Gehöfte angeschlossen war. Da braute die Hausfrau das Bier, und es mag besser gemundet haben und sorgfältiger hergestellt worden sein als modernes Aktienbier mit allem Raffinement seiner Maschinen.

Schuppen für Geräte und Speicher für Vorrat lagen in der Nähe des Hauses, und das ganze Anwesen war von einem schützenden Zaun umgeben, der je nach den Verhältnissen auch den Charakter einer gut zu verteidigenden Pallisadenwand gehabt haben wird. Noch war es keine Ritterburg des Mittelalters, aber ein fester Herrenhof, in dem es sich gut und behaglich leben ließ. Darüber besteht kein Zweifel. Und es lag einzeln. Der Germane war kein Freund der Massensiedelung. Das Wimmeln in der Masse ist etwas durchaus Orientalisches, das allmählich in



Tafel 38
Statue Odins von Fogelberg
(Staatliches Historisches Museum Stockholm)

Europa Einzug gehalten hat, gewiß nicht zum seelischen Vorteil der Menschen. Aber die alte arische Neigung zum stolzen Alleinsein lebt doch noch fort, und wenn es auch nur in der Sehnsucht der Deutschen ist, aus den Städten in die Freiheit der Natur herauszukommen und in den Städten selbst wenigstens ein Heim für sich zu haben. Der asiatischen Ideen zugehörige Kommunismus hat ganz planmäßig mit der Familie auch die letzte Abgeschlossenheit der Menschen beseitigt. Er macht alles zur amorphen Masse und erkennt ganz folgerichtig, daß die Individualität, das größte arische Rassengut, das wir besitzen, durch jedweden Alleinbesitz gestützt wird und durch den Verlust des Alleinbesitzes, (und wenn es das Kleinste nur ist, was besessen wird), zerstört werden kann. Unsere moderne Zeit geht diesen schrecklichen Weg der Zerstörung der Einzelexistenz zu Gunsten des Kollektivbesitzes, des Einzelberufes zu Gunsten der angestellten Masse. Es ist dieser Weg der Tod der arischen Welt, der Triumph des Orients.

Wenn man aber noch das Glück hat, eine Reise dahin machen zu können, wo das Arisch-germanische heute noch fast unberührt Leben und Existenz hat, nach dem Norden, nach Skandinavien, da entdeckt man zu seiner innigsten Freude noch das alte germanische Haus, altgermanische Sitte und Brauch. Der Gutshof, ob er nun groß oder klein ist, steht einsam und trutzig in der Landschaft. Da gibt es keine engen Dörfer, ja selbst die Kirchen stehen allein oder von einem und höchstens zwei Häusern begleitet. Die Gemeinde erstreckt sich oft über mehr als Tausend Quadratkilometer und jeder ist ein Herr und ein freier Mensch auf seinem Stück Erde. Er ist frei und erhaben über das Getuschel der Nachbarn, sein Besitz ist sein, und wer ihn sucht, mag zu ihm kommen. Alte Gastfreundschaft wird den Besuchenden empfangen ohne jene Servilität, die das enge Aufeinander-angewiesen-sein erzeugt. Das schwedische Gutshaus und Bauernhaus ist aus Holz, rot angestrichen, denn das schützt vor Kälte am besten. Scheuer und Stall in die rechteckig zurückgezogenen Flügel verwiesen, dort auch die Zimmer der Dienstleute, und der Bauer ist Herr und die Bäurin ist Herrin in einem Sinne, den in Deutschland Kirche und Fürsten gemeinsam schon im frühen Mittelalter totgeschlagen haben.

Als ich in Schweden und Norwegen zum Zwecke der Studien für dieses Buch weilte, da stand ich oft erschüttert vor dem Hause unserer Ahnen, vor den Sitten unserer Ahnen, vor den blauen Augen und goldenen Haaren unserer Ahnen!

Und ein wehmütig Lied zog durch meine Seele von einem schweren Schicksal arischen Wesens, das nur mehr in kleinen und weltfernen Gebieten noch ungehindert walten darf, während es da, wo es in die Mitte des Weltgeschehens gerückt war, in Deutschland, dem Machtgelüste von Kirche und Fürsten erlag und in der Neuzeit, dem östlichen Händlergeist und dem zerstörenden und zersetzenden Rationalismus des Orients ausgeliefert, seine Seele, die einst in uralten Tagen vom Lichte kam, vielleicht für immer verliert.

Und immer wieder kommt dem Beobachter das zu Bewußtsein, daß es keine *organisatorische* Rettung aus diesem Verfall gibt, sondern nur eine *seelische Wiedergeburt*, die alles Artfremde von der Beeinflussung unseres Innenlebens fernhält, die getreu, und wenn es auch Jahrhunderte vergeblich sein sollte, nach den uralten Quellen des Lebens, die längst verschüttet sind, sucht, bis sie doch einst wieder sprudeln und doch einst wieder das Licht ehrwürdiger Symbole und Zeichen spiegeln, bis das Licht des Anfangs wieder in ihnen glitzert und gleißt. Träume, werden meine Leser sagen. Ja, Träume! Aber in dieser Zeit falscher Wirklichkeiten ist der Traum des Wahren das bessere Teil.

Aus dem germanischen Hause hat sich dann allmählich das mittelalterliche Bauernhaus entwickelt, das heute noch oft zu sehen ist, wenn man nur etwas von den belebtesten Gegenden mit ihren geschmacklosen Maurershäusern ohne Stil und Form sich entfernt. Auch das Holzhaus ist noch nicht ausgestorben. Es ist mit Fachwerk gemischt als Landhaus dem Steinhause südlicher Herkunft weit vorzuziehen, denn es ist warm und unserem Klima viel besser angepaßt. Das Steinhaus des Orients und des Südens soll vor der Hitze der Sonne schützen, das Haus des Nordens soll vor der Winterkälte schützen. Zwei grundverschiedene Aufgaben, die auch konstruktiv verschieden gelöst werden müssen. Wir haben schon gesagt, wie sich das einschiffige Steinzeithaus durch Heben des Daches in ein dreischiffiges verwandelte, ein weiteres Heben des Daches ermöglicht dann auch das Einziehen eines oberen Stockwerkes, und eine Steilung des Giebels gibt Raum für Speicher. Blieb am Lande der Typus des Bauernhauses von Platznot unberührt und konnte sich daher im wesentlichen horizontal entwickeln, so war die Stadtsiedelung der Grund für die vertikale Hausentwicklung. Nicht das Geld war so maßgebend im Mittelalter für das hohe Haus, wie es etwa heute der einzige Grund für die scheußlichen Wolkenkratzer New Yorks ist, die sklavisch nachgemacht werden bei uns, auch wo es gar nicht notwendig wäre, sondern der Grund für das mittelalterliche hohe Haus liegt in der Tatsache, daß die Städtchen alle wegen der großen Unsicherheit, die auf den deutschen Landstraßen herrschte, befestigt waren, das heißt, mit Wall und Graben versehen waren und jeder Städter natürlich bestrebt war, innerhalb der schützenden Befestigung zu wohnen. Man sperrte ja auch jeden Abend die Stadttore zu und befand sich eigentlich stets in einer Art Belagerungszustand. Da wurde der Platz innerhalb der Stadt bald eng und man mußte nach oben den Wohnraum gewinnen, den man in der Breite nicht mehr fand. Es liegt uns hier nicht daran, Architekturstudien im einzelnen zu machen, sondern nur den ganz großen Motiven nachzugehen.

Das Bauernhaus entwickelte sich landschaftlich und von Stammessitte aus beeinflußt. In der Schweiz sehen wir heute noch ganz bestimmte Baustile der Bauernhäuser nach Kantonen getrennt. Und auch in Deutschland sind zum mindesten die großen Gegensätze innerhalb der deutschen Stämme auch in den Häusern

der Bauern zu erkennen. Erst die ganz moderne Zeit fängt auch hier an zu verwischen und unpersönlich, schollenfremdes Massengut anstelle des individuellen und schollenechten in die Welt zu stellen und Haus zu nennen.

Als Hauptgattungen können wir die niedersächsisch-westfälische, die fränkisch-alamannische, die oberbayrisch-schwäbische und die slawische (fremde) Art nennen. Allerdings ist diese Einteilung eine sehr grobe. Im niedersächsischen Bauernhaus finden wir noch die meisten Anklänge an das altgermanische Haus (Abbildung 191). Es vereinigt alles, was zur Wirtschaft gehört, unter einem mächtigen Dach. Unter dem hohen Giebel befindet sich die Einfahrt. Der Giebelschmuck selbst ist noch mit alten, heute von den Leuten selbst nicht mehr „gewußten" Symbolen versehen, von denen wir noch kurz sprechen werden. Der große Erntewagen muß durch das hohe Eingangstor des Hauses durchfahren können. Den mittleren oberen Raum des Hauses nimmt die Tenne ein und unten liegen zu beiden Seiten die Ställe, der Pferdestall auf der einen, der Kuhstall auf der anderen Seite, so daß die Tiere ihr Futter direkt vor der Tenne erhalten können. Die Mauern sind oft so niedrig an den Ställen, daß die Tiere über diese in das Leben der Menschen blicken können, das sich im Wohn- und Herdraum im Hintergrund des Hauses an der Schmalseite befindet. Hier wird noch am offenen Herde gekocht, und kein Kamin leitet den Rauch. Dieser zieht sich vielmehr an der Decke entlang dem Haupteingang zu und räuchert unterwegs die Fleisch- und Wurstvorräte des Bauern.



Abb. 191
Friesisches Bauernhaus
(Sehr beachtenswert das nordisch-atlantische Schwanenmotiv auf dem Giebel)

Neben dem etwas erhöhten Herde hat die Hausfrau ihren Platz und übersieht von hier aus ihr ganzes Reich, die Tenne und den Hauseingang, die Kinder und das Vieh. Es kann von diesem Platze aus nichts den Augen der Hausmutter verborgen bleiben. Um den Herd versammelt sich die Familie und das Gesinde zur Mahlzeit und zum Gebete. Hier auch wird der Gast empfangen und erhält den Ehrenplatz. Zu beiden Seiten des Herdraumes führen Türen in die einzigen ganz verschließbaren Zimmer dieses Hauses. Auf der einen Seite in das Schlafzimmer, in dem die Betten in sogenannten Bettschränken in die Wand eingelassen sind, auf

der anderen Seite in das Prunkgemach des Hauses, in die gute Stube, die nur bei ganz feierlichen Momenten, etwa bei der Hochzeit oder einem Leichenschmause, benützt wird. Diese Prunkstube hat sich ja auch im Bürgertum bis in die moderne Zeit erhalten, und es gab vor der Wohnungsnot in Deutschland noch Tausende von Familien, die einen „Salon" sich leisteten, obwohl sie niemals Gäste hatten, die sie in den Salon führten. Er bestand aus unberührter Überzogenheit ererbter und meist unbrauchbarer Möbel und aus „Bildern" und Krimskrams, das seine Existenzberechtigung nie erweisen konnte und auf gut deutsch „Nippes" genannt wurde. Das Gesinde schläft in den niedersächsischen Bauernhäusern alten Schlages in kleinen Verschlägen beim Vieh. Oft ist der Besitz selbst mit einem Erdwall, auf dem eine Hecke wuchert, umgeben. Uralte Eichen, die heiligen Bäume der Germanen, werden dort heute noch gepflegt, und keine Axt darf mit händlerischem Wunsche ihnen nahen.



Abb. 192
Fränkisches Bauernhaus

Das fränkisch-alamanische Haus (ich betone, daß ich hier nur einen Typus andeuten kann, von dem es natürlich unendlich viele Abarten gibt) ist im Wohnhausteil bürgerlicher. Stall und Scheune sind getrennt. Die freundlichen Fenster des Hauses sehen auf die Straße. Die Einfahrt ist nicht vorn in das Haus, sondern seitlich in den Hofraum, dessen Tor meist einen recht beträchtlichen Rundbogen darstellt. Das Wohnhaus hat mehrere Räume und hat die Urform, da das Gebiet nicht so abseits lag, schon recht wesentlich verändert (Abb. 192).

Die süddeutsche Bauart zeigt viel Holz. Manchmal befindet sich die Familienstube in einem besonderen Vorbau. Meist liegen die Stuben rechts und links von einem das Haus bis zum Stall durchziehenden Gang (Tafel 46). Der Heuboden ist meist mit dem Haus verbunden, hat aber einen gesonderten Eingang von rückwärts her, der oft über eine Erdrampe führt, was dadurch begründet ist, daß die Tenne im ersten Stock liegt und unter ihr zu ebener Erde der Stall mit seitlichem Eingang. Das Dach ist hier nicht mit Stroh oder Moos, sondern mit Schindeln gedeckt, die gegen die Wirkung des Windes mit Steinen beschwert sind. Das slawische Bauernhaus endlich finden wir noch in vielen Teilen Ostelbiens.

Die Häuser sind aus Lehm und Erde gebaut, tragen ein schweres, wenig ausladendes, aber tief an die Seitenwände herunterreichendes Dach aus Stroh. Ställe und Wohnhäuser sind getrennt.

Besondere Aufmerksamkeit ist noch dem nordischen Haus der Eddazeit zu widmen. Es wird im wesentlichen überall im Norden, wo Germanen wohnten, so ausgesehen haben, wie es uns die Sagas von Island vermitteln. Nur ist die Anordnung nach den verschiedenen Landschaften verschieden. So waren im westlichen Norwegen bei einem großen Hof die Wohngebäude auf der einen, die Ställe und Wirtschaftsgebäude auf der anderen Seite eines dazwischen laufenden Weges.

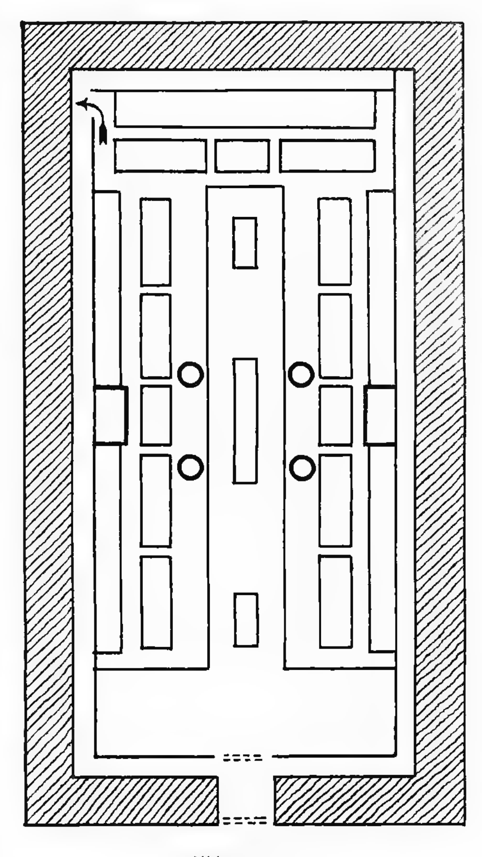


Abb. 193
Grundriß der nordischen Halle zur Sagazeit

Im östlichen Norwegen, wo die Häuser ganz einzeln lagen, waren die Gebäude so verteilt, daß die Wohnhäuser den einen, die Wirtschaftsgebäude den anderen Hof umsäumten. Es entstand dadurch eine Art Zwiehof, den wir auch in einigen Gegenden Schwedens heute noch finden. In Dänemark bilden die Häuser oft ein geschlossenes Viereck um einen Binnenhof, oft aber auch ein nach vorne offenes Viereck.

In Island hat es meist drei Wohnhäuser gegeben, die zusammen einen Gebäudekomplex bildeten, es waren das die Wohnstube, die Küche und eine zweistöckige Anordnung für Vorräte und Schlafzimmer. Auf größeren Höfen kam dann dazu das Frauengemach, die Badestube, oft ein besonderes Schlafhaus, das Haus für die Leibeigenen, und ein Gästehaus. Die Wohnstube erweiterte sich zum heiligen Mittelpunkte des Ganzen, der großen Halle. Wirtschaftshäuser, Abort, Schmiede, Mühle, Bootshaus, Trockenhaus für Fische, Sennhütte waren von den Wohnhäusern getrennt. Nicht selten gab es Erdwälle um den ganzen Besitz.

In der heiligen Halle saßen die nordischen Großbauern allabendlich auf ihrem Hochsitz, umgeben von Familie und Gesinde. Diese Halle diente auch zu gottesdienstlichen Handlungen. Der Hausherr war der Leiter des Gottesdienstes und eine Trennung von weltlich und geistlich bestand nicht. Jedes Gastmahl war in einem seiner Programmteile ein Gottesdienst, jeder Gastempfang eine heilige Handlung. Die große Halle des Häuptlings wurde aus gemeinschaftlichen Mitteln erhalten. Er war der Gode, der kraft seines Amtes als Häuptling auch der priester-

liche Mittler war. Die Halle war aus Holz, ein Gebäude für sich. Der Grundriß (Abbildung 193) zeigt uns ein längliches Viereck mit einem Fußboden aus gestampftem Lehm. In der Mitte befinden sich die drei Langherde, offene Feuerstellen, die von flachen, auf die schmale Kante gestellten Steinen umrahmt waren. An den beiden Seiten der Halle stehen die Tische und in ihrer Mitte je ein Hochsitz für zwei bis vier Personen. Dies war der Ehrenplatz des Hausherrn und besonders zu achtender Gäste. Die Tische standen gegenüber dem Feuer erhöht. Auch an der Hinterwand befand sich eine Erhöhung mit Tischen, an denen oft die Frauen saßen. An den drei Seiten entlang standen vor der umlaufenden Bank kleine Tische, die zum Essen dienten und nach der Mahlzeit leicht weggeräumt werden konnten. Neben dem Eingang vorne stand der Schenktisch mit einem großen Gefäß, aus dem der Trunk in Hörnern oder Bechern geschöpft wurde. Auf der entgegengesetzten Seite war eine geheime Türe, durch die man einen Gang erreichen konnte, der das ganze innere Haus umgab, wenn etwa Feinde den Haupteingang besetzt hielten. Unsere Abb. 194 zeigt den Aufriß der Halle. Deutlich erkennbar ist nun die Vertiefung der Feuerstellen und die Bildung des Dachgerüstes. Das Dach ist ebenso wie die Wände mit Rasenstücken belegt. Besonders wichtig sind die heiligen Pfeiler des Hauses, die nicht etwa, wie man das gelegentlich lesen kann, Götzenbilder waren, sondern in die, mit der großen Kunst des Holzschneidens, die im Norden herrschte und von der wir Proben in verschiedenen unserer Abbildungen geben, Symbole und wohl auch Köpfe der Gottheit eingeschnitten waren, die man in dieser Halle verehrte. Es waren da Thorfiguren oder Freyrfiguren. Man muß aber wohl unterscheiden zwischen Götzen und künstlerischen Darstellungen von Göttern. Zu diesen letzteren gehörten die prachtvollen Pfeiler der nordischen Hallen. Und weil in ihnen sich das Heilige der ganzen Halle gewissermaßen vereinigt war, so wurden sie auch mitgenommen, wenn man auswanderte und wurden zu Orakeln in einer Form, wie wir das ja schon beschrieben haben. Unsere Abbildung 195 gibt eine Skizze nach einer Rekonstruktion von Valtyr Gudmundsson. Wir erkennen die innere Anordnung. Das Tageslicht kam

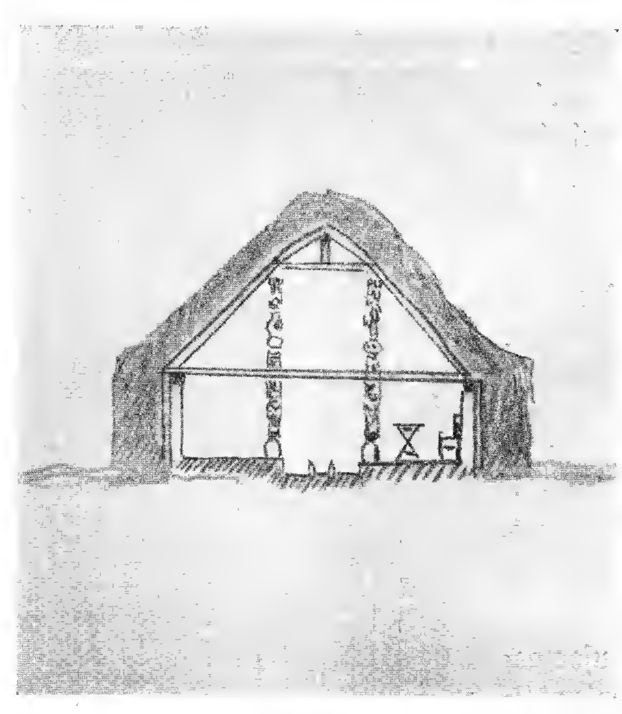


Abb. 194
Aufriß einer nordischen Halle aus der Sagazeit

durch kleine Öffnungen in den schrägen Dachflächen herein. Oben im Dache befand sich ein Rauchloch. Wir haben in der Abbildung 194 keine Trinkgefäße auf den Tisch gezeichnet, denn die Trinkgefäße hatten damals in der Regel keine Füße. Man hielt das Horn in der Hand, bis man es ausgetrunken hatte, was bei der Trinkfestigkeit der nordischen Helden nicht lange gedauert haben mag.

Die Trinkhörner wurden mit Sorgfalt gefertigt. Lag doch auch im feierlichen Trunke eine heilige Handlung. Wir besitzen in den Funden aus alter Zeit eine ganze Reihe besonders schöner Trinkhörner. Sie haben eine besondere Geschichte. Die ältesten scheinen aus Rinderhorn bestanden zu haben. In der jüngeren Bronzezeit tauchen solche aus Ton und Bronze auf. Aber auch diese, wie die noch späteren aus Glas, haben die Form des alten Rinderhorns beibehalten. Caesar erwähnt den Gebrauch silberbeschlagener Trinkhörner bei den Germanen. In Skandinavien findet man sie oft paarweise in Gräbern zusammen, was wohl darauf hindeutet, daß sie in dieser Form die Eigenschaft von Weihegaben hatten. Auch kamen nach Skandinavien schon sehr früh im 3. bis 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gläserne Trinkhörner, die am Rhein gefertigt wurden. Sie wurden durch aufgelegte farbige Glasfäden verziert. Auch die Franken liebten diese Glastrinkhörner sehr. Unsere Abbildung 196 zeigt ein solches aus dem Fränkischen des 5. Jahrhunderts. Es ist aus grünlichem Glas und hat opalweiße Fäden als Schmuck.

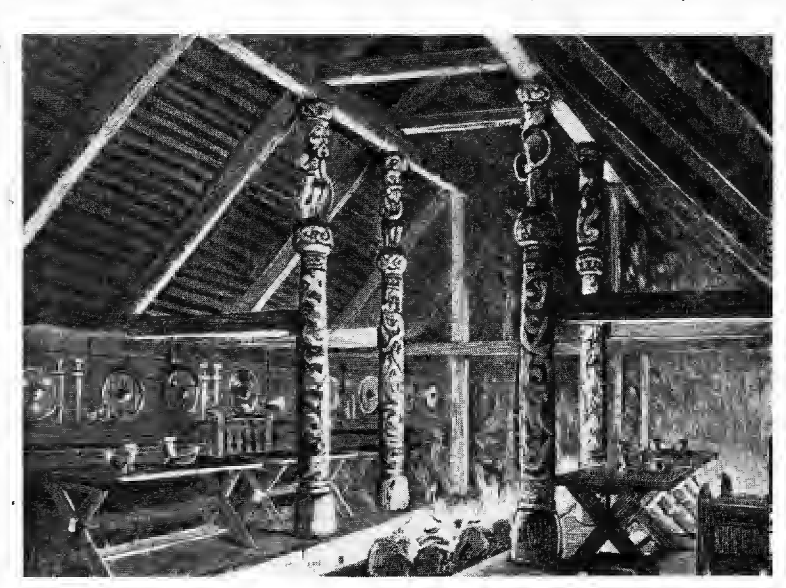


Abb. 195
Nordische Halle aus der Sagazeit
Mit Genehmigung des E. Diederichs Verlag in Jena

Ein reines Metallhorn und zwar aus Gold wurde im kleinen Aspergle bei Stuttgart gefunden (Abbildung 197). Es stammt aus der Latènezeit und kann fast tausend Jahre älter sein als das Glashorn. Es scheint keltischen Ursprungs zu sein.

Die wertvollsten aller gefundenen Trinkhörner sind die goldenen Hörner von Schleswig. Eines von ihnen wurde von einem Bauernmädchen 1639 unweit des Dorfes Gallehus bei Nögeltondern gefunden. Fast hundert Jahre später fand ein armer Teufel 1734 das andere Horn, als er neben seiner Wohnung Lehm graben wollte. Es soll ganz in der Nähe des ersten Fundorts gelegen haben. Das Horn

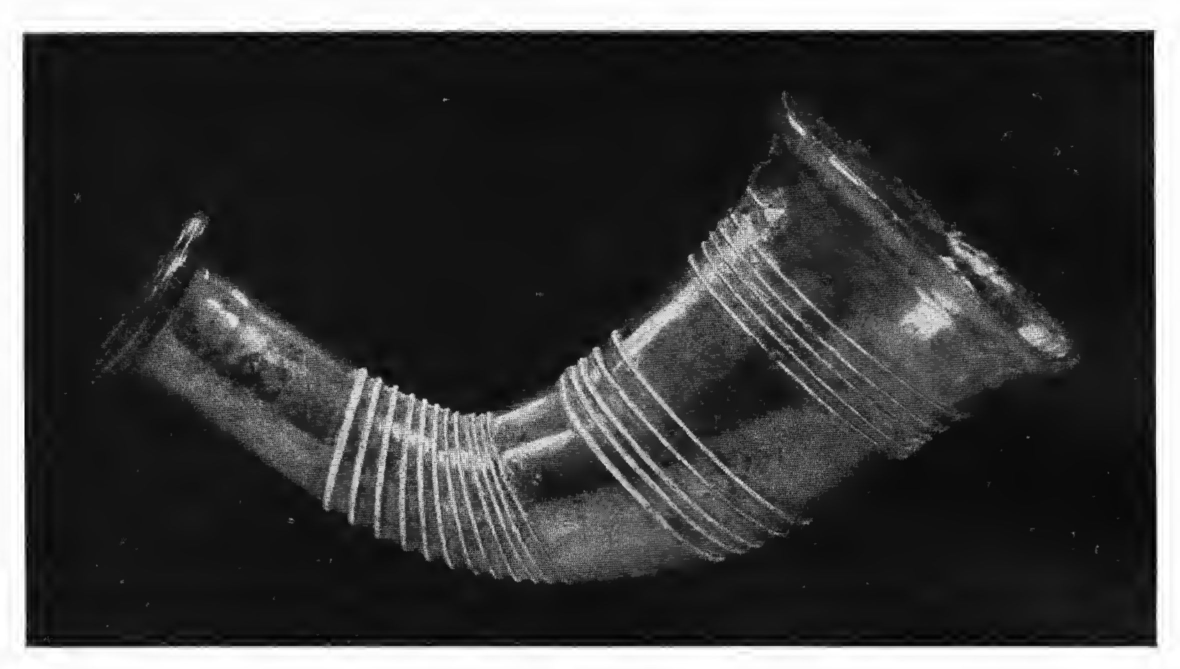


Abb. 196
Fränkisches Glastrinkhorn aus dem 5. Jahrhundert
(Wallraf-Richartz-Museum Köln)

wurde durch den Gutsbesitzer dem König Christian VI. geschenkt, der dem armen Bauern, der es fand, 200 Reichstaler auszahlen ließ.

Es waren große Kostbarkeiten, diese beiden Hörner. Aber sie erweckten deshalb auch die Gier der Menschen. 1802 gelang es einem Dieb in die Kgl. dänische Kunstkammer einzudringen und die Hörner zu stehlen. Der Tropf wußte nichts Besseres mit ihnen anzufangen, als sie sofort einzuschmelzen, so daß sie auf immer der Nachwelt verloren gingen. Glücklicher Weise hatte man schon Zeichnungen von ihnen fertigen lassen. Die Photographie gab es damals noch nicht und einen Abguß zu machen, hatte man versäumt. Die Zeichnungen sind ganz gut, aber in Einzelheiten doch sehr unklar. Man weiß nicht einmal sicher, da die Spitzen der Hörner abgebrochen waren, ob sie zum Trinken oder zum Blasen dienten. Vermutlich aber waren es Trinkhörner. Der Goldwert der Hörner soll etwa 19000 Mark nach heutigem Werte betragen haben.

Die reichen Darstellungen auf den Hörnern, die wir, wie schon bemerkt, nur durch Zeichnungen überkommen haben, sind auf das vielfältigste gedeutet worden. Sie stammen aus der Völkerwanderungszeit und enthalten eine große Reihe von Menschen, Tieren und Ungeheuern. Sie wurden als eine Illustrierung des Walhallaglaubens gedeutet und das mit großer anscheinender Sicherheit. Aber die Tatsache, daß die Einzelheiten des Walhallaglaubens zu dieser Zeit doch wohl noch nicht verbreitet waren und wir aus der Völkerwanderungszeit keine Parallelen finden können, läßt diese Deutung wieder mit Recht anzweifeln. Man könnte auf Grund astraler Symbolik zu einer anderen Deutung kommen, die aber hier



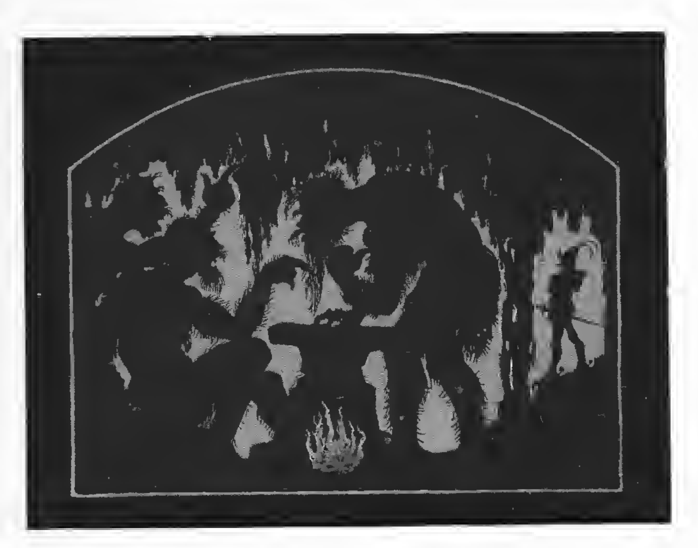
„Das tapfere Schneiderlein"
Württembergische Bildstelle, G. m. b. H., Stuttgart



„Hänsel und Gretel"
Württembergische Bildstelle, G. m. b. H., Stuttgart



„Schneewittchen"
Württembergische Bildstelle, G. m. b. H., Stuttgart



„Das tapfere Schneiderlein"
Württembergische Bildstelle, G. m. b. H., Stuttgart



Abb. 197
Goldenes Horn aus dem Klein-Aspergle. Latènezeit
Württembergische Landeskunstsammlungen, Stuttgart

da sie rein wissenschaftlicher Natur wäre, nicht versucht werden soll. Das Horn ist im Norden so ausgesprochen das Trinkgerät gewesen, daß sich sein Name in die slawische Sprache mit der Bedeutung Glas eingebürgert hat.

Im südlichen Deutschland und namentlich im Fränkischen trank man auch aus Glasbechern, die oft sehr kunstvoll hergestellt wurden (Abbildung 202). Die La-Tène-Zeit kannte schon sehr schöne, goldene Hörner (Abbildungen 197 und 198).

Wir kehren wieder in die nordische Festhalle zurück und betrachten uns die Wände. Da hingen Schilde und Schwerter. Schild und Schwert gehörten zum Hause wie zum Hausherrn. Und wir sehen, daß in der Schwertherstellung unsere Ahnen große künstlerische Leistungen vollbrachten.

Es ist ganz selbstverständlich, daß der Mensch dem Gegenstand, den er stets bei sich trägt und dessen Qualität für sein Leben oft entscheidend ist, die allergrößte Sorgfalt angedeihen läßt. Das Schwert der Germanen ist so stark zu einem Symbol geworden, daß wir es heute noch symbolisch in Handlung und Worten verwenden, obgleich es als Waffe längst durch wirksamere abgelöst ist.



Abb. 198
Ein goldenes Horn. Kunstwerk der Latènezeit
Württembergische Landeskunstsammlungen, Stuttgart

Das Schwert kam als lange Waffe erst in der Bronzezeit auf. Es gibt zwar auch reine Kupferschwerter, aber doch nur in der Form des Kurzschwertes. Für die lange Klinge war Kupfer zu weich.

In der älteren Bronzezeit ist zunächst die Waffe auch noch kurz. Der Dolch entwickelt sich zu einer schönen Form mit Horngriff und gerippter Klinge (Abbildung 199). Man kennt schon die Niete, mit der die Klinge an den Griff befestigt wird. Verstärkung und Vermehrung der Nieten war notwendig, je länger die Klinge wurde, denn mit der Länge wuchs die Hebelwirkung auf die Stellen, an denen die Nieten saßen. Es entsteht das Bronzekurzschwert, das noch eine Stichwaffe war, mit dem man aber schon schlagen konnte, zumal es zwei Schneiden hatte.

In der mittleren Bronzezeit erhalten die Schwerter sogenannte Lorbeerblattklingen, das sind Klingen, die in ihrer vorderen Hälfte eine leichte Verbreiterung aufweisen und sich damit als Hiebwaffe darstellen. Nun entstehen Schwerter von prachtvoll künstlerischer Wirkung (Abbildungen 200 und 201).

Eine ganz besondere Sorgfalt wird auch den Griffen gewidmet, die die ver-

schiedenartigsten Formen aufweisen und in die auch das symbolische Motiv seinen Einzug hielt. Wir wissen aus früheren Abschnitten, daß das Bronzezeitalter die hohe Zeit der Symbolik war. Das ist an allen ihren kunsthandwerklichen Erzeugnissen sehr deutlich zu erkennen. In der jüngeren Bronzezeit erhalten die Klingen scharfe Blutrinnen und die Griffe, die sich klarer in der Linie von der Klinge abheben, werden mit Punzierinstrumenten behandelt. Solche Bronzepunzen, die einen Härtungsprozeß durchmachen mußten, um die nötige Schärfe und Härte zu erhalten, sind häufig gefunden worden.

Die Eisenzeit brachte zunächst eine bloße Nachahmung der Bronzeformen in Eisen. Das Eisenschwert muß anfänglich außerordentlich kostbar gewesen sein, denn Eisen war nur auf dem Handelsweg zu haben und zunächst noch so selten, daß es wie Gold zum Schmuck verwendet wurde. Eisenschwerter treten ziemlich zahlreich in der Hallstattkultur auf. Diese Zeit scheint eine Zeit großen Protzentums gewesen zu sein. Überall dringt der Luxus hervor, in Elfenbeinschmuck und Waffenzier. Vielleicht war es eine Zeit der Soldatenherrschaft, denn nun gibt es Hunderte von Variationen in Dolchen, Kurz- und Langschwertern, deren Griff übermäßig lang wird — mit der Absicht ihn desto prächtiger ausschmücken zu können (Abb. 205). Die Schwert- und Dolchscheide erhält reiche Verzierungen und zum ersten Male taucht das riesenhafte wahrscheinlich aus dem Orient stammende Säbelschwert auf, häßlich, aber zum Morden sehr geeignet (Abb. 203). Die stolze Schlichtheit und das symbolische Bewußtsein des Bronzezeitalters sind zu Ende. Nun kommen die Waffen der Brutalität, das Eisen, das die kommenden Jahrtausende in tiefste Not werfen sollte.

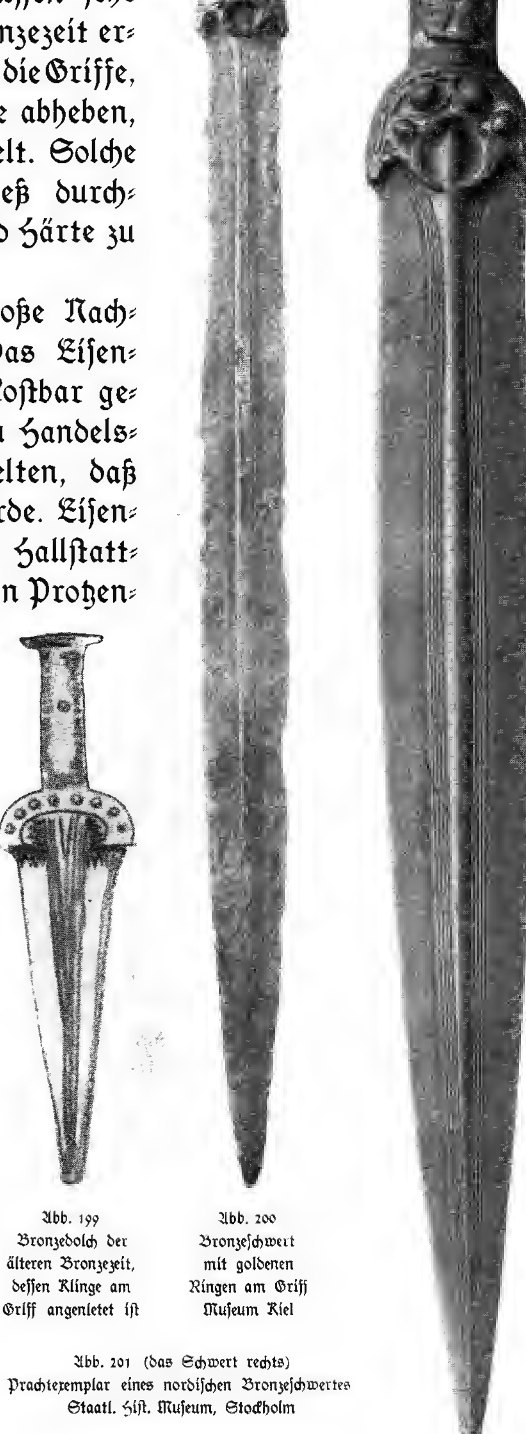


Abb. 199
Bronzedolch der älteren Bronzezeit, dessen Klinge am Griff angenietet ist

Abb. 200
Bronzeschwert mit goldenen Ringen am Griff
Museum Kiel

Abb. 201 (das Schwert rechts)
Prachtexemplar eines nordischen Bronzeschwertes
Staatl. Hist. Museum, Stockholm



Abb. 202

Sogenannter Rüsselbecher aus grünem Glase

mit zwei Reihen von Rüsseln übereinander, Fuß und Hals mit parallelen Glasfäden umzogen. Die Rüssel sind nach innen offen. Aus einem fränkischen Grabe des 7. Jahrhunderts

Wallraf-Richartz-Museum Köln

Viele dieser Eisenschwerter waren lange nicht so gut wie die alten Bronzeschwerter. Polybius erzählt, daß die gallischen Eisenschwerter sich abbögen und nach jedem Hieb mit dem Fuße wieder gerade getreten werden mußten. Ebenso, daß sie sich an den römischen Lanzen rasch abstumpften. Man findet tatsächlich in den Gräbern der La-Tènezeit häufig die Waffen des Toten in einem zusammengerollten Zustand. Der germanische Norden scheint diese schlechten Schwerter aus Eisen nicht gekannt zu haben. Er hat die Bronzeschwerter wohl so lange beibehalten bis gut gehärtete Eisenklingen sie ersetzten. (Abbildungen 204 und 206.)

Nachdem wir nun die beiden Kostbarkeiten des germanischen Mannes, sein Schwert und sein Trinkhorn einer kurzen Betrachtung unterzogen haben, müssen wir noch einmal auf das Haus selbst zurückkommen.

Es hat keine Bedeutung der weiteren Entwicklung des Hauses in den einzelnen deutschen und nordischen Gegenden nachzugehen. Das Erbe unserer Ahnen, das also, worauf es uns hier ankommt, liegt schon im Uralten. Es ist die Heiligkeit des Herdes, des Heimes, und daraus hervorgehend die Pflege des Heimes. Hier dürfen wir, ohne Widerspruch erleben zu müssen, behaupten, daß Wohnungskultur nur die arisch-germanischen Völker haben. Schon der Kelte hat sie nicht mehr. Italienische oder griechische Wohnungen sind bei gleichen sozialen Verhältnissen ihrer Besitzer mit englischen, deutschen oder holländischen gar nicht zu vergleichen. Noch schlimmer ist der Orient.

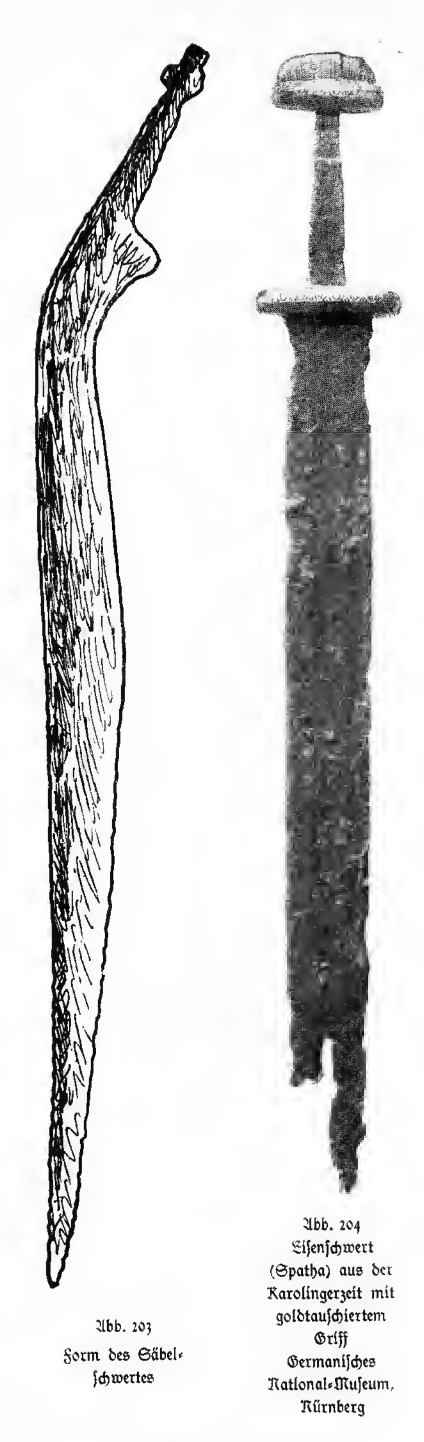


Abb. 203
Form des Säbelschwertes

Abb. 204
Eisenschwert (Spatha) aus der Karolingerzeit mit goldtauschiertem Griff
Germanisches National-Museum, Nürnberg

Eine gewisse Gefahr liegt in der modernsten Art der Uniformierung der Wohnungseinrichtungen, wie schon das Vorherrschen der Fabrikware zerstörend auf die seelische Wohnungskultur wirkt. Wenn wir lange in einem Hause, das uns gehört, oder in einer Wohnung leben, dann nehmen die Möbel und die sonstigen Gegenstände, auch die Bilder, auf eine uns nicht wahrnehmbare Art, offenbar Erlebensinhalte unseres Lebens auf. Dadurch allein werden sie uns traut und vertraut.



Abb. 205
Bronzegegenstände aus der Hallstattzeit aus einem Fürstengrab, Pferdeschmuck, Gürtelschnalle, Dolch in Scheide, verzierte Lanzenspitze
Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen, Stuttgart



Abb. 206

II. Eisenschwert mit Silber aus Norwegen
10. Jahrhundert
Universitäts-Altertumssammlung Oslo

I. Schwert aus Eisen (Spatha)
der karolingischen Zeit
Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

Wenn wir in unser Haus kommen und Schränke und Tische, Stühle und Bücher aus Großvaters Zeiten um uns haben, die unser ganzes Leben mitgelebt haben, wie sie das Leben der Eltern und der Großeltern mitgelebt haben, so ist dieser Einrichtung oder diesen Dingen ein seelischer Wert zuzusprechen, der unter Umständen über den künstlerischen und über den praktischen Wert zu stellen ist. Meist ist bei ganz alten Sachen der künstlerische Wert ohnehin groß, weil diese Sachen nicht aus Fabriken stammen, sondern vom Handwerksmeister mit Verstand und Gefühl und Wissen um manche alte Lehre gefertigt worden sind. Die leblosen Dinge sind nicht mehr leblos, wenn Generationen Erlebensinhalte an sie abgegeben haben. Das klingt ein wenig okkultistisch, ist es vielleicht auch. Aber es stimmt. Nur der seelen-

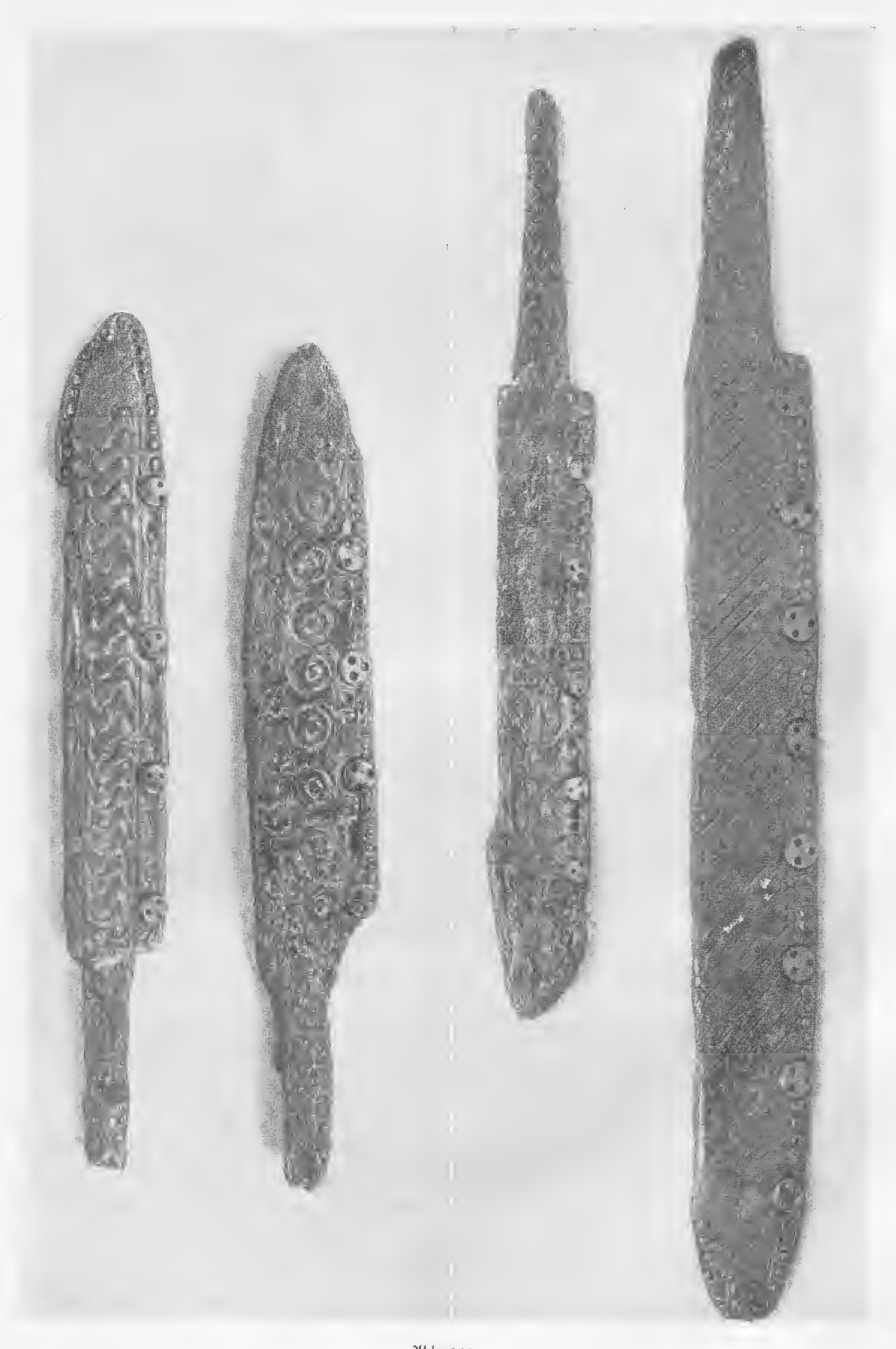


Abb. 207
Fränkische Kurzschwerter (Scramasaxe) aus Eisen mit Resten von Scheiden aus gepreßtem Leder
Wallraf-Richartz-Museum, Köln



Tafel 40
Statue Thors von Fogelberg
(Staatliches Historisches Museum Stockholm)

lose, moderne Rationalist kümmert sich um diese Erfahrungen nicht, er kennt ohnehin nichts Heiliges. Der nackte praktische Zweck herrscht in seinem Kopf und in seiner Seele herrscht gar nichts, weil er keine solche besitzt. Er leugnet sie ja. Mag er sich alle vier Jahre eine neue Einrichtung kaufen, mag er über Ahnenbilder lächeln und darüber, daß man ein altes seidenes Tuch der Großmutter höher schätzt als das modernste Batik einer Weltfirma. Es sind das eben die feinen Unterschiede zwischen Menschen und Menschen, jene feinsten Unterschiede, die vielleicht im Geheimnis des Blutes liegen. Wir wollen und können das an dieser Stelle nicht näher untersuchen, aber das eine soll festgestellt sein, daß die moderne Traditionslosigkeit keine Tugend ist, sondern die natürliche Folge des materialistischen Rationalismus, der Seelenlosigkeit, die unsere Zeit so arm macht. Tradition soll nicht zum Stolz verleiten, damit hat sie gar nichts zu tun, aber sie soll dem heute Lebenden in vielen Formen Lebensinhalte längst vergangener Geschlechter noch vermitteln, sie soll ihm heilige Dinge, heilige Sitte schenken und dadurch sein innerstes Leben selbst heiligen.



Abb. 208
Karolingisches Haus in Winkel im Rheingau

Zu diesen Betrachtungen regt das an, was wir vom germanischen Hause wissen. Und das, was wir von der Pflege des Germanen allen jenen Dingen gegenüber wissen, die ihm eben sein Haus heilig machten.

In einer Zeit der Ramschware und der Abzahlung, der Zweckherrschaft und der Rationalisierung ein höchst altmodisches und verbrecherisches Unterfangen, das zu schreiben, was ich schreibe? Es ist unzeitgemäß! Ich weiß das und bin mit voller Absicht unzeitgemäß. Denn das Zeitgemäße ist Sklave der Zeit. Herr der Zeit aber kann nur das Unzeitgemäße sein, das der Zeit ihre Torheiten vorhält.

Es soll nicht gesagt werden, daß wir nun etwa die großen hygienischen Fortschritte unserer modernen Wohnungen aufgeben sollen, bloß weil unsere Großeltern sie noch nicht besaßen. Das wäre eine törichte Folgerung. Aber wir sollen die innigen seelischen Beziehungen zu dem Leblosen, das uns in unserem Heim umgibt, nicht als eine Bagatelle oder gar als etwas gar nicht Existierendes, also als



Abb. 209
Karolingisches Haus in Winkel im Rheingau
Mauer des Haupthauses und gewölbter Eingang

Illusion, ansehen. Hier liegt die innerste Frage seelischer Wohnkultur. Mit seelischer Beziehung zum Heim wird auch allein dem Kinde die Achtung vor dem Heim der Eltern anerzogen, jene Achtung, die gerade in einer Zeit doppelt notwendig ist, in der die Familie als Zelle aller höheren Gemeinschaften zerstört werden soll. Was unter diesen Umständen die jammervollen Wohnungsverhältnisse in Deutschland bedeuten, wie die Wohnungsnot und die Wirtschaftsnot sich seelisch in eine innerliche Proletarisierung der überwiegenden Mehrzahl aller Menschen auswirkt, das braucht verständigen Lesern gegenüber nur angedeutet zu werden. Wer dem Menschen die Wohnung nimmt, und bestünde diese Wohnung auch nur aus einem ganz kleinen Kämmerchen, aber für sich und als Raum des unendlich Wenigen was ihm gehört, der nimmt dem Menschen auch die Wohnung der Seele, er nimmt ihm alles. Daher ist die Wohnungsfrage sicherlich eine in jeder sozialen und politischen Hinsicht letztlich wichtigste Angelegenheit. Oder sagen wir noch vorsichtiger: für Menschen germanischer Art ist sie so wichtig.

So reizvoll es wäre, nun das Wohnhaus durch die zwei Jahrtausende, seitdem Tacitus über die Germanen schrieb, zu verfolgen, müssen wir davon abstehen, da uns diese Ausführungen zu weit vom Thema des Buches entfernen würden, was wir aber vermeiden wollen.

Wir haben in Deutschland außer einigen ganz alten romanischen Kirchen, auf die wir einleitend noch in einem späteren Kapitel zu sprechen kommen, keine ganz alten Häuser. Unser ältestes ist wohl das karolingische Haus in Winkel im Rheingau, das sogenannte graue Haus, von dem unsere Abbildungen 208 und 209 eine Gesamtansicht und ein Detail bringen. Das Dach ist natürlich nicht mehr karolingisch, aber die Umfassungsmauern.

Wichtiger als solche Zeugen des frühen Mittelalters, bei denen es oft so geht wie bei jenem berühmten Bierkrug aus der Schwedenzeit — da zerbrach nämlich

zur Schwedenzeit schon der Krug selbst und der alte Deckel bekam einen neuen Krug, und dann wurde der alte Deckel in der Franzosenzeit gestohlen und der Krug bekam einen neuen Deckel, aber trotzdem ist es eben der alte Krug aus der Schwedenzeit geblieben —, wichtiger, sagen wir, als solche Zeugen erscheinen uns Dinge an den Häusern, die ein viel älteres Alter in ihrer Eigenschaft als Symbole haben.

Sie werden oft auch in neuerer Zeit angebracht, ohne daß die Menschen wissen, um was es sich da handelt. Es ist der von uns schon wiederholt betonte Weg des Symbols zum Ornament oder Schmuckstück, den auch die Giebelverzierungen gegangen sind.

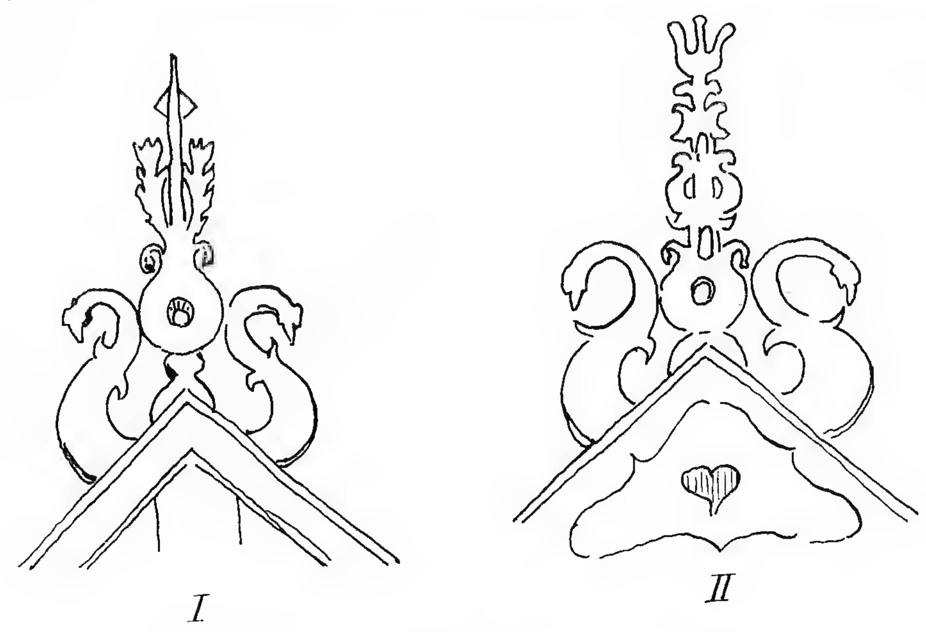


Abb. 210
Giebel mit Schwanenmotiv (Skizze nach Wirths Aufgang der Menschheit E. Diederichs Verlag)
I. Giebel an einem Hause in Nijland II. Giebel an einem Bauernhofe in Sneek (18. Jahrhundert)

Daß die alten Germanen über ihre Häuser, dort, wo die beiden Giebelbalken aneinander stießen, Symbole ihres Glaubens anbrachten, steht fest. Heute sehen wir oft das Kreuz, in Südbayern häufiger das griechische, sogenannte Schauerkreuz auf dem Giebel, oder einen St. Florian, den Helfer gegen Feuer, mit seinem menschenfreundlichen Spruch:

„Schütz' unser Haus, St. Florian,
Und zünde lieber andre an!"

Sehr oft ist die ornamentale Ausstattung der übereinandergreifenden Giebelbalken auch beliebig „künstlerisch". Aber unter vielem, was uns symbolisch anmutet, finden wir doch oft auch ungemein Interessantes. So bringt Professor Wirth in seinem Buche „Aufgang der Menschheit" die Abbildungen von verschie-



Abb. 211
Schwedische Felszeichnung der Bronzezeit aus der Landschaft Bohuslän.
Vielleicht ist hier die Lebensbaumhieroglyphe naturalistisch in Form eines wirklichen Baumes gezeichnet
(Museum Göteborg)

denen westfriesischen Giebeln, von denen wir in unserer Abbildung 210 zwei in Skizzenform wiedergeben. Es ist ein Giebel in Atsma (Nijland) und einer in Sneek. Beide zeigen deutlich Schwäne oder, besser gesagt, die Vorderteile von Schwänen, die sich in der deutschen Bauernornamentik da und dort vorfinden. Wo aber kommen sie her? Einen Hinweis bietet uns das Innere des Giebelschmuckes. Wir sehen das Sonnensymbol zwischen den Köpfen der Schwäne und aus ihm hervorragend ein Gebilde, das eine stilisierte Mensch-Hieroglyphe ist. Ferner den Lebensbaum und sonstige Dinge, die auf atlantisch-nordische Symbolik hinweisen. Das Ganze geht weit in die Bronzezeit zurück, wo das Schwanenboot mit den beiden Schwanenhälsen am Vorder- und Hintersteven eine beliebte Form war. Die heutigen Giebelzeichen westfriesischer Bauernhäuser haben also diese alte Erinnerung noch in zäher friesischer Art festgehalten. Das Gleichnis des auf dem Schwanenboote zur Wintersonnenwende fahrenden Gottes ist ja dann weit verbreitet worden und hat seine allen bekannte Formulierung im Schwanenritter Lohengrin gefunden. Man mag ohne Kenntnis vom Erbe unserer Ahnen lächeln, wenn man den Gralsritter Lohengrin auf der Bühne auf seinem Schwan einherkommen sieht, und viele Theaterbesucher, die sich um unserer Ahnen Erbe nicht mehr kümmern, lächeln auch und verstehen nichts von der Herkunft dieser Sage.

Hören wir, was Wirth von den Leuten im Schwanenboot uns erzählt, und wir werden erkennen, warum das Schwanenmotiv so weit auf der Erde verbreitet ist:

„Ein seefahrendes Volk, das sich nach diesem Lande nennt (Insel Forsete oder Polsete oder Pursete, die in der Nordsee, da wo heute die Doggerbank sich befindet, einst lag), ist uns aus seinem Angriff auf Ägypten im 13. Jahrhundert vor Christus wohlbekannt. Es sind die Purasata oder Pulasata, die Philister, die nach Eroberung von Kreta sich nun der Ostküste des Mittelmeergebietes, des alten Amurilandes, Kanaans, bemächtigen. Als Atlantiker weisen sie sich aus durch die Federkrone, welche sie als Kopfschmuck tragen, und die wir schon bei den „Leuten vom Fremdboottypus", der prädynastischen Herrenschicht Ägyptens, wie bei den Libyern (Berbern) Nordafrikas und den Iberern finden. Es ist dies eine der atlantisch-nordischen solaren Symbolik entlehnte kultische Tracht, die wir genau so in Nordamerika bei den Indianern wiederfinden werden wie bei der altsumerischen Herrenschicht in Mesopotamien. Die nordischen Rassetypen, die langen nordländischen Bronzeschwerter, der runde Schild, der lang gezogene Schiffsrumpf mit dem Schwanenhals oder dem Kleedreiblattstern, beides rein ingväonische Stammessymbole, legen die Herkunft dieses reckenhaften Volkes der Pulasata unzweideutig fest."

Wir werden dann später noch sehen, daß dieses Volk auch seine Symbole des Schwanes, des Wurmes, des Lebens- und Weltenbaumes in der Keramik und anderem Kunsthandwerk da hingetragen hat, wohin es auf seinen Fahrten kam.

Vom Lebensbaum noch ein kurzes Wort. Er, dessen Hieroglyphe wir ja kennen und den wir auf schwedischen Felszeichnungen sogar naturalistisch geformt vorfinden (Abbildung 211), ist der Ursprung des Maibaumes, den man gerne als Anwendung sexueller Sinnbilder von Kreis und gerader Linie, also im orientalischen Sinne deutete. Diese Deutung ist nicht richtig. Auch der Maibaum gehört in die nordisch-atlantische Symbolik hinein. Er spielte im deutschen Volksleben des Mittelalters eine sehr große Rolle (Abbildung 212). Heute findet man ihn noch da und dort in deutschen Dörfern, und ab und zu wird er auch noch bestiegen und der auf ihm angebrachten Preise beraubt. In sein Gebiet gehört auch der volkstümlich verwendete Lebensbaum, von dem aus eine starke Beziehung zum Christbaum hinüberführt. Daß eine gemeinsame Quelle besteht, das heißt, daß der Weihnachtsbaum von der nordisch-atlantischen Lichtsymbolik herkommt, darüber besteht kein Zweifel. Er wird auch bei dem Feste verwendet, das zum Abschluß des Rohbaues eines Hauses gefeiert wird, beim sogenannten Richtfeste. Ein alter Zunftbrauch der Zimmerleute und Maurer liegt da vor, der leider in neuester Zeit vielfach nicht mehr ausgeübt wird. Früher war er die Regel.

Früher war auch noch eine leise Erinnerung an den gemeinsamen Bau der heiligen Halle des germanischen Hauses insofern in Übung, als von der Dorfgemeinde jeder Einwohner irgend etwas zum Hausbau stiften mußte, sei es, daß er eine



Abb. 212
Spiel um den Maibaum. Nach einem Nürnberger Stich aus dem Jahre 1687

Fuhre übernahm oder eine Giebelverzierung gab oder selbst mit Hand anlegte. Ein außerordentlich schöner Brauch. War das Haus im Rohbau fertig und saß das Dach, dann stiftete der Bauherr das Richtfest. Das Haus wurde festlich geschmückt und oben auf die Giebelspitze wurde der Richtschmuck angebracht. Das war eine Krone oder ein Kranz, beides Sonnensymbole, oder aber ein kleines Tannenbäumchen, die Erinnerung an die Lebenshieroglyphe. Das Haus stand unter dem Zeichen des Lebensbaumes. Heute steht es zumeist unter dem Zeichen der Bauspekulation oder erdrückender Hypotheken. Unsere widerlich materiell gewordene Zeit lächelt über die alten Symbole, die sie nicht mehr versteht, und könnte eher über sich selbst weinen. Vom hohen Giebel herunter hielt der älteste Vorarbeiter oder Polier oder „Fürsprech" der Zimmerleute (diese schöne, alte, deutsche Bezeichnung trägt heute noch der Advokat in der Schweiz) eine Rede, in der er dem höchsten Baumeister im Himmel dankte und ihn bat, das Haus zu segnen. Nach der Rede geht alles zum fröhlichen Richtschmaus.

Und dann wurde der Innenausbau des Hauses vorgenommen. Wir hörten schon, welche alten Symbole man noch auf den Giebeln der Häuser finden kann,

und unsere Leser werden nun vielleicht mit größerer Aufmerksamkeit diesen Giebelschmuck ländlicher Häuser betrachten, auch vielleicht mit größerer Sachkenntnis.

Aber auch in den Mauern bzw. Fachwerkwänden des Hauses können wir alte Symbole entdecken. Nur ist es da oft sehr schwierig, zu unterscheiden, was bauliche Notwendigkeit und was symbolische Absicht war. Und selbst da, wo wir symbolische Absicht vermuten dürfen, bestand diese meist nicht mehr, sondern es wurde alter Tradition zufolge eine Balkenlegung verwendet, über deren symbolische Bedeutung die Bauleute sich nicht mehr im klaren waren.

Es sind das durch das Gebälk nachgebildete altnordische Runen. Namentlich in sehr alten Häusern, die also bis in das 15. und 16. Jahrhundert zurückgehen, sind solche baulich nicht bedingte Runen im Gebälke nachzuweisen. Um sich aber hier vor Selbsttäuschungen zu bewahren, möchte ich den Lesern doch den Rat geben, vor dem endgültigen Urteil darüber, ob es sich im gegebenen Fall um eine Rune handelt oder um eine bauliche Notwendigkeit, die lediglich ein einer Rune gleiches oder ähnliches Gebilde erzeugt hat, einen Fachmann im Hausbau zu fragen. Sagt der Betreffende, daß die Balkenführung baulich so nicht notwendig war, dann erst kann auf symbolische Absichten geschlossen werden.

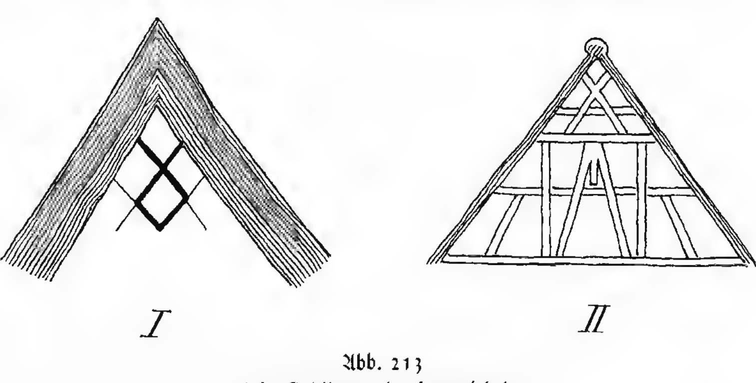


Abb. 213
Die Othilrune in Hausgiebeln

Wir finden häufig die sogenannte Othilrune in Hausgiebeln (Abbildung 213). Diese Rune ist das Urbild des griechischen Alpha, wenn man sie legt und des Omega, wenn man sie stellt. Die Zahl 4 zeigt deutlich diese Rune schief gestellt, die auch den Zahlwert 4 hat (Abbildung 214).

Sehr häufig treffen wir auf das Malkreuz, das liegende Kreuz also, der hieroglyphische Ausgangspunkt der heiligen Doppelaxt als Haushieroglyphe, sehr oft aber ist diese Anordnung der Balken auch baulich notwendig. Mit Rücksicht auf die Gefahr, überall Runen zu sehen, wo sie gar nicht sind, sei mit diesen Andeutungen genug geschehen. Wer sich intensiver mit der Angelegenheit beschäftigt, muß ohnehin zuerst gründliche Studien über Runen machen und namentlich über deren symbolische Grundbedeutung sich informieren. Ein spezielles Lehrbuch über dieses gar nicht einfache Gebiet kann unser orientierendes Werk ganz naturgemäß nicht abgeben. Es soll nur noch darauf hingewiesen werden, daß ich in den sehr alten Hausmarken der Schweiz eine große Anzahl echter nordischer Runen gefunden habe, die über das Alamannische in die Schweiz gekommen sind.

Sehr viel symbolische Elemente enthalten diese alten Hausmarken auch noch in Deutschland. Hier finden sich in niederdeutschen Gebieten deutliche Anzeichen, daß es sich ursprünglich um Runen handelte. In einem gewissen Zusammenhang damit stehen auch die schweizerischen Teßlen, das sind Kerbhölzer, die in uralte Zeiten zurückreichen. In der älteren Steinzeit sind sie schon als Kerbknochen bekannt und noch 1923 wurde auf einer Alpe des Val d'Herens eine Teßle verwendet, auf der der Milchertrag der einzelnen Viehеigentümer für die Saison eingekerbt wurde.

Diese Teßlen wurden gebraucht zum Aufgebot und zur Regelung von Pflichten der Dorfbewohner, als Kontrolle von Leistungen und Abrechnungen und endlich zur Dokumentierung gewisser Rechte. Schon diese Teßlen enthielten oft die Initialen des Hausbesitzers oder sein Hauszeichen. Es würde ein interessantes Studium ergeben, diese Hausmarken auf ihren symbolischen Gehalt hin zu untersuchen. Sie waren noch bis vor kurzer Zeit maßgeblich in einzelnen Teilen der Schweiz in Gebrauch. Noch 1915 wurden im Gemeindehaus in Ferden, Kanton Schwyz, die für Gemeindearbeiten aufgebotenen Familienväter nicht mit ihrem Namen, sondern mit ihrer Hausmarke in den Listen geführt. Eigentümlicher Weise erbt sich das Hauszeichen auf den jüngsten Sohn weiter, die anderen Söhne können es auch benutzen, müssen dann aber ein Beizeichen verwenden. Auch diese Zeichen stammen schon aus der Vorzeit, sie sind überall von Island bis Griechenland festzustellen.

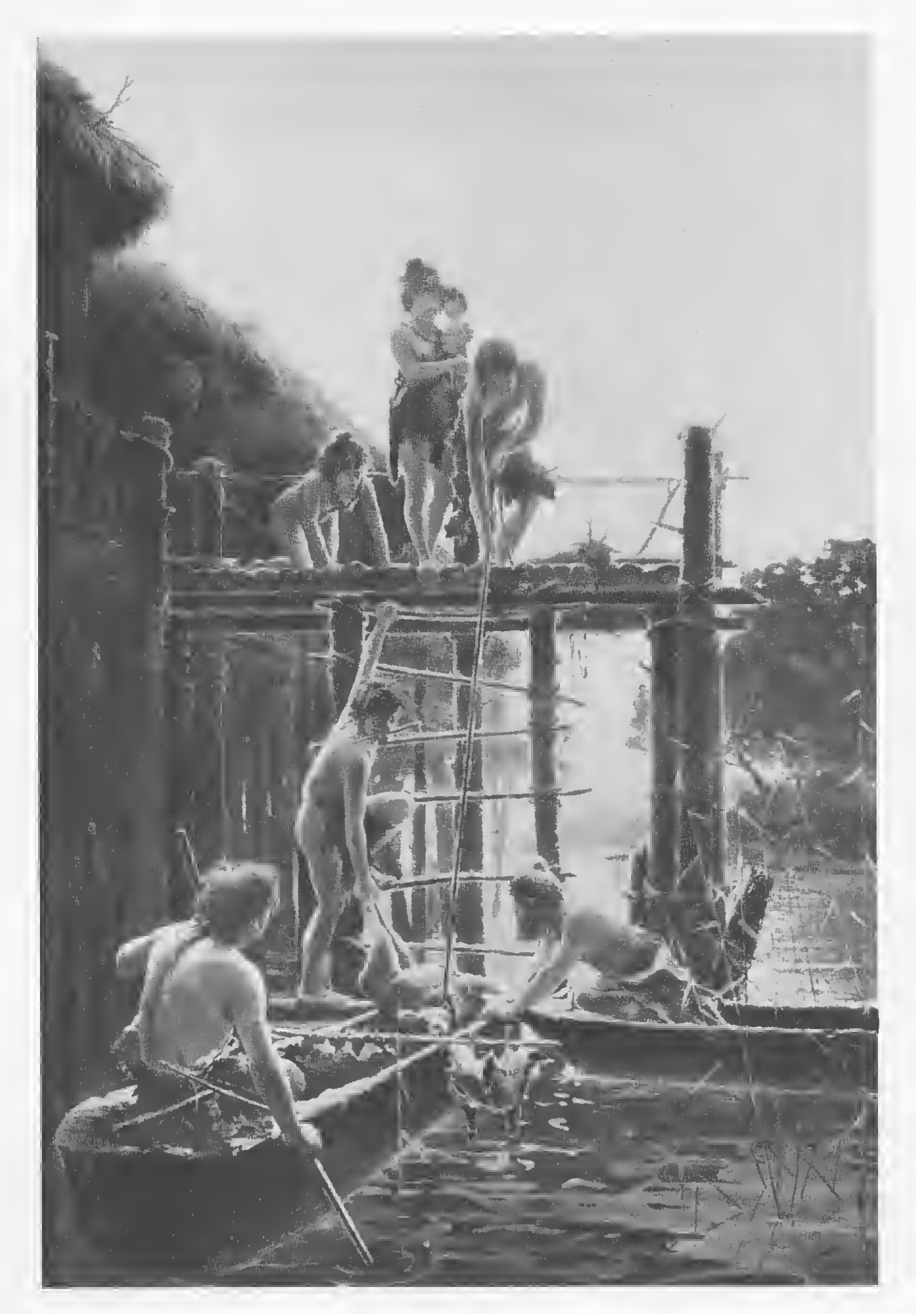
= α (alpha)

= Ω (omega)

Abb. 214
Die Othilrune

Es ist sehr charakteristisch für den germanischen Sinn für das Haus, daß der Hausname stärker ist als der Name des jeweiligen Besitzers. Es kommt oft vor, daß man den Besitzernamen gar nicht verwendet. Ich kann mich persönlich daran erinnern, daß ich jahrelang bei einem Bauern gewohnt habe, an ihn geschrieben habe und mit ihm und von ihm gesprochen habe oder über ihn gehört habe, ohne je seinen Namen zu erfahren; er hieß nach seinem Hause.

Es ist ganz selbstverständlich bei dieser Bewertung des Hauses als heiliges Heim, daß sich der deutsche Volksglaube in ausgiebigster Weise mit dem Hause beschäftigt. Der Schutz des Hauses vor Dämonen spielt eine große Rolle. Hat sich auch seit der Einführung des Christentums hier sehr viel Christliches eingeschlichen, so ist zum Beispiel die Sitte, am Epiphaniastage oder am Vorabend die Haustüren, die Stalltüren, Türen zu besonderen Zimmern, ja selbst den Verschlag, hinter dem die Schweine grunzen, mit den Anfangsbuchstaben der Namen der



Tafel 41

Ein Abend in einem Pfahlbaudorf

Gemälde von Hippolyte Coutau (1896) (Kunst- und Geschichtsmuseum Genf)

heiligen drei Könige: Caspar, Melchior und Balthasar, also mit C, M und B und Kreuzen dazwischen, zu schmücken, in seinem Wesen altheidnisch. Nur die Form ist christlich geworden. Der verschlungene Knoten an den Scheunentüren, der sogenannte „Zwifelstrick", hat wohl Verbindung mit dem nordisch-atlantischen Wurmmotiv, die gekreuzten Besen sind zweifellos das Malkreuz, die Räucherung mit Wachholder bringt den altgermanischen Zauberstrauch zu Ehren, das an das Haus genagelte Hufeisen zeigt den Sieg der Dämonen des Eisenzeitalters über die des Bronzezeitalters auf der ganzen Welt an, der altgermanische Pferdeschädel wird am Giebel ersetzt durch hölzerne Pferdeköpfe, das Wagenrad über der Haustüre ist das alte Sonnenrad, die häufige Verwendung der Drei in Figuren, Dingen und Handlungen, namentlich in der Form des drei mal drei (neun Kräuter bei Räucherungen) paßt auf die christliche Dreieinigkeit, stammt aber von esoterischer Bedeutung der Drei im Nordisch-atlantischen schon her. Neben diesen Gebräuchen spielt dann der christliche Teufel auch noch seine mittelalterliche Rolle.

Besonderen Schutzes bedarf das Haus gegen Blitz und gegen Schadenfeuer. Volkstümlichen Blitzschutz des Hauses bewirken die Donnerkeile, Ebereschenzweige, Haselzweige oder Haselpflöcke, auch Schaufeln in der Form des Malkreuzes, lauter Dinge, die im altgermanischen Volksglauben ihre Basis haben. Dazu natürlich eine ganze Reihe von christlichen Mitteln. Halb heidnisch, halb christlich sind die sogenannten Wetterkreuze oder Schauerkreuze, die als Kreuze im orthodoxen Glauben verwendet werden. Das Feueranzünden bei Gewitter beruht auf einer uralten Volksmeinung von einer blitzabwehrenden Kraft des Rauches, die richtig ist. Das Glockenläuten dagegen ist der Vorstellung entsprungen, daß die alten heidnischen Gottheiten, die man ja zu Dämonen gemacht hat und die sich nun im Gewitter an den christlich Gewordenen rächen wollen, durch diese heiligen Töne verscheucht werden können. Das Wetterbesprechen durch Zaubersprüche stammt auch noch aus dem Altgermanischen, ist aber in den christlichen Volksglauben auch textlich ganz übergegangen. So wird, namentlich in Süddeutschland, der Colomanisegen gebetet. Dieser Segen benennt sich nach dem Heidenmissionar St. Coloman, dem Gefährten des St. Kilian. Die Katze, das Tier der Frau Perchta, schützt ganz allgemein das Haus. Man darf Katzen nicht erschlagen, sondern nur ertränken. Auch dieses Gebot geht auf altgermanische Vorstellungen zurück. Die böse Bedeutung der schwarzen Katzen ist christliche Zutat. Die Blumen, die man Katzenpfötchen nennt, schützen das Haus besonders gegen den Blitz. An jedem Sonnwendtag des Jahres muß etwas besonders Schützendes am Hause vorgenommen werden. Der Hausbau selbst, dessen symbolische Schlußbehandlung im Richtfest wir ja schon beleuchtet haben, wird außerdem von allerlei Schutzmaßnahmen begleitet. Das Beziehen eines neuen Hauses muß bei zunehmendem Monde stattfinden. Da jeder Neubau ein Opfer erfordert, muß das erste, was in das neue Haus eintritt, ein Tier sein. Der Volksglaube begleitet alle Tätigkeiten, die im Hause vorgenommen werden.

Einführung in das Verständnis der deutschen Volkssage

Es wechseln die Geschlechter
Die Sage bleibt sich treu.

Adalbert von Chamisso

Der Wahrheitsgehalt der Volkssagen

Bis vor ganz kurzer Zeit haben sich weder die Paläontologie, die Wissenschaft vom Leben der Vorzeit also, noch auch die Kulturgeschichte um die Volkssage als Quelle gekümmert. Im Gegenteil, man war geneigt, in den Sagen nur naive Erfindungen zu sehen. Man ging durchaus von der Ansicht aus, daß die Sagen ebenso wie die Mythen, die ja innig in einander überfließen, Erdichtetes seien, das höchstens künstlerisches Interesse beanspruchen dürfe. Ich kann mich aus meiner eigenen Jugend erinnern, daß das Wenige, was wir über deutsche Volkssagen hörten, uns immer als eine Art naives Volksmärchen erläutert wurde. Daß der Tod Siegfrieds beispielsweise in der Sommersonnenwende durch den finsteren Hagen, nichts anderes ist, als der Tod Baldurs durch Hödurs Pfeil, das heißt nichts anderes ist, als eine wundervolle Symbolisierung der Vorgänge am Himmel, daß dieser Siegfried die Sonne ist, die sich in der Sonnenwende des Sommers anschickt zur traurig tiefen Winterbahn — das sagte uns niemand, das sagt auch heute noch kaum jemand der deutschen Jugend.

Daß denn überhaupt ein Großteil deutscher Sagen zurückgeht auf die altarische Lichtsymbolik, das wissen auch heute noch nur die, die sich mit den Dingen beruflich befassen und selbst von denen wird es zum Teil außer acht gelassen.

Man ging ganz allgemein so vor. Uns wurde in der Jugend Homers Ilias und Odyssee rein philologisch vorgetragen, es war nicht zum Aushalten. Und wir hätten sie mit hellen Augen und begeisterten Herzen aufgenommen, wären sie uns vorgetragen worden als ein Stück Geschichte des Bronzezeitalters, das sie sind. Diese griechischen homerischen Sagen sind, wie die nordischen, mehr Geschichte und wahrere Geschichte als vieles von dem Lügengewebe politischer Tendenz, das sich heute Geschichte nennt.

Nun ist natürlich die Frage nicht so zu stellen, ob denn Alles, was in der Sage steht, wahr sei. Vielmehr muß man sich folgende Entwicklung vorstellen. Der Kern der Sage ist stets Erlebtes und mit diesem Kern geht die Erinnerung des Volkes in

ungeahnt weite Vergangenheit zurück. Dieser Kern, dieses Erlebte aber wird im Laufe der Jahrtausende, da es immer wieder erzählt wird, immer wieder mit Zutaten ausgeschmückt, mit einem Rankenwerk versehen. Es gleicht die Sage einem Baum, der an einem Hause in die Höhe wächst. Man sieht schließlich nur mehr die Zweige und Blätter, aber den Stamm nicht mehr. Trotzdem wäre es ein großer Fehler, wenn man sagen wollte, dieser Baum hat gar keinen Stamm. Man muß nur die Arbeit auf sich nehmen und das Blattwerk beseitigen, dann sieht man den Stamm und so findet man, wenn man sich Mühe gibt, in jeder Sage den Kern. Dieser Kern ist als kulturhistorische Quelle von unermeßlicher Bedeutung.

Daß das Volk ein fabelhaftes Gedächtnis besitzt, dafür gibt es hunderte von Beweisen. Nicht nur, daß die großen und langen Heldengesänge der Odyssee und der Ilias, aber auch der nordischen Sage Jahrhunderte lang sich nur mündlich erhalten haben mit einer fast wörtlichen Genauigkeit, ist schon staunenswert. Noch erstaunlicher ist das Erinnerungsvermögen einer Gemeinschaft über die Jahrtausende hinweg. Ein gutes Beispiel hiefür ist ein Vorfall in Mecklenburg. Beim Dorfe Peccatel befanden sich zwei große Hügel. Das Volk behauptete stets in seinen Sagen, daß in dem einen Hügel ein Tisch sich befinde, an dem die Toten essen und trinken und daß im anderen Hügel ein Wagen für den Wein sei. Das wurde natürlich herzlich belacht, wie man ja stets die Weisheit des Volkes so recht von oben herab zu belachen pflegt. Die Wissenschaft interessierte sich nicht für diese Sage und erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts begann man aus wissenschaftlichem Interesse die Hügel aufzugraben. Man fand in dem einen einen steinernen Tisch und in dem andern einen zu rituellem Gebrauch bestimmten Wagen mit einem Gefäß (vgl. Abbildung 59). Beides stammte aus der Bronzezeit. Die Erinnerung daran hat sich also über 3000 Jahre lang vollkommen richtig in der Sage erhalten.

Wir kennen in Deutschland und auch in der Schweiz ein Kinderspiel, bei dem die Kinder auf die Straße leiterartige Gebilde zeichnen und nun von einem Teil in den andern auf einem Beine hüpfen. Diese Kreideleitern haben meist acht Felder oder auch manchmal zwölf. Die Kinder nennen das oberste Feld in der Regel den Himmel, selten die Hölle (was eine sprachliche Verwechselung ist) und da und dort sehr richtig noch „Das Helle". Keines der Kinder und wohl auch fast niemand der Erwachsenen, die den Kindern zuschauen, wissen, woher das Spiel kommt. Es ist eine Volkserinnerung an eine Religion, die einst nur durch einen Zufall nicht römische Staatsreligion und damit nicht Weltreligion des römischen Reiches wurde, an den Mithraskult. Hier spielte die achttorige Leiter im Ritual eine große Rolle. Jede einzelne Stufe mußte erstiegen werden und bei jeder Stufe fiel von dem Einzuweihenden eine menschliche Eigenschaft ab, bis er endlich vor dem achten Tore stand, vor der Helle, wie die Kinder heute noch sagen, vor dem reinen Licht. Es ist das Tor der Verklärung, der Berg Tabor! Später, als astrale Elemente sich im Mithras-

kult noch breiter machten und der Tierkreis eine große Rolle in ihm spielte, finden wir im Ritual die Geburt des Mithras aus dem 12teiligen Tierkreis (vgl. letztes Kapitel dieses Buches). Beide Vorstellungen sind im Mithraskult vereint und heute noch vereint im Kinderspiel.

In der Steinzeit gab es kultische Bilder von Tieren, die nur aus einem Kopf bestanden, an dem zwei Hörner waren und unten eine Art Dorn. Ich habe solche Tierskulpturen nun verglichen mit einem schweizer Kinderspielzeug, das noch vor wenigen Jahren in weltfernen Alpentälern im Gebrauch war. Die beiden Dinge decken sich so vollkommen, daß kein Mensch nach der Form entscheiden kann, was ist steinzeitliches Kultgerät und was ist neuzeitliches Kinderspielzeug (Abb. 215).



Abb. 215
Prähistorische Darstellung von Rindern (oben) und heute gebrauchtes Kinderspielzeug im Kanton Wallis bezw. Kanton Bern
(Nach Rütimeyer, Ur-Ethnographie der Schweiz)

Wir staunen, wenn wir dieses Erinnerungsvermögen des Volkes immer wieder feststellen können. Denn weder wir selbst, noch unsere Volksgemeinschaft haben heute solches Gedächtnis. Wir schreiben und drucken alles und vergessen alles. Die Eindrücke rasen an uns vorbei, haften kaum, spielen keine Rolle in unserem Leben, wir verlieren alle Beziehungen zum Kosmischen, zum Seelischen. Die Maschine tötet uns nicht nur wirtschaftlich, sondern in noch viel höherem Maße seelisch. Die moderne Zeit erzeugt nur Lügen aber keine Sagen mehr. Und darum kann sie die keusche Wahrheit der Sage auch nicht mehr verstehen. Und nicht nur das. Unser Volk vergißt in der sinnlosen Hastigkeit und zwecklosen „Zweckerfülltheit" seines Daseins auch sein heiligstes uraltes Kulturgut. Die alten Sagen werden heute durch besorgte Menschen sorgfältig gesammelt, aber sie werden vor der Mumifizierung nicht dadurch gerettet, sie werden nicht davor gerettet, daß sie Museumsstücke werden, die man gelegentlich einmal, mehr oder weniger gelangweilt, sich ansieht, die aber nicht mehr in unserem Fühlen leben! In den Bauernstuben herrscht das Gespräch über das Stadtkino vor. Es kommt einem modernen Burschen ganz dumm vor, sollte er sich alte Sagen des eigenen Volkes erzählen lassen. Und wenn er Vater ist, kann er den Kindern nichts mehr erzählen. Er braucht ein Buch um vorzulesen!

Niemand hat Riesen erfunden, niemand hat Drachen erfunden. Es ist Erinnerung an Erlebtes. Und man sage nicht, daß es etwa Drachen nicht gleichzeitig mit den Menschen gegeben habe. Erstens weiß niemand, wie alt die Menschheit ist, und dann weiß ferner niemand, wie lange sich Tiere einer geologischen Periode noch als Einzelerscheinungen in einer andern bewegten, das heißt, wie lange ihr Aussterben dauerte. Gibt es doch jetzt noch Tiere, deren eigentliche Zeit seit ein paar Millionen Jahren schon vergangen ist.

Wir sind durch die Methode, wissenschaftliche Hypothesen mit ganz bestimmten Zahlen zu schmücken, nicht reicher an Erkenntnis geworden. Alles das, was da mit dem Ausdruck vollendeter Sicherheit, namentlich in popularisierenden Schriften, behauptet wird, ist reine Vermutung. Die Drachen werden in den Sagen in einer Weise geschildert, die den modernsten Rekonstruktionen von Schrecksauriern verblüffend nahe kommen. Da gibt es in Amerika eine Saurierart, deren Skelett 32 Meter lang ist und das also aufrecht gehend mit der Schnauze ein dreistöckiges Haus bequem überschaute. Die Lüge der Seeleute von der berühmten Seeschlange beruht auf einer alten Sage. Der K e r n der Sage ist richtig. Es gab in der nordamerikanischen Kreidezeit eine Seeschlange, deren Skelett man in den Kreideablagerungen gefunden hat. Sie war 12 Meter lang und von gewaltiger Körperstärke. Warum sollen nicht Einzelexemplare sich erhalten haben in späteren geologischen Perioden, wo der Urmensch sie noch sah. Es ist ohnehin der Gedanke, daß mit den geologischen Perioden die ganze Fauna plötzlich ausstirbt und wieder etwas ganz Neues sich gewissermaßen aus dem Nichts entwickelt, vollkommen unglaubhaft.

Dann die Sagen von den Riesenvögeln, die Elefanten und Pferde in ihren Krallen mit sich genommen haben. Unsinn nicht wahr? Naive Erfindung der Menschen, wie ich es in einem wissenschaftlichen Buche lesen konnte. Keine Rede davon, sondern höchstwahrscheinlich sehr interessante Wahrheit. Wir haben in diesem Buche an anderer Stelle schon davon erzählt, daß es in früheren geologischen Perioden tatsächlich Vögel von ungeheurer Größe gab und daß unsere Säugetiere damals sehr klein waren, daß ein eocänes Pferd die Größe eines Hundes und ein Elefant die Größe eines Kalbes hatte. Es war durchaus möglich, daß solch ein Riesenvogel solch ein kleines Säugetier mit sich in die Lüfte nahm. Erinnerung des Urmenschen, dessen Gemeinschafts- und Individualgedächtnis grenzenlos war. Ohne dieses fabelhafte, über Jahrmillionen gehende Gedächtnis ist die ganze Kulturentwicklung der Menschheit ja kaum denkbar.

Nun wollen wir noch etwas tiefer in das Gebiet eindringen. Wir haben eine alte griechische Mondsage, die besagt, daß die Proselenen, also die Menschen, die lebten, bevor die Erde ihren heutigen Mondbegleiter hatte, den Peloponnes bewohnten, und ein antiker Schriftsteller, Apollonius Rhodus, teilt mit, daß Ägypten schon von Menschen bewohnt gewesen sei, als noch nicht alle Gestirne am Him-



Tafel 42

Pfahlbaudorf. Gemälde von A. Bachelin

(Landesmuseum Zürich)

mel kreisten und das nachnoachitische Geschlecht der Menschen noch nicht lebte. Diese Mondsagen decken sich mit einer modernen, allerdings noch umstrittenen Ansicht von der mondlosen Vorzeit. Auch aus der griechischen Mythologie ergeben sich einzelne Züge, so die Berichte von den beiden Mondgöttinnen Artemis, der liebesfreien, und Semele, der liebesgebundenen, die auf die Veränderung des Mondes aus einem selbständigen Planeten in einen Trabanten der Erde hinweisen.

Auch die Sonnensagen haben wohl ihren Kern in astralen Vorgängen frühester von Menschen durchlebter Zeiten.

Selbst der oft vorkommende Volksglaube, daß Sonnen- und Mondfinsternisse durch Dämonen hervorgerufen werden, die die Sonne oder den Mond fressen wollen, ist nicht einfach mit der Dummheit der Primitiven zu erklären, wie das so gerne geschieht. Es steckt dahinter etwas anderes. In der Verfinsterung sieht der Volksglaube offenbar die symbolische Wiederholung einmal in fernsten Zeiten stattgehabter astraler Katastrophen. Irgendwann einmal in fernen Zeiten muß das Sonnensystem bedroht gewesen sein. Hierher gehören auch die Sagen von der beabsichtigten Verheiratung der Sonne, das ist von einem nahe bevorstehenden Zusammenstoß mit einem Weltkörper, der im letzten Augenblick anscheinend durch kosmische Vorgänge verhindert wurde bzw. nicht zustande kam. Man kann sich etwa denken, daß in der Urzeit einmal ein kosmischer Körper zu nahe an die Bahn der Sonne geriet, von ihr aus der Bahn geworfen wurde, noch einmal von ihr wegjagte, die Erdbahn kreuzte und als riesiges Gebilde die Erde bedrohte, um dann in einer gewaltigen, vielleicht die Eiszeit auf der Erde verschuldenden Katastrophe in die Sonne oder auf die Erde oder in Bruchstücken auf beide zugleich zu stürzen. Nehmen wir so etwas ähnliches einmal als Hypothese an, dann paßt darauf ausgezeichnet die alte griechische Sonnensage von Phaëton, der die Rosse des väterlichen Sonnengottes sich aneignet und, Unheil anrichtend, zugrunde geht. Unzählige andere Sagen fast aller Völker der Erde spielen in diesem Gebiete. Es muß also irgend ein astronomischer Kern da sein.

Eine serbische, erst in christlicher Zeit umgewandelte Sage lautet, daß der Teufel einst, vom Erzengel Michael verfolgt, unter das Meer tauchte. Gott ließ das Meer einfrieren, um den Teufel zu bannen. Der aber nahm einen Stein, durchbrach das Eis und jagte hinter dem Erzengel drein. Der Erzengel drehte sich um, riß dem Satan die Fittiche aus und warf ihn so auf das Meer, daß die Stücke des Satans tagelang herunterprasselten.

Ist das naive Phantasie? Nein, diese sehr kraftvolle Erzählung beruht ganz offenbar auf einer klaren Erinnerung an eine submarine Eruption in der Eiszeit, die das Eis zerbersten und in die Höhe fahren ließ, eruptive Bomben und so weiter nachsandte, so daß Eistrümmer und Gestein nachher wieder auf die Eisfläche niederprasselten.

Das Sternbild des Orion (Abbildung 216) genießt in der Sage der Völker einen sehr schlechten Ruf. Aus dieser Richtung ist vielleicht der kosmische Körper, von dem wir gesprochen haben, gekommen. In der germanischen Mythologie heißt der Orion ein Trupp wilder Eber. Und wenn Jakob Grimm sagte, er wisse nicht, warum das Sternbild so genannt werde, so kam das daher, daß man sich zu Grimms Zeiten noch nicht mit Sagenvergleichung beschäftigte, sonst hätte man ganz ähnliche Ansichten auch in den orientalischen und griechischen Sagen, den Orion betreffend, finden können. Alle Sagen bestätigen die heute wieder in Mode kommende wissenschaftliche Ansicht, daß die früheren Erdzeitalter nicht so pomadig verliefen, wie das nach der Theorie des englischen Geologen Lyell, die lange anerkannt war, der Fall hätte sein müssen. Wir kommen mehr und mehr zu der Katastrophentheorie Cuviers zurück. Wir sind nicht so unbehelligt durch den Kosmos geflogen, es ist wahrscheinlich, daß sowohl auf die Sonne als auch auf die Erde selbst kosmische Körper in wesentlich größerem Ausmaße als dem der üblichen Meteore gestürzt sind, und daß die Erdrinde selbst nicht in der Behäbigkeit, die für Darwinsche Theorien recht wäre, gelebt hat. Es mag auch noch in einer Zeit, in der das Menschengeschlecht die Erde bewohnte, wild genug auf dieser zugegangen sein.

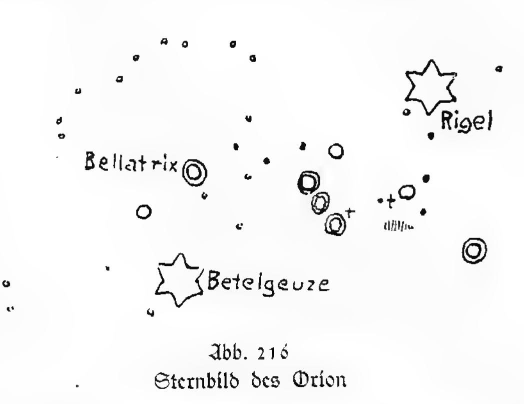


Abb. 216
Sternbild des Orion

Die Sagen enthalten uraltes Wissen. Es ist Aufgabe der Wissenschaft, dieses Wissen durch Vergleichung der Sagen aller Völker herauszuschälen und mit in der hypothetischen Darstellung der Erdgeschichte viel mehr zu verwenden, als das heute geschieht. Die alberne Ansicht, daß alle sogenannten „primitiven" Völker der Erde dumm oder verrückt sind und unsere Ahnen ebenso dumm oder verrückt oder tierisch waren und nur wir allein, weil wir ein paar Instrumente haben, die Wahrheit finden, muß endlich verschwinden. Mehr und mehr wird klar, daß das Wissen der Urzeit schon ein ganz enormes war, relativ viel größer als unseres, weil es ohne alle mechanischen Hilfsmittel erworben war.

Mehr und mehr erweist es sich, daß die moderne Wissenschaft aus der Weisheit des Volkes zu lernen beginnt. In der Medizin der letzten 30 Jahre ist das ganz frappant. Es ist daher ernstlich zu fordern, daß auch jenes Wissen der Menschheit, das in den Sagen, tief versteckt im Rankenwerk dichterischer Zutat und mannigfach verändert durch die jahrtausendelange mündliche Überlieferung, von unvoreingenommenen Gelehrten eingehend untersucht werde. Es wird sich da eine neue Quelle allerersten Ranges für die Kenntnis von der Urzeit der Menschheit erschließen.

Eine Quelle, die aber in dem Augenblick verstopft ist und unsichtbar wird, in dem ein überheblicher Rest aus der Aufklärungszeit all das als Phantasie oder Märchen, Unsinn oder Dummheit von vornherein abtut, was man selbst noch nicht versteht.

Das übersinnliche Element der Sage

Auch wenn schon weißes Haar die Schläfe säumt, klingt doch in unsern Traum noch ferner Kindheit Sang, von Märchen und Sagen und Großmutters Geschichten. Wenn auch das Leben mit seinem ewig Materiellen uns das Joch auflegt, so wandert unsre Sehnsucht doch andern Weg. Und elend ist der Mensch allein, der das Märchen vergessen muß in aller Not seines Lebens.

Wohl haben wir als Kinder in der Sage dem Geschehen gelauscht, wir sind mit Siegfried gegen den Drachen gezogen, wir sind an Schneewittchens Sarg gestanden und haben mit den Zwergen Gold gegraben. Wir waren in erster Linie dem Tatsächlichen hingegeben, schon deshalb, weil das Kind noch natursichtiger ist als der Erwachsene, weil es die Gestalten der Sage noch viel stärker erleben kann. Es gleicht in Vielem noch denjenigen Menschen uralter Zeiten, die einst im Morgenrot der menschlichen Welt die Sageninhalte erlebten, weil sie eins waren mit der Natur. Wir stehen heute, trotz höchster Zivilisation, doch seelisch getrennt von den Quellen des Lebens. Und darum verstehen wir Erwachsenen nur ganz selten mehr die Sage, wie sie verstanden werden muß. Wir interessieren uns vielleicht für ihre künstlerischen Elemente, für ihren kulturhistorischen Inhalt, aber wir lesen sie nicht mehr ihrer selbst wegen, sondern stets mit irgend einem Nebenzweck. Das heißt, es liest nur der noch Sagen, der sie für seinen Beruf oder für einen Gelegenheitszweck gerade braucht. Im übrigen haben sie für die Menschen etwas Museumsartiges bekommen. Die Leute gehen ja auch in die Altertumsmuseen — wenn sie überhaupt hineingehen — mehr aus beruflichen Gründen oder aus Gründen eines gerade vorwaltenden Interesses, aber nicht weil die alten Stücke im Museum für sie aktuellen Lebenswert haben. Und den sollten sie haben! Was das Museum birgt, sollte uns nichts Totes, sondern etwas ungemein Lebendiges sein. Es sollte uns das Symbol des Erbes unserer Ahnen sein, jenes Erbes, das wir erwerben müssen, um es seelisch zu besitzen.

Und ebenso sollte es uns bei der Beschäftigung mit der Sage unseres Volkes ergehen. Nicht das Antiquarische sei in den Vordergrund geschoben, sondern das

Lebendige, das über dem zeitlichen Ablauf stehende relativ Ewige, das den Menschen an sich und unsere Rasse und unser Volk im besonderen Betreffende, das heute so gültig ist wie vor Jahrhunderttausenden.

Damit gewinnt die Deutung der Sage ihre Bedeutung. Dieser Deutung stand noch, bis vor kurzer Zeit wenigstens, hinderlich im Wege, daß die Gelehrten zumeist mit ihrer jeweils modernen Weltanschauung an die Sagen einer Zeit herantraten, die eine ganz andere Weltanschauung besaß. Wenn man als Materialist an die Sagen von Thor mit seinem Hammer herantritt, dann wird man sie als Erzählungen von Gewittern erklären und damit meilenweit vom inneren Sinn der Sage danebenraten. Oder wenn man mit den Anschauungen einer schon ruinierten griechischen Spätmythologie an die germanischen Götter herantritt, so wird man einen germanischen Olymp in einem falsch gesehenen Walhalla konstruieren und damit die innerlichen Konstruktionsfehler jener Christen, die die Edda schrieben, verhundertfachen. Oder endlich, wenn man unter Ableugnung alles dessen, was über unsere Sinne geht, als strenger materialistischer Rationalist also, die Welt des Übersinnlichen in der Sage bearbeitet, so wird man sie, koste es was es wolle, in eine Welt des Materiellen umwandeln und damit vollkommen ihres Sinnes berauben. Mit großem Rechte sagt Gustav Friedrichs in einem Werke über germanische Märchen, Mythen und Sagen, daß, wer diese deuten will, seine moderne Weltanschauung beiseite legen und in die Weltanschauungen einzudringen versuchen muß, welche zur Zeit der Entstehung der Mythen, Sagen und Märchen herrschten.

Mit einem Worte, man kann nicht Sagen deuten oder ihrem tiefsten Sinne nachkommen, ohne, zum mindesten im Augenblick der Deutung, ganz auf dem Boden derer zu stehen, die die Sage erschauten. Dazu kommt, daß die Sagen viele Tausende von Jahren nur mündlich überliefert wurden, nicht zwar als Sage, sondern als Bestandteile der Religion und des Kultus. Daß sie innerhalb dieser Jahrtausende die Wandlungen der Religion und des Kultus mehr oder weniger mitgemacht haben und sich so Sagenkomplexe übereinander lagern, die einen Spiegel der übereinander lagernden religiösen Vorstellungen ergeben. Geradezu frappant ist diese Tatsache da, wo alte germanische Sagen in die christliche Vorstellung aufgenommen wurden. Da wurden aus den heiligsten Dingen der Germanen teuflische Dinge, mit der unverkennbaren Absicht, den Neubekehrten die Sehnsucht nach dem Alten zu nehmen, die Götter wurden bei stiller Anerkennung ihrer Existenz zu Dämonen, die heiligen Plätze zu Teufelswiesen und Teufelswäldern und der heilige Berg des nordischen Altertums, in den der Tote eingeht zu seiner Sippe, die dort haust und tafelt und lebt, wird zum Berg der Unterirdischen oder der ebenso schönen als moralisch angreifbaren Frau Venus, die den braven Tannhäuser von Kirche und christlicher Moral entfernt (Abbildung 217).

Wir werden auf diese Umwandlung des Heiligen in das Dämonische noch speziell zu sprechen kommen.



Abb. 217
Tannhäuser im Venusberg (Gemälde von Kaempfer im Rathaus von Erfurt)

Da die Sage fast ausschließlich aus dem Mythos stammt oder mit ihm in irgendeiner Weise zusammenhängt, so ist eines ihrer Hauptelemente das Übersinnliche. Sagen wir besser: das uns heute übersinnlich Erscheinende. Wir müssen hier gleich feststellen, daß der Begriff des Übersinnlichen nicht zu allen Zeiten der gleiche war. Es hat zweifellos in der Geschichte der Menschheit Perioden gegeben, in denen jene Fähigkeiten, die wir heute etwa mit dem sechsten Sinn bezeichnen, also besondere Wahrnehmungsfähigkeiten, viel allgemeiner verbreitet waren als heute. Je mehr man sich in die Mythen vertieft, desto unzweifelhafter wird die Gewißheit, daß frühere Menschheit den Geheimnissen des Kosmos näher stand als wir. Nicht deshalb näher stand, weil sie mit exakteren Mitteln der Mechanik des Kosmos nachging, in dieser Hinsicht sind wir weit fortgeschritten, sondern weil sie stärkere innerliche Beziehungen hatte, kraftvollere Ahnungen, ein sichtigeres inneres Schauen.

Es erschien den Menschen des ältesten Altertums gar nicht übersinnlich noch übernatürlich, mit der Gottheit, die sich in irgend einer Gestalt offenbarte, zu sprechen oder ihren offenbarten Willen zu finden, das heißt in Beziehung zu ihr zu treten. Ich erinnere hier nur an die großen Menschen des Alten Testamentes. Ebenso finden wir das im nordischen Altertum, wo uns die Islandssagas noch Erinnerungen aufbewahrt haben. Und hier war der Verkehr mit dem Göttlichen, ich möchte sagen, noch natürlicher, — wenn man schon diesen Ausdruck hier benützen darf. Die Gottheit, zumeist Thor, trat als der „fulltrui", als der Freund des betreffenden isländischen Bauern auf, der Freund, der Rat gibt, der hilft und der das Herz des Menschen versteht. Eine wunderbare nordische Einfühlung in die Tatsache des Göttlichen in der eigenen Seele, die dem Herrscherhaften und Richterhaften orientalischer Auffassung sehr widerspricht und dem Urchristlichen näher steht als das Altjüdische.

Aus der Sage geht stets die innere Verbundenheit des Menschen mit dem Göttlichen hervor und je nordischer die Sage ist, desto vertrauter und traulicher ist diese Verbundenheit. Es ist etwas Selbstverständliches. Unsere Zeit hat ihre schwerste Krankheit meiner Überzeugung nach darin, daß diese Selbstverständlichkeit vollkommen verloren ging. Das Erleben des Göttlichen ist einer entseelten modernen Zeit zu etwas Pathologischem, Krankhaftem oder gar etwas Schwindelhaftem geworden. Die Sage wird so zur belächelten Lüge und man interessiert sich dafür, wie etwa für ein fremdes und grotesk aussehendes Tier in einem zoologischen Garten.

Diese Stellung zur Sage ist unfruchtbar und zwecklos.

Allerdings muß immer wieder betont werden, daß sich um einen Kern, der reinste Wahrheit ist, im Laufe der langen Zeit, in der die Sage im Munde des Volkes war, Zutat und Rankenwerk geschlungen haben. Von diesen ist Manches reine Phantasie, manches aber auch wieder in seiner Zeit Erlebtes, etliches auch Mißverstandenes und falsch Gedeutetes.



Abb. 218

Detail vom Silberkessel von Gundestrup

Eine nordisch-germanische Sippe auf dem Kriegszug, Sippenzeichen auf den Schildern, der Eber des Gottes Freyr auf einzelnen Helmen

(Aus Nordiske Fortidsminder, mit Genehmigung des Museums in Kopenhagen)

Die einzelnen Elemente des heute übersinnlich Genannten sollen im folgenden zunächst nur ganz kurz charakterisiert werden.

Da ist in erster Linie das Göttliche selbst. In der ältesten atlantisch-nordischen Auffassung symbolisierte sich das Göttliche im Licht. Die alten, den Runen und auch der orientalischen Schrift um Jahrtausende vorangehenden Hieroglyphen des atlantischen Kulturkreises beschäftigen sich mit diesem Licht und seinen Erscheinungsformen im Laufe des Jahres. Die astralen Elemente der deutschen Sage gehen zum großen Teil bis in jene fernsten Zeiten zurück. Die Auffassung der hinter den Symbolen waltenden Gottheit war bei den Germanen außerordentlich durchgeistigt und es dauerte Jahrtausende, bis die germanische Menschheit so schwach im Empfinden wurde, daß sie körperlicher Vorstellung der Gottheit bedurfte. Selbst noch zu den Zeiten des Tacitus, also am Ende des ersten Jahrhunderts hören wir, daß es eine Reihe von germanischen Stämmen gab, die kein Bildnis und keine körperliche Vorstellungsnotwendigkeit für die Gottheit brauchten, um das Göttliche trotzdem zu erleben. Dann aber kommen von Ost und West Einflüsse, die diese Höhe der Gottesvorstellung nicht mehr besaßen, die Gottheit wird zu Göttern und diese bekommen menschliche und nur im Menschlichen gesteigerte Eigenschaften. Auch Bilder treten auf. Das Erleben dieser vermenschlichten Götter wird geschildert, oft so, daß der ferne edle Ursprung und ihr Charakter als Lichtgötter noch erkennbar sind. Aber es treten auch jene eigentümlichen, schlechten Eigenschaften auf, zum Beispiel an Odin, die charakteristisch für den griechischen Götterhimmel des schon nicht mehr rein religiös empfindenden Homers sind. Das Dichterische streitet mit dem rein Religiösen. Die Menschen, denen geographische Lage die Absonderung erlauben, so die Isländer, haben noch bis an die Grenze des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung die alte Gottesvorstellung und kennen Wodan (Odin) nicht so, wie die dichterischen Teile der Edda ihn darstellen. Dieser Odin der Edda war in Germanien niemals alleinherrschende Gottheit. Wir dürfen nie vergessen, daß die uns überkommene letzte Fassung des germanischen Götterhimmels ein Christ besorgt hat, zwar ein sehr verständiger und das Alte sehr liebender, aber eben doch ein Christ.

Sobald das christliche Element in die deutsche Sage kam, wandelten sich die zuerst noch als Götter aufgefaßten Vorstellungskomplexe alter Zeit in Gott feindliche Wesen, Wodan wird zum wilden Jäger, die liebliche Perchta zur hexenhaften Frau Holle, Thor der treue Freund der Menschen zum Teufel selbst, und so fort. Wo wir also in der Sage diese dämonischen Wesen finden, haben sie eine Umwandlung in christliche Vorstellung und Tendenz hinter sich.

Mit Gespenstern und Totenerscheinungen in der Sage ist es das Gleiche. Im Germanischen ist das Gespenst nur in der Form des Wiedergängers autochthon. Und das entwickelte sich aus dem strengen Sippengesetz. Der Germane wurde nach Auslöschen der Zeiten des alten Mutterrechtes, sofern es überhaupt bei ihm



Tafel 43

Colonia Claudia Augusta Agrippinensis. Köln, zur Römerzeit

Gemälde von Wilhelm Scheiner, 1852—1922, Rhein-Museum, Koblenz

bestanden hat, mehr und mehr bei aller persönlichen Freiheitsliebe ein unlösbarer Bestandteil seiner Sippe. (Abb. 218.) Wie die nordischen Sagas uns berichten, gab es kein Walhalla mit unsinnig jeden Tag sich wieder mordenden Einheriern, das ist schon eine sehr späte Herrenreligion der Wikingerzeit, für die das alte Bauernvolk der Germanen gar kein Verständnis hatte. Der Tote versammelte sich, wie unsere Sprache mit wunderbarer Erinnerung heute noch sagt, bei seinen Vätern. Er trat im Rahmen der Sippe in die Wohnung der Toten im heiligen Berge. Wer also bei Lebzeiten die Zugehörigkeit zur Sippe verloren hatte, der hatte auch keinen Aufenthalt nach dem Tode. Sein Gespenst irrte auf Erden umher, als ein böser Geist, gehaßt und wieder hassend, wie es der zu Lebzeiten Ausgestoßene auch war. Dieser Wiedergängerglaube hat sich dann innerhalb der Sage vermengt mit christlichen Vorstellungen und mit einer ganzen Reihe von Vorstellungen anderer Rassen. Der Werwolf- und Vampirglaube sind, um nur ein Beispiel zu nennen, slawischen Ursprungs.

Auch Drachen und Riesen, von denen wir noch im Einzelnen sprechen werden, haben übernatürliche Kräfte und einen mythischen Ursprung.

Desgleichen die Zwerge und allerhand Hausgeister.

Die nahe Verbundenheit der alten Menschen mit der Natur zeigt sich in der klaren Erkenntnis von irgendwelcher Anteilnahme des Tieres an dem das Ganze des Universums durchflutenden Göttlichen. Tacitus berichtet uns von dem Ansehen, das Pferde als Vermittler göttlichen Willens hatten. Die ursprüngliche Ansicht gipfelt dann in heiligen Tieren, die den einzelnen Göttern als Begleiter zugewiesen werden, Munin und Hugin die Raben Odins, die Widder und die Ziegenböcke als Gespanne, das achtfüßige Pferd Sleipnir Odins (Abbildung 219), Katzen und Hunde, alle möglichen Tiere treten in der Sagenwelt auf als übersinnliche Wesenheiten.

Aber auch Meer und Wald, Sumpf und Berg werden allmählich belebt und besiedelt, und es erhalten die Elfen und Moosmännchen, die guten Feen und die Wassergeister im Volksglauben und in der aus ihm sich nährenden Sage alle guten Eigenschaften der Vorzeit. Da wo diese Wesen böse sind, können wir wetten, daß die Sage durch christliche Wandlung tendenziös geworden ist. Rein christlich sind dann die vielen Glockensagen, die Sagen vom ewigen Juden, die reinen Wundersagen und Legenden und die unzähligen Sagen, in denen der dem Germanen vollkommen unbekannte Teufel und sein Anhang ihre Rolle spielen.

Das Reine und Gottnahe des germanisch Übersinnlichen wird durch die orientalische Phantasie oft aufs schlimmste verdorben. Alles vordringlich Sexuelle in der Sage ist ungermanisch und bezieht sich auf orientalische Einflüsse, der ganze Trubel um die Teufelsidee ist vollkommen ungermanisch. Die Gottesvorstellung des Germanen kannte das Prinzip des Bösen, in dieser Form wenigstens, gar nicht. Schon der Eddakampf der Asen (der Götter) gegen die Riesen ist eine erste



Abb. 219
Nordischer Denkstein. Odin reitet auf achtfüßigem Pferde nach Walhalla
Staatl. Hist. Museum, Stockholm

Entartung insofern, als nach der uralten Lichtsymbolik das Licht ja nicht gegen die Dunkelheit zu kämpfen hatte, denn die Dunkelheit ist ja nur Nichtlicht, ist nur die Abwesenheit der Gottheit, aber nicht der machterfüllte Gegenpol zum Gott des Lichtes. So finden wir im Nerthuskult noch die Erinnerung, daß alle irdischen Kämpfe einem Gottesfrieden zu weichen haben, wenn die Göttin auf ihrem heiligen Wagen durch die Lande zieht. (Abbildung 220.) Sie verkörpert immer noch das Licht, das durch sein Dasein allein alles Böse unvorstellbar macht. Hier liegen die großen Gegensätze von Atlantisch-Nordischem und Semitisch-Orientalischem. Und hier findet sich auch der allerdings sehr schwer zu handhabende Schlüssel zur Frage nach der Herkunft und Beeinflussung der vorhandenen Sagen. Wenn in der Edda der böse Loki durch den blinden Hödur den Gottessohn Baldur töten läßt, so ist das zunächst rein astral aufzufassen als der Untergang der Sonne in der Sommersonnenwende. Baldur erwacht immer wieder. Dann aber ist es, was Loki betrifft, schon ein erster Kompromiß mit dem ethischen Dualismus, der im Religiösen personifiziert ist, ein erstes Kompliment vor ganz und gar ungermanischen Vorstellungen.

Die Naturverbundenheit der alten Menschen endlich zeigt sich auch in einigen übersinnlichen Sagenelementen, so wenn die Helden die Stimme der Vögel verstehen oder in der Wahrsagung mit dem und jenem Mittel besonders erfahren sind. Aus diesen ganz einfachen übersinnlichen Elementen heraus erfolgt dann, zumal im Märchen, die Steigerung bis in das Groteske. Aus dem Gefühl, daß es sich um Übersinnliches handelt, wird dieses beliebig und unbekümmert um jede Wahrscheinlichkeit ins Ungemessene gesteigert. Ein Vorgang, der Sage und Märchen psychologisch trennt. Das der Gegenwart nicht mehr Entsprechende an der Sage wird im Märchen angehäuft, bis dieses schließlich, dem Volksempfinden entfremdet, zum Kunstmärchen, zum Märchen mit erzieherischem Zweck, zum Märchen der eigensten Dichterempfindung wird und damit nach anderen innerlichen Gesetzen verläuft als das Volksmärchen, das einfache und schlichte Kind der Sage.

Wie Götter zu Dämonen wurden

Jede neue Religion neigt dazu, das Heilige der alten Religion irgendwie beim Volke herabzusetzen. Wir finden in den Mythologien meistens die Erscheinung, daß die neuen Götter mit den alten gekämpft und sie besiegt haben. Als das Christentum in Deutschland einzog, fanden die Glaubensboten eine germanische Religion vor, die, so verschieden sie auch in den Stämmen im einzelnen sein mochte, doch das Gemeinsame besaß, das ganze Leben der Menschen in Sitte und Gewohn-



Abb. 220

Altnordischer Wagen aus dem Osebergfund. Ähnlich mag das Untergestell des Wagens der Nerthus ausgesehen haben

Universitäts-Altertumssammlung in Oslo

heit, Gebrauch und altem Herkommen zu erfüllen. Es war, wie wir wissen, nicht leicht, den neuen Glauben einzubürgern, und man mußte zu allerhand Kompromissen seine Zuflucht nehmen. Dazu kam, daß die missionierenden Christen selbst an Dämonen und Wesen des Zwischenreiches, an den Teufel und die Schar der gefallenen Engel glaubten und sich der geheimnisvollen Wirkung der germanischen Religion keineswegs vollkommen entzogen. Sie glaubten zu allermeist auch an die Existenz der germanischen Götter, hielten diese aber zum Reiche des Teufels gehörig. Und so versuchten sie die Anhänglichkeit des germanischen Volkes an die alten Götter dadurch zu beseitigen, daß sie den Kult zum Teufelskult, die Heiligtümer zu Stätten zauberischer Untat und die Götter selbst zu Dämonen umgestalteten. Sie gingen also nicht etwa von dem Grundsatz aus: „Was ihr da glaubt, das gibt es gar nicht", sondern ganz im Gegenteil: die kürzeste Formel ihrer Bekehrungsart lautet etwa: „Was Ihr anbetet, ist des Teufels. Wir aber bringen Euch den guten Gott." Der Kampf gegen das Althergebrachte im Glauben der Germanen endete bald, wie wir wissen, in einem formalen Siege des Christentums. Mit systematischer Gründlichkeit wurden alle Erinnerungen an das alte Heidnische ausgemerzt. Aber im Volksglauben blieb das Alte bestehen und existiert teils umgewandelt in Sage und Märchen, teils verwendet im sogenannten Aberglauben und in der Volksmedizin, teils angepaßt an christliche Form, heute noch.



Abb. 221
Reiterstein von Hornhausen. Wahrscheinlich die Darstellung eines Toten in der Gestalt und mit dem Speer Odins. Symbolisch ist der Sieg über die hier zum Ornament gewordene Schlange von Utgard angedeutet
Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle

Wodan, der nordische Odin (Abbildung 221), tritt in der Sage oft auf als Wanderer und vielleicht und sogar sehr wahrscheinlich ist er und sein Wandern christlich

abgewandelt in die vielen Legenden des mit Petrus durch die deutschen Lande wandernden Jesus. Andererseits wurde der Schlachten- und Sturmgott einer ziemlich späten germanischen Zeit dämonisiert in den wilden Jäger. Das geschah vor dem 12. Jahrhundert. In Süddeutschland ist das wütende Heer daraus geworden. Der Name „wütend" ist nur eine Verballhornung des mittelhochdeutschen: Wuotunges Heer. Unendlich viele Namen hat dieser wild einherziehende Dämon bekommen. Waud, Waul, Wodejäger, Helljäger, Nachtjäger, Hackelberend (das ist Mantelträger) usw. Auch Frau Gode heißt es in vollständigem Vergessen des alten: Fro Gode, was Herr Gott heißt. Dann wandelt sich die Person wieder und der wilde Jäger wird zum Gespenst eines bei Lebzeiten tollen Ritters oder vornehmen Mannes, der den Jagdfanatismus hatte. Die Begleitung bestand ursprünglich aus den Schlachtjungfrauen einer späten germanisch-wikingerischen Auffassung, den Walküren (Tafel 73). Diese schönen Mädchen haben sich böse verwandelt, sie wurden zu Hexen und Dämonen, bösen Geistern und Gespenstern, sehr häufig auch zu den dem Teufel verfallenen Seelen nicht getaufter Kinder. Näher am Ursprünglichen ist die Ansicht in Süddeutschland, daß



Abb. 222
„Pelzmärtel" aus einem alten Kinderbuch
Vermengung von Wotan, St. Nikolaus und St. Martin



Abb. 223
Knecht Ruprecht
Vermengung von Wotan und Teufel
(Nach einem Kupferstich von J. F. von Goerz 1784)

das wilde Heer Schlachten in der Luft durchkämpft. Da lebt noch die Erinnerung an die Einherier, die Seelen der im Kampf gefallenen Germanen, die in Walhalla täglich kämpfen, sterben und wieder zu neuen Wonnen der Tafel und des Kampfes auferwachen. Naturalistische Bestandteile sind die feurigen Hunde, das sind die Blitze, und der Lärm, das ist Donner und Sturm, die das Wodansgefolge begleiten. Eine andere Dämonisierung hat Wodan erfahren in seiner Umwandlung zum Schimmelreiter, der als Sagenfigur fast in ganz Deutschland vorkommt. Oft ist der einäugige Wodan zum kopflosen Schimmelreiter geworden. In Mitteldeutschland ist Wodan zum scheußlichen Waldgespenst, dem Hoimann, geworden, und nur der breite Hut Wodans ist diesem Gespenst noch geblieben. Ganz vermengt mit der christlichen Legende erscheint seine Erinnerung noch im heiligen Martin, der mit weitem Mantel auf einem Schimmel reitet. In Baden heißt der Schimmelreiter geradewegs Junker Marten. Auch als St. Nikolaus und Knecht Ruprecht tritt noch der alte Wodan auf, die beide früher in Mecklenburg noch Wode hießen. (Abbildung 222).

Ruprecht heißt ja der Ruhmprächtige, was Wodan war. (Abbildung 223.)

Wenn da und dort die wilde Jagd in einem Berge oder einer tiefen Schlucht verschwindet, so ist das noch die Erinnerung an den heiligen Berg, an das Grab der germanischen Sippe, der in den Megalithgräbern, da wo die Natur große Erhebungen nicht bot, nachgeahmt wurde. Die wilde Jagd wird dann in der neueren Zeit einfach zum Gewittersturm (Tafel 49).

Eine ungleich größere Bedeutung als Wodan hatte im ganzen germanischen Kulturkreis Thor oder auch Donar oder Thunar genannt. Es ist wohl die erste Personifizierung eines Gottes in Germanien gewesen. Und er ist, wie wir schon gehört haben, im Norden am allerlängsten Gott geblieben, bis in eine Zeit, in der weiter südlich schon seit Jahrhunderten das Christentum herrschte. Darum, weil er so bedeutend war, wurde sein Dienst und der Glaube an ihm am schärfsten verfolgt und er selbst wurde zum Teufel in Person gemacht. Die drei Hammerschläge bei der Grundsteinlegung eines Gebäudes heute noch erinnern an Thors Hammer und an uralten germanischen Brauch. Sein heiliges Tier ist der Bock, der dann auch zum Tier des Teufels wurde. Die Donarseichen waren heiligste Bäume in Deutschland und die Missionare (z. B. Bonifatius) fällten sie, um mit ihnen den Gott zu stürzen. Aber es half nichts und erst die Verwandlung in den Teufel gab dem guten, alten, braven Thor, dem Freunde der Menschen, den letzten Rest. In der Schweiz kann man bei Beginn des Gewitters in einer doppelten Umwandlung des Gottes, einmal naturalistisch und dann christlich, den Ausdruck hören: „Der Teufel schlägt Feuer an". Ja es ging soweit in Deutschland, daß der rote Bart und das rote Haar Thors verdächtige Zeichen einer Verbindung mit dem Bösen wurden. Hexen waren oft rothaarig. Und ein Sprüchwort heißt: Roter Bart-Teufelsart. Man stellte auch Judas Ischariot gerne mit einem roten Barte dar.

Die Kirche hat sich sehr bemüht, an Stelle Thors christliche Elemente einzusetzen. Die Donarsberge, deren es viele gab, sind zu Petersbergen geworden. Der Thors Hammer zu Petri Himmelsschlüssel (zumal der Schlüssel ein deutsches Donnerzeichen war), ja Thor wird sogar gelegentlich zu Christus selbst, so kann man in Schwaben hören: „Der Heiland schießt", wenn es donnert.



Abb. 224
Die Butzenberchtl im bayr. Volksglauben, Umwandlung der Göttin Freyja-Perchta Hier noch Vermengung mit Trägerin des Christuskindes

In Bayern fährt der liebe Gott spazieren wenn es gewittert oder auch unsere liebe Frau. Die Verwechselung von Thor und Petrus geht in Westphalen so weit, daß man am Petritage (22. Februar) mit einem Hammer an die Pfosten der Haustür schlägt.

Die Götter Ziu und Freyr haben nur ganz geringe Bedeutung in der deutschen Sage, und Loki, die nordische dichterische Erfindung der Eddazeit, ist vollkommen unbekannt und ohne jede sagenbildende Wirkung geblieben. Was auch ganz natürlich ist. Dagegen gibt es eine Reihe von Sagen, die sich mit Baldr, dem lieblichen Sonnengotte, beschäftigen. Er ist aber meines Wissens nie dämonisiert worden, hat also keine entscheidende religiöse Bedeutung im germanischen Heidentum gespielt.

Ganz anders geschah es mit Freyja, der göttlichen Mutter. Sie lebt in der deutschen Sage in unendlich vielen Formen, sie lebt auch als Dämon in der christianisierenden Umwandlung des Volksglaubens. (Abbildung 224.) Die Katze, die als schwarzer Satanskater eine Rolle spielt, ist ihr heiliges Tier. Die nordische Frigg, Wotans Gemahlin, wird mit Freyja so vermengt, daß man wohl auf eine ursprüngliche Einheit der beiden Gestalten raten darf. Es ist eine ganz müßige und kaum mehr zu lösende Frage, welche Sagengestalten nun auf Freya und welche auf Frigg zurückgehen. Beide Gottheiten sind eines, die Mutter, die segenspendende Natur, die Erde. Diese germanische Gottheit wird zur Frau Holle, Holda (ist gleich die Huldreiche) Hulle, dann mit älteren Erinnerungen an die Einheit des Lichtkultus in ganz alten Zeiten zu Berchta, Perchta oder Bertha noch im Spätheidnischen selbst, zur Göttin des Glanzes und Lichtes also. Und aus dieser schönen und gütigen Frau Holda wird sie dämonisiert über die noch teils gute, teils böse Frau Holle in die Wetterhexe. Sie wird auch die „Windsbraut", die der



Tafel 44

Aus der Pfahlbauzeit. Gemälde von A. Bachelin

(Landesmuseum Zürich)

wilde Jäger jagt, sie wirft Hexen aus den Gewitterwolken zur Erde, als Sturmdämon tritt sie sehr häßlich auf mit langer Nase und großen Zähnen und verwirrtem Haar. (Abbildung 225.) Man sieht es förmlich, wie die liebliche Gottheit den getauften Heiden verleidet werden mußte. Aber erst der ja ziemlich spät in Deutschland auftretende Marienkult hat sie ganz aus den religiösen Empfinden verdrängen können und ihr den endgültigen Aufenthalt im Volksglauben angewiesen. Ganz unangebracht erscheint es, in Freyja etwa eine Frau Venus der Germanen zu sehen. Die alten Germanen kannten die Vergöttlichung der Sinnenlust nicht. Wo Freyja verehrt wurde, galt sie als die Hüterin der außerordentlich streng durchgeführten Einehe. Der Übergang der Frau Holda in die deutsche Venus, die im Hörselberge wohnt, erfolgte erst um das 15. Jahrhundert. Zur Zeit des Hexenirrsinns haben sich in Deutschland auch die Hexenfahrten in Hollefahrten verwandelt. Hier ist also die Dämonisierung sehr spät erfolgt. Eine Verwechselung, die vielleicht mit den beiden Namen zusammenhängt, zeigt Frau Holle auch als Frau Hel, was von Hel, der spätgermanischen Unterwelt, dem Ort der nicht in der Schlacht gefallenen Toten, herkommt. So wird auch Frau Perchta zu einer Dämonin des Todes.



Abb. 225
Das hat man aus dem Gefolge
der lieblichsten germanischen Göttin gemacht:
Perchtenmaske aus Tirol

Umgekehrt sind dann wieder zahllose Züge der germanischen Gottheit auf die Gottesmutter Maria im deutschen Volksglauben übergegangen.

Eine ausgesprochen gespenstige Umwandlung hat Frau Perchta in den Schlössern der Ritter und Fürsten gefunden, wo sie das Urbild der vielen weißen Frauen ist, die dort umzugehen pflegen. Die weiße Frau gehört zu einem Schloß und als ich einmal ein solches ansah, um es für einen Freund zu kaufen, wurde mir, als ich entsetzt über den Preis war, gesagt, daß es eben auch eine sehr interessante weiße Frau als Burggespenst hier gäbe. Die weiße Frau ist dann fast dasselbe wie die ebenfalls in vielen Schlössern umgehende Ahnfrau, die Grillparzer zum Motiv

eines Dramas, das einst sehr berühmt war, nahm. Die Verbindung mit Frigg ist hier sogar direkter, insofern Frigg die Ahnfrau des Volkes oft war und insofern als es Geschlechter gab, die ihre Ahnen bis auf Wotan und Frigg zurückdatierten. Im wesentlichen ist die weiße Frau ein angenehmes Gespenst, das zum Unterschied von anderen Gespenstern fast stets in ganz Deutschland zur Mittagszeit erscheint und Dinge schenkt, die sich in glitzerndes Gold verwandeln. Hier liegen wohl die alten Beziehungen zur Lichtgottheit noch in letzten Resten verborgen. Die gelbe Blume führt zu ihrem Schloß und öffnet die Tore, daher der Name Schlüsselblume, und die blaue Blume, die neben den Schätzen wächst, wird von den geldgierigen Menschen meist nicht gepflückt. Daher kommt die Stimme der weißen Frau, die an die wichtige blaue Blume erinnert mit den Worten „Vergißmeinnicht". Diese Mahnung ist dann als Name auf die Blume übergegangen. Die Schatzgräbersagen sind sehr verbreitet. Daß sich die Schatzgräber auch mit archäologischen Dingen beschäftigten, allerdings ohne wissenschaftliches Interesse, zeigt unsere Abbildung 226.



Abb. 226
Schatzgräber öffnen ein altgermanisches Urnengrab
Nach einem Kupferstich aus dem Jahre 1714

In Süddeutschland und Mitteldeutschland erscheint die weiße Frau als Frau Ursula oder Urschel, auch schwarz gekleidet. Da ist sie stärker gespenstig, ohne Kopf und nicht immer sehr freundlich. An direkte Opfergebräuche erinnert eine heute wohl nicht mehr geübte Sitte bei Pfullingen in Schwaben, eine dort befindliche tiefe Grube das „Nachtfräuleinsloch" zu nennen und beim Vorbeigehen einen Stein mit den Worten hinunterzuwerfen: „Wir wollen dem Nachtfräulein ein Opfer bringen". Wieder eine Vermengung hat mit der Heiligen Wallpurga stattgefunden, die, an sich ganz unberechtigt, mit fliegendem Haare und feurigen Schuhen, mit Spindel und Krone (man erkennt noch die Attribute der alten Lichtgottheit und Göttermutter) in den neun Nächten vor dem 2. Mai vor der sie verfolgenden wilden Jagd durch die Lüfte saust.

Wenn drei Fräulein auftreten, weiß, grau und schwarz, sei es als Burgfräulein oder sonstwie in der Sage, so können sie aus den altnordischen Nornen oder aus Freyja oder aus beiden Gruppen zusammen entstanden sein. Eigentümlich sind hier wiederum die Wirkungen von Wortähnlichkeiten, die mit der Sagenherkunft nichts zu tun haben. So kommen in Bayern in einzelnen Sagen drei Nonnen vor, die niemals Nonnen waren, sondern aus Nornen mißverständlich zu Nonnen wurden.

Schon in der Edda wird vom zusammenfassenden Dichter Snorri die Hel, das ist die Unterwelt, aus der die christliche Hölle wurde, dazu benutzt, auch eine Herrscherin dieser Hel, die Hella zu erfinden, die es im Altgermanischen nicht gibt. Und diese Hella ist schon bei Snorri ein scheußlicher Dämon. Mit Helle gleich Licht hat sie nichts zu tun. Sie wird zum Todesdämon, begleitet vom Hellenhund, das ist Höllenhund. Der Kirchhofsweg heißt in Norddeutschland noch da und dort Hellwag. Es wird sogar in der mittelalterlichen Freude an dämonischen Phantasien ein Mann aus ihr, der dem erst im 12. Jahrhundert wahrscheinlich aus dem Römischen in Deutschland einziehenden Gerippe als Tod vorausgeht.



Abb. 227
Die Teufelsmauer im Harzland
Nach einem Kupferstich von Ludw. Richter 1840

In gleicher Weise wie die Personen der germanischen Götter dämonisiert wurden, geschah es auch mit den heiligen Stätten. Der heilige Wald der Germanen, in dem die Gottheit wohnt, wird zum Hauptttummelplatz der Waldgeister und diese christliche Verfehmung des Waldes ist soweit gegangen, daß in den Märchen noch der Wald nicht so sehr das Traute der alten Götterwohnung als vielmehr das Schreckliche der Dämonenbehausung erhalten hat. „Heidentäler" heute so genannt, deuten stets auf Umwandlung germanischer heiliger Stätten. Die Berge und Hügel, Wohnstätten der gestorbenen Sippen werden zu Zauberbergen und Teufelswohnsitzen (Abbildung 227). Sie spielen eine überragende Rolle in der deutschen Sage. Da, wo alte germanische Heiligtümer und auch astronomische Beobachtungsstellen auf Höhen sich befanden, wurden sie abgerissen, ihre Steine zerstreut und durch Kapellen ersetzt. Wo das nicht der Fall ist, sind sie im Volksglauben zur Wohnung der Dämonen geworden.



Abb. 228
Kaiser Barbarossa in den Berg entrückt, begleitet von Odins Raben
Aus Scherr, Germania

Man bannt böse Geister in die Berge. Der schweizer Pilatus war so von Dämonen bewohnt, daß man ihn bei hoher Geldstrafe nicht besteigen durfte. Wer ihn bestieg, erzeugte ein Unwetter. Die Steinopfer bei Bergbesteigungen die noch teilweise heute zum Volksglauben gehören, sind bezeichnend. Bergprozessionen, der Glaube, daß plötzlich eine Felswand sich öffnet, in der der Wanderer verschwindet, hohle Berge in denen Zwerge hausen und Schätze liegen, die des Teufels sind, illustrieren die systematische Dämonisierung der alten Heiligtümer.

Bedeutende Personen werden, statt zu sterben, auf den Berg entrückt, oder leben in den Bergen weiter. (Abb. 228.) Und die verdammten Seelen, Hexen und das ganze Teufelsgefolge treibt sich auf den Bergen herum. Es sei nur an den Blocksberg erinnert. Dazu kommt noch die unendliche Welt der Bergwerkssagen, die hier gar nicht berührt werden kann.

Aber alle Dämonisierungen, von denen wir hier nur einige bei Göttern und heiligen Stätten anführen konnten, um nicht allzubreit zu werden, haben es doch nicht verhindern können, daß die alte Anhänglichkeit des Volkes an das, was ihm vorzeiten heilig war, doch auch mitwirkte und die ganze Welt der guten Geister, der hilfreichen Wesen schuf, von denen noch zu sprechen sein wird. Es ist ganz charakteristisch, wie in der deutschen Volkssage auch böse Dämonen gute Züge aufweisen. Wie ein Dämon, der in einer Gegend ganz gespenstig und böse ist, in der anderen noch seine Merkmale als alte Gottheit trägt und wie sich der deutsche Humor der Sache annahm und das Böse so häufig in das Komische wandelte.

Von den Riesen

Riesensagen gibt es überall da, wo atlantische Kultur hingelangt ist. Doch spielten sie in gewissen Ländern eine sehr geringe, in anderen eine sehr große Rolle. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Riesensage auf der ganzen Welt zu erforschen, sondern lediglich ihre Art in der deutschen Gesamtsage festzustellen. Wir müssen aber dabei doch auf die Tatsache hinweisen, daß sowohl in der griechischen Mythologie als auch in den mittelamerikanischen alten Sagen und im Hebräischen diese Riesen in eigentümlicher Übereinstimmung ihres Wesens vorkommen.

Den besten Aufschluß gibt uns das apokryphische Buch Henoch, das, eine jüdische Apokalypse, im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt irgendwo in Palästina erschien und offenbar aus uralten Traditionen schöpfte, die dann und wann noch weiter zurückgehen als die Quellen der Bücher Mosis. Der Kirchenvater Tertullian hat sich mit Leidenschaft dafür eingesetzt, daß dieses außerordentlich interessante Buch Henoch den kanonischen Büchern des alten Testamentes eingereiht werde, aber er scheiterte an dem ebenso leidenschaftlichen Widerspruch des Kirchenvaters Hieronymus. Und so ist das Buch Henoch nur den wenigsten Menschen bekannt.

Es schreibt über die Riesen viel breiter als die Genesis. Aber vielleicht ist es auch nicht allen bekannt, daß im 1. Buche Mosis im 6 Kapitel Vers 1 bis 4 über die Riesen geschrieben steht: „Als nun die Menschen sich anfingen zu vermehren (also nach der Schöpfung) und ihnen Töchter geboren wurden, da sahen die Gottessöhne (also die zur Kategorie göttlicher Wesen Gehörenden), daß die Töchter der Menschen schön waren und nahmen sie zu Weibern, weil sie ihnen gefielen. Da sprach Jahwe: Mein Geist soll nicht immer im Menschen walten . . . er ist Fleisch. Seine Lebensdauer betrage fortan 120 Jahre. Zu jener Zeit waren die Riesen auf Erden, da sich die Gottessöhne zu den Töchtern der Menschen gesellt und diese ihnen Kinder gebaren. Das sind die Recken, die in grauer Vorzeit waren, die höchst Gefeierten."

Viel genauer schildert Henoch. Es sind 200 Engel, die es nach den Menschenweibern gelüstet und die auf dem Berge Hermon gemeinschaftliches Vorgehen ausmachen. Sie nahmen sich Töchter der Menschen, aber die Kinder, die sie mit ihnen zeugten, wurden 3000 Ellen lange Riesen, die sich auf der Erde breit machten und den ganzen Erwerb der Menschen auffraßen. Als die Menschen Nahrungsmittel nicht mehr hatten, wurden sie selbst von den Riesen gefressen. „Da", heißt es bei Henoch, „klagte die Erde über die Ungerechten."

Aber diese Riesen gaben den Menschen auch Unterricht in verbotenen Dingen. Sie lehrten sie die Magie, die Astrologie, die Wolkenkunde, die Kenntnis der Medizin und die der alten Hieroglyphen, dazu die Fertigung von Waffen und Schmuck aus Metall, die ganze Metallbearbeitung und die Kosmetik.

Als die Menschen nun in Massen von den Riesen aufgefressen wurden, wandten sich die vier Erzengel Michael, Uriel, Raphael und Gabriel an den Herrn und be-

richteten ihm. Die Seelengeister der Verstorbenen schrieen gen Himmel. Und da beauftragte sie Jahwe, die Riesen zu vernichten. Gegen die sündige Welt aber sandte er zur Strafe die Flut.

Handelt es sich hier in beiden Berichten um Riesen, die nur zur Hälfte dem Menschengeschlechte, zur Hälfte aber den Ben Elohim, den Engeln also, entstammten, so lebten sie gleichzeitig mit den Menschen, es sind nachadamitische aber vornoachitische Wesen.

In der nordischen Völuspa (im Gesang der Seherin) sind die Riesen voradamitisch. Sie sind Wesen des Chaos gewesen. Das erste Lebewesen des Chaos war der Urriese Ymir. Die Völuspa schildert den Weltzustand:

„Nicht war Sand noch See,
Noch Salzwoge,
Nicht Erde unten,
Noch Himmel oben,
Gähnung grundlos,
Doch Gras nirgends"

Ymir war ein Zwitter. Er gebar aus sich selbst drei Wesen, und diese vermehrten sich. Das waren die Jöten, grimmige und böse Riesen.

Nach Ymir tritt ein zweites Urwesen auf, eine Kuh, Audhumla genannt. Diese leckte die salzigen Felsen im Meer, und der Fels gebar ein Wesen, das Buri hieß. Aus Buri und den Jöten stammt das Geschlecht der Thursen. Die ersten Thursen waren die ältesten Götter: Odin, Wili und We. Es war noch immer nicht die Welt geschaffen, so daß das Lecken der Kuh an salzigen Meeresfelsen einen bösen Anachronismus der Mythologie darstellt. Als die drei Urgötter heranwuchsen und sich stark fühlten, töteten sie den Urriesen Ymir, und aus den Trümmern seines gewaltigen Leibes entstand die Welt, aus seinem Blute das Meer, aus seinem Fleische die Erde, aus den Knochen das Gebirge und aus seiner Hirnschale der Himmel. Die Götter töteten alle Riesen bis auf einen, der mit seinem Weibe entfloh und das Geschlecht der Jöten weiterführte. Die Kämpfe gegen die Riesen erfüllen dann die ganze Zeit bis zur Götterdämmerung, in der die Götter von den Riesen und den dämonischen Tierwesen getötet werden (Abbildung 229).

Erst als die Jöten beseitigt waren, beginnt eine sehr merkwürdige Menschenschöpfung. Die Götter fanden nämlich am Strande zwei Menschenfiguren, gewissermaßen leblose Formen von Menschen — die Verwandtschaft mit dem Lehmkloß, aus dem Jahwe den Menschen schuf, fällt auf —. Die Götter hauchten den Formen Leben ein und damit wurden sie zu Menschen. Dies ist schon den Lesern

bekannt, ebenso daß die Riesen aus dem Geschlechte des Bergelmir sich vermehrten und in Niflheim wohnten, ebenso die Ähnlichkeit dieses Niflheims gleich Nebelheim mit den Nephelim, wie Henoch die Riesen nennt.

Die Jöten sind auch im Nordisch-germanischen Zauberer, in ihrem Reich ist nichts so wie es aussieht, und der dort Hinkommende ist fortgesetzten Täuschungen unterworfen.

Beide Fassungen, die biblische wie die nordische, haben eingewirkt auf die griechische Mythologie, die ebenfalls von bösen Giganten spricht, die von Zeus zertrümmert werden.



Abb. 229
Riesen nach Athanasius Kircher (1655)
Die kleinste Figur ist ein Mensch

Ich will hier nur andeuten, daß diese Riesen Erinnerungen von Völkern geringerer Kultur gewesen sein können, die zusammenstießen mit den hochgebauten Kriegern des kulturell sehr entwickelten Atlantis. Der Untergang von Atlantis, etwa um 9500 vor Christi Geburt, kann dann in das Strafgericht der Götter der unterworfenen Völker über die Herrschaft von Atlantis umgewandelt worden sein. Ich sage nur, e s k a n n so sein. Es ist hier nicht der Ort, den Beweis, der in vielem sehr schlüssig ist, in vielem aber auch Lücken aufweist, zu erbringen. Mereschkowskij, der tiefe russische Deuter alter Geheimnisse, geht diesen interessanten Weg, ohne allerdings die Überlegenheit der Atlantiskultur in ihrer nordischen Ausprägung erfühlen zu können.

Innerhalb der deutschen Volkssage hat nun das Problem der Riesen zwar seine eigene Entwicklung. Wir können aber stets da und dort die letzten Erinnerungen an die großen Kosmogonieen, sei es der arischen, sei es der orientalischen Völker noch verspüren. Ganz abwegig ist die Erklärung in materialistisch eingestellten Lehrbüchern, daß die Riesen nur das „künstliche Gebilde einer kindlichen Phantasie seien". Mit solchen Erklärungen muß man endlich aufhören. Sie passen nicht mehr in eine Zeit, die mit Kraft und Wollen den tieferen Weg erkenntnisgewinnender Deutung zu gehen beginnt.

Wir finden in ganz Deutschland, das heißt im ganzen Gebiet deutscher Sprache, in der Volkssage die Riesen. Stets sind sie nicht reine Menschen, sondern haben

etwas mindestens zum Teil Übersinnliches an sich. Sie sind meist den Menschen feindlich gesinnt, haben aber die Ahnung in sich, die sich in der weit verbreiteten Sage vom Riesenspielzeug kundgibt, daß das Menschengeschlecht, trotz seiner körperlichen Winzigkeit, sie einst vertreiben wird. Die Riesin, die ihrem Manne oder ihrem Vater den Bauern samt Pflug und Pferden in der Schürze heimbringt, erhält die Belehrung, das Spielzeug wieder zurückzutragen, denn „diese Erdenwürmer werden uns vertreiben".

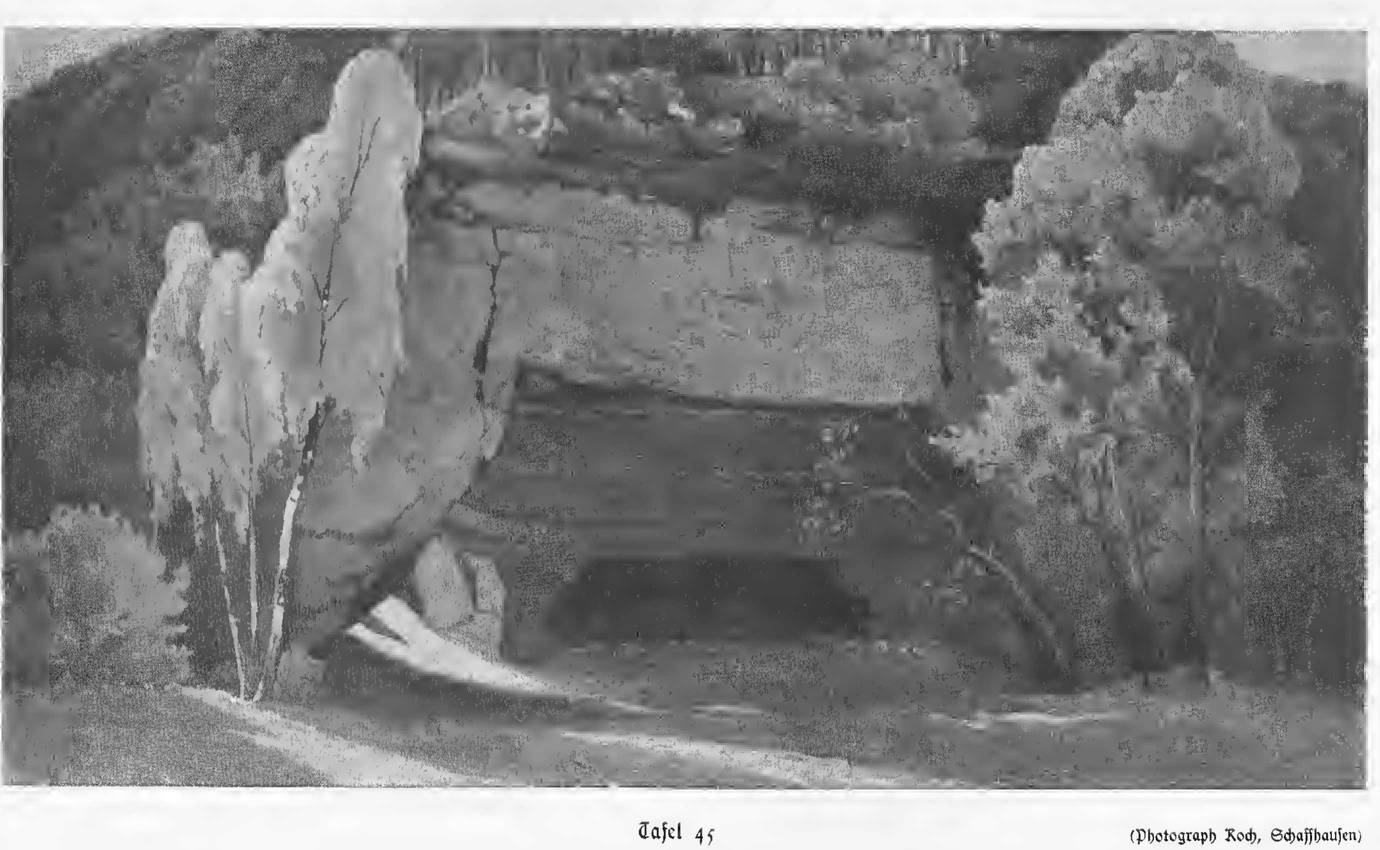
Stets treten die Riesen auch als Baumeister auf. Hier liegt der Vergleich zu den griechischen Kyklopen nahe und über diese zur atlantischen Kultur. Wie die gewaltigen ältesten Bauwerke von Griechenland nicht durch Menschenhand errichtet werden konnten, so auch nicht die des alten Peru in Südamerika. Beides besorgten Riesen. Und in Deutschland ist manche ganz alte Burg von Riesen erbaut. Erweitert ist der Gedanke und vermischt mit dem Gebein Ymirs, aus dem die Berge wurden, daß grotesk aussehende Berglandschaft von Riesen hergestellt wurde. In der christlichen Zeit tritt dann auch als Baumeister sehr häufig der Teufel in die Nachfolgeschaft der Riesen (Abbildung 227).

Trotzdem die Riesen zauberische Kraft haben, sind sie intellektuell nicht besonders veranlagt, ja die Edda hat manche Stelle, wo der Riese dumm erscheint. Und der dumme Teufel, der in tausend Legenden Deutschlands vom Menschen übertölpelt wird, zeigt hier ganz deutlich, woher er diesen Mangel hat. Er ist der alte Riese. Auch die Bibel weist in einem ihrer apokryphischen Bücher, im Buche Baruch, auf, daß die Riesen zugrunde gegangen seien, weil sie die Weisheit nicht hatten. Diese interessante Stelle, Baruch, Kapitel 3, Vers 26—28, lautet:

„Dort wurden die Riesen geboren,
Die hochberühmten, die uralten,
Die Männer hohen Wuchses gewesen,
Kundig des Krieges.
Nicht sie erwählte sich Gott,
Noch verlieh er ihnen den Weg zur Weisheit:
Ja, sie kamen um, da sie ohne Erkenntnis waren.
Sie kamen um wegen ihrer Torheit."

Auch in Peru wollen die Riesen dem Seher nicht glauben, als er das Kommen der Sonne weissagt. Sie lebten damals nur unter dem Mond und den Sternen. Als dann die Sonne aus dem Osten kam, verschwanden sie. Im deutschen Sagenschatz sind sie auch oft geradezu dumm. (Tafel 39.)

Bei den einzelnen Volksstämmen der Deutschen finden sich die Riesensagen sehr ähnlich und sind nur in Einzelheiten, die der Landschaft und dem Volkscharakter entsprechen, variiert. So hat Thüringen eine milde Landschaft, wenig roman-



Tafel 45

(Photograph Koch, Schaffhausen)

Prähistorische Fundstätte: Keßlerloch bei Thayngen (Kanton Schaffhausen)

Gemälde von Arnold Oechslin

tische Schluchten und zackig aufragende Felsen. Die Riesensage ist daher dort nicht sehr ausgebildet. Trotzdem ist auch hier, wie überall, der Findlingsblock, also der Stein, den diluviale Eis- und Wassermassen aus ferner Heimat mitgeschleppt und irgendwo, wo er geologisch gar nicht hingehört, abgelagert haben, ein Wurfgeschoß oder eine Waffe oder ein Spielzeug der Riesen.

In Thüringen gibt es — wohl eine sehr späte Allegorie — einen Riesen „Tod". Im Harzland spielen schon der Landschaft wegen die Riesen eine große Rolle in der Sage. Riesen oder der Teufel haben das Land aufgebaut. (Abbildung 227.) Einzelberge sind von den Riesen aufgetürmt. Der Übergang vom Riesen zum Teufel ist hier besonders augenfällig. Die Riesen treten als sehr gefräßig, auch als Menschenfresser, auf. Eine alte peruanische Sage läßt sie das Menschenopfer an ihre grausame Mondgöttin Ka-Ata-Killa ausüben. Menschenfresser sind sie stets. In den Teufelssagen des Harzlandes kommt immer wieder die alte Magie der Riesen zum Vorschein. Oft werden sie auch mit den Hünen verwechselt oder gehen ganz in diese über. Die großen Megalithgräber des Nordens Deutschlands machten auf die Menschen des frühen Mittelalters den Eindruck eines Einzelgrabes, und daher mußte der so Begrabene riesig groß sein. Man wußte nicht, daß es sich da um Sippengräber und ganze unterirdische Anlagen handelte. Und daher wurden die Megalithgräber sehr häufig als Riesengräber angesehen.

Interessant ist, daß im Harzland auch der Heilige Christophorus eine Art Riese ist, der gar nicht so angenehm im Verkehr war und einmal Schneider, die ihn ärgerten, einfach totstach. An den fernen orientalischen Molochkultus, dessen Kenntnis wohl durch phönizische Kaufleute in den Norden kam, erinnert der Harzlandriese Eitel, dem das Volk jährlich 12 Jungfrauen zu liefern hatte. Übereinstimmend und der lebendigen Auffassung des Volkes ganz entsprechend ist die Sage, die wir in steinigen Gegenden finden, daß die Riesen beim Laufen oder Spielen oder Wandern Steine in die Schuhe bekommen und dann hier die Schuhe ausgeschüttelt hätten.

Im Friesenland spielen die Megalithgräber in der Sage natürlich eine besondere Rolle. Riesen werden hier, wie auch in vielen anderen Gegenden, noch in die christliche Zeit versetzt, wo sie als große Gegner des Kirchenbaus auftreten. Der friesische Riese Rape entwickelte sich zu einem Räuber, holte sich ein Mädchen in seine Höhle, fraß aber, als rechter Rabenvater, seine Kinder regelmäßig auf, bis ihn der Landsturm von Friesenland tötete. Ja, ein friesischer Riese wird sogar noch in die Zeit des Schießpulvers verlegt. Er raufte im Meer mit einem andern Riesen, ein häufiger Fall des unverträglichen Riesengeschlechtes. Dabei verschluckte er aus Versehen ein ganzes Schiff. Bekam aber Bauchweh davon. Der andere Riese kroch ihm in den Magen und sah nach, was ihm fehle. Zündete eine Lampe an um besser zu sehen, brachte aber dadurch die Pulverladung des Schiffes zur Entzündung, und beide Riesen flogen in die Luft. Diese Sage ist ein deutliches und

sehr wertvolles Beispiel, wie eine Sage zum ganz sinnlosen und nur durch das Unmögliche seines Vorgangs wirkenden Märchen werden kann.

In Westfalen spielen die Riesen und namentlich die Hünen eine große Rolle in der Sage. Es gibt sehr viele Ortsnamen, die mit Hüne zusammenhängen. Die Stärke der Riesen — christlicher Einfluß der Simsonsage — soll hier im Barte der Riesen liegen. Wird er abgeschnitten, so ist der Riese kraftlos.

Die Riesen werden, wie auch gelegentlich anderswo, als die ältesten Einwohner des Landes bezeichnet. Im Rheinland wird in der Sage betont, was sehr interessant ist, daß die Riesen lange Zeit vor den Zwergen existierten. Das deutet auf den Weg, auf dem die Sagen in das Land kamen. Auch in Schwaben gibt es zahlreiche Riesensagen. Eine schwäbische Riesenspezialität ist es, die Mädchen vom Hochzeitsschmaus wegzustehlen. Im Kloster Hirsau gibt es noch eine Riesenkapelle und man bewahrte das Kleid, die Hosenträger und den Handschuh eines Riesen im Kloster auf. Und zwischen Teck und Wielandstein gibt es einen der ganz seltenen Riesen, die als Gespenst auftreten und sich somit in den modernen Volksglauben herübergerettet haben.

Es ist ganz eigentümlich, daß der Riese nur mehr eine Figur der Sage ist, keine Figur des Volksglaubens. Als solche ist der letzte Riese im Laufe des 19. Jahrhunderts verblichen. Der Zwerg war weit lebenskräftiger. Das hängt mit zweierlei zusammen. Erstens einmal besagt die Sage von den Riesen stets auch ihren Untergang, mithin sagt sie selbst, daß es keine mehr gibt, und dann ist der Riese sehr häufig in den christlichen Teufel übergegangen, und was im heutigen Volksglauben der Teufel tut, das hat im alten Volksglauben sehr oft der Riese getan, sofern die Figur des Teufels nicht auf Thor oder Loki zurückgeht.

Die sächsische Sage beweist die Existenz der Riesen aus den Knochenfunden antidiluvialer und diluvialer Großtiere in den Höhlen. Schlesien, von slawischem Einfluß beherrscht, hat fast keine Riesensagen. Aber dafür hat es den einzigen Riesen, der nach dem Volksglauben heute noch lebt. In der Gegend von Spitzberge bei Tannwald ist es. Wenn dort Kühe weiden — es muß ein gesegneter Boden sein —, dann schürfen sie gelegentlich alte Münzen aus der Erde, und das Volk sagt, daß der Riese ihnen das schenke. In Schleswig-Holstein sind die Riesen fünf bis sechs Ellen lang, und man nennt sie Kämpen. Sie schütten das Land, nahmen aber die Menschen in Zinsknechtschaft. Die Feuerbestattung der Bronzezeit erfolgte nach der Sage auf Geheiß der Riesen. Man versetzt sie auch in das christliche Zeitalter noch. Und es wird ein hoher Torbogen in der Mauer einer Kirche von Krummesse gezeigt, der notwendig war, als die Riesen noch in die Kirche gingen.

Oft haben sie auch in der Sage andere Gestalt angenommen, so sind die wilden Waldmänner der Eifel und der Rübezahl Schlesiens und manch anderer wilde Geselle noch Erinnerung an Riesensagen.

In Skandinavien aber lebt der Riese noch heute im Volksglauben als Troll. Und zwar in einer sehr interessanten Form, nämlich einäugig, paläontologisch gesprochen also stirnäugig. Mag hier älteste Erinnerung vorwalten, die wir in den Fabelwesen Babylons und in den Kyklopen der Griechen wiederfinden. Das Stirnauge als Vorgänger der beiden seitlich hinausgerückten Augen spielt in der Entwickelungsgeschichte eine hochbedeutsame Rolle. Daß es noch in Skandinavien im heutigen Volksglauben vorkommt, ist gewiß der Erwähnung wert.

Der Tod als Figur

Die Personifizierung des Todes ist der deutschen Mythologie unbekannt. Sie ist überhaupt bei den Völkern sehr selten. Wir kennen Todesdämonen und Todesgottheiten, aber den Tod selbst als Person kennen wir fast nicht.

Die gewaltige Bedeutung des Todes für den Menschen ist natürlich schon in frühesten Zeiten erkannt worden. Die Tatsache, daß der Körper bleibt, das aber, was das eigentliche Ich des Menschen ausmachte, verschwindet, mußte auf die Zurückgebliebenen einwirken und mußte Deutungen hervorrufen. Der Gedanke, daß das Ich nicht nur aus dem Körper besteht, tritt daher schon in der Urzeit auf. Wir wissen, daß die Urgermanen, so lange noch die altarische Lichtreligion unverdorben herrschte, der Ansicht waren, daß der Tote zum Licht zurückkehrt. Sie haben deshalb den Leichnam dem Lichte ausgesetzt. Eine Sitte, die wir heute noch in einzelnen arischen Stämmen Indiens finden.

Relativ viel später kam dann die Sitte der Verbrennung der Leichen auf, die ja nichts anderes ist als die Symbolisierung der Lichtaussetzung, indem man den Toten dem Symbol des Lichtes, der Flamme übergibt. Erst in dem Augenblick, in dem die Erdbestattung ohne Leichenbrand eintritt, bleibt die peinliche Frage, was nun mit dem Körper wird. Die Erfahrung zeigte seine Verwesung und zeigte, daß schließlich nur das Gerippe übrig blieb. Aber von dieser Erkenntnis bis zur Personifizierung des Todes selbst als Gerippe vergingen mehrere Jahrtausende.

Jene Völker, die stark am Leiblichen hingen, versuchten den Körper jedenfalls so zu erhalten, daß die Seele in ihm jederzeit einen respektablen Wohnort fände. Daher kommt die Sitte der Leichenerhaltung durch Mumifizierung. In den gebildeten Kreisen des alten Ägyptens mag diese Sitte auch nur symbolisch aufgefaßt worden sein. Das Volk aber wird sie mit dem üblichen Naturalismus aufgefaßt haben.

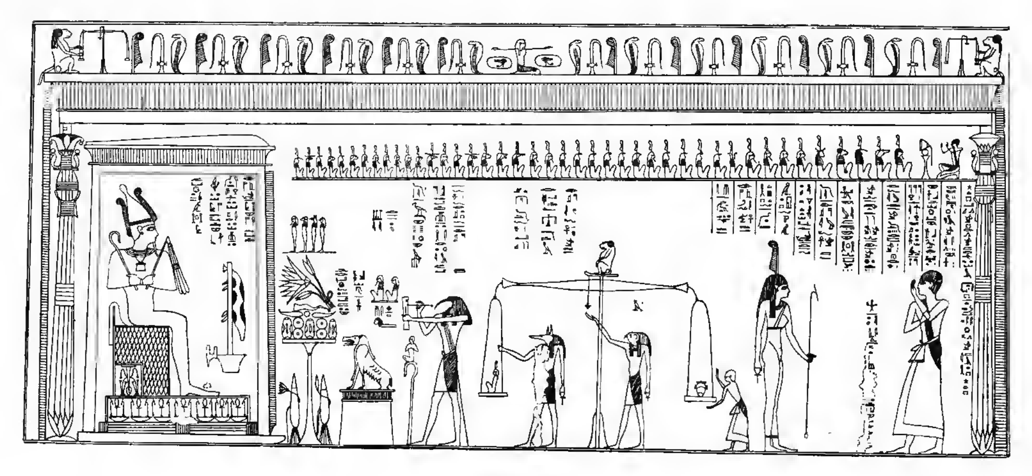


Abb. 230
Osiris als Totenrichter (Aus dem Papyrus des ägyptischen Totenbuches)

Im Altertum sehen wir an Stelle der Todesperson den Todesgott, der die Seelen der Verstorbenen an einen neuen Ort bringt. Dieser Ort ist je nach den Völkern verschieden ausgestaltet. Oft findet auch, so in Ägypten, vor der endgültigen Entscheidung über den Seelenaufenthalt ein Totengericht statt. (Abb. 230.) In Griechenland ist Hermes Chtonios der Begleiter der Toten. Er führte die Seelen an den Fluß, jenseits dessen das Totenreich liegt. Dort übernahm sie Charon, der bleiche Ferge und fährt sie in den Hades, in das Reich der Schatten, das sich die Griechen sehr traurig vorstellten, so daß sie lieber ein lebendiger Hund als ein toter Held sein wollten. Im Germanischen ist der Tod von jeher ein Schritt in die Vollendung, sei es in das Licht der Urheimat, sei es später in den Berg der Sippe, wo das irdische Leben weiter geführt wird. Erst sehr spät und zu einer Zeit, wo die alte germanische Bauernreligion sich schon in eine verkünstelte Herrenreligion der räuberischen Wikinger umgewandelt hatte, also gegen das Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends, tritt der schon früher wohl als Totengott aufgetretene Odin nunmehr als ein Herr über die Toten in die Erscheinung. Seine Walküren, Wunschmädchen, holen den auf dem Schlachtfeld Gefallenen nach Walhalla, wo das wilde Leben der Wikinger weiter geführt wird. Aber das ist, wie gesagt, nicht mehr echt germanisch. Nur die Romantik des 18. Jahrhunderts und ein großes, aber nicht immer klar vorgehendes Interesse an Germanischem, das im 19. Jahrhundert auftritt und mit Richard Wagner einen Höhepunkt erreichte, glaubten, daß Odin ein in ganz Germanien anerkannter oberster Gott gewesen sei. Das ist, wie wir heute wissen, unrichtig. Der germanische Gott war in erster Linie Thor. Eine Rangabstufung der Götter ist erst in sehr später Zeit, vielleicht veranlaßt durch die Wikingerkultur, entstanden.

Auch im Germanischen ziehen die Toten über das Meer oder über ein Wasser. (Abbildung 231 und 232.) Hier liegt vielleicht eine uralte Erinnerung an den

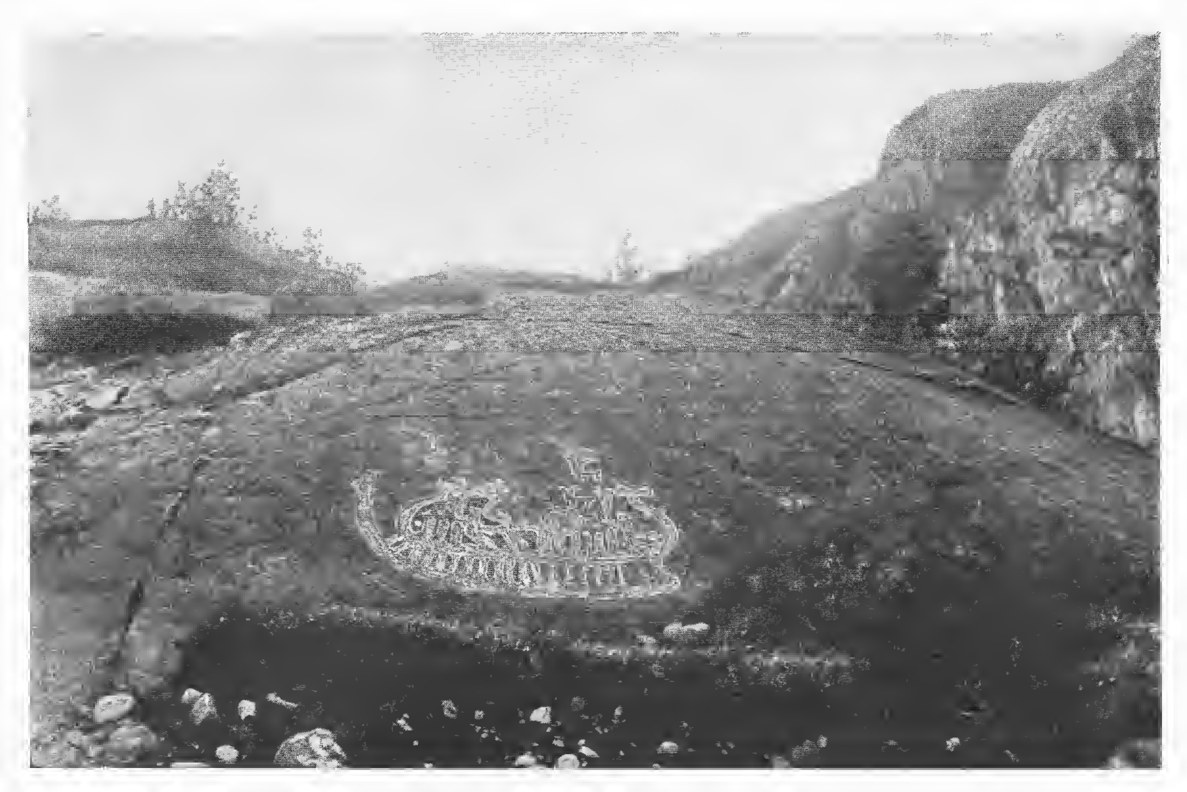


Abb. 231
Schwedische Felszeichnung von Bohuslän aus der Bronzezeit. Wahrscheinlich ein Totenboot darstellend

atlantischen Kulturkreis vor, wo die Toten zu ihrem Gott, den die Griechen Poseidon nannten, dem Gott des Meeres und der Töchter des Meeres, der atlantischen Inseln zurückkehren. Auch im Norden finden wir die Sitte, daß die Toten auf Schiffen in das Meer fahren. Noch heute ist in der friesischen Volkssage von einem Kaufherrn die Rede, der die Totenfrachten jedes Jahr nach dem weißen Aland übernommen hat, der also eine Art personifizierter Tod ist. Dieser gespenstige Kaufherr braucht aber unter den Schiffern des Ortes einen, der das Schiff mit der Seelenfracht steuert.

In Griechenland tritt schon in der klassischen Zeit das Symbolische gegen das Allegorische stark zurück und wir sehen da den Tod eines Menschen allegorisiert durch Vergleiche mit dem Raub der Persephoneia durch Pluton, den Herrscher der Unterwelt oder gar durch den Raub des Ganymed durch den lüsternen Zeus. Als Todesfigur tritt ein Genius auf, der mit verlöschender, nach unten gekehrter Fackel am Grabe steht. Man kann aber hier doch nicht von einer direkten Personifizierung des Todes sprechen. (Abbildung 233.)

In der Bibel fehlt diese Personifizierung auch. Das Buch Hiob Kapitel 5 Vers 26 sagt, den Vergleich des Todes mit einem Ackersmann andeutend: „In voller Reife gehst du zum Grabe ein, gleichwie die Garbe zur Tenne herauf kommt zu ihrer Zeit." Oder in Jeremia Kapitel 9 Vers 22: „Es sind der Menschen Leichen hin-

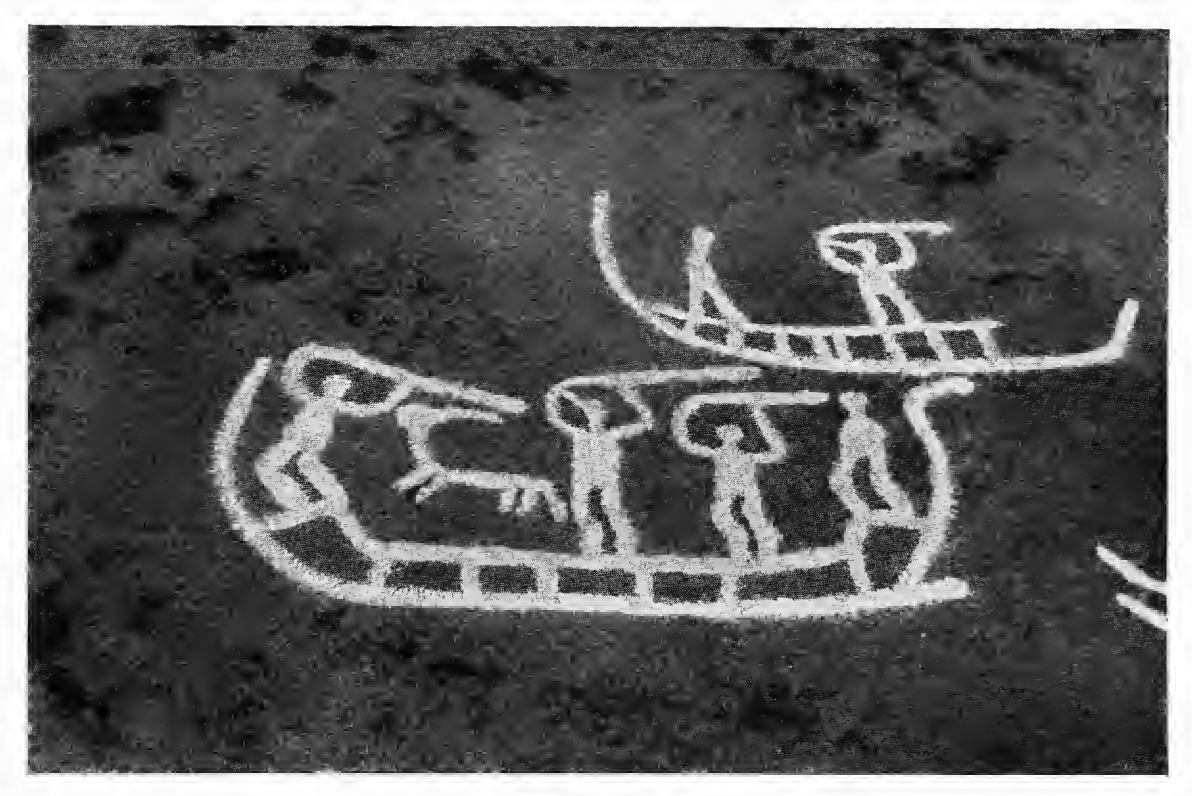


Abb. 232
Schwedische Felszeichnung von Bohuslän aus der Bronzezeit (Museum Göteborg)

gefallen wie Garben hinter dem Schnitter, die niemand aufsammelt." Der Schnitter Tod ist dann im deutschen Mittelalter zu einer Figur künstlerischer Darstellung geworden, vermengt mit Elementen des griechischen Urgotts Chronos. Aber in die deutsche Volkssage hat auch dieser Schnitter Tod keinen Eingang gefunden.

Das ekelhafte Totengerippe, das den Tod personifiziert, eine Geschmacklosigkeit ganz grotesker Art, ist erst im 12. Jahrhundert, wahrscheinlich aus Rom nach Deutschland gekommen und hat in den großen Pestzeiten des 14. Jahrhunderts seine sagenhafte Ausgestaltung erhalten. Wir finden dann bald eine künstlerische Manie, den Tod zu malen, so vor allem in den zahlreichen Totentänzen, von denen die charakteristischsten die von Hans Holbein (Abbildung 235) und die des Schweizer Malers Nikolaus Manuel (1484 bis 1530) sind, wenngleich wir die Mauerfresken des großen Berners nur aus Nachbildungen kennen. Auch der große Albrecht Dürer hat den Tod gemalt und zwar in besonders grauenerregender Gestalt (Abbildungen 234 und 236).

Die Eindrücke der großen Pestepidemien in Deutschland haben den Tod als Gerippe dann endgültig befestigt, obzwar gerade in der Pestzeit selbst ihm ein schwerer Konkurrent in der Personifizierung der Pest erwuchs. Man darf die beiden nicht verwechseln. Die Pest tritt als wüstes Weib auf oder sehr oft auch als ein blaues Flämmchen.

Es ist das wichtig für die Beurteilung der Zeit, aus der Sagen stammen. Kommt der Tod in Person vor, so ist die Sage sicher sehr jung. Etwas ganz anderes ist es mit den Boten des Todes, mit den Engeln des Todes oder den Geleitern der Seelen.

Einige Besonderheiten gehen da bis in das Altgermanische zurück. Wir wissen, daß im Norden, allerdings auch erst in der Wikingerzeit, sich das Totenreich der Hel im Gegensatz zu dem in Walhalla ausgebildet hat. Dieses Hel ist ursprünglich ein Ort. Es ist aber dann die Todesgöttin Hella daraus geworden. Doch kommt sie in der deutschen Sage nicht zu den Menschen, sondern diese kommen zu ihr. Erst im 18. Jahrhundert taucht sie in der schleswig-holsteinischen Volkssage auf, wie sie zur Zeit der Pest auf einem dreibeinigen Pferde in die Orte reitet. Sie wandelt sich also aus einer Todesgöttin in den Pestdämon.

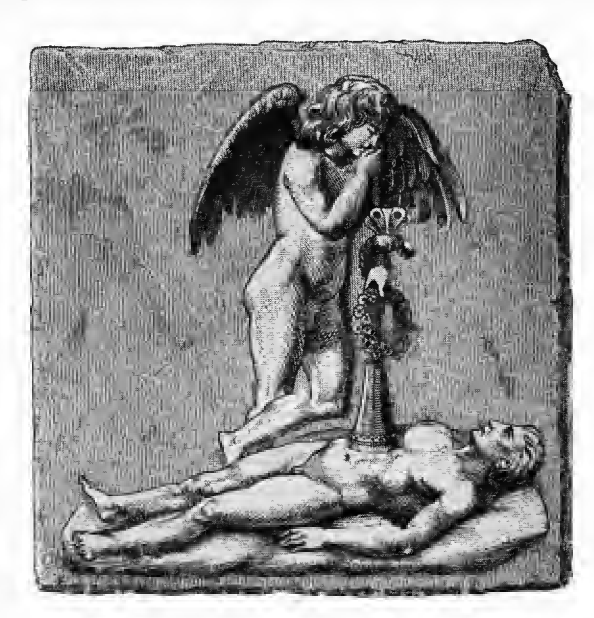


Abb. 233
Wie Lessing glaubte, daß die Griechen den Tod darstellten

Der „Freund Hain" als Tod ist in der deutschen Sage nicht zuhause. Er ist erst von Claudius und Musäus in diese hereingebracht worden. Vielleicht stammt dieser Hain von einem alten Gotte Hain ab, der im Vogtlande angebetet worden sein soll. In Schlesien spukt eine Verkörperung des Todes in der slawischen Todesgöttin Marzana. Bieten somit deutsche Mythologie und alte deutsche Sage nichts in der Hinsicht der Personifizierung des Todes, so existieren solche Personifizierungen nur im Volksglauben und einzelnen späten oder in späterer Zeit umredigierten Sagen. Wir sprechen hier nicht von Todesboten, deren es in der Sage und im Volksglauben zahllose gibt, sondern vom Tode selbst.

Oft ist das schwer auseinanderzuhalten. So sind zum Beispiel die Wiedergänger in Friesland, also die Gespenster toter Menschen sehr oft so dargestellt, daß man sie mit dem Tode selbst verwechseln kann. Im Harzland ist der Tod als Figur ganz unbekannt. Dagegen gibt es sehr viele Personifizierungen der Pest. In Thüringen kennt die Volkssage eine geisterhafte Kutsche, in der der Tod sitzt. Wie der aber aussieht, weiß niemand, denn man sieht nur die Kutsche selbst und die feurigen Augen der Pferde.

Auch in Schleswig kennt man den Tod nur als den Pesttod, als den schwarzen Tod aus dem furchtbaren Jahre 1350. Das gleiche ist in Hessen-Nassau und im rheinfränkischen Gebiete der Fall. Nur im Sagenkreise Sachsens kommt der Tod



Abb. 234
Ritter, Tod und Teufel von Albrecht Dürer



Tafel 46

Oberbayrisches Gebirgshaus aus der Mitte des 19. Jahrhunderts

(Gemälde im Besitze des Verfassers)

als Person häufig vor. Vielleicht hängt das damit zusammen, daß in Sachsen manche wendische Sage eingedrungen ist. Aber auch hier wird er nicht eigentlich beschrieben. Doch heißt es da zum Beispiel, er lehnt an einer Brücke und warnt Kinder, über die Brücke zu gehen. Tun sie es doch, dann stürzen sie in die Fluten. Also ein Tod, der sein Geschäft nicht kennt und seine Kunden abhalten will. Oft auch lehnt er an der Treppe eines Hauses. Ganz eigentümlich ist die Tatsache, daß sich die Sachsen auch eine Töda, einen weiblichen Tod halten. Wer die Töda sieht, muß neun Tage schweigen, sonst stirbt er. Diese neun Tage stammen vielleicht noch als Buße aus dem altgermanischen Recht. Es wird aber auch in den sächsischen Sagen stets betont, daß man den Tod sehr selten von Angesicht zu Angesicht sieht. Dafür hat er dort eine Botin, die sehr unheimlich wirkt, die Klagefrau, die umhergeistert und den Tod ansagt.



Abb. 235
Holbein, Der Krämer
(Aus Brandt, Sehen und Erkennen)
Alfred Kröner, Verlag, Leipzig

In Schlesien ist eine Vorstellung zu finden, die uns eigentlich den Schlüssel dafür gibt, warum eine Personifizierung des Todes in der Sage so selten ist. Hier wird der Tod als ein Wesen aufgefaßt, das nach eigenem Willen den Menschen holt. Diese Auffassung des Volkes ist ganz logisch. Denn nur dann, wenn er für seine Aufgabe eigenen Willen hat, ist er als begriffsdeckende Person denkbar. Sonst bleibt er ein Bote Gottes, ein Engel oder eine Walküre. Er tritt in Schlesien auch als ein fahles Männchen auf, das dem Hause des Sterbenden zuschreitet. In polnisch Oberschlesien tritt der Tod als schlankes weibliches Wesen auf, das mit weißem Gewand umhüllt, durch seine grünen Augen erschreckend wirkt. Es wäre aber unrichtig, hier etwa auf eine durch die Jahrhunderte erhaltene Walküre zu raten, sondern dieser weibliche Tod ist zweifellos die slawische Todesgöttin Marzana. Aus der Pestzeit Schlesiens hat sich eine Vorstellung des Todes als eines ungeheuren Riesen erhalten. Als die Pest Breslau entvölkerte, will man eine Gestalt von ungeheurer Größe, einen Knochenmann mit zwei



Abb. 236
Dürer, König Tod (Aus Brandt, Sehen und Erkennen)
Alfred Kröner, Verlag, Leipzig

Schritten über die Stadt haben wegschreiten sehen. Und in einer späteren Zeit, als wieder die Pest wütete, es war 1680, hat sich wohl bei den Breslauern das Bild der vier apokalyptischen Reiter von Albrecht Dürer schon in der Vorstellung ziemlich festgesetzt gehabt. Da wird nämlich erzählt, daß der Tod auf einem falben Pferde durch die Straßen ritt und sich sehr unzebärdig benahm (Abbildung 237).

Das wahrscheinlich wendische Klageweibchen aus der sächsischen Nachbarschaft tritt als Botin des Todes auch in Schlesien auf.

Sehr oft finden wir den Tod als unsichtbare Figur. Etwas sehr Eigentümliches, da der Mensch geneigt ist, Vorstellungen nur körperlich zu haben und die Vorstellung des Immateriellen eine ganz spezifisch esoterische Übung erfordert und schließlich gar keine Vorstellung im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist. Wenn der Volksglaube verbietet, daß bei einer Hochzeit kein leerer Stuhl da sein darf, weil sich sonst der Tod hineinsetzt, so tritt hier der Tod nicht als sichtbare sondern als unsichtbare Person auf. Er benützt eine willkommene Gelegenheit, sich in die Gesellschaft seiner Opfer zu begeben, und diese Gelegenheit darf man ihm nicht geben.

Im Böhmerwald endlich findet sich eine recht interessante Vermengung der Todessage mit der jüdischen Legende vom Golem. Die Golemlegende besagt, daß ein Wunderrabbi einer menschlichen Figur aus Lehm dadurch, daß er ihr den Namen Gottes, auf ein Blatt Papier geschrieben, unter die Zunge schiebt, menschliches Leben eingibt, so daß diese Figur, so lange sie den „Schem" unter der Zunge hat, lebt. Der Golem diente denn auch dem Prager Rabbi getreu bei seinen kabbalistischen Studien. Aber einmal vergaß der Rabbi den Schem dem Golem fortzunehmen, und da begann der Golem in Abwesenheit des Rabbi zu toben, auf die Straße zu gehen und sich schrecklich zu gebärden. Erst als der Rabbi aus der Synagoge geholt wurde, gelang es ihm, den Golem wieder zu einer leblosen Lehmfigur zu machen. Diese Legende scheint sich im Böhmerwald zu einer Todessage umgewandelt zu haben. Hier handelt es sich um drei Brüder, die eine Holzfigur schnitzen und sie „Horg" taufen und allerlei Unsinn mit ihr treiben. Dieser Horg wird aber mit einemmale lebendig und will essen. Da werfen sie ihn zum Hause hinaus. In der Nacht kommt er als Gespenst in ihre Kammer und sagt: „Den ersten find ich, den zweiten bind ich, den dritten werf ich übers Hüttendach." Die Brüder sollen alle drei vom Horg geholt worden sein.

Die Ernte über den Tod als Figur in der deutschen Sage ist also dürftig. Aber gerade die Feststellung dieser Dürftigkeit ist von Bedeutung. Erstens einmal erlaubt sie, Sagen, in denen der Tod persönlich vorkommt, mit höchstem Mißtrauen, ihre wirkliche alte Herkunft betreffend, zu betrachten, dann aber auch zeigt sie uns den gesunden Sinn des Volkes, der in vielem viel gesünder war als der seiner Maler und Dichter. Das Volk will von einem herrschenden und aus eigener Machtvollkommenheit handelnden Tode nichts wissen. Das ist ein Zeichen seines Gottver-



Abb. 237
Die vier apokalyptischen Reiter von Albrecht Dürer

trauens. Wir alle haben nur einen Herrn über uns, und das ist Gott. Wenn er uns sterben läßt, dann läßt er uns zurückkommen in unsere Heimat von Anbeginn, zu sich. Er läßt keinen anderen als Herren zu. Und die Frage, ob ein Mensch sterben soll oder nicht, liegt nur bei ihm, nicht in der Macht eines Nebengottes, der Tod heißt. Dieser gute und schöne Gedanke ist aus der deutschen Volkssage zu lesen, gerade aus dem zu lesen, was sie nicht bringt. Es ist germanisch wie christlich durchaus logisch und richtig, daß es keinen Tod als Figur gibt.

Aber auch rein künstlerisch, oder besser gesagt ästhetisch, wäre es an der Zeit, wenn auch das moderne Volk dieses elende Gerippe Tod, das seine Existenz nur der Verzweiflung der entsetzlich geplagten Menschheit während der Pestzeiten verdankt, endlich aus seinem Vorstellungskreis entlassen würde. Dieses dumme Gerippe rasselt durch die Jahrhunderte, verwirrt die Phantasie der Menschen, ängstigt die Kinder und ist gar nichts als eine geschmacklose Lächerlichkeit. Christus hat den Tod überwunden, seine Macht ist nichts! Warum also seine scheußliche Maske noch weiterhin verewigen? Uns ist der Tod nur ein Übergang zu neuem Leben, nur ein Tor in die sonnige Heimat des Lichtes. Und nur der Wille Gottes führt uns den Weg.

Es mag recht altmodisch klingen, daß ich mich hier gegen die Todesvorstellung wende. Aber vielleicht ist es doch angezeigt, und Denkende werden mir recht geben. Siegreich ist das Leben, nie der Tod.

Der Tod ist nur ein zeitlicher Moment innerhalb des Lebens. Wer das einmal erfaßt hat, für den ist jede Personifizierung des Todes ein glatter Unsinn. Daß dies auch die deutsche Sage erkannt hat, beweist doch immerhin, wie nachdenklich sie ist und wie feinfühlig das Volk ist, das sie bewahrt und weiterbildet.

Von den Gespenstern

Wollten wir im Gebiete der Gespenster die einzelnen deutschen Landesteile durchsuchen und das Gefundene hier gruppieren, wir würden vieler hundert Seiten dazu bedürfen. Kein anderes Gebiet des Übersinnlichen ist so ausgebildet wie der Gespensterglaube. Der Grund hierfür ist einleuchtend. Die Überzeugung, daß der Leib des Menschen nicht alles ist, was sein Ich ausmacht, ist so allgemein und dabei so unabweisbar, daß die Frage, was nun eben mit dem geschieht, was beim Tode verschwindet, sich bei jedem aufdrängt. Daß die entschwindende Seele unsichtbar ist, beweist ja noch nichts dagegen, daß sie die Möglichkeit hat, da und dort und dann und wann sichtbar zu werden, oder im speziellen denen sichtbar zu sein, die eine besondere Anlage für die Wahrnehmung des Übersinnlichen haben.

Dieser Zweig des Gespensterglaubens, der also aus dem Seelenglauben und aus dem Unsterblichkeitsglauben hervorgeht, ist schon immens verzweigt und zeigt Tausende und Abertausende von Formen.

Die alte germanische Sage kennt als Gespenst eigentlich nur den Wiedergänger. Doch wollen wir zuerst untersuchen, was ein Gespenst ist. Das ist gar nicht so einfach. Das Wort Gespenst kommt aus dem Althochdeutschen, wo es weiblich ist und „die kispanst" heißt und Eingebung, Suggestion oder so Ähnliches bedeutet. Es liegt also da schon eine Art Kritik in der Wortbezeichnung selbst. Sagen wir einmal, Gespenst ist eine Erscheinung, die den Anschein erweckt, nicht materieller Natur zu sein. Dann kann zunächst alles, was erscheint und eigentümlich unirdisch aussieht, Gespenst sein, bis es dann bei näherer Betrachtung sich als eine göttliche Erscheinung, als ein Dämon oder Geist, als ein Zwerg oder Riese, das heißt als eine bestimmte als lebend angenommene Figur erweist. Damit tritt es dann aus dem Bereiche der speziellen Gespenster heraus. Es bleibt aber Gespenst, wenn es sich um einen Gestorbenen handelt, auch dann, wenn dieser Gestorbene nicht in menschlicher Gestalt erscheint, ja bei Lebzeiten gar kein Mensch war. Ein weißer Schleier etwa, der in der Luft schwebt, ist ein Gespenst. Dazu kommt aber noch, daß auch als lebend angesehene Personen des anderen Reiches gespenstig auftreten.

Wir kennen in der Sage gespenstige Zwerge, aber auch nicht gespenstige, ebenso Riesen oder Nixen, die gespenstig oder nicht gespenstig von Natur sind. Das muß unterschieden werden, weil die nichtgespenstigen dieser Wesen des Zwischenreiches als Sagenelemente viel älter sind als die gespenstigen.

Wie ich schon sagte, hat die altgermanische Sage als Gespenst nur den Wiedergänger, das heißt den aus dem Totenreiche Zurückkehrenden. Und selbst der wird kaum mehrere tausend Jahre vor unsere Zeitrechnung zurückgehen. Der Gedanke entstammt — wir wiederholen diesen Gedanken absichtlich — der Sippenvorstellung der Germanen. Wer auf Erden durch ein Vergehen aus der Sippe gestoßen wurde, war vogelfrei und rechtlos. Wenn er starb, war ihm der Eintritt in den heiligen Berg der Sippe nicht erlaubt, da die alten Germanen die Ansicht vertraten, daß ihre Sippengesetze auch für das Sippenleben nach dem Tode maßgebend seien. Also durfte er nicht in den heiligen Berg und mußte auch als abgeschiedene Seele umherirren. Daß er dabei ebenso böse war wie bei Lebzeiten, ebenso ein Feind der Gemeinschaft, die ihn ja ausschloß und schlecht behandelte, ist selbstverständlich. Gelang es ihm also, sich an einzelnen der Sippe zu rächen, dann tat er es. Daher kommt die Furcht vor den Wiedergängern, daher also die germanische Wurzel der Gespensterfurcht in der deutschen Sage.

Doch spielten diese Wiedergänger damals lange nicht die Rolle, wie sie die Gespenster noch heute, und nicht nur im einfachen Volke, sondern in fast allen Kreisen der menschlichen Gesellschaft, spielen. Und das kommt daher, daß diese altgermanische Wiedergängerfurcht durch die christliche Furcht verstärkt und ganz



Abb. 238 (Photo Bäz, Trier)

Auferweckung des Lazarus. (Aus dem Codex Egberti)

wesentlich verstärkt wurde. Die christliche Wurzel teilt sich in verschiedene Äste. Das Christentum vertiefte die altgermanische Wiedergängerlehre durch seine Anschauung, daß böse Menschen, Selbstmörder oder Verbrecher die übliche Christenruhe im Grabe nicht haben könnten oder dürften. Diese armen Seelen irren umher und sind meist nicht gut gesinnt. Heute noch findet sich in einem Lehrbuch über Okkultismus eines katholischen Innsbrucker Universitätsprofessors die Ansicht ausgesprochen, daß die Erscheinungen der Gespenster ausnahmslos solche armen Seelen seien.

Die christliche Lehre von der Auferstehung des Fleisches und von mancherlei Totenerweckungen ist ferner nicht ohne Einwirkung auf die Gespensterfurcht geblieben (Abb. 238). Denn in der Logik des Volkes kann eine Seele, wenn sie einst beim jüngsten Gericht ihren Körper wieder bekommt, ihn auch in der Zwischenzeit verwenden. Die Gespenster sind durch diesen Gedankengang materieller geworden. Sie zeigen zum Teil rein körperliche Absonderheiten, so etwa keinen Kopf, oder Fesseln, mit denen sie rasseln, sie schneiden Gesichter, sind mit körperlicher Kraft ausgestattet, nehmen Raum ein, sprechen, kurz, bewegen sich zum mindesten auf der Grenze zwischen Materiellem und Immateriellem. Endlich ist die Teufelsidee, die ja im Mittelalter die Menschen zu den tollsten Phantastereien trieb, nicht ohne großen Einfluß auf die Gespensterlehre geblieben, insofern als nun auch gespenstige Tiere und Seelen als indirekt oder direkt in teuflischem Dienste befindlich geglaubt werden. Ja, der Teufel und seine Scharen selbst nehmen sehr häufig die äußeren Formen von Gespenstern an.

Wir sehen schon aus diesen Andeutungen, welche Unzahl von Variationen der Begriff Gespenst haben kann.

Die letzte Wandlung und Erweiterung hat er dann im Spiritismus selbst erhalten, der ja zum Teil geradewegs Beschwörung von Gespenstern ist. Hier tritt das Gespenst, also der sichtbar werdende Teil des Verstorbenen, durch die Macht des Mediums in den Gesichtskreis der Menschen und wird mit seinen Mitteilungen ebenso materiell, wie mit seiner Eigenerscheinung. Wir sprechen daher von Materialisationen.

Auch die Zeiten in Deutschland, in denen das griechisch-römische Altertum in den Gesichtskreis der Bildung trat, sowohl die erste Zeit vor dem Jahr 1000 noch, als die Klosterschulen Stätten des klassischen Studiums waren, als auch die der italienischen Renaissance folgenden Zeiten des deutschen Humanismus, in denen vor allem die Welt der griechischen Literatur aufgeschlossen wurde, und dann die Zeiten, in denen die orientalische Magie, sei es mit den Erfahrungen der Kreuzzüge, sei es als Ergebnis arabischer Herrschaft in Spanien, Einzug in die Geisteswelt Europas hielt ... alles das sind auch Zeiten der Vermehrungen und Variierungen des Gespensterglaubens gewesen.

In den deutschen Volkssagen spuken also als Gespenster Vorstellungen herum, die aus außerordentlich verschiedenen Gebieten sich zusammengezogen haben. Die gemeinsame Grundlage ist, wie gesagt, der Seelenglaube an sich.

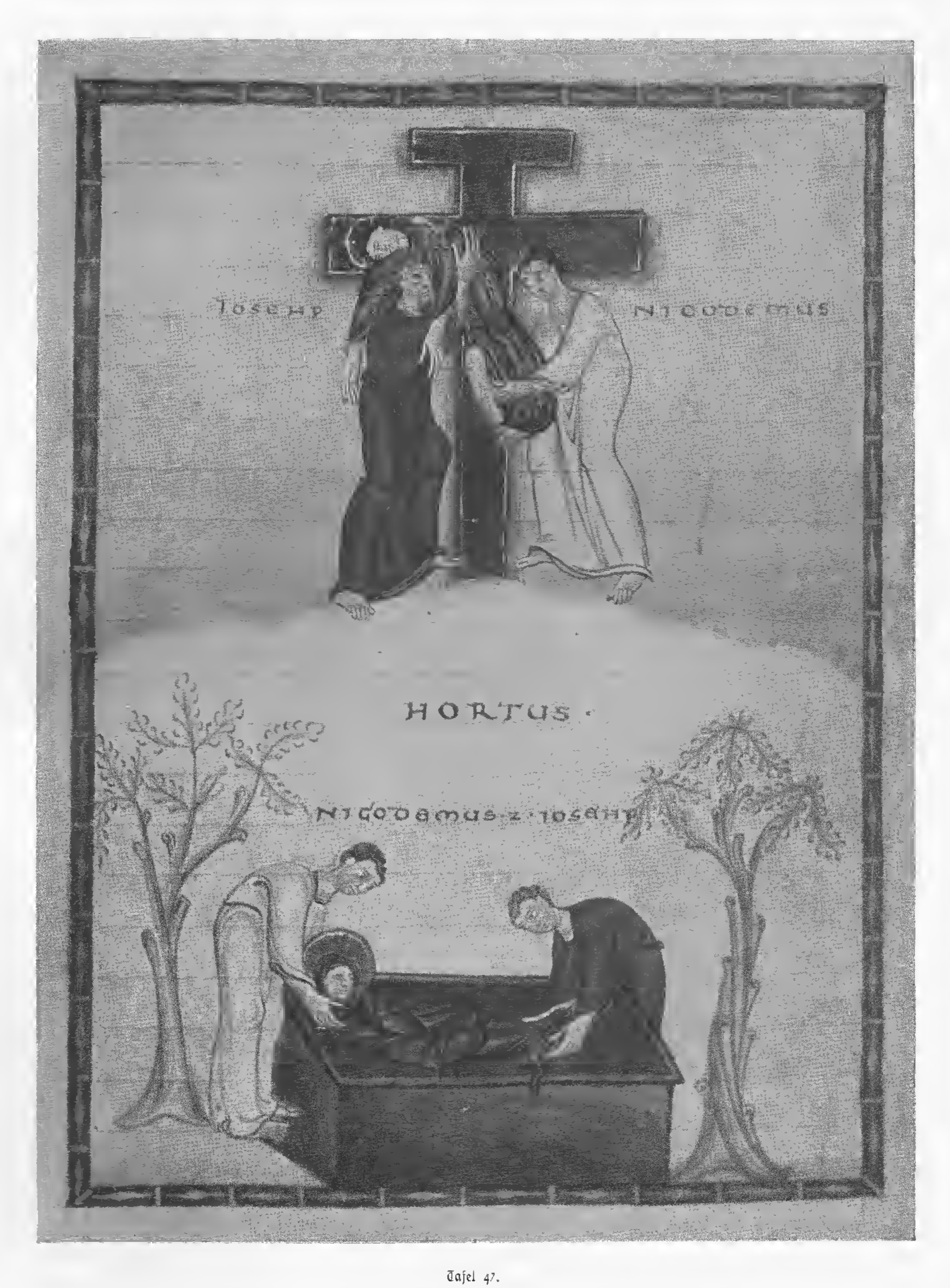
Eine Besonderheit ist es, daß in fast allen Völkern die Gespenster sehr oft mit den weißen Tüchern der Grablegung auftreten. Diese Erscheinung ist so verbreitet, daß Europäer, die zum erstenmal von wilden Völkern gesehen wurden, schon deshalb leicht ihre Macht ausüben konnten, weil man sie in ihren weißen Tropenanzügen für Gespenster hielt.

Wichtig für das Auftreten der Gespenster in der Sage ist es, daß sie in der Regel bestimmte Jahres- und Tageszeit haben, bestimmte Orte bevorzugen und einen ganz bestimmten Verkehrston mit Menschen haben.

Hier nun treten auch noch, damit wir alles zusammen bekommen, die astralen Mysterien mitbestimmend in das Gebiet. Als man vom alten Jahr zu unserem Sonnenjahr von 365 Tagen überging, blieben 12 Nächte, die sich mit dem alten Jahr nicht deckten, die gewissermaßen herrenlos waren. Es sind die Epagomenen. In diesen Nächten machten sich die Gespenster bemerkbar. Ein ganz feiner psychologischer Zug der Volksansicht. Dann aber auch, zumal ja die Gespenster der Sage zum Teil auch verflüchtigte heidnische Göttergestalten und Dämonengestalten sind, tummeln sie sich um die christlichen Feste herum mit besonderer Lebhaftigkeit. So etwa zu Advent, in der Weihnachtsnacht, zu Epiphanias, in der Karfreitagsnacht, in der Osternacht und am Andreastage. Aber auch die im Volksglauben noch hoch in Achtung stehenden Sonnwendnächte des altheidnischen Kalenders sind beliebte Zeiten des Gespensterumgangs. Alles aus dem Gedanken heraus, daß das Gespensterliche mit dem Christlichen nicht gerade gut befreundet ist.

Trennungsmomente im Kalender haben stets in der Sage eine besondere Bedeutung. So auch schon am einzelnen Tage die Mitternachtsstunde als Übergang von einem Tag in den andern und die Mittagsstunde, als altgermanische Übergangsstunde von einer Nacht zur andern. Die Germanen zählten, richtiger als wir, nach Nächten. *Daher kommt es, daß die der christlichen Zeit entstammenden Gespenster mit Vorliebe zu Mitternacht erscheinen, während die Gespenster, die Reste altgermanischer Lichtgottheiten sind, wie die weißen Frauen, die saligen Fräulein, die Mittagsfrauen, die Kornmütter usw., zumeist um die helle Mittagsstunde auftreten.*

Ein Mittelding zwischen Gespenst und Mensch gibt es auch, und es wird im deutschen Volksglauben oft „verwendet". Es ist der Astralleib von Lebenden. Wenn zum Beispiel in der Andreasnacht ein Mädchen verschiedene leicht an Vorbereitungen zu Hexenfahrten erinnernde Maßnahmen trifft und sich dann mit einem Sprüchlein, das je nach der Gegend verschieden ist, an den Heiligen Andreas



Tafel 47.

Kreuzabnahme und Grablegung
aus dem, dem Kloster Reichenau (Bodensee) entstammenden Codex Egberti (10. Jahrhundert).
Stadtbibliothek Trier. (Photo Baetz, Trier).

wendet, so erscheint am Ofen des Zimmers der Zukünftige des Mädchens. Oft variiert aber die Erscheinung in das Bild im Spiegel oder in reine Magie mit Hilfe des Teufels. Schon das Ablegen christlicher Amulette und Talismane zur Mitternachtsstunde kann die Betreffende in das Reich schwarzer Magie führen.

Die Gespenster erinnern sich ihres Erdendaseins, denn sehr häufig kommen sie nur in der Stunde oder in der Nacht ihres Todes oder ihres größten Verbrechens.

Ein ganz besonderes Kapitel, das an Interessantem reich ist, ist die Frage der Gespenstererlösung. Auch hier ist Kulturgut aus heidnischer Vergangenheit, christlicher Lehre, orientalischer Magie im wildesten Durcheinander vermengt. Wir können hier des Raumes wegen nicht darauf eingehen.

Ebenso interessant ist der Schutz gegen das Gespenst. Seit dem christlichen Zeitalter ist das Kreuz als Schutz sehr beliebt. Oft hört man, wie der Geistliche nur durch Emporhalten des Kreuzes die Gespenster verscheucht. Auch die Nennung des Namens Christi oder besonderer Heiliger wird viel gerühmt. Aus dem Gebiete der Magie entstammt die Vorstellung, daß die Namensnennung des Gespenstes diesem selbst die Kraft nimmt. Und die Kräuter und sonstigen sympathetischen Hilfsmittel, die Verwendung finden, stammen zum Teil noch aus dem Altgermanischen und waren einst Mittel gegen die Dämonen von Utgart. Eine Vermengung von Altgermanischem und Christlichem finden wir in dem Gebrauch, sich selbst bzw. den Platz, an dem man sich befindet, zum Beispiel das Bett, gegen Gespenster dadurch zu schützen, daß man einen Kreis mit einem eingezeichneten Kreuz um dasselbe zieht. Der Kreis ist atlantisch-nordischer Herkunft und als heiliges Sonnensymbol schon früh in den Bereich der orientalischen Magie getreten. Das Kreuz ist bei der Handlung christlich g e d a c h t. Es stammt aber als Symbol auch schon aus dem Nordisch-germanischen. Ganz allgemein gilt der Satz, daß man über Gespenster nicht spotten soll. Unzählig sind die Volkssagen, die über die Rache verspotteter Gespenster berichten.

In der Bibel finden wir eigentliche Gespenster nahezu nicht. Denn die Felddämonen, denen die Juden oft opferten und die im Alten Testament erwähnt sind (3. Buch Moses 17,7 — 5. Mosis 32, 17 — 2. Chronika 11,15 — Psalm 106, 37 — Jesaia 34, 14), sind keine Gespenster im Sinne unserer Definition. Dagegen ist der beschworene Geist Samuels, der vor der Hexe von Endor erscheint, ein richtiges Gespenst. Er ist aber auch recht allein in der Bibel, abgesehen von den Erscheinungen unseres Herren nach seinem Tode. Doch gerade hier können wir deutlich den Unterschied wahrnehmen. Christus, der zu seinen Jüngern kommt, ist etwas ganz anderes als ein Gespenst. Auch dieser Unterschied in der Darstellung in den Evangelien ist sehr interessant. Hier handelt es sich nicht um eine Menschenseele, sondern um die Gottheit selbst. Alles Gespensterliche verschwindet vollkommen vor dieser Gestalt unsagbarer Liebe zu den Menschen.

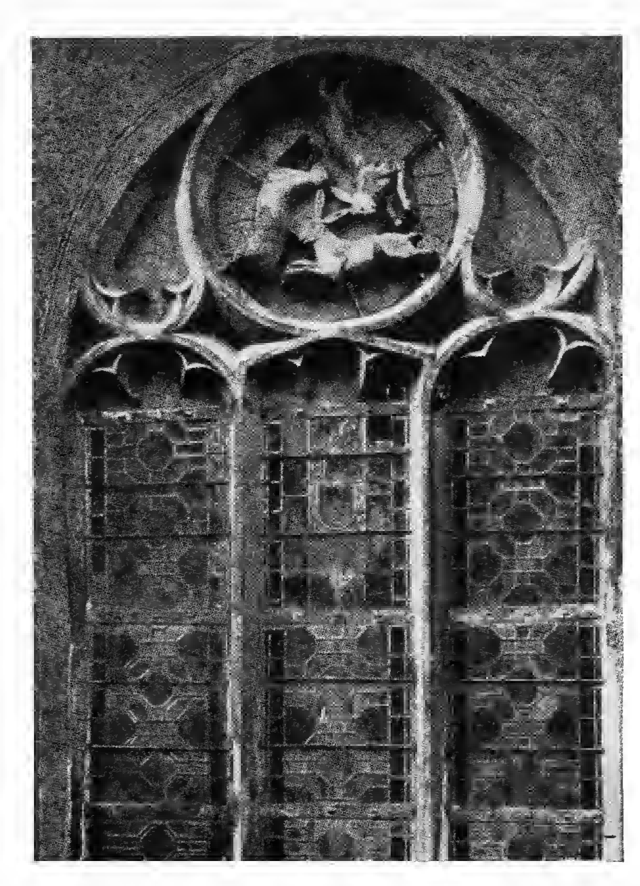


Abb. 239
Hasenmotiv am Domfenster in Paderborn

Daher ist auch in allen Sagen, oder besser gesagt Legenden, in denen Christus in deutschen Landen auftritt, alles Gespensterliche beseitigt. Die Gottheit hat mit dem Gespenst nicht die geringste Wesensähnlichkeit. Und so hat auch der fromme alte Germane das Problem beurteilt. Wenn sein Gott ihm nahte, war da nichts Gespensthaftes dabei. Der erscheinende Gott ist nie Gespenst. Dagegen finden wir, daß der Naturalismus des Volkes aus heiligen Bildern viel Gespenstiges mit der Zeit gemacht hat. Eine Erscheinung, die im germanischen Altertum vollkommen fehlt.

Die Entwicklung des gespenstigen Tieres in der Sage hat die gleichen Wurzeln wie die des menschlichen Gespenstes. Wir kennen von altersher heilige Tiere, das heißt Tiere, die im symbolischen Kult Verwendung fanden. Diese hat das eindringende Christentum zu dämonischen Tieren ebenso umgewandelt, wie es die alten Götter zu Dämonen machte. Solcher gespenstigen Tiere gibt es Hunderte in Tausenden von Formen. Besonders beliebt sind die altgermanischen Symbol- und Kulttiere: die Pferde, Böcke, Widder, Ziegen, Hunde, Raben, Hasen und Füchse. Oft verirren sie sich in die christliche Kunst (Abbildung 239). Dann die christlichen: Schafe, Esel und Tauben und im übrigen fast die ganze Zoologie. Schwarze und rote Farbe ist dämonisch. Eigentümliche Gewohnheiten der Tiere werden gespenstig aufgefaßt, und wie das Menschengespenst körperlich sehr oft nicht in Ordnung ist, seinen Kopf in der Hand trägt usw., so ist auch das gespenstige Tier in irgend einer Weise körperlich mangelhaft, hat nur drei Beine statt vier, oder eines statt zwei, hat einen andern Kopf oder vermehrte Gliedmaßen, ist uralt oder mit Pelz bekleidet, der ihm nicht zugehört. Bis ins Käferreich geht das Tiergespenst in der bekannten Totenuhr. Aus dem altgermanischen Vorstellungskreis stammen die gespenstigen Totenvögel, aber der Weg von dort bis zu ihnen ist recht weit. Das Tier galt dem alten Menschen nicht als Gott, sondern als ein Bote Gottes. Es war eines der Mittel seiner Offenbarung. Siegfried und alle großen Helden verstan-

den die Sprache der Vögel. Ein schöner Gedanke, daß der, der die Sprache der Natur versteht, Gottes Stimme hört! Das heidenfeindliche Christentum hat aus den Tieren, den lieben Gottesboten, Diener des Teufels gemacht, weil es hinter ihnen die alte heidnische Religion fürchtete. Aber es ist damit dem Volksempfinden ein großer Schaden erwachsen und auch die Tierbehandlung hat dadurch empfindlich gelitten. Sie ist orientalisch grausam geworden.

Mit in den Gedankenkreis gehört auch die deutsche Auffassung des Tieres als Person im Rechte, die noch im 17. Jahrhundert zu prozessualen Verurteilungen von Tieren führte.



Abb. 240
Moderner Aberglaube
Ein lebendiger Affe als Mascotte für ein Auto

Ich möchte hier die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne eine merkwürdige Erscheinung zu erwähnen. Wir alle wissen und sehen, wie der Glaube an Gott bei der modernen Menschheit rapid abnimmt. Wir sehen an seiner Stelle den mechanischen Gedanken von der Welt als einer dem Zufall ihr Dasein verdankenden automatischen Maschine, und vom Menschen als einem ebenfalls nur automatisch arbeitenden Organismus.

Man muß gelegentlich Mannesmut aufwenden, um seinen Glauben an das Göttliche in der Masse der Hohnlachenden auszusprechen. Und diese jedes Seelische, jedes Übersinnliche, geschweige denn Göttliche leugnenden Menschen sind abergläubig wie die Wilden. Das ist lächerlich und inkonsequent und dumm. Beim Gläubigen ist die Achtung auf Kosmisches, die Beachtung so mancher Erfahrung, die in das Gebiet des Übersinnlichen geht, selbstverständlich und kein Aberglaube, aber bei jenen anderen ist es Aberglaube. Und aus der Tatsache, daß die Aufgeklärten und die Atheisten und wie sie alle heißen, Angst haben, wenn sie in einem dunklen Walde sind oder nicht in einem Zimmer Nr. 13 wohnen wollen oder zu Tod erschrecken, wenn sie mal was Gespensterähnliches sehen, oder Talismane, Amulette und Mascottes verwenden, schon aus dieser Tatsache ist die Unhaltbarkeit ihrer Seelenfeindschaft, ihrer Leugnung alles Nichtmateriellen zu beweisen. (Abbildung 240.) Diejenigen aber, die an das Göttliche glauben, brauchen keine Angst vor dem Übersinnlichen, keine Angst vor Gespenstern, keine Angst vor den Mächten des Zwischenreiches zu haben, jede Angst hiervor würde nur die Schwäche

ihres Gottesglaubens beweisen. Und so kann ich Ihnen, verehrte Leser und Leserinnen, seien Sie nun eingestellt wie immer, mit voller Überzeugung sagen, Sie haben jedenfalls Unrecht, wenn Sie sich vor Gespenstern fürchten.

Das schlimmste Gespenst, das uns umspukt, ist unser schlimmeres Ich. Vor dem können wir Angst haben. Aber vor dem einzigen wirklich verderblichen Gespenst haben die Menschen gar keine Angst, ja sie pflegen und verwöhnen und verhätscheln es, bis es ganz groß ist und allein in ihrem Herzen und in ihrem Kopfe herrscht.

Wassergeister, Zwerge und Kobolde

Die drei Gattungen Wassergeister, Zwerge und Kobolde gehören in der deutschen Sage zu jener Unterabteilung des großen dämonischen Reiches, die wir albische, alfische oder elbische Wesen, Alben oder Elfen nennen. Dabei soll gleich betont werden, daß unser moderner deutscher Ausdruck Elfen den Begriff der albischen Wesen nicht deckt. Der Ausdruck ist im 18. Jahrhundert durch Wieland aus dem Englischen nach Deutschland gebracht worden und bedeutet eigentlich nur Luftgeist, während es im Englischen noch richtig für Elfe, Zwerg und Kobold verwendet wird. Die nordische Wurzel ist Alf, die mittelhochdeutsche Alp. Dieses Wort wird heute nur mehr für den sogenannten Druckgeist verwendet, daher der Name Alpdruck, der nicht, wie manche Leute meinen, vom Gebirge, den Alpen, herkommt. Richtig müssen wir also von Zwergen und Kobolden und Wassergeistern sprechen als von elfischen Wesen und im einzelnen den Elf von der Elfe unterscheiden. Oberon ist ein Elf, ebenso wie der Zwerg Alberich im Ring der Nibelungen; Undine in der Lortzingschen Oper ist eine Elfe, ebenso wie Kühleborn ein Elf ist.

Der Erlkönig aber — weit bekannt aus Goethes Ballade — ist gar nichts als eine Verwechslung Herders. Herder hatte bei der Übersetzung aus dem Dänischen den Ausdruck ellerkonge, was soviel heißt wie Elfenkönig, mit Erlkönig übersetzt, weil er meinte, das hänge mit dem niederdeutschen Eller — Erle zusammen, es hängt aber mit elver, das ist Elfe zusammen.

In Snorris Edda finden wir eine gute Einteilung der Elfen in Lichtelfen und Dunkelheitselfen. Der lichterfüllte Gott Freyr wohnt im Alfheimer, bei den Lichtelfen also. Loki ist auch ein Lichtalf. In den nordischen Sagas treffen wir gelegentlich auf Elfenopfer, ähnlich den Opfern der alten Juden an die Felddämonen. Noch heute bringt das Volk Blumen und Speiseopfer oft in ganz versteckten Formen an. Man nennt in Schweden Steine, die viele kleine runde Vertiefungen haben, Elfen-



Abb. 241
„Froschkönig" von Böcklin
Mit Genehmigung der F. Bruckmann A.G., München

mühlen. Das Volk legt noch manchmal kleine Opfergaben in die Vertiefungen. Aber der Gebrauch ist doch erst in relativ später Zeit entstanden. Diese Steine, sogenannte Näpfchensteine, von denen wir in diesem Buche schon ausführlich gesprochen haben, waren ursprünglich sicher keine Opfersteine, sondern Kalendersteine. Die Näpfchen sind Sonnensymbole, und gelegentlich finden sich auch nordische Jahreshieroglyphen auf ihnen.

Die elfischen Wesen gehen zurück bis in die nordische Mythologie. Das hindert aber nicht daran, daß einzelne Gruppen von ihnen andere Herkommen aufweisen oder daß sich die ursprüngliche Bedeutung im Laufe der Zeit sehr geändert hat.



Abb. 242
Zwerge bei der Arbeit

Schon bei den Zwergen, um im einzelnen nun mit diesen zu beginnen, ist nicht nur eine mythologische Herkunft nachweisbar, sondern auch eine ethnographische zum mindesten möglich. Es ist denkbar, daß die hochgewachsene nordische Rasse bei der ersten Besiedelung germanischen Gebietes auf Volksstämme sehr kleinen Wuchses stieß, die aber sehr geschickt in der Metallbearbeitung waren und die sich, vor den Siegern zurückweichend, in wilde Schluchten und Bergtäler flüchteten, wo sie noch lange Zeit hausten. Es kann die Sage von den Zwergen durch sie im einzelnen entstanden sein oder aber auch die mitgebrachte Mythologie von den Zwergen durch diese praktische Erfahrung verstärkt oder umgewandelt worden sein. (Abbildung 242.)

Der Zwerg ist in der deutschen Sage und im Volksglauben außerordentlich verbreitet. In allen germanischen Sprachen kommt das Wort Zwerg vor. Im Nordischen behalten die Zwerge ihr elfisches Wesen mehr bei als im südlichen Germanien, wo sie durch die ritterliche Dichtung dem Leben der Erdenmenschen im Wesen und selbst in der sozialen Gliederung ähnlicher gemacht wurden. Es ist ganz interessant, daß sie im ältesten deutschen Ritterroman, dem „Roudlieb" eines Tegernseer Mönches um das Jahr 1030, vorkommen. Im Norden sind sie in viel älteren Gesängen schon gewissermaßen auch literarisch eingeführt. Stets sind sie der Metallbereitung und -bearbeitung besonders kundig. Inwieweit das auf die keltische

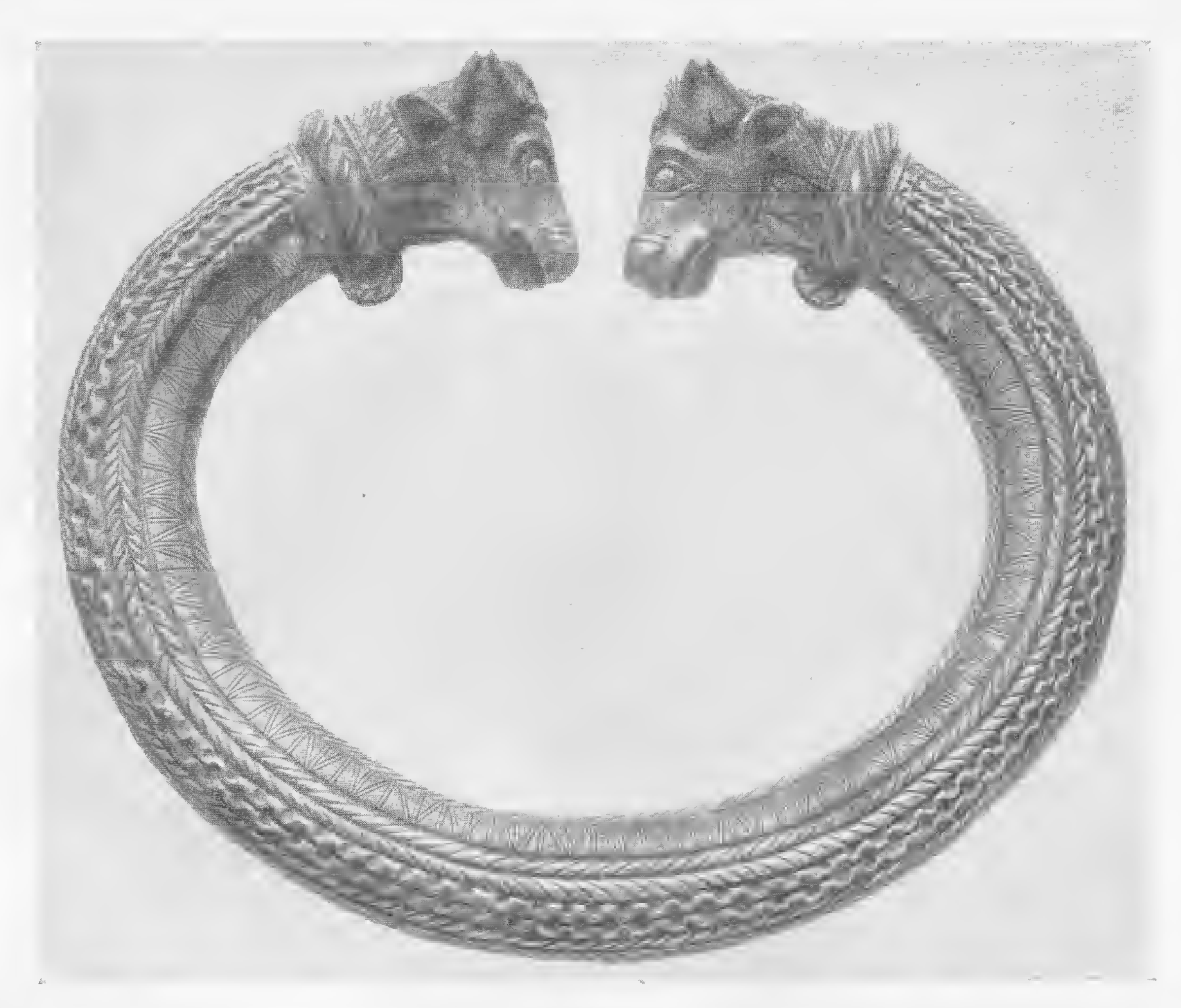


Abb. 243
Kunsthandwerk der Latènezeit
Württ. Landeskunstsammlung, Stuttgart

Kunst der Latènezeit zurückgeht oder von dieser beeinflußt wurde, wage ich nicht zu entscheiden (Abbildung 243). In der nordischen Mythologie sind alle Kunstwerke, so Odins Speer, Thors Hammer, Freyrs Eber, dann auch Ringe und Schiffe, ja selbst die goldblonden Haare einer Göttin von ihnen gefertigt.

Sie sind vor den Menschen gewesen. Eine ästhetisch nicht gerade sehr ansprechende Version der Edda gibt an, daß sie aus den Maden sich entwickelt hätten, die sich nach der Tötung des Urriesen Ymir in dessen Fleisch vorgefunden hätten. Man hat Anhaltspunkte, daß gewisse Zwergentypen auf astrale Motive zurückgehen, so etwa König Laurin in Tirol, dessen Rosengarten wohl die Abendsonne ist, während der den Garten zerstörende Wittich die Mittagssonne mit ihrem weißen Glanz bedeuten kann. Auch die astralen Gegensätze von Sonne und Mond sind in Zwergengeschichten vielleicht da und dort deutbar. Doch wollen wir damit hier keine Zeit verlieren.

Die Zwerge haben unendlich viele Bezeichnungen in den deutschen Sagen bekommen. Ich nenne nur einige wenige, so etwa Erdmännchen, Erdschmiedlein, Erdwichtel, Wichtelmännchen, Erdbiberli (in der Schweiz), Bergmännchen, Schrazeln, und allgemein, die Unterirdischen. Thor ist der Beschützer der Zwerge. Eine prachtvolle romantische deutsche Oper, Hans Heiling von Marschner, zeigt die Tragik eines unterirdischen Alfs, der die Menschen kennen lernen will und nur Trug und Gemeinheit auf der Erde findet. An Gestalt sind sie klein, meist dickköpfig, so daß sie da und dort geradewegs Dickköpfe genannt werden. Die Männer tragen lange graue Bärte, die manchen Ausleger dazu veranlaßten, im dicken Kopf den Stern und im Barte die Sternenstrahlen zu vermuten. Ihr elfisches Wesen zeigen sie ganz korrekt der Sagenlogik dadurch an, daß ihr im übrigen dem Menschen gleicher Körper einige Unregelmäßigkeiten aufweist. So haben sie oft Gänsefüße. Sie lassen diesen Mangel, wie immer üblich in der Sage, nicht gerne sehen, sondern bedecken ihn mit einem langen Mantel. In der Oberpfalz haben sie Kinderfüße, aber das genügt nicht, um sie elfisch auszuweisen, daher fehlt diesen Kinderfüßen ein Zeh. Auf dem Kopf tragen sie eine meist rote, oft auch grüne Kappe, die Nebelkappe oder Tarnkappe, mit der sie sich unsichtbar machen können. Sie wohnen unter der Erde, und die menschliche Phantasie hat in Ausschmückung dessen, was die Menschen schon früh namentlich in Salzbergwerken an glitzernden Kristallen sehen konnten, die Zwergenpaläste mit wunderbarer Pracht ausgestattet. Sie sind mit allerlei Geistesgaben und Sinnesfeinheiten ausgestattet, die den Menschen fehlen. Da sie vor den Menschen da waren, so sind sie nicht gerade erfreut, daß die Menschen durch Abholzung des Waldes und durch den Lärm ihrer Arbeit sie allmählich vertreiben. Aber trotzdem sind sie im allgemeinen gutmütig und stets hilfreich, wenn sie gut behandelt werden. Sie werden nur böse und dann auch gefährlich, wenn sie verspottet werden oder Undank ernten. Sie selbst bezahlen jeden Dienst

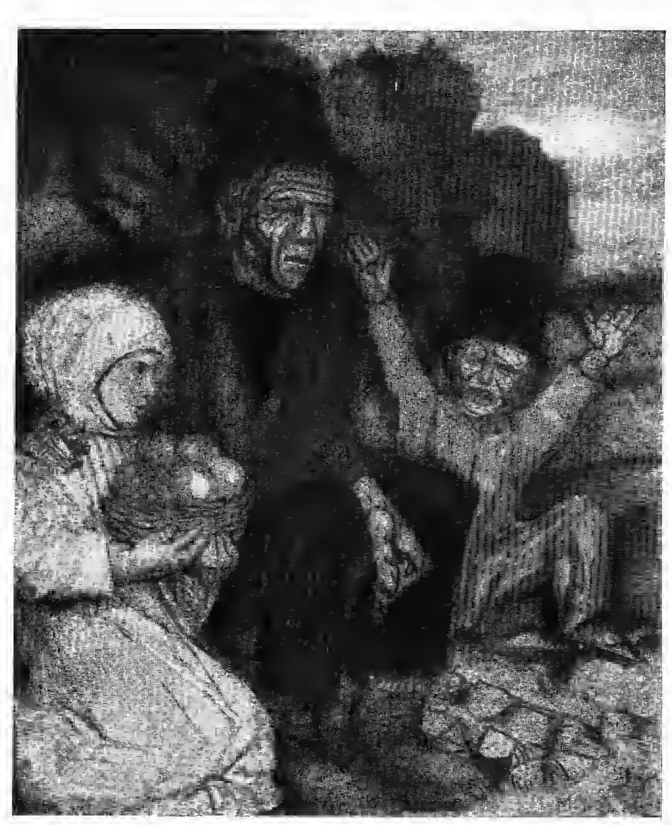


Abb. 244
„Der blaue Zwerg" von M. Schiestl



Tafel 48

Das Heidental im Teutoburger Walde. (Wahrscheinlich Gelände der Hermannschlacht)

(Photo Paul Beckmann, Detmold)

und halten ihr Wort. Ihre großen Schätze bewachen sie mit Eifersucht, und nach den schönen Menschenmädchen geht ihre ganze Liebe. Sie haben die Musik gerne und den Tanz und erscheinen oft bei den Festen der Menschen. Sie essen kein Fleisch außer das der Fische und trinken sehr gerne Milch. Sie reden eine eigene, den Menschen unverständliche Sprache. Man sieht sie meist nachts und am Tage nur um die Mittagsstunde. Sie haben eine Religion, die aber nicht christlich ist, doch hat die spätere Sage auch christliche Zwerge erfunden. Sie rauben gerne Kinder der Menschen und legen dafür sogenannte Wechselbälge in die Wiegen der darob entsetzten Mütter. Diese Wechselbälge sind wasserköpfige Kinder, Kretins usw., deren Herkunft sich der Volksglaube auf diese Weise erklärte.



Abb. 245
Wassernixe. (Holzschnitt aus Mainz von 1491)

Die Zwerge haben auch die spätere Sagenbildung und die Märchenbildung bis in die moderne Zeit (Abbildung 244) befruchtet.

Ganz interessant ist die Herkunft der Erdmännchen. Die Erdmännchen sind, sagen wir einmal, sagentechnisch aus den Zwergen geworden. Ihr Name kommt erst in dem Märchen von Brant (1457 bis 1521) von dem Krieg der Erdmännlein und der Kraniche vor. Von hier aus treten sie dann in der deutschen Dichtung häufig auf. In Berggegenden verwandeln sich die altgermanischen Zwerge in kleine Berggeister und Bergmännlein. Namentlich in den Bergwerken selbst spielen sie eine große Rolle. Sie tragen Bergmannstracht und erweisen sich frommen und guten Bergleuten als Freunde. Oft allerdings gehen sie in den Sagen ganz in das Dämonische über und verlieren ihre den Zwergen stets bis zu einem gewissen Grade anhaftende Menschlichkeit. In Bergländern, so auch in der Schweiz, tritt eine weitere Variation der Zwerge in den Almgeisterlein auf. Es sind sehr liebe Geisterchen, die verstiegene Kühe retten und sich stets hilfreich benehmen. Die von der Alm abziehenden Sennen lassen etwas Mundvorrat und Heu für die Almgeisterlein im Winter zurück. Doch ist der Brauch seit einiger Zeit nicht mehr

in Übung. Alle diese Berggeisterlein sind wohl aus einer Synthese von Bergdämon und Zwerg entstanden.

Hierher gehört auch das Venedigermännchen, eine beliebte Sagenfigur. Im Mittelalter standen die Venetianer im Rufe der Zauberkunst, wahrscheinlich wegen ihres Glases. Aber vielleicht ist eine Mischung der Worte da am Werke gewesen und ein Zweig ihrer sprachlichen Herkunft stammt von den alten deutschen Fenesleuten.

Sehr häufig treten die Zwerge auch als kleine freundliche Hausgeister auf. Dann sind sie Heinzelmännchen oder Herdmännchen genannt.

Als Wasserzwerge gehen sie dann über in den Begriff der Wasserelfen oder Nixen. Sie verlieren hier zumeist ihre kleine Gestalt. Es gibt männliche und weibliche Nixen. Der Nix ist meist ein alter Herr, mit grünem Bart, grünen Zähnen, grünen Haaren und grünem Hut. Er wohnt in Flüssen und Bächen, aber auch in alten Brunnen. Eine sehr schöne Verkörperung des Nix hat uns Gerhart Hauptmann in seiner Versunkenen Glocke gegeben, gleichzeitig ein Beispiel der unglücklichen Liebe der Wassergeister zu den Menschen. Wie der Nix versucht, das schöne Menschenmädchen zu sich zu locken, um sie im Kristallpalast unten am Boden des Wassers zur Königin zu machen, so versucht die Nixe den schönen Hirten zu sich zu locken. Die Stimme der Nixen beiderlei Geschlechtes ist schön und verlockend. Ich erinnere Sie an die herrliche Ballade von Nöck, die Karl Löwe mit großem Verständnis für das Elfische der ganzen Situation komponiert hat (Abbildung 241).

Die männlichen Nixen erscheinen zumeist um die Hochmittagsstunde. Meist steigen sie nur, wie die weiblichen Nixen auch, bis zum halben Leibe aus dem Wasser. Denn mit ihrem Körper ist das nicht ganz in Ordnung (Abbildung 245). Die schönste und entzückendste Nixe hat statt der Beine einen Fischschwanz und sie zeigt diesen elfischen Mangel im Körperlichen nicht gerne. Aber gelegentlich erscheinen die Nixen doch auf dem Lande und sehen dann wie andere Menschen aus. Doch tröpfelt stets etwas Wasser aus irgend einem Teilchen ihres Gewandes. Die weiblichen Nixen sind in der Regel friedfertiger als die männlichen. Sie sitzen oft an der Sonne und trocknen ihre langen Haare. Man wird da sofort an die Loreley denken. Aber ich muß meinen Lesern eine Enttäuschung bereiten. Die Loreley gehört der deutschen Sage nicht an. Der Loreley- oder, besser gesagt, der Lurleifelsen (Abb. 246) ist zwar schon in der frühmittelalterlichen Sage der Aufenthaltsort von Geistern, und der deutsche Dichter Konrad Marner erzählt schon im 13. Jahrhundert, daß hier der Schatz des Nibelungen ruht, aber die Lurlei als Person hat erst Brentano in einer Ballade 1801 zum erstenmale angedeutet, ein reines Phantasiebild von ihm: „In Bacharach am Rheine wohnt eine Zauberin", heißt es in dem Gedichte. Diese Zauberin stürzte sich — sie sollte Nonne werden — von dem Felsen in den Strom. Später hat sie Brentano zur Nixe umgewandelt und erst Heine hat sie 1823 in der Form uns geschenkt, in der sie heute ein sagenhaftes Alter vortäuscht,

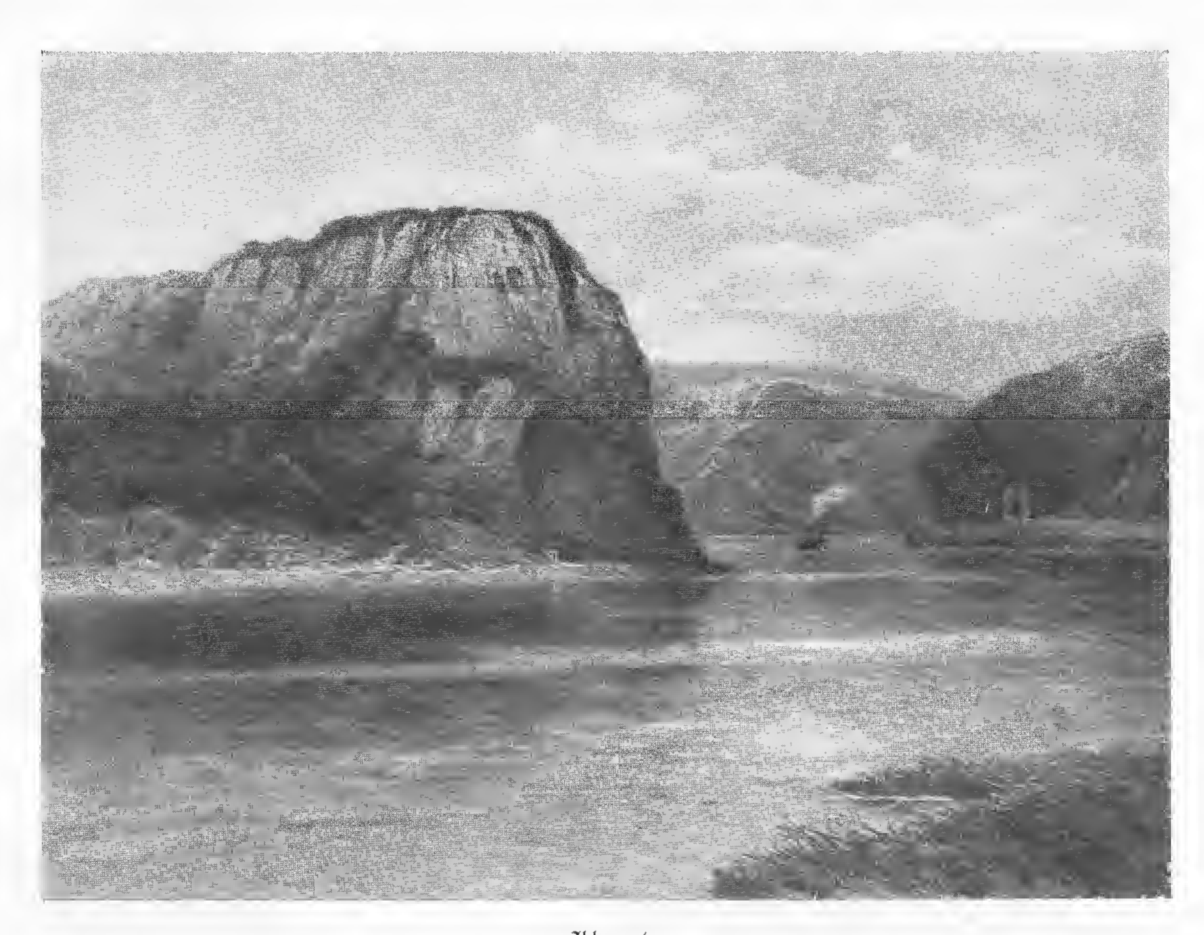


Abb. 246
Die Loreley
Gemälde von Astudin — Mit Genehmigung des Verlags Hoursch & Bechstedt, Köln

ohne es zu besitzen. Man weiß nicht recht, ob Heine von Brentano oder Brentano in seiner zweiten Fassung von Heine abgeschrieben hat.

Auch die Nixen lieben Gesang, Tanz und Musik sehr. Oft erscheinen sie zu dritt bei ländlichen Hochzeiten. Wenn sie sich da im Liebesgetändel mit den Burschen verspäten, so empfängt sie fürchterliche Strafe des regierenden Nix, der sie tötet. Ihre Klagen werden weit am Ufer hin gehört.

Gelegentlich hat die Nixe auch Böses im Sinn. Sie verlockt Kinder oder sie verlangt als Beherrscherin des Wassers ein Menschenopfer jedes Jahr.

Die Neigung der elbischen Wesen zum Menschengeschlechte ist typisch und sie beruht wohl darin, daß diese elbischen Wesen einer gewissen Ergänzung durch das Menschengeschlecht bedürfen. Sie sind zwar relativ unsterblich — unterscheiden sich sehr wohl von den sterblichen Menschen — brauchen diese aber sehr häufig, um ihr Geschlecht fortzusetzen. Wenn das auch nicht strikte Regel ist, so ist es doch wie gesagt häufig. Und auch das deutet wieder darauf hin, daß sie zum Teil wohl aus dem Zusammenstoß der nordischen Rasse mit irgend einer kleinen Rasse Euro-



Abb. 247
Frühmittelalterliche Darstellung des deutschen Märchens vom Fuchs und Kranich
Museum Schaffhausen, Phot. Koch, Schaffhausen

pas einen Teil ihres Ursprungs haben. Elbische Wesen treten auch oft in Tierform, namentlich in Märchen auf (Abbildungen 241 und 247).

Die letzte Art — in der ganz groben Einteilung, die wir hier machen — sind die Kobolde. Sie sind auch zum Teil aus den Zwergen entstanden, zum Teil aber auch aus dämonischen Vorstellungen. Sie sind den Zwergen sehr ähnlich, aber im Wesen doch nicht dasselbe. Der Kobold ist ein reiner Dämon in der Gestalt des Zwerges. Der Zwerg aber ist ein winziger Mensch mit einzelnen dämonischen Eigenschaften. Wichtelmännchen, Heinzelmännchen stehen an der Grenze zwischen Kobolden und Zwergen. Sie sind, je nachdem ihnen die Einzelsage dämonische oder menschliche Züge in höherem Maße verleiht, eines von beiden.

Die Kobolde sind nur männlich. Weibliche Koboldfiguren gehören nur der Dichtung, nicht der Sage an. Sie haben die Charaktereigenschaften der Zwerge mit erhöhter Lust am Schabernack. Sie treten als Poltergeister und Rumpelgeister ganz in das dämonische Gebiet über. Ganz abwegig und irrig ist ihre Behandlung in der Vogtländischen Volkssage, wo sie durch irgendwelchen Grund aus altheidnischen Hausgeistern zu Seelen gestorbener ungetaufter Kinder werden. Alle diese elbischen Wesen haben ihrer Natur nach mit Christlichem gar nichts zu tun. Es ist ganz charakteristisch, daß es oft von ihnen heißt, sie können den Namen Christi nicht aussprechen. Sie werden durch Glockengeläute verscheucht und verirren sich nie in eine Kirche. Wo sie mit christlichen Dingen zu tun haben, handelt es sich stets um eine spätere märchenartige Veränderung ihres eigentlichen Wesens.

Ein gottbegnadeter Deuter und Dichter der Gegenwart, Schmid-Noerr, hat in einem prachtvollen, von Sagen durchwobenen Roman, „Frau Perchtas Auszug", ganz richtig geschildert, wie diese elbischen Wesen im Gefolge der alten Götter das

Land verlassen, ein trauriger Zug, und wie nur die Erinnerung an sie uns verblieben ist.

Wir haben noch einige Ausdrücke, die mit den Koboldеn der Sage zusammenhängen. Wenn es im Norddeutschen heißt „Koboldzen" oder „Kobold schießen", so hängt das mit den lustigen Bewegungen der Kobolde zusammen. Es ist das gleiche, was wir Süddeutschen Purzelbaumschlagen nennen. Auch dieses Wort kommt von den Kobolden, die gelegentlich den Namen Purzel haben.

Das ganze Reich der elbischen Wesen bevölkert unsere Märchen. Der Däumling und die sieben Zwerge, die Heinzelmännchen und alle die kleinen Kerle, die dem Kinde im Walde begegnen, ja bis zu den lebendig werdenden Schwammerlingen, alle sind Zwerge, und alles was im Märchen über sie, ihre eigenen Schicksale und ihren Verkehr mit guten oder bösen Menschen erzählt wird, geht in irgend einer Weise und wenn es auch nur mit einem zartesten Würzelchen geschieht, weit, weit zurück bis in die allbeseelte Natur unserer ganz alten Ahnen, bis in jene Zeiten, wo der alte Gott Thor, der fulltrui der Menschen, auch der Schützer des Zwergenvolkes war.

Man soll daher Achtung vor den Sagen haben, und wenn man etwa selbst Märchen schreibt, soll man sich davor hüten, einen Unsinn phantastischer Natur zusammenzubrauen, wie das besonders in moderner Zeit so viel geschieht. Man soll Märchen, die im Gebiete der Sage sich bewegen, nur schreiben, wenn man die Sage selbst beherrscht. Und nicht glauben, daß das Unsinnig-Phantastische allein schon ein Märchen ist.

Formsinn

Die Kunst ist eine Brücke, die uns
mit der Gottheit verbindet.

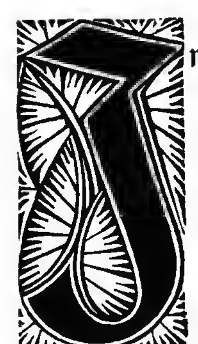
Georg Ebers



Tafel 49

Gewittersturm in den Bergen

Gemälde von Alexandre Calame (1810 bis 1864) (Kunst- und Geschichtsmuseum Genf)



n den urältesten Resten menschlicher Betätigung, im Kulturgebiet des alten Atlantis, die um Jahrtausende älter sind als das Älteste, was der Orient an Kultur uns zeigen kann, ist deutlich schon der Formsinn des Menschen zu erkennen. Wenn nun schon für die ältesten Zeiten von verschiedenen Gelehrten ein Unterschied zwischen naturalistischem und geometrischem Verfahren gemacht wird, so ist das wohl äußerlich richtig, aber es trifft nicht das letzte und tiefste Motiv. Der Naturalismus der älteren Steinzeit ist nicht bewußte naturalistische Kunstrichtung, es ist überhaupt keine Kunstrichtung, sondern eine magische Richtung. Wir haben in diesem Buche hievon schon geschrieben. Die magische Vorstellung des Menschen ist eine der allerältesten. Und aus dieser Vorstellung an sich geht schon die Notwendigkeit hervor, das, was man magisch zu verwenden gedenkt, so naturgetreu als möglich darzustellen. Wenn der Jäger des Magdalénien seine Knochendolche mit Renntierzeichnungen versah, so tat er das zunächst bewußt mit magischer Absicht, um das ersehnte Tier sicherer erlegen zu können. Auch wenn dieser Mensch in seinen Höhlen die wunderbaren Zeichnungen von Tieren fertigte, die spätere Jahrtausende nicht mehr in dieser Vollkommenheit erreichten (Tafel 5), so lag darin der magische Wunsch, das Tier so genau als möglich zu fassen, da mit der erreichten Ähnlichkeit die magische Wirkung sich erhöhte. Nach der magischen Vorstellung gehen Eigenschaften des abgebildeten Wesens auf das Abbild selbst über und damit werden sie für den Träger des Abbildes oder für den, der das Abbild magisch-zeremoniell behandelt, verwendbar und verwertbar. Daß diese Bilder auch künstlerisch einen fabelhaften Eindruck vermitteln, ist wohl einem unbewußten Formsinn zuzuschreiben, der diese Menschen erfüllte, wie er ja auch Kinder ganz unbewußt erfüllt. Die bewußte Anwendung vorhandenen Formsinns und die Schulung dieses Sinnes in gewisser Richtung bedeutet schon eine Entwicklung der Kunst, die sich von der selbstverständlichen Naturverbundenheit der magischen Zeit weit entfernt.

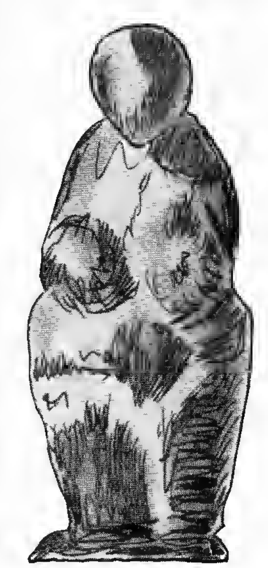
In dem Maße nun, wie die magische Vorstellung sich zu einer religiösen umwandelte oder in dem Maße, in dem in einer Menschenrasse die religiöse Vor-



Abb. 248
Höhlenzeichnungen aus der älteren Steinzeit

stellung stärker herrschte, als die magische, verändern sich auch die Produkte der Kunst. Wir brauchen nur Bilder der älteren Steinzeit mit solchen der stark religiösen Bronzezeit des Nordens zu vergleichen. Dort strenger Naturalismus, die Form des Objekts wird mit peinlicher Genauigkeit nachgezeichnet, denn man will das Objekt magisch beeinflussen, weshalb die Identität von Objekt und Bild soweit als möglich angestrebt wird (Abb. 248). Hier in der nordischen Bronzezeit das Vorwalten der symbolischen Richtung. Es kommt nicht darauf an, das Objekt naturwahr darzustellen (Abbildung 250). Im Gegenteil, die naturwahre Darstellung schadete sogar der symbolischen Wirkung, die ganz anderen Anforderungen zu genügen hatte. Denn im Symbolischen wird eine gemeinsame Wirkung verlangt, die auf bestehenden Konventionen beruht. Die Zeichnung soll nicht einen Gegenstand naturgetreu nachbilden, sondern sie soll durch Wiedergabe eines Symbols an seelische Erlebnisse erinnern und zwar derart, daß die gleiche Zeichnung einer Symbolform stets auch die gleiche Erlebniserinnerung und damit neues, aber gleichartiges Erleben hervorruft. Das Erleben des Göttlichen wird erschwert, wenn das Göttliche oder das mit ihm Zusammenhängende zu „irdisch", zu profan dargestellt wird. Das Symbol ist lediglich eine schriftliche oder plastisch geformte Erinnerung an ein Erleben, fähig, den Seelenzustand beim Erleben wieder wachzurufen. Wir haben hier ein recht deutliches Beispiel aus einer viel späteren Epoche der Kunst. Die byzantinischen Maler und die italienischen gingen bis etwa zur Mitte des 13. Jahrhunderts in ihren Darstellungen Gottes und heiliger Personen noch nebeneinander. Als aber die Italiener das symbolische Element in den Darstellungen verließen und das naturalistische zu bevorzugen begannen, da trennten sich die Byzantiner bewußt von den Italienern. Sie malten ihre heiligen Bilder und tun das bis in die moderne Zeit, mit dem Schwerpunkt im Symbolischen, so zwar, daß dem Künstler in der Szenerie und in der

persönlichen Auffassung des Figürlichen gar kein Spielraum gelassen wurde. Er durfte eigentlich nur die Augen so malen, wie er wollte. Die Italiener aber schritten über das Quattrocento zur Hochrenaissance weiter, und Raffael malte Madonnen, die die ganze Welt entzücken, aber nicht mehr die geringste religiös-symbolische Wirkung haben. Es sind schöne Frauen, die durch einen Heiligenschein oder durch Eigentümlichkeiten der Szenerie als Gottesmutter erkennbar sind. Die byzantinischen Madonnen sind keine schönen Frauen, sie haben kaum etwas Menschliches an sich, aber sie sind von einer symbolischen Wirkung, die unsagbar ist für den, dem das Erleben in religiöser Hinsicht zu eigen ist. Sagt also der Naturalismus Allen etwas, aber nichts Religiöses, so sagt der Symbolismus nur denen etwas, die auf gleichem Erleben fußen, denen aber unendlich viel mehr als jedem Naturalismus zu sagen möglich ist.


Abb. 249
Menschliche Figur
Ein Kunstwerk
aus der älteren Steinzeit

Wir müssen diese Tatsache vollkommen verstehen, sie ist nicht nur zum Erfassen des Religiösen an sich notwendig, sondern auch zur Beurteilung von Dingen, die mit der Kunst zusammenhängen. Wenn die orthodoxen Klöster und für Kirchenkunst maßgebenden griechisch-katholischen (byzantinischen) Geistlichen jegliches Bild Raffaels verboten haben, weil sie seine ganze Kunst für im höchsten Grade irreligiös und ketzerisch hielten, womit sie das Asymbolische seiner Kunst angriffen, so ist das ganz charakteristisch und keineswegs unrichtig. Wundertätige Bilder der Gottheit sind in der Regel symbolisch stärker als naturalistisch. Eine Raffaelsche Madonna kann den Beschauer verliebt machen, aber sie kann kein Gebet erhören, wogegen die Madonnen der Athosklöster Griechenlands, fern von jeder erotischen Wirkung, eine gebetserhörende symbolische Wirkung besitzen, die gewaltig genannt werden muß. Von diesen meinen Lesern nicht bekannten Madonnen in den Athosklöstern Griechenlands, deren Wirkungen den modernen Psychologen die allerschwersten Rätsel aufgeben könnten, genüge diese Andeutung. Wir müssen also, wollen wir die Kunstentwicklung motivlich fassen, nicht die Einteilung nach dem treffen, was geleistet wurde, sondern nach den Gründen, die zur künstlerischen Leistung führten. Damit trennen sich Darstellungen zu magischen von denen zu religiösen Zwecken und von Gebrauchsformen der Geräte, wenn gleich auch hier das Symbolische in allen drei Gebieten mitbeteiligt sein kann.

Wenn zum Beispiel ein Mensch der Bronzezeit ein Messer sich fertigte, so walteten in der Herstellung die verschiedensten Absichten. Das Messer mußte scharf sein und für den Zweck, dem es diente, praktisch sein. Hier liegen reine Gründe der Zweckmäßigkeit vor. Dann aber auch will der Mensch etwas in Händen haben, was ihm gefällt, was ihm Freude macht, hier wirken also ästhetische Motive mit,

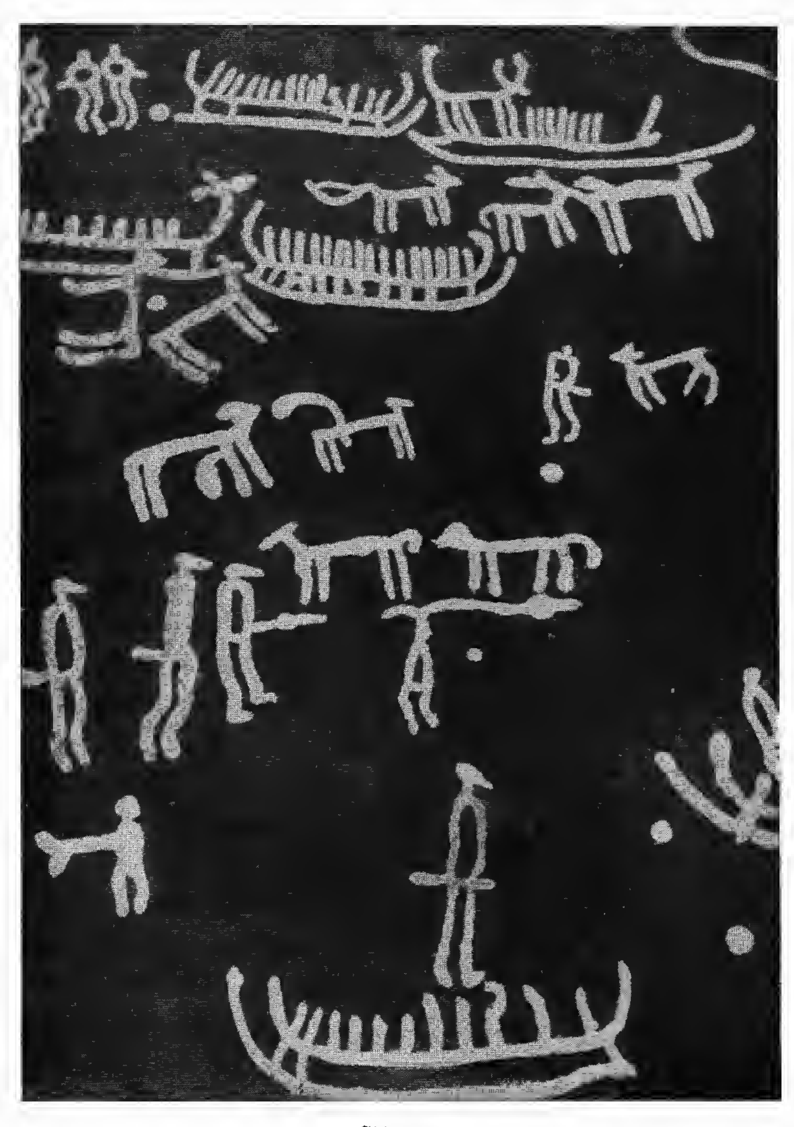


Abb. 250
Menschliche Figuren auf bronzezeitlichen, symbolischen Felszeichnungen Schwedens
Museum Göteborg

und dann will der Mensch auch ein Instrument haben, das ihm Segen bringt, daher schmückt er den Griff etwa mit dem Symbol der Sonne oder einer symbolischen Rune oder mit irgend etwas, was eine Verbindung zwischen ihm selbst über das Gerät zur Gottheit schafft oder erleichtert.

Wir wissen schon aus früheren Abschnitten des Buches, wie das rein Symbolische allmählich einen Vergleich mit dem Ästhetischen schließt, der zum Beispiel auf den schwedischen Felszeichnungen, von denen wir unseren Lesern in diesem Buche nahezu alle bringen, noch keineswegs geschlossen ist. Die beiden Abbildungen 249 und 250 zeigen uns den Gegensatz der naturalistischen Auffassung des Menschenkörpers in der älteren Steinzeit zu der symbolischen Auffassung der Bronzezeit in sehr drastischer Weise. Die weibliche Steinzeitfigur ist in der Gesamtform von wunderbarer Lebenswahrheit. Die Felszeichnungsmenschen haben mit Lebenswahrheit gar nichts zu tun. Beide Leistungen haben verschiedenen seelischen Ausgangspunkt und verschiedenes Wirkungsziel. Wir sehen aber auch dann, wie dieser Vergleich in weiteren Jahrhunderten, gleichzeitig allerdings auch mit religiösen Wandlungen, das Symbolische unterdrückt, das zum Formelement wird, anfangs noch bewußt, später unbewußt angewendet und dabei in sich selbst abgeändert wird.

Dieser Werdegang gehört zum Interessantesten, was uns die Kunstgeschichte bieten kann, aber eben auch nur dann, wenn sie sich bewußt bleibt, daß sie in

den alten Zeiten gleichzeitig Symbolgeschichte sein muß, um das Richtige zutreffen.

Es ist nicht die Aufgabe unseres Buches, eine Geschichte der darstellenden Kunst Europas zu geben von den Uranfängen bis in das frühe Mittelalter. Wir verfolgen nur den Zweck, auf den Formsinn unserer Ahnen etwas hinzuweisen und damit zu zeigen, daß diese uralten Formen heute noch lebendig sind. Sie sind nicht lebendig geblieben wegen ihres symbolischen Wertes, denn unsere Zeit hat leider andere Symbole, aber sie sind lebendig geblieben, weil sie unzweifelhaft schön sind, ganz abgesehen davon, daß sie die praktische Lösung der Bedarfsfrage getroffen haben. Betrachten wir uns einmal ganz unvoreingenommen und ganz ungelehrt die beiden Gefäße aus recht früher Steinzeit in unserer Abbildung 251.

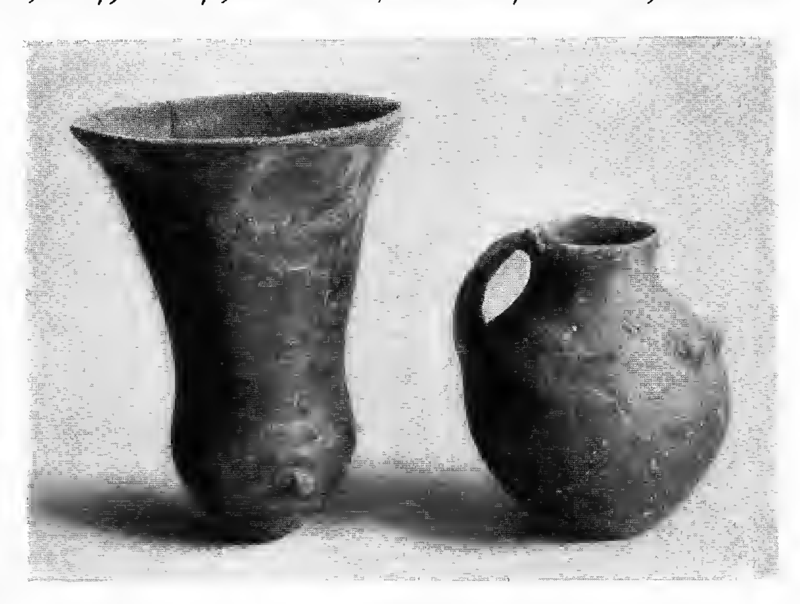


Abb. 251
Gefäße aus der älteren Steinzeit (Museum Schaffhausen)

Es fällt uns zunächst auf, daß der Becher, der seiner Form nach Tulpenbecher genannt wird, ein reiner Handbecher war. Man konnte ihn nicht aufstellen, aber seine Form fügt sich prachtvoll der greifenden Hand ein. Das Gefäß rechts dagegen bewahrte irgend welchen Vorrat, hatte also einen Boden, auf dem es stehen konnte und schon einen Henkel, mit dem man es zu heben vermochte. Beide Gefäße dienen also durch ihre Form ihrem Zweck. Beide Gefäße aber gefallen auch durch ihre Form. Und zwar hauptsächlich deshalb, weil diese Form symmetrisch ist. Man kann sich eine Achse vorstellen, die durch jedes der beiden Gefäße läuft und findet dann, daß die Gefäßmasse sich um diese Achse sehr gleichmäßig verteilt. Gewiß ist der Tulpenbecher dem Blütenbecher einer Blume nachgebildet, aber es herrscht hier keine Sklaverei der Nachbildung, sondern schon ein sehr souveränes eigenes Formgefühl. Diesem Formgefühl ist es vielleicht zu verdanken, daß das Henkelgefäß vorn zwei kleine Brustwarzen trägt, die das Gegengewicht zu dem aus der Form herausspringenden Henkel bilden. Doch betrachten wir einmal diesen Henkel selbst: wie wunderbar im Gefühl dieser Urmenschen ist der Formsinn schon entwickelt! Dieser Henkel läuft mit seiner Rundung so, daß er die untere Rundung des Gefäßes nach einer ganz flachen und sehr schön wir-

kenden muldenartigen Unterbrechung, als Fortsetzung findet. Solche Formen sind nicht von heute auf morgen entstanden und wir dürfen getrost annehmen, daß es sich hier schon um eine alte Kultur handelt, wie überhaupt alles, dessen Reste wir noch finden, schon auf Entwicklungen von unzähligen Jahrtausenden schließen läßt.

Eine sehr schöne Zusammenstellung der typischen Gefäßformen in Nord-, Mittel- und Süddeutschland der Jüngeren Steinzeit besitzt das Provinzialmuseum Hannover. Wir geben diese Zusammenstellung auf unseren Abbildungen 254 und 255 wieder. Der Formsinn in dieser Keramik behandelt die einfachen Aufgaben des Bechers, der Schale und des großen Vorratsgefäßes mit erstaunlichem Geschick. Unsere Leser werden eine ganze Reihe von Formen finden, die sich von modernen in nichts unterscheiden, so etwa in der Reihe der Spiralmäanderkeramik. Wir hoffen, daß diese beiden Übersichten unseren Lesern beim Besuch von Museen gute Dienste leisten werden.



Abb. 252
Gefäß aus der jüngeren Steinzeit mit Winkelbandornament
Museum der Stadt Worms — Photo A. J. Füller

Im Ganzen variieren die Formen um drei Grundtypen und nur die Elbmegalithkeramik bringt prinzipiell neue Formen. Ist so dem Formsinn anscheinend in der jüngeren Steinzeit im äußeren Umriß eine gewisse Grenze gesetzt — obgleich ja unsere Übersicht keineswegs alle Einzelformen bringt — so hat der Formsinn ein ganz besonderes Feld der Betätigung im ornamentalen Schmuck der Geräte gefunden. Dieser ornamentale Schmuck ist für die verschiedenen Abschnitte bzw. Gegenden so charakteristisch, daß er als Unterscheidungsmerkmal verwendet wird.

Aber wo kommt er her? Ist dieser ornamentale Formsinn reiner Schmucksinn, insofern als er es ausschließlich mit der Absicht, Schönes zu schaffen, zu tun hat? Die Antwort ist außerordentlich schwer zu geben. Wir dürfen annehmen, daß sowohl das Magische und das Symbolische als auch das Künstlerische an der Wiege

des keramischen Ornaments Pate gestanden haben. Und wir wollen uns nicht darin verlieren, deuten zu wollen, welche Elemente jedem der drei genannten Gebiete bei jedem Einzelstück angehören. Wir haben in unserem Buche ja schon festgestellt, wie das Symbol, aneinandergereiht, zum Ornament werden kann. Ebenso vermag das das magische Zauberzeichen. Endlich aber auch dürfen wir annehmen, daß die ungeschmückte Oberfläche der Geräte schon den ältesten Menschen leer vorgekommen sein mag und daß diese Menschen auch schon in der Natur beobachtet haben, wie die Flächen der Blätter und Blüten durch feinste Rippen und Zeichnungen aufgeteilt sind. Ähnliche Beobachtungen konnten sie an Felsen und Tierfellen, am Anblick des Waldes und der Heide, ja selbst am Himmel mit Wolken oder Sternen machen. Daß da der Wunsch des Keramikers auftauchte, Ähnliches auch auf seinen Tonflächen hervorzubringen, ist ganz selbstverständlich. Doch dürfen wir bei dieser Erklärung auch nicht zu weit gehen, denn wir finden schon in der ältesten Steinzeit das Symbol auf den Gefäßen, so etwa die dreiringige atlantische Burg und einzelne Jahreshieroglyphen.



Abb. 253
Gefäß aus der jüngeren Steinzeit mit Spiralmäanderornament in sehr autonomer Form
Gräberfeld von Flomborn

Die geometrischen Ziermuster, mit denen die Gefäße der jüngeren Steinzeit bedeckt sind, sind daher nicht oder zum mindesten nicht alle in den Elementen, aus denen sie bestehen, gewissermaßen erfunden worden, sondern haben sich aus dem Kultischen ergeben und wurden dann nur künstlerisch ausgebildet.

Sie bilden im Großen und Ganzen zunächst zwei Gruppen, von denen die ältere die einfachere ist. Es ist dies die Gruppe der Zickzack- oder Winkelbandornamente. Ob ihre Herkunft aus der Weberei stammt, ist nicht mit Sicherheit zu behaupten. Es können ähnliche Formen der Gewebe und diese keramischen Muster einer dritten, eben kultischen Quelle entstammen. Die geradlinigen Ornamente die sogenannten Schnurornamente sind wohl dadurch entstanden, daß über den feuchten Ton Schnüre gespannt wurden (vielleicht zunächst nur um ihn zusammenzuhalten), deren Abdruck dann in der Form von rings um die Oberfläche des Gefäßes laufenden Kreisen blieb. Die Richtungsunterbrechung dieser geradlinigen Ornamente bildet in einem Hinauf und Hinunter die einfachste Form des Winkelbandornaments. Aber solche Ornamentik, stets und ausschließlich angewendet, wirkt langweilig und würde, wäre sie allein vorhanden, dem Urteil derer Recht geben, die den neolithischen Menschen als phantasieärmer, als seinen altsteinzeitlichen Vorfahren bezeichnen. Aber dem ist doch nicht so. Mitten in die fade Geometrie der Winkelbänder tritt oft ein Formelement auf, das der Natur abgelauscht ist, so etwa die winkelbandmäßig stilisierte Blume auf unserer Abbildung 252. Dieses Gefäß zeigt sehr rein den sogenannten Hinkelsteintyp, einen Vertreter der älteren



Abb. 254
Provinzial-Museum, Hannover



Tafel 50
Elfentanz von Moritz von Schwind
(Schackgalerie München)



Abb. 255
Provinzial-Museum, Hannover

Winkelbandkeramik. Dies Gefäß steht auch als Typus auf unserer Abbildung 255 in der dritten Reihe von oben. Eine Abart finden wir dann in der Stichbandornamentik, in der die geraden Linien nicht fortlaufend gezeichnet sind, sondern aus einer Reihe eng aneinander gestellter Punkte oder kleiner Linien bestehen. In diesen Stichbandornamenten kommt schon gelegentlich der Mäander vor, die bachartig gekrümmte Linie also. Daher scheint das Stichbandornament jünger zu sein als das Winkelbandornament in ganzen Linien.

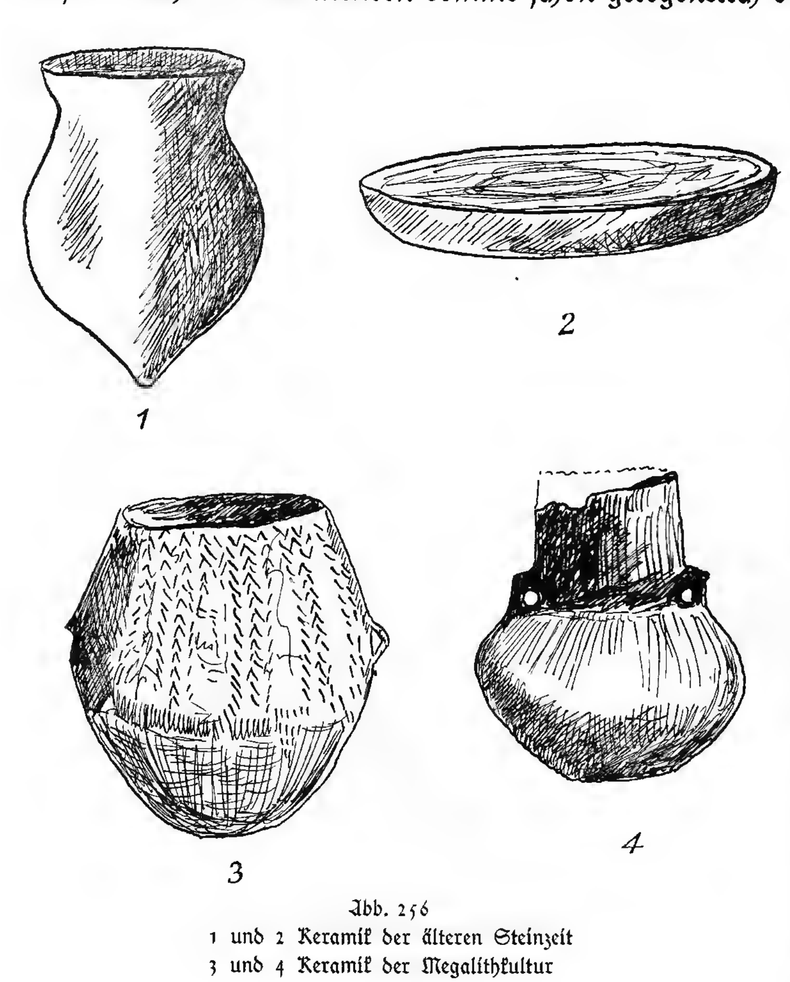


Abb. 256
1 und 2 Keramik der älteren Steinzeit
3 und 4 Keramik der Megalithkultur

Die dritte und jüngste Art der jungsteinzeitlichen Winkelbandkeramik ist die Töpferei mit sogenannter „Furchenstichverzierung". Hier wird das Ornament tief eingefurcht und dann weiß ausgefüllt. Besonders wertvolle Beispiele lieferte eine Ausgrabung bei Großgartach, in der Nähe der württembergischen Stadt Heilbronn (Abbildung 255 zweite Reihe von unten). Die Füllung besteht aus einer weißen Masse, in der Knochenasche vorwaltet. Die Muster sind lebhafter, die Freude an der Farbe führt manchmal zur Vernachlässigung der Ornamentsfeinheit. Großen Sinn für Symmetrie zeigen die Ausfüllungen der auf der Oberfläche der Gefäße sich ergebenden Kreise durch Guirlanden von aneinandergereihten Bögen.

Die reine Bandkeramik ist eine Spezialität des sächsisch-thüringischen Gebietes in der jüngeren Steinzeit.

Während auch im Süden Deutschlands die Bandkeramik vorherrscht, begegnen wir im Norden der Megalithgräberkeramik (Abbildung 254 erste und zweite Reihe). Wir stehen nicht auf dem da und dort eingenommenen Standpunkt, daß die norddeutsche Megalithkeramik nur ein Ableger der süddeutschen Band-

keramik ist. Uns erscheint das Gerade, Strenge und scharf Gegliederte in den nordwestdeutschen und skandinavischen Gefäßen dieser Zeit doch ein Beweis ganz selbständiger Entwicklung zu sein. Das Monumentale und in irgend einer Weise Einsame der Formen weist auf eine Verwandtschaft mit jenem Geiste hin, der auch die Megalithgräber schuf. Es ist ganz richtig, was ein Forscher einmal sagte, daß im Süden Form und Anmut, im Norden Charakter und Würde in den Gefäßen und ihren Ornamenten charakteristisch wiedergegeben sind. Aber gerade diese innerlichen Unterschiede deuten auf ein gesondertes Eigenleben der beiden Arten hin. Dabei hat der donauländische Stil, den wir ja schon kennen lernten, sicher Einbrüche im Norden vollzogen. So sind die Keramiken der nordarischen Randgebiete im Rössener Typ zweifellos südlich beeinflußt (Abbildung 255 dritte Reihe von unten). Da wo wir eine Überladenheit an ornamentalem Schmuck feststellen können, handelt es sich meist um Mischtypen. Zu welch wundervollen Formen die Keramik der jüngeren Steinzeit in der Spiralmäanderart schon gelangt ist, zeigen unsere Abbildung 253 und die unterste Reihe der Abbildung 255. Das Geometrische ist verschwunden, wenngleich es ja, mathematisch gesprochen, auch in der Kurve noch vorwaltet. Aber dadurch, daß die Wellenlänge der Kurve über die reine Profilansicht des Gerätes hinübergeht in die perspektivische Verkürzung, wirkt das Ganze überaus lebendig und zweifellos ästhetisch voll befriedigend.



Abb. 257
Zonenbecher der Schnurkeramik aus der jüngeren Steinzeit
Museum der Stadt Worms — Photo A. J. Füller

Wenn wir in unserer Abb. 256 ein Beispiel der älteren Steinzeitkeramik, und eines der Megalithkultur nebeneinanderstellen und diese dann mit der Abb. 253

vergleichen, so erkennen wir einen deutlichen Weg. In dem Gefäße der älteren Steinzeit die alleinige Wirkung der an sich schönen Gesamtform. In der älteren Megalithkultur die Unterstützung der Form durch ein gestricheltes Ornament, das aber eigentlich mehr schadet als nützt, und nun das Gefäß aus dem Gräberfeld von Flomborn, in Form von prachtvoller Einfachheit und Würde und im Ornament zwar Spiralmäanderart zeigend, aber doch autonom in dessen künstlerischen Anwendung.

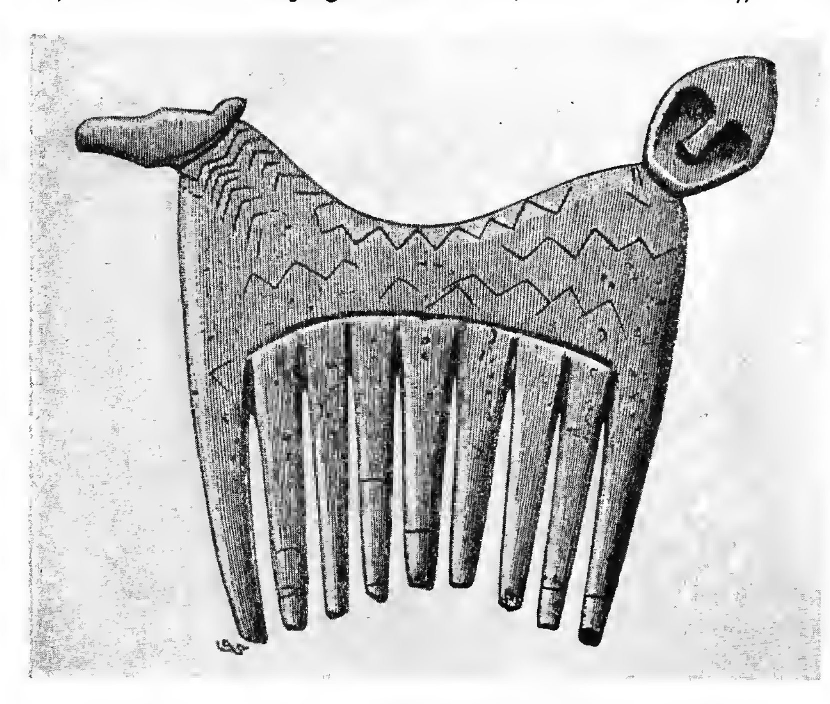


Abb. 258
Jungsteinzeitlicher Kamm mit Winkelbandornament

Vielleicht ist es nicht falsch, wenn wir sagen, daß die Kurve im Ornament zur Freiheit künstlerischer Entfaltung führt. Sie ist in leisesten Abwandlungen ihres Neigungswinkels, ihrer Wellenlänge gefügiger dem persönlichen Geschmack, dem künstlerischen Erfüllungsbedürfnis, als die gerade Linie mit ihren stets vordringlichen Ecken. Hier muß die Freiheit in anderen Dingen gesucht werden. Solche Versuche zeigen uns die Gefäße mit der sogenannten Zonentechnik. Unsere Abbildung 257 gibt einen Zonenbecher mit Schnurbandkeramik wieder. Betrachten wir ihn auf die vordringlichsten Wirkungen, so sehen wir deren zwei, die mit einander streiten. Die eine Wirkung geht von dem starren Winkelband aus, die andere aber von der Ausfüllung des Raumes zwischen den Streifen der Winkelbänder. Hier wirken die dunklen einfarbigen und musterlosen Streifen am stärksten. Daher heißt die ganze Art Zonenkeramik. Die Form bleibt auf die Dauer langweilig, was bei der frei bearbeiteten Mäanderform auf Abbildung 253 niemals der Fall sein wird.

Daß die Form des keramischen Ornamentes auch auf andere als Tongeräte angebracht wurde, ist naheliegend. Wir kennen Metalläxte mit Schnurkeramik auf den Klingen und ebenso auch Messer. Ein Kamm der jüngeren Steinzeit zeigt auch schüchterne Versuche das Winkelbandornament zu verwenden. Interessanter aber noch als dies ist, wie unsere Figur 258 zeigt, daß dieser Kamm die Rückenlinie des Pferdes als Formlinie verwendet und kühn auf das Ende der Pferdekrupp einen Menschenkopf setzt.

Von besonderem Werte endlich ist ein Fund bei Bernburg, der ebenfalls der jüngeren Steinzeit angehört, vollkommen die Form unseres Bechers aufweist und vor allem schon Runen zeigt. Dieser Becher allein straft alle diejenigen Lügen, die die Runen vom Schwarzen Meer herkommen lassen, wo sie im dritten christlichen Jahrhundert erst den Goten bekannt geworden sein sollen. Die feste Ansicht mehrerer Gelehrtengenerationen, von dieser Herkunft der Runen (unsere germanischen Ahnen durften doch nichts selbst haben, denn das Licht kam doch in jeder Hinsicht aus dem Osten), hat dazu geführt, daß man den Becher zwar oft abbildete, die Zeichen aber „übersah". Wir geben in unserer Abbildung 259 eine Handskizze des Stückes. Eine ähnliche Runenschrift ist auf einem Steine (Abb. 260) in Ostgotland gefunden worden, die jedenfalls mehrere tausend Jahre alt ist.



Abb. 259
Steinzeitlicher Becher aus Bernburg

Diese Einschaltung nur, um immer wieder daran zu erinnern, daß unsere Ahnen weder die Babyloner noch die Semiten nötig hatten, um eine Schrift zu besitzen (Abbildung 260). Eine besondere Entwicklung nahm die Keramik dann, als die Leichenverbrennung aufkam. Die Reste der Verbrennung wurden in Urnen gesammelt, denen verschiedenartige Form gegeben wurde. Wir lernten solche ja schon im Abschnitt „Das Haus der Toten" kennen. Unsere Abbildung 262 zeigt noch einige sächsische Urnen mit besonders schönen Formen aus den Beständen des Provinzialmuseums Hannover. Damit treten wir schon in die Bronzezeit über.

Auch in der Bronzezeit ist das beliebte alte Bandornament noch häufig zu treffen. Unsere Abbildung 261 zeigt uns ein Tongefäß aus der Bronzezeit, das seinem Ornament nach noch ganz gut in die jüngere Steinzeit gehören konnte.

Wir wollen die Keramik der Bronzezeit aber nun nicht weiter verfolgen, weil uns das neue Material, das sich der menschlichen Kunstbetätigung anbot, die Bronze, in erster Linie interessiert und weil durch die Besonderheit des Materials auch Besonderheiten in der künstlerischen Entwicklung sich ausbildeten.

Die Bronzezeit ist die große Blütezeit in Religion und Kunst der germanischen Welt gewesen. Es ist auch die Zeit der zweiten großen Wanderungen aus dem Norden, von denen wir nur leider allzuwenig im einzelnen wissen. Damals zogen die nordischen Arier aus, von jenem Zentralgebiete her, das sich um Dänemark weit hin gruppierte und das sein kultisches Heiligtum einst im Polseteland hatte. Ein Stamm zog nach Italien, es waren die späteren Italiker und Ahnen der norditalienischen Stämme, ein anderer Zug, die Illyrier, wandte sich in den Balkan, die arischen

Dorier kamen nach Griechenland, die Thraker in die Halbinsel nordwestlich des heutigen Konstantinopel, die Kelten wandten sich zunächst in das östliche Süddeutschland, um dann weiter nach Westen zu ziehen. Auch vor den Küsten Ägyptens erschienen die kühnen nordischen Seefahrer, worüber uns ägyptische Quellen berichten. Die ganze Kulturwelt Europas wurde von diesen arischen Wanderungen geschaffen und überallhin kam mit den Ariern auch die Symbolik des Lichtes. Noch spät wußten die Griechen, daß ihr Sonnengott Apollo vom Norden her gekommen war. In Italien und auf dem Balkan finden wir die Symbole der alten Polseteleute, die auf einer ihrer Seefahrten bis nach Kleinasien und Syrien gekommen waren und das Philisterland, der Name Philister hängt ebenso wie der Name Palästina noch mit Polsete zusammen, eroberten. Hiebei fand dieser sehr interessante Zusammenstoß der arischen Wanderung mit den Resten atlantischer Kultur statt, die viel früheren Wanderungen und Eroberungszügen von Atlantis her ihr Dasein verdankten. Da nun aber Atlantis kultisch mit dem Norden, auch wiederum von früher her zusammenhing, so traf oft Verwandtes auf Verwandtes. Es entstanden jene großen Mythen der mittelländischen Welt, die von da ab atlantische und nordisch-arische Elemente vermengt zeigen, es entstand jenes gewaltige Kulturleben namentlich in Kreta und später in Griechenland, das der glücklichsten Vermischung von Kulturen und Menschen entsprang. Doch das auszuführen, ist nicht Sache dieses Buches. Wir haben uns in diesem Abschnitt mit dem Formsinn unserer Ahnen zu befassen und wollen nun untersuchen, welche schönen Beispiele uns die Bronzezeit auf deutschem Gebiete und im Norden gibt. Die Entwicklung des Schwertes in der Bronzezeit haben wir schon im Abschnitt „Das Haus der Lebenden" behandelt. Es erübrigt sich nur noch an der Hand einiger Abbildungen das rein künstlerische Element des Bronzezeitschwertes zu betrachten. (Abbildungen 263, 264 und 267.)

Abb. 260
Vorzeitliche Runen auf einem Stein bei Stärking in Ostgotland



Abb. 261
Topf aus der Bronzezeit mit charakteristischem Zickzack-Band-Ornament

Da ist es zunächst die schöne Linie der Klinge, die uns entzückt. Die ästhetisch schwierige Aufgabe, die Klinge im Vorderteil zu verbreitern, um die Hiebkraft zu erhöhen, ist meisterhaft gelöst in weicher, formsicherer Linie. Dem Griff wird alle



Abb. 262
Sächsische Graburnen (Provinzialmuseum Hannover)

Liebe zugewendet und es erscheinen in dieser symbolstarken Zeit die alten Symbole des Lichtes wieder als Schmuck des Griffes. (Vgl. auch die Schwerterabbildungen 199 bis 201 im Abschnitt „Das Haus der Lebenden".) Die Rundung läßt ihn sicher in der Hand liegen. Die Parierstange, die das Übergleiten der Hand auf die Klinge verhütet, wird in Sonnenspiralen ausgearbeitet. Man sieht es diesen Schwertern an, daß sie Lieblingsgegenstände ihrer Besitzer waren (Abbildung 267).

Was die Bronzekunst in der Gefäßeherstellung im Allgemeinen betrifft, so pflegt man zwischen durch Guß hergestellten und getriebenen Gefäßen zu unterscheiden. Auch hier ist das Spiralornament, die Erinnerung an das Sonnensymbol auf den ältesten Bronzen vorhanden. Auch auf goldene Geräte geht diese Ornamentik über. Das ganze nordische Kunsthandwerk der Bronzezeit, und das interessiert uns hier in erster Linie, ist vollkommen symbolisch beeinflußt (Abbildung 266). Aber die Anwendung des Symbolischen erfolgt schon in künstlerisch bewußter Form. Durch das Auseinanderziehen der Labyrinthspirale des Sonnensymbols entstehen sehr schöne Ornamentteile, die unsere Leser auf der Tafel 11 studieren können. Die ursprünglich streng symbolisch nebeneinander gesetzten Sonnensymbole werden miteinander verbunden und zu diesem Zwecke werden die Spiralen so weit als notwendig aufgelöst. Das ist deutlich an den Bronzegeräten auf der Tafel zu erkennen. Auf dem obersten Bronzegerät sind am oberen Rand von der Spirale drei Windungen belassen, die Spirale selbst aber ist ganz zum Bande aufgelöst. Ja sie läuft in dem Zwischenornament sogar wie ein selbständiger Gedanke an senkrechten Stäben empor. Andererseits ist sie bei dem unten liegenden Armreif zur Gestaltung der Oberfläche selbst verwendet worden. Hier ist das Ornament also nicht flächig angeordnet, sondern durch Drehung des Gesamtmaterials zu einem Element der äußeren Form umgewandelt.

Bis in die jüngere Bronzezeit geht aber noch das Bestreben, künstlerische Wirkung mit möglichst rein und unverändert gehaltenem Symbol zu erzeugen. Ein sehr hüb-

sches Beispiel liefert unsere Abbildung 266, die einen Kamm aus der jüngeren nordischen Bronzezeit darstellt. Der Formsinn des Künstlers zeigt sich hier darin, wie er es versteht, das feststehende Symbol in den Rahmen eines zweckmäßig gestalteten Gerätes, hier also des Kammes einzuordnen. Die Nebeneinandersetzung der beiden Jahreshieroglyphen wirkt gleichzeitig formbetonend, wie die Wiederholung eines wichtigen Wortes im Satze und ist andererseits praktisch, weil nur ein einziges Rad in der Mitte des Kammgriffes der Hand nicht die notwendige Fläche geboten hätte, um den Kamm sicher zu handhaben. Der Wunsch, das Symbol anzubringen und gleichzeitig mit ihm künstlerisch zu wirken, erstreckt sich bei diesen nordischen Geräten der Bronzezeit bis auf Rasiermesser und Pinzetten.

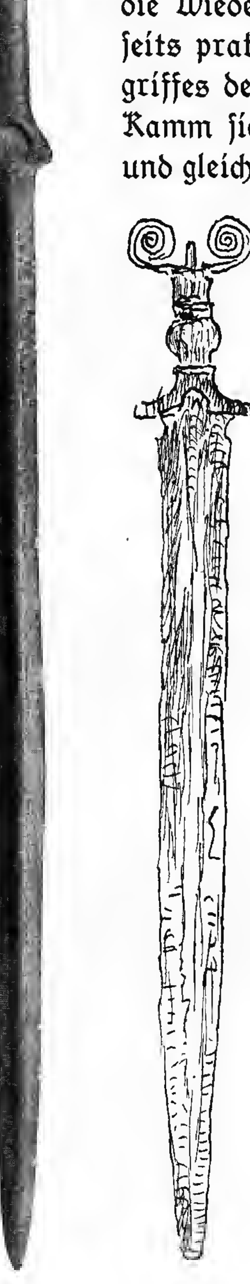


Abb. 263
Bronzeschwert
in Pfahlbauten
gefunden

Abb. 264
Schwert der
mittl. Bronzezeit
Landesmuseum
Zürich

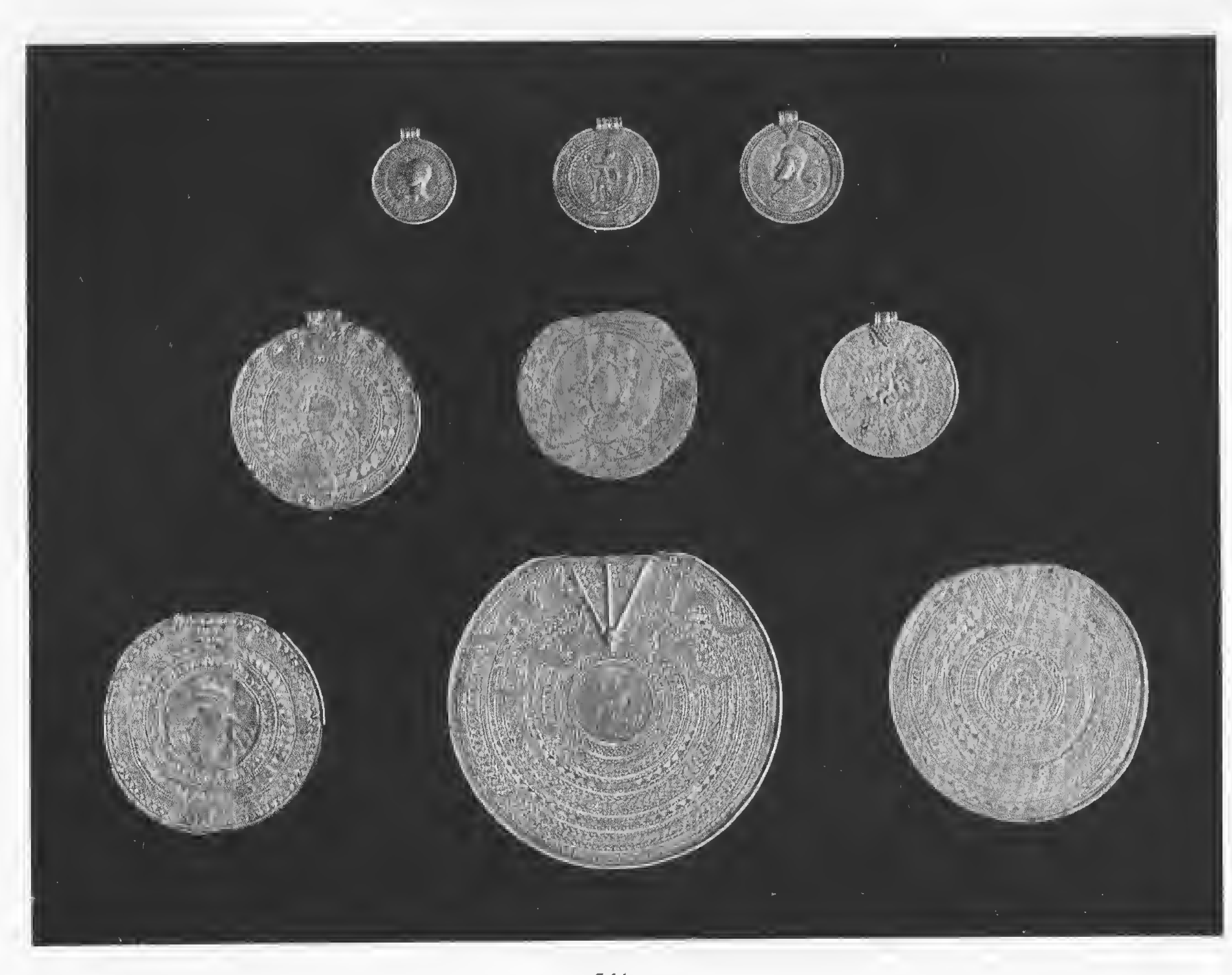
Man kann die begeisterte Bearbeitung des Sonnensymbols nahezu als ein Charakteristikum der Bronzezeit, namentlich der jüngeren, bezeichnen.

Unsere Abbildungen 269 und 270 geben uns recht ansprechende Beispiele hiefür. Auf Abbildung 269 sehen wir die Behandlung des symbolischen Ornaments auf Goldschalen. Die einzelnen Ornamentteile sind hier noch gesondert und nicht auseinandergezogen. Sie wirken ornamental allein durch ihre Anhäufung. Auf der Abbildung 265, die ein wundervolles Stück aus dem Museum Lausanne darstellt, dessen Kopie sich im Landesmuseum in Zürich befindet, beweist sich die nordische Herkunft unter anderem auch durch die Verwendung der Sonnenspiralen, die sich hier, vollkommen auseinandergezogen, aber um einen symbolisch hervorgehobenen Mittelpunkt gruppiert, vorfinden. Die Verbindungen der einzelnen Spiralen sind stark gedehnt, so daß viel Bewegung in das Ornament kommt. Wir wollen besonders darauf hinweisen, wie wundervoll in ihrer Gesamtgestalt diese nordgermanische Schale ist. Wie selbstverständlich die breiteste Ausladung in der Mitte liegt und nach oben in ernster Einfachheit dem Zwecke der runden Schalenöffnung zustrebt, während sie nach unten in weicher Linie zum kaum abgesetzten Fuß führt und wie das Ornament ganz unaufdringlich in der unteren, rücklaufenden Fläche angebracht ist. Man kann sagen, daß in diesem Gebiete des Kunsthandwerks bis auf den heutigen Tag nichts erdacht wurde, was diese Schale künstlerisch in den Schatten stellen könnte, und

Abbildung 1—3

Abbildung 4—6

Abbildung 7—9



Tafel 51.

Nordgermanische Schmuckbrakteaten.

man wäre froh, anstelle der negroiden Anwandlungen moderner Kunst und der um jeden Preis originell sein wollenden Verrenkungen des modernen Kunstgewerbes, diese stille, schöne Schale, das Zeugnis einer symbolstarken und empfindungsreichen, längst vergangenen Zeit, in seiner Wohnung zu haben.

Nicht umsonst nennen wir unser Buch „Das Erbe unserer Ahnen". Unser ganzes Streben richtet sich darauf, zu zeigen, wie groß und wundervoll dieses Erbe ist. Uns ist es nicht darum zu tun, eine systematische Geschichte der Vorzeitkultur bis in die christlichen Anfänge zu geben, sondern wir wollen aus diesen Zeiten Dinge lebendig werden lassen, damit die Menschen unserer Zeit erkennen, daß sie nicht nötig haben bei Negern und Asiaten nach Motiven zu suchen, solange diese Schätze unserer germanischen Vergangenheit noch unbekannt und oft verkannt in den Museen liegen.

Einen recht eigenartigen Schmuck der Bronzezeit bilden die Halsringe.



Abb. 265
Aus dem Norden stammendes Gefäß der jüngeren Bronzezeit
(10. bis 9. Jahrhundert vor Chr. Geb.)
Museum Lausanne (Kopie im Landesmuseum Zürich)



Abb. 266
Kamm aus der jüngeren nordischen Bronzezeit
mit symbolischen Jahreshieroglyphen

In der ersten Periode der Bronzezeit sind es ganz einfache schlichte Ringe zu mehreren übereinandergelegt. Aber sehr bald tritt das Symbol auch hier auf, so daß etwa die offenen Enden in Sonnenspiralen auslaufen oder die übereinander gelegten Ringe in eine Fläche enden, die ihre gemeinsame Fortsetzung bildet und ihrerseits mit Sonnensymbolen versehen ist. Von 1300 bis 1100 vor Christi treten dann



Abb. 267
Schwerter der jüngeren Bronzezeit
Landesmuseum Zürich

gedrehte Ringe auf. Später werden die Formen größer, dem Verschluß wird besondere Sorgfalt in ornamentaler Weise zugewendet.

Unsere Tafel 25 zeigt goldene Halsringe zur Völkerwanderungszeit, also in den Jahrhunderten von 400 bis 700 nach Christi Geburt, zu einer Zeit, in der im südlichen Germanien die Halsringe so gut wie ganz fehlen. Um so zahlreicher waren sie in Skandinavien. Und hier immer aus Gold. Es ist eine Art Filigran damals Mode gewesen, sehr schöne Arbeit, bei der ornamentierte Röhrenstücke über einen einfachen Reifen gezogen und aneinander gelegt sind. Unsere Tafel zeigt solche Halsringe, die vorne schon recht breit wirken und gibt in der Mitte ein Beispiel für ein einzelnes Röhrenstück. In Südgermanien zeigt uns die keltisch beeinflußte Latènezeit, also etwa von 350 vor bis Christi Geburt, Hals-Ringformen, die im rein germanischen Gebiete nicht vorkommen.



Abb. 268
Halsring der Latènezeit aus Württemberg
Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen, Stuttgart

Wir geben in unserer Abbildung 268 solch ein Beispiel, zu dem sich bei den Südgermanen selbst kein Seitenstück findet, wohl aber ähnliche Formen in Skandinavien mit den für diese Zeit charakteristischen Dreiteilornamenten (Triskel) auf den Knöpfen. Schon die jüngste nordische Bronzezeit ist, wie man sagt, hallstättisch stark beeinflußt, das heißt, es treten schon Formen auf, die der sogenannten Hallstattzeit, der ersten Eisenzeit angehören. Wir wissen ja schon, daß man nicht der Ansicht sein darf, daß die einzelnen „Zeiten" schroff von einander getrennt sind. Sie gehen vielmehr langsam ineinander über. Man hat also auch in der Eisenzeit noch lange Bronzeschwerter und Bronzegeräte und, abgesehen davon, sind gewisse Gebiete noch ganz bronzezeitlich, während andere zur gleichen Zeit mehr eisenzeitlich beeinflußt sind. Unter Hallstattkultur bezeichnet man im Allgemeinen die erste Eisenzeit Mitteleuropas, die etwa um 1100 bis 1000 vor Christi Geburt beginnt und gegen 400 endet, wo sie dann in den keltisch beein-





Abb. 269 (Unten): Goldgefäße der Bronzezeit (Museum Kiel)
Abb. 270 (Oben): Goldschalen der jüngeren Bronzezeit aus Terheide (Provinzial-Museum Hannover)



Abb. 271
Tonurnen aus Württemberg. Hallstattzeit
Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen Stuttgart

flußten Gebieten in die Latènezeit übergeht. Wenn wir aus der Hallstattkultur uns einige keramische Gegenstände ansehen (Abb. 271 und 272), so fällt uns vor allem die Neuartigkeit des Ornamentes auf. Das Symbolische der Bronzezeit tritt ganz zurück. Da wo es angedeutet scheint, ist es wohl nur aus ornamentalen Gründen gewählt. Die Form ist für südwestdeutsche späte Hallstattzeit sehr charakteristisch und sieht aus, als ob sie Bronzeformen in Ton nachbilden wollte. Später noch treten, namentlich in Südwestdeutschland, Graphit- und Rotfärbungen der Vasen und Urnen bzw. ihrer Ornamente auf.

Die keramischen Erzeugnisse dieser Zeit sind außerordentlich mannigfach und wir könnten hier Hunderte von Abbildungen aus den verschiedenen Gegenden Deutschlands unseren Lesern vorführen. Es scheiden sich die Kreise ganz deutlich von einander. Wir kennen in der Hallstattzeit einen Ostkreis, der in der älteren Zeit unter ungarischem Geschmackseinfluß steht, mit Rillen- und Buckelkeramik und im Südosten Nachahmungen italienischer Vorbilder aufweist. Neben der Tiefornamentik tritt die Graphitmalerei zum Teil auf rotem Grunde auf. In der mittleren Gruppe dieses Kreises, also etwa im Gebiete der Ostalpen und der angrenzenden Donau- und Sudetenländer, tritt zu der Schwarz-Rotmalerei noch die weiße Inkrustation, so daß die Gefäße überfarbig wirken. Besonders die Halsurnen spielen eine große Rolle. Auch die figürliche Tonplastik tritt schon auf. Ja, ganze Szenen werden auf der Oberfläche des Gefäßes plastisch dargestellt. Uns erscheinen diese Auswüchse als böse geschmackliche Entgleisungen, die mit der ruhigen und vornehmen Art nordischer Keramik gar nichts mehr zu tun haben.

Auch die nordöstliche Gruppe dieses Kreises, Schlesien und Posen, bieten wenig Ansprechendes, vielleicht auch stark ostisch Beeinflußtes in dieser Zeit. Die Ornamentik ist im ganzen Kreise zierlich, zeigt Anlehnung an Webe- und Flechtmotive und gelegentlich Verwendung von Hakenkreuzen und Triskelearten.

Im Westkreise, also in Süddeutschland westlich des Böhmerwaldes, treffen wir auf ähnliche Erscheinungen: in der älteren Zeit einfarbige, später mehrfarbige Keramik. Aber der Formenkreis ist doch in seinen Zielen ziemlich anders geartet. Namentlich tritt die Nachahmung der Metallform weniger in der Bemalung als in der Auswahl der Gesamtform selbst zutage. Die Muster sind ganz einfach. Erst in der jüngeren Periode beginnt die Vielfarbigkeit zur Herrschaft zu gelangen. Das letzte Stadium dieser Periode ist die sogenannte „geschnitzte" Keramik, die besonders die Erzeugnisse der schwäbischen Alb darstellen. Wir haben auf unserer Abbildung 271 ein Beispiel dieser Art gegeben. Sie bildet die letzte Stufe einer langsamen Entwicklung, deren Anfänge sich bis in die ältere Bronzezeit zurückverfolgen lassen.

Die Vorliebe für Dreieck- und Viereckornament und die etwas grobe Aneinanderlegung der Ornamentteile, eine Sucht auch, möglichst viel Abwechselung in das Gebiet der vorhandenen Fläche zu bringen, wodurch der Gesamteindruck un-



Abb. 272
Tonschale aus der Hallstattzeit Württembergs (Fundort Dottingen)
Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen, Stuttgart

ruhig wird, zeigen unsere Abbildungen 272 und 273. Wenn wir diese Art mit dem Geschmack der Bronzezeit vergleichen, so können wir wohl von einem Rückgang sprechen.

Es ist ein ganz falscher Standpunkt, zu glauben, daß das Spätere immer schöner und besser gewesen sei als das Frühere. Ein Standpunkt, der leider auch in bezug auf Kultur im allgemeinen noch vielfach herrscht. Fortschritt gleichzeitig mit der Zeit ist in der Entwicklung der Kulturnationen nicht einmal in technischer Hinsicht festzustellen. Die Antike war beispielsweise in der Medizin, in der Baukunst, in der Astronomie dem Mittelalter technisch weit überlegen. In seelischer und künstlerischer Hinsicht zeigt sich, daß die moderne Zeit, die einen technischen Höhepunkt darstellt, früheren Zeiten keineswegs gleichkommt. Die Verarmung an seelischen Beziehungen, ein Produkt des materialistischen Rationalismus, hat in allen Gebieten, die nicht mit der Technik, Mechanik und dem reinen Gebrauchszweck zusammenhängen, zu gewaltigen Rückschritten geführt. Wer die Hilflosigkeiten modernster Kunstverrenkungen ruhigen Blutes mit ansieht, wird das in diesem



Abb. 273
Tonschale aus der württembergischen Hallstattzeit (Fundort Zainingen)
Altertumssammlung der Württembergischen Kunstsammlungen, Stuttgart

Spezialgebiete sofort feststellen können. Ganz ähnlich liegen aber die Verhältnisse auch, wenn wir vergangene Perioden betrachten. Die naturalistische Kunst der älteren Steinzeit ist nach Jahrtausenden erst wieder erreicht worden. Die uralte seelische Herrschaft des Lichtsymbols ist in der Bronzezeit wieder erwacht, um dann in dieser Form und Kraft bis zum heutigen Tage nicht mehr aufzuerstehen. Man hat seit der Bronzezeit beispielsweise Schwerter geschmiedet bis auf die heutige Zeit und doch nie mehr die edle, geradewegs einzigartige Schönheit der Schwertform zustandegebracht wie damals. Und so ging es mit jedem Gebiet, in dem Seelisches mitsprach. Wir haben Berge der Formkraft und Täler, wir haben lichte Zeiten einer unsagbaren Schönheit der Formen und der Behandlung der Ornamente, und dann kommen wieder Zeiten sehr bedingter Leistung. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß wir mit unseren Bildern ebenso wie mit unserem Text, sehr in der Geographie umherspringen. Wir betrachten einmal den Norden, dann den Süden und wir kommen oft auch in Gegenden, in denen fremde Einflüsse sich mit Alt-



Tafel 52

Charon, der Totenferge

(Gemälde von Karl Haider)

eingesessenem vermengten. Um die Frage, ob die rein zeitliche Entwicklung auch stets ein seelische und künstlerische nach aufwärts bedingt, einwandfrei zu lösen, müßten wir selbstverständlich bei einem streng abgeschlossenen und möglichst von fremden Einflüssen freien Gebiete bleiben. Dabei dürften wir aber nicht vergessen, daß die Sucht nach Fremdem, die der Beeinflussung des Eigenen Tür und Tor öffnet (ein Charakteristikum unserer Gegenwart), selbst schon ein Zeichen seelischer Schwäche und künstlerischen Niedergangs bedeutet. Wir können tatsächlich aus dem Nordischen feststellen, daß die Bronzezeit eine Zeit größter Blüte war und von der Eisenzeit nicht erreicht wurde. Symbolisch nicht, künstlerisch nicht und wohl auch in der seelischen Auffassung der Menschen nicht. Diese Gedanken führen uns aber, wollen wir sie im einzelnen behandeln und mit Abbildungen belegen, viel zu weit und sollen daher hier nur angedeutet bleiben.

Es genügt, wenn sich unsere Leser von der Torheit der Fortschrittsfanatiker nicht anstecken lassen, die glauben, daß eine moderne Zeit, weil sie Maschinen hat und technisch fortgeschritten sei, nun auch in jeder Hinsicht eine dem Alten gegenüber fortgeschrittene Situation darstelle. Diese letzte Konsequenz der Idee, daß das Spätere immer besser sei als das Frühere, hat unendlichen Schaden gestiftet. Sie paßt aber in die Theorie der Halbgebildeten, die in der Traditionslosigkeit und in der dünkelhaftigen Einbildung allein schon ein Anzeichen hoher Geistigkeit vermuten. Trotzdem also die Hallstattzeit das Eisen brachte und mit ihm das eigentliche materielle Element aller späteren „Errungenschaften", trotzdem damals in der Hallstattzeit gewissermaßen die moderne Technik geboren wurde, insofern als in ihr das für alle technischen Fortschritte nötige Material den Weg zu den Menschen fand — die Menschheit brauchte fast 3000 Jahre, um aus dem ersten Stück Eisen eine Dampfmaschine zu machen — trotzdem es also technisch-materiell in der Hallstattzeit „bergauf" ging, ist diese doch nach allem was wir von ihr wissen, eine Zeit seelisch-kulturellen Niedergangs im Vergleich zur Bronzezeit gewesen. Der Formsinn der Menschen verflachte. Anstelle der edlen Ruhe der Bronzezeit kommt eine, man möchte fast sagen, nervöse Hast in die Kunst, anstelle der Wirkung durch die höchsten ästhetischen Anforderungen entsprechende Form im Ganzen tritt schon nach den ersten Jahrhunderten der Hallstattzeit eine Überladung im Einzelnen, im Ornament, in der Farbe auf, das sich bis zu richtigen Geschmacklosigkeiten steigert, so etwa in der Anbringung einer Masse von kleinen Figürchen auf den Gefäßen, die harmonielos aus der Oberfläche in den Raum ragen und nicht schön sein, sondern anekdotenhaft erzählen wollen.

Die nordisch-germanische ernste Auffassung des Göttlichen als gestaltlos, immateriell und nur im Symbol dem Menschen in Erinnerung gebracht, weicht dem Bildhaften, personifizierend Darstellenden. Vielleicht ist es die Zeit, in der die nordisch-arische Lichtgottheit sich in Götter teilte.



Abb. 274
Zwei Bronzegefäße der Latènezeit (Klein Aspergle)
Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen, Stuttgart

Der Mensch mag lebhafter geworden sein, mag den Kreis des Irdischen durch Bekanntschaft mit dem Süden und dem Orient erweitert haben, aber was er materiell gewann, verlor er offenbar seelisch. Er verlor die grandiose Einheitlichkeit seines Innenlebens und damit die erschütternde Kraft seines tief im Kultischen begründeten Formsinns.

Dem entspricht das Zerflattern der Form in das interessante Detail, dem entspricht das Kleiner- und Zierlicher-, Mannigfacher- aber auch seelisch Unbedeutenderwerden des Ornamentes, die Vervielfachung der Motive, die Annahme fremder Prinzipien im Kunstgewerbe, die Wirkung fremder Stile.

Die Hallstattkultur wurde reif, ein Opfer der Latènekultur zu werden.

Man nennt die zweite Eisenzeit, die die letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt erfüllt, Latènezeit, nach einem Fundort am Nordufer des Neuenburger Sees in der Schweiz. Die Kultur des La Tène ist eine keltische, die durch Aufnahme antiker Kunstelemente durch die Kelten charakterisiert ist. Da gleichzeitig eine starke kriegerische Tätigkeit der Kelten östlich des Rheins einsetzte, so gelang die Propaganda des neuen Stils auch mit Hilfe politischer Machtveränderungen. Nach Nord und Ost dehnte sich der Stil auf germanischem Gebiete aus, beeinflußte, vielleicht nicht so sehr den germanischen Formsinn, als die zwingende Mode, in keltischem Geschmack zu arbeiten. Angedeutet mag werden, daß man im Allgemeinen drei Latènestufen unterscheidet. Wir wollen uns aber hier in die Einzelheiten nicht verlieren.

Unsere Abbildung 274 zeigt uns zwei Gefäße, die der Latènekultur angehören und im Klein-Aspergle bei Stuttgart gefunden wurden. Es sind Bronzegefäße, die, vom germanischen Standpunkt aus gesehen, schon einen ganz fremdartigen Eindruck machen. Namentlich das rechts stehende Gefäß, eine Kanne mit Schnabel, ein Vorratsgefäß, das nicht mehr zum Schöpfen, sondern zum Eingießen in einen schmalen Becher dient, beweist auch andere menschliche Lebensgewohnheiten, denen es entspricht. Die Form ist durch den aus den Symmetrieebenen grell herausragenden Schnabel gebrochen, auch wenn seine leichte Biegung nach rückwärts, veranlaßt durch die aus der Vertikalen gerückten Richtung des Kannenhalses seine Spitze noch in die verlängerte Kurvenrichtung der Gefäßwand hineinbringt. Man glaubt die künstlerischen Bedenken des diese Kanne Bildenden zu spüren, wie er sich gegen den spitzen Schnabel und seine Form zerreißende Wirkung wehrte und ihr daher auch einen etwas nach rückwärts gerichteten Hals gibt, um dessen fatales Herausragen zu mildern. Das formdynamische Gegengewicht durch den Henkel wirkt nicht mehr ganz überzeugend. Schon siegt der Zweck über die Form, wenn auch erst in schwachen Andeutungen und immer noch im Bereich des ästhetisch Annehmbaren bleibend.



Abb. 275
Rotfigurige, griechische Schale aus Klein-Aspergle
Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen, Stuttgart

Wie sehr aber schon fremde Kunst auf germanischem Boden Einzug hielt, zeigt uns die Abbildung 275. Hier liegt im gleichen, gut schwäbisch-alamannischen Klein-Aspergle im 5. Jahrhundert vor Christi Geburt schon eine griechische Schale mit roter Figur, einen Menschentypus darstellend, der dem germanischen vollkommen fremd ist und der eine Gewandung trägt, die nur im Süden Europas verwendet wird. Es ist diese Schale zweifellos aus Griechenland importiert worden und hat damals sicher als ein Wunderding an Technik und Schönheit gegolten, obwohl die lange senkrechte Figur das kreisrunde Hauptmotiv der Form sicher nicht schön durchschneidet und obwohl die Figur selbst auf den Absätzen stehend, mit orientalisch-griechischem Gesichtsausdruck und schlampig behandelten Details (Hände!) künstlerisch wertlos ist. Bei dieser Gelegenheit sei unseren Lesern ans Herz gelegt, nicht deshalb, weil irgend eine Sache griechisch ist, sie nun auch unbedingt schön zu finden. Wir gleichen da fast jenen Leuten aus Andersens köstlichem Märchen, die des Kaisers Kleider pflichtschuldigst bewunderten, weil alle anderen Menschen sie auch bewunderten — und der Kaiser hatte doch gar keine Kleider an!



Abb. 276

Silberring der Latènezeit. Gefunden in Württemberg

Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen, Stuttgart



Abb. 277
Bronzegefäße aus der alamannischen Zeit
Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen, Stuttgart

Gewiß hat uns Griechenland wundervolle Kunstwerke hinterlassen, zu denen das Schönste gehört, was menschliche Kunst geleistet hat. Aber ebenso wie anderswo, ist nicht alles, was Griechen künstlerisch gebildet haben, nun auch über jede Kritik erhaben. Nicht jeder Grieche war ein Praxiteles! Und das Schicksal, das uns Reste der griechischen Kunst erhielt, hat nicht gewissenhaft das Beste erhalten und das weniger Gute vernichtet. Philologische Begeisterung ist nicht künstlerischem Urteil gleichzustellen. Es sind auch eine ganze Reihe mittelmäßiger, ja schlechter Sachen uns erhalten geblieben. Und wie im Andersenschen Märchen das Kind den Mut hatte, zu rufen: „Ja aber, der Kaiser hat ja gar keine Kleider", so müssen auch wir den Mut haben, zu sagen: dies ist schlecht, wenn es auch antik griechisch ist.

Das allmähliche Verwenden von figürlichen Elementen, auch eine Beeinflussung durch den figürlich stets stärkeren Süden zeigt unsere Abbildung 276, ein vergrößertes Detail unserer Abbildung 243. Unsere Leser mögen hiermit die grandiose nordische Tierfigur auf Abbildung 161 vergleichen. Hier in der Latènezeit ein neuer Beginn des Naturalismus, in der viel späteren Zeit, der die nordische Figur entstammt, noch immer die alte symbolische Kraft, die Tiere formt, die es gar nicht gibt, die aber wesentlich tierhafter, ich möchte sagen lebendiger und wesenhafter sind und dabei der gegebenen Absicht entsprechend höchst dämonisch wirken — eben weil sie symbolstärker sind — als die Köpfe des keltischen Silberringes. Es ist damit gegen die künstlerische Qualität des Latène-Ringes gar nichts gesagt, nur ist seine Eigenschaft als nicht nordisch-germanisch sofort festzustellen. Ohne nun die folgenden Zeiten systematisch behandeln zu wollen, seien unseren Lesern lediglich zur ersten Orientierung noch ein paar Gefäße vorgeführt, um an deren kurzer Beurteilung zu zeigen, wie etwa

ein Museumsbesucher, der Interesse für den Formsinn unserer Vorfahren hat, das beurteilen wird, was er sieht. Eine Beurteilung in wissenschaftlicher, archäologischer Hinsicht kommt für den Laien gar nicht in Betracht. Wir würden durch eine genau durchgeführte Systematik unsere Leser nur langweilen. Aber das lebendige Interesse für die Menschen unserer eigenen Vergangenheit ist für den heute lebenden Deutschen von unerläßlicher Notwendigkeit. Und auf diesem Gebiete bedarf es nur einer kleinen Anregung und Schulung, um unsere Museen mit ganz anderen Augen anzusehen, als das bisher vielleicht geschehen ist. Für uns muß das maßgebend sein, daß diese Museumsstücke von Menschen mit schlagenden Herzen mit nachdenkendem Sinn oder fühlender Seele geschaffen worden sind. Sobald wir einen toten Gegenstand unter dieser Voraussetzung betrachten, sehen wir hinter dem Werk den Geist des Schaffenden und im Schaffenden dann unseren Ahnen selbst.



Abb. 278
Becher aus Glas, 5. Jahrhundert (Wallraf-Richartz-Museum, Köln)

Unsere Abbildung 277 zeigt uns einige Gefäße aus der alamannischen Zeit in Bronze. Es ist die Zeit um die Hälfte des ersten christlichen Jahrtausends.

Wir können eigentlich nur feststellen, daß der Formsinn der Bildner dieser Gefäße im Vergleich zu dem früherer Zeiten nachgelassen hat. Die Form des Kruges links ist an sich ansprechend, aber die Absicht einen möglichst weiten und bequemen Henkel anzubringen, hat zu einer kaum ertragbaren Excentricität dieses Henkels geführt. Die Kochpfanne in der Mitte muß ja nicht schön sein, bei ihr steht die Forderung der Zweckerfüllung in allererster Linie. Der Kessel rechts hat einen „praktischen" Schnabel, zeichnet sich aber sonst durch nichts aus.

Auch das Gefäß aus gelblichem Glase mit eingebetteten weißen Emailfäden aus dem 5. Jahrhundert vom Rhein (Abbildung 278) ist als technisches Erzeugnis interessanter denn als Form. Vielleicht hat die Freude, solche Dinge herstellen zu können, den schöpferischen Formsinn in den Hintergrund treten lassen.

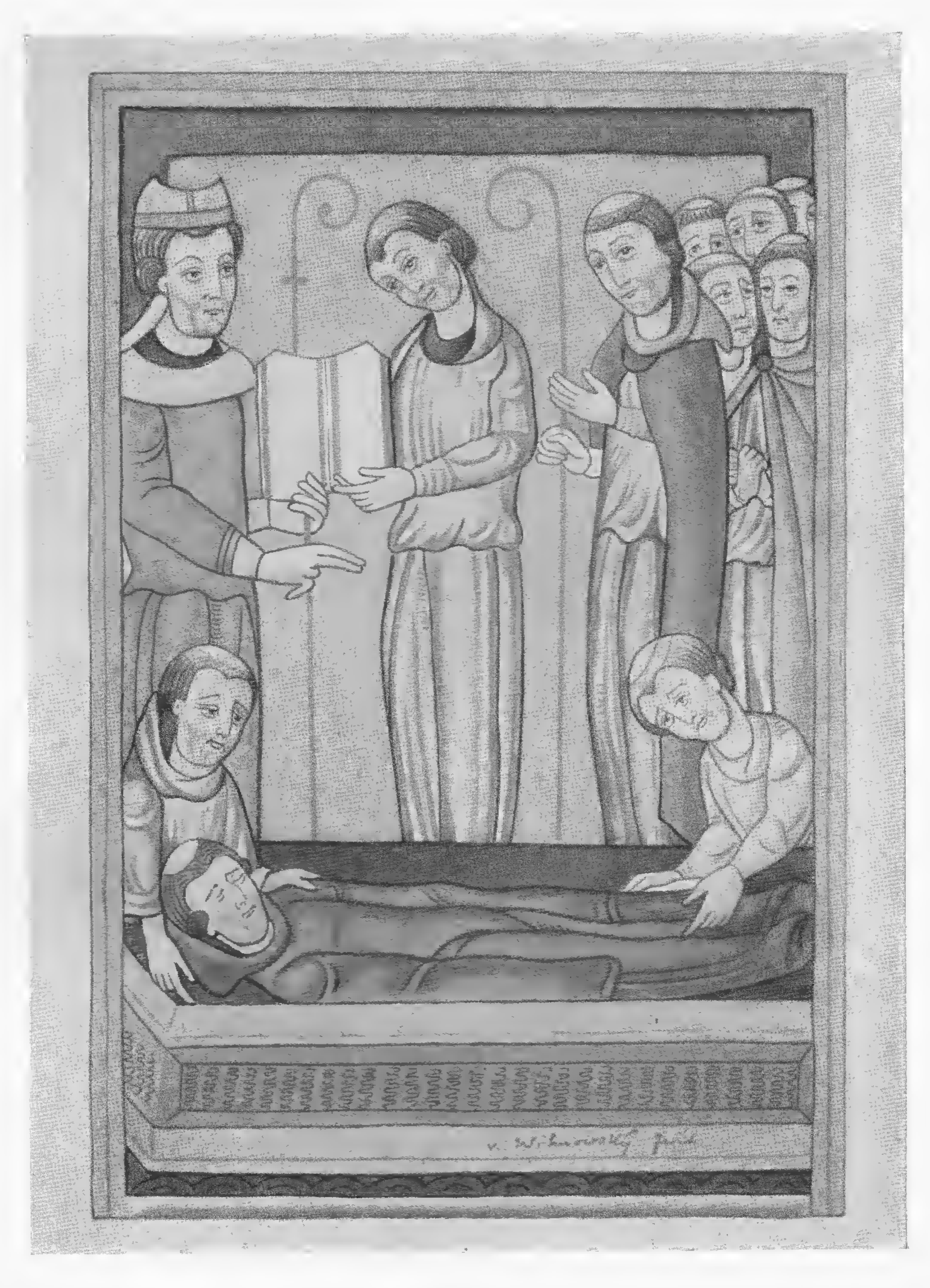
Einen neuen Aufschwung der Formfreude scheint der Silberbecher anzukündigen, der in Pettstadt in der Nähe von Bamberg in Bayern gefunden wurde und aus

der Karolinger-Zeit stammt. Unsere Tafel 64 gibt Vorder- und Unteransicht. Die Form ist sehr ansprechend, die umrandende Kurve sehr schön geführt. Die Bearbeitung des Silbers in den Ornamenten ist ernst und in Größe und Art in schöner Harmonie zur Gesamterscheinung. Man stelle sich vor, wie wenig hier zum Beispiel eine zierliche und alle möglichen Ornamentselemente nebeneinander anhäufende Art der späten Hallstattkultur gewirkt hätte. Der Künstler dieses Bechers hat die Form gefühlt, die ihm das Edelmetall gewissermaßen anbot. Er läßt das Ornament nur in einem Kranz oben am Gefäß herumlaufen und betont die Seitenflächen der Gefäßwand dadurch, daß er sie durch ein zweites Ornamentband in Teilflächen gliedert. Dadurch wird außer der unaufdringlichen Ansage: wertvolles Material! auch noch erreicht, daß die nach unten ausbauchende Gesamtform doch soweit schlank erscheint, daß die Gefahr der Plumpheit, die in der Form an sich lauert, vollkommen vermieden



Abb. 279
Trageimerartiges Gefäß aus der frühen Kaiserzeit
Provinzial-Museum Hannover

wird. Dieser Gefahr ist der Künstler eines Gefäßes von Hannover, aus der frühen Kaiserzeit (Abbildung 279), nicht ganz entgangen. Der im Vergleich zur Größe des Eimers sehr schmale Fuß mit der scharfen Einkerbung macht den Gesamteindruck plumper als er sein müßte. Die spitzen Aufsätze zum Einhacken des Trägers stören, weil sie als aus der Gesamtform fallend, den Blick zu stark anziehen und die Jagdszene ist in ihrer Zonenform zu abgeschlossen von der Gesamtgefäßform. Die Abschließung ist noch betont durch die mit verschiedenen Ornamenten versehenen Streifen. Die blanke Fläche des Gefäßes wird dadurch zu groß und zu gegensätzlich in ihrer gebogenen unteren Umrandung zum rechteckigen Profil des oberen



Tafel 53.
Grablegung Kaiser Lothars im Kloster Prüm i. der Eifel
(aus dem Prümer Urbar ca. 1230 im Staatsarchiv in Koblenz).
Handzeichnung des Trierer Domkapitulars v. Wilmowsky nach dem Original in Koblenz.
Photo M. Bätz, Trier.

Bildstreifens. Ein Vergleich der Tafel 64 mit der Abbildung 279 erscheint recht instruktiv und rechtfertigt die Tatsache, daß wir hier schon Gebilde des frühen Mittelalters unseren Lesern vorführen.

Um noch mit einem Worte auf die prachtvolle Silberschale (Tafel 64) zurückzukommen, so ist der ausgesprochene Formsinn des Herstellers konkurrenzfähig mit den besten Leistungen dieser Art in allen späteren Jahrhunderten. Unsere Leser werden in diesem Silbergefäß auch das Vorbild von vielen Metallblumenvasen finden, die heute noch sehr beliebt sind, nur daß bei diesen sehr oft Kitsch in den Ornamenten waltet und die fabrikmäßige Herstellung an sich den Eindruck des liebevoll gepflegten Wertvollen rettungslos beseitigt, auch wenn die Herstellung noch so teuer ist. Fabrikware ist eben bestenfalls nur die Vervielfältigung eines Formgedankens und verhält sich zum Einzelstück künstlerischen Handwerks schlechter noch als ein Vierfarbendruck zu einem Originalgemälde.

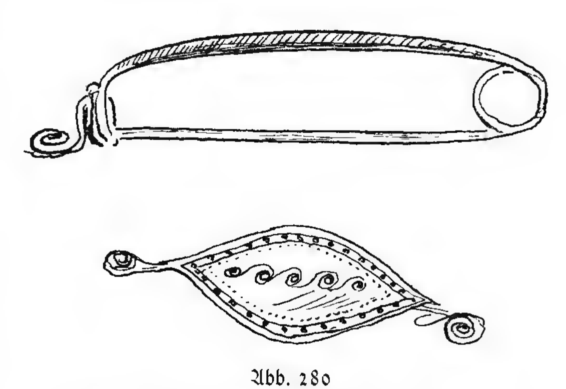


Abb. 280
Vergleich der Peschierafibel mit einer nur ganz wenig jüngeren nordischen Fibel

In einem Sondergebiet können wir den Formsinn unserer Ahnen recht genau prüfen, wenngleich die Form quantitativ sehr klein ist und durch den Gebrauchszweck in vieler Hinsicht eingeengt erscheint. Es sind die berühmten und in jedem Museum massenhaft zu sehenden Fibeln.

Der Name Fibel kommt aus dem lateinischen fibula. Die Herkunft des lateinischen Wortes ist nicht ganz klar. Unter Fibel aber versteht man broschenartige und sicherheitsnadelartige Schmuck- und Gebrauchsgegenstände der Vorzeit und der frühen Zeit der Geschichte. Die eigentliche Fibel kommt erst in der älteren Bronzezeit auf, denn die federnde Nadel konnte füglich nicht aus Stein und nur sehr schwer aus Knochen gemacht werden. Ob es federnde Holznadeln in der Steinzeit schon gegeben hat, ist sehr fraglich, wenngleich keineswegs unmöglich.

Die ersten Fibeln, die man fand, stammen aus

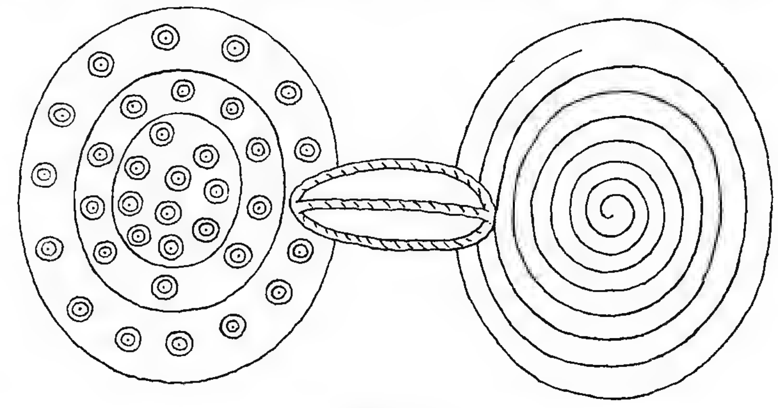


Abb. 281
Schematische Skizze einer Brillenfibel der späten nordischen Bronzezeit
Die Ornamente als Beispiele

dem 15. vorchristlichen Jahrhundert und sind in der Form ganz einfacher aber unzweifelhafter Bronzesicherheitsnadeln in einem Pfahlbau bei Peschiera am Gardasee gefunden worden. Daher heißen auch die ältesten germanischen Fibeln, Peschierafibeln, obwohl natürlich durch den Fund noch keineswegs nachgewiesen ist, daß diese Fibeln aus Italien die ältesten waren und hier ihren Ursprung hatten.

Die germanische Fibel unterscheidet sich aber sofort von dieser Peschierafibel der Italiener, indem sie sich zweigliedrig gestaltet und sehr bald mit größter Sorgfalt und Anwendung bronzezeitlicher Symbolik gearbeitet wird. Das Sonnensymbol in Spiralform ist ein beliebtes Element der Fibel im Norden. Unsere Leser mögen hierzu die Abbildung 31 noch einmal betrachten. Es ist ein gewaltiger Schritt und ein Beweis für ganz ausgesprochen germanischen Formsinn, aus der italienischen Sicherheitsnadel solche Schmuckstücke zu machen (Abbildung 280). Ich für meinen Teil glaube, daß die Fibel nicht in Italien erfunden wurde, sondern mit den nordischen Wanderungen der ältesten Bronzezeit vom Norden nach Italien kam. Doch ist diese Streitfrage nicht in diesem Buche auszutragen. Die Fibeln entwickeln sich in Skandinavien im Laufe der folgenden Jahrhunderte in sehr geschmackvoller Weise. Die beiden Seiten des Vorderteils werden allmählich kreisförmig und das ganze gewinnt die Form einer Brille, weshalb diese Fibeln dann auch Brillenfibeln genannt werden. Ähnliche Fibeln finden sich in Norddeutschland. Zwischen 700 und 550 verschwinden diese Brillenfibeln wieder aus dem ganzen germanischen Bereich. (Abbildung 281.)

Der Formsinn der Kunsthandwerker hatte an der Fibel eine große Reihe von Angriffsstellen. Er konnte, wie das im Norden geschah, den Bügel verbreitern und in zwei Hälften teilen. Er konnte hier mit Rauten und Kreisen, mit Ellipsen und Bändern arbeiten.

In der Latènezeit ist auf gallischem Boden eine Fibelform erwachsen, die mit der Latènekultur selbst auch nach Germanien kam. Der Formsinn erscheint hier nicht so produktiv wie in den nordischen Fibeln der Bronzezeit. Im Norden der Zug ins Einfache und dabei Große, hier im Keltischen Beschäftigung mit dem kleinen Formelement: Verzierung des Bügels bei Belassung seiner Gesamtform ähnlich der der reinen Sicherheitsnadel. (Abbildung 282.) Die weitere Geschichte der Fibeln ist sehr umfangreich und auch recht kompliziert. Es gab eine Zeit, so etwa von 550 bis 350 vor Christi Geburt wo die Fibeln selten werden und wo an ihre Stelle die Gewandnadeln treten. Nach 350 werden sie wieder sehr häufig und in römischer Zeit, also von Christi Geburt bis etwa 200 nach Christi Geburt treffen wir auf eine regelrechte Massenfabrikation verschiedener Typen und regen Export. Dabei sind aber die römischen Fibeln der Provinzen alle aus keltischen und germanischen Vorbildern entstanden.

In der Maingegend auf provinzialrömischem Boden entstanden die sogenannten Augenfibeln, die am Schloß zwei augenartige Ornamentteile zeigen. Sie verbrei-

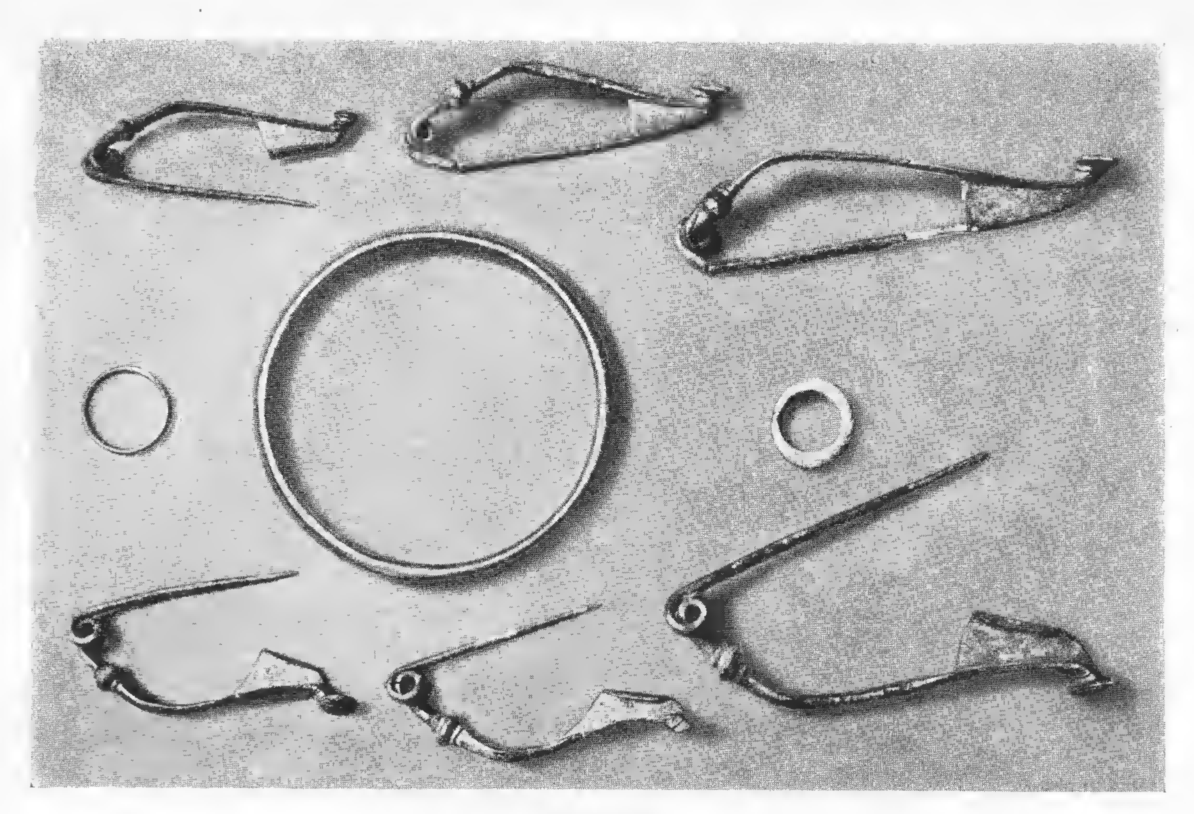


Abb. 282
Fibeln der Latènezeit (Landesmuseum Zürich)

teten sich über alle germanischen Länder. Bandförmige Fibeln gab es damals in ganz Norddeutschland, Dänemark und Südschweden. Sehr charakteristische „Armbrustfibeln" sind westgermanisch, dann treten im 2. Jahrhundert Scheibenfibeln, Hasenfibeln, Hakenkreuzfibeln usw. auf.

In spätrömischer Zeit finden wir veränderte technische Konstruktionen an der Fibel, sogenannte Fibeln mit ungeschlagenem Fuße, deren Herkunft in Südrußland gesucht wird und die mit den beginnenden Wanderungen sich in ganz Europa verbreiteten.

Daß auch schon frühzeitig rechte Geschmacksverirrungen vorkamen, beweisen Fibeln aus der späten Hallstattzeit, deren Bügel die Form eines Blutegels annehmen und die dann später in dieser an sich häßlichen Form wahre Orgien feierten. Man nennt diese Fibeln geradezu Blutegelfibeln. (Abbildung 283.)

Neben der Fibel tritt die Spange als ein kunstgewerblicher Gegenstand auf, an den außerordentlich viel Liebe gewendet wurde.

Wir haben auch Formen von Fibeln, die direkt in die der Spange übergehen. Der Unterschied liegt da nicht so sehr in der Form als in der Tatsache, daß die Fibel die federnde Nadel besitzt, während die Spange dieser entbehren kann. Die Spange ist sehr häufig zweiteilig und dient zur Verbindung zweier Bandteile als Schließe oder zweier Gewandteile als Kleidspange. Doch brauchen wir nicht ängstlich mit

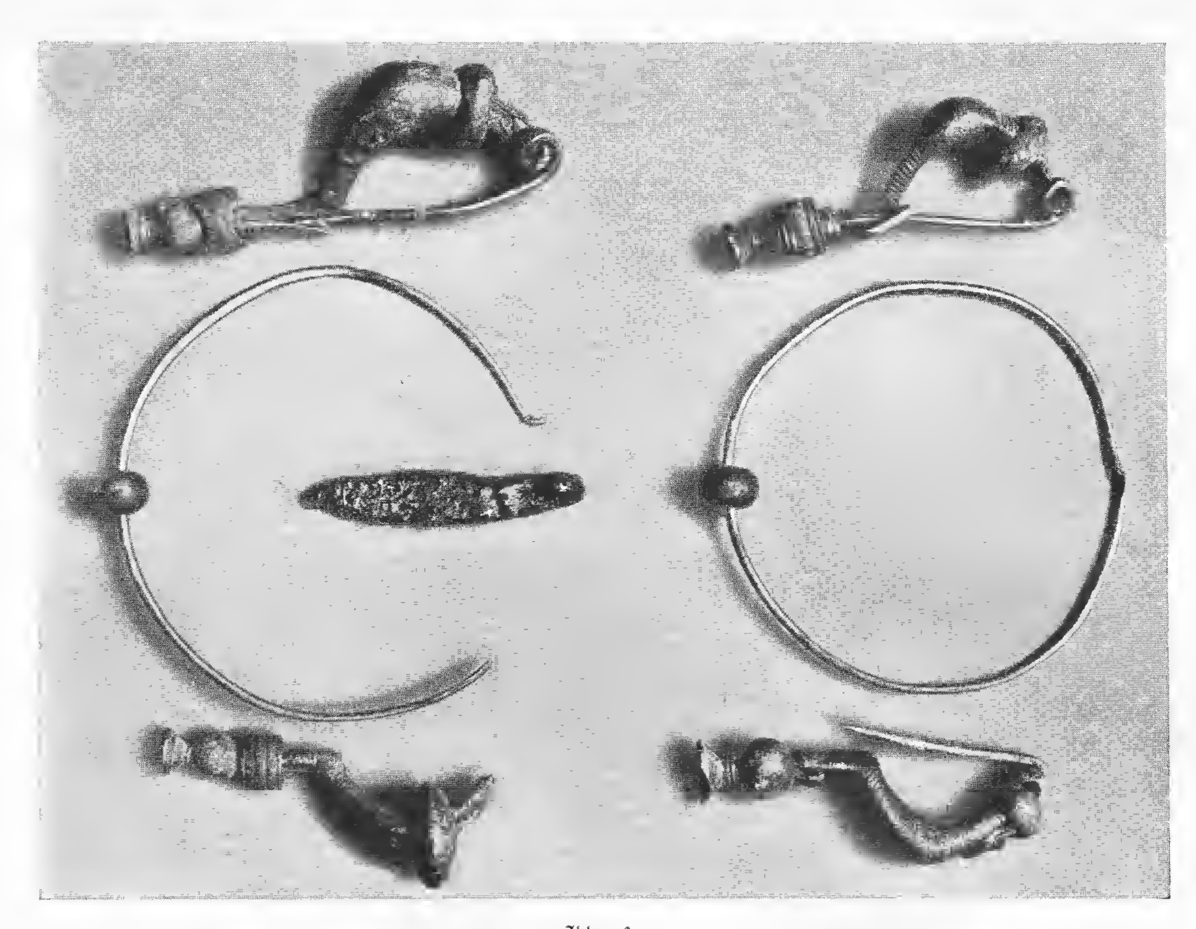


Abb. 283
Die ersten Muster der sogenannten Blutegelfibeln. Späte Hallstatt- bis Latènezeit
Landesmuseum Zürich

dieser Unterscheidung zu sein. In der Völkerwanderungszeit treffen wir auf Fibeln, die ihre Fibelform vollständig verlassen haben und Darstellungen bestimmter Figuren sind. Unsere Abbildung 280 zeigt uns ein sehr charakteristisches Beispiel aus dem 6. bis 7. Jahrhundert. Die Fischform ist leicht stilisiert. Schuppen- und Augenumrahmungen dienen als Haltelinien für die emailartige Füllung. Diese Art ist dann, wie unsere Tafeln 29 und 32 zeigen, im Fränkischen weiter entwickelt worden.

Im Alamannischen nimmt die Fibel äußerlich die Form der Spange an. Ihre sehr charakteristischen Formen zeigen unsere Abbildungen 285 und 286. Die eigentümlichen Fibeln mit den fünf Knöpfen, die man auch „Fünfknopffibeln" nennt, zeigen eine südgermanische Form, die sich sehr rasch über ganz Europa verbreitet hat. Es handelt sich zumeist um gegossene Stücke. Ihre Vorgänger waren die im 5. Jahrhundert entstandenen Dreiknopffibeln. Die Anwendungsmöglichkeiten eines besonderen Formsinns bei diesen Fibeln beschränkten sich zunächst nur auf die ornamentale Ausgestaltung des halbrunden Stückes, an dem die Knöpfe saßen und dann des Fibelrückens, also des flächig erweiterten Nadelbogens, der

nun allmählich immer breiter und breiter wird und zum Hauptträger der Ornamentik sich entwikkelt.

Das Halbrund unter den Köpfen ist bei den alamannischen Fibeln mit Ornamenten aus geraden Linien oder Spiralen ausgefüllt. Die Ornamente des verbreiterten Bügels sind relativ noch sehr einfach. Auf der Abbildung 286 werden sie aber schon reicher, und hier tritt dann auch die sog. Rundfibel auf, die richtige „Brosche".

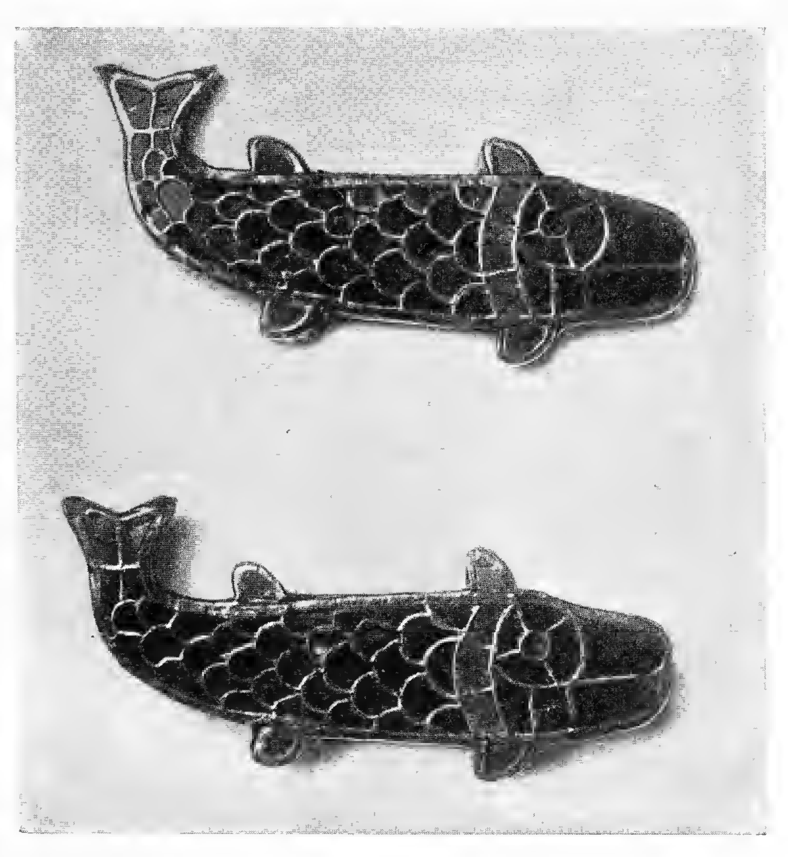


Abb. 284
Fibeln in Fischform aus der Völkerwanderungszeit
Landesmuseum Zürich

Für die Ausfüllung des Kreises ergaben sich naturgemäß eine große Reihe von neuen Möglichkeiten. Die Einteilung in Sektoren, wie wir sie auf Abbildung 286 in der Mitte sehen, führte zur Betonung des Mittelpunktes mit einem bunten Glas oder Halbedelstein und gab auch die Möglichkeit, mit solchen Glasperlen in den Sektoren selbst das eigentliche Ornament zu ersetzen. Die Vorliebe für diese bunten Gläser hat durch viele Jahrhunderte gedauert, sie sind auf die Einbände von Büchern gekommen (vgl. unsere Tafel 35, die den Einbanddeckel des berühmten Codex Aureus darstellt) und haben hier noch im 19. Jahrhundert eine gewisse Rolle gespielt. Durch Edelsteine ersetzt, sind sie im Schmuck nie mehr ganz ausgestorben.

Unser Bild 287 zeigt eine Gold-Rundfibel aus der alamannischen Zeit, die jenen Broschen sehr ähnlich ist, die kurz vor Beginn des Weltkrieges „neu erdacht" wurden. Auf dieser Goldfibel ist das alte symbolische Kreuz, sicherlich nicht christlich gedacht, sowohl durch die bunten Perlen betont als auch auf dem inneren Buckel ornamental wiederholt. Das Malkreuz ist nur in seinen Berührungspunkten mit der Kreisfläche angedeutet. Die Vermengung beider Symbole ergibt die sogenannte Hag-All-Rune (✳). Der leere Flächenraum ist mit symbolhaft wirkenden, fast eine Schnurstrickerei nachahmenden Ornamenten ausgefüllt, unter denen das



Abb. 285
Alamannische Fünfknopffibeln aus Württemberg
Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen Stuttgart



Abb. 286
Alamannische Knopf-, Platten- und Rundfibeln aus Württemberg
Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen Stuttgart

Symbol der bewegten Sonne, das Hakenkreuz in vierfacher Aneinanderstellung von steilen Bögen, deutlich erkennbar ist, und zwar je einmal auf den Schenkeln des Malkreuzes.

Die Fibel ist noch deshalb besonders interessant, weil in ihrer Rückseite Runen, allerdings sehr flüchtig, eingeritzt sind.

Die Form der Rundfibel verbreitete sich außerordentlich weit. Wenn wir die fränkischen Fibeln der Abbildung 288 betrachten, so müssen wir unbefangen doch wohl feststellen, daß die Verwendung der Glasperlen der Formentwicklung schadet. Ganz zu schweigen vom Ornament, das selbst da, wo es mit einigen neuen Gedanken auftritt, so namentlich auf dem untersten Schmuckstück von der Wirkung der Perlen fast erdrückt wird.



Abb. 287
Alamannische Goldfibel aus Balingen
Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen Stuttgart

Den gleichen Eindruck vermitteln uns auch unsere Tafeln 29 u. 32. Das Ornament verliert, und das ist sehr charakteristisch, seine Autonomie und tritt in den zweiten Rang einer in den Einzelformen mehr oder weniger bedeutungslosen Flächenfüllung. Besondere Aufmerksamkeit bitten wir unsere Leser der Rundfibel auf Abb. 288 zu widmen, die direkt über der untersten steht. Hier ist die Form der Hag-All-Rune der Form der Fibel zugrunde gelegt. Man erkennt, gewissermaßen als das Formgerippe, das Kreuz, in das das Malkreuz eingeschrieben ist, dessen Schenkelenden über die äußere Formlinie der Fibel herausragen und betontes Viereck bilden. Im kleinen Ornament erkennt man die viergeteilte atlantische Jahreshieroglyphe und das Hakenkreuz in verschiedenen Formen.

Einen andern Weg beschreiten die Großfibeln, Schnallen und Schließen. Hier treten schon im Früh-Germanischen Flechtwerkverzierungen auf tauschierten Gegenständen auf und auch die Kerbschnittverzierung sucht nach neuen Wegen. Sehr bald auch findet man Gefallen am Tierornament. Der stilisierte Stierkopf, der Vogelkopf, die Schlange werden gerne verwendet (Abbildung 289). Auch das rein Symbolische ist da und dort wieder zu finden und hat später, vermutlich als eine Reaktion auf gewaltsame Christianisierungsmethoden Karls des Großen auf deutschem Boden seine seelische Begründung. Ganz in das Figürliche gehen in der Völkerwanderungszeit schon Schließen aus dem Burgundischen. (Abbildung 290.) Besonderer Beachtung wert ist — was durch eine persönliche Geschmacks-



Tafel 54

Teil der Kaiserthermen von Trier

(Provinzial-Museum Trier)

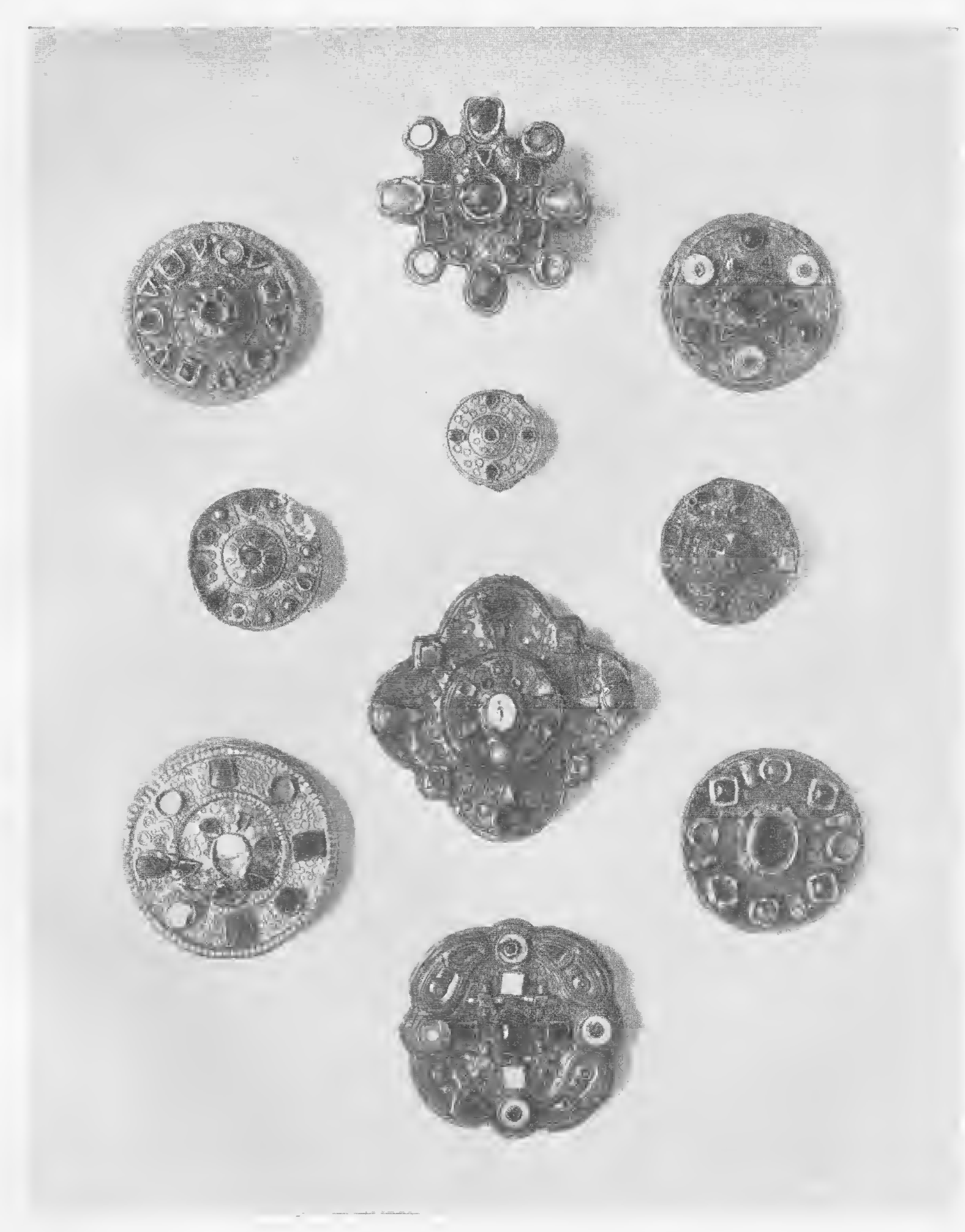


Abb. 288
Fränkischer Schmuck
Provinzial-Museum Bonn



Abb. 289

Schnallen aus Bronze aus der alamannischen Zeit

Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen, Stuttgart



Abb. 290

Schließen aus der Völkerwanderungszeit (Burgund)

Landesmuseum Zürich

richtung meinerseits vielleicht mir seelisch besonders nahe liegt! — die nordische Entwicklung von Form und Ornament etwa vom 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung an. Wir müssen hiebei festhalten, daß es sich da in Skandinavien noch um rein heidnisch-germanische Kunst handelt, die von christlich-orientalischen Elementen noch gar nicht durchsetzt ist. Sie kann in gewisser Hinsicht als national bezeichnet werden, wenn wir mit dem Begriff „national" hier eben das typisch

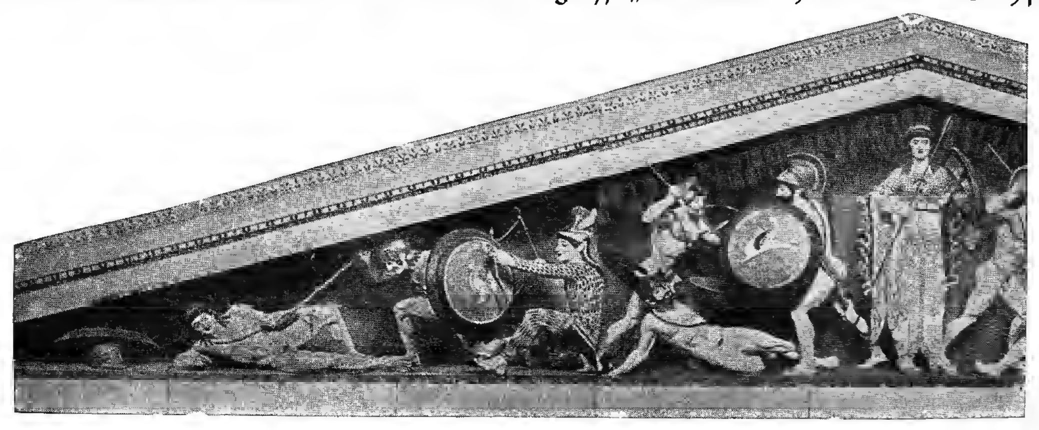


Abb. 291
Westgiebel des Aphaiatempels in Aegina
Aus Springers Kunstgeschichte Bd. I, Alfred Kröner Verlag, Leipzig

Nordisch-germanische benennen wollen. Allerdings hat auch diese Kunst ihre Beziehungen zu der gemeinsamen westeuropäischen Kunstrichtung des 5. bis 8. Jahrhunderts. Aber sie behält auch da, wo sie nachahmt oder fremden Einflüssen folgt, doch unbedingt ihr nordisches Gesicht.

Die Ornamentik, die, wie wir wissen, früher und ganz besonders in der Bronzezeit rein symbolisch war, unvergleichlich in ihrer esoterischen Kraft und Einfachheit, in der Wirkung der Gesamtform und der Bedeutsamkeit der Symbolanordnung, bekommt nun einen besonderen Charakter durch die Verwendung von Tierfiguren, Tierköpfen und Körperteilen von Tieren.

Auf allen Gebieten der Kleinkunst, vom Fingerring angefangen bis zum Schwertgriff, treten diese neuartigen Ornamente auf. Die Tierformen werden verwendet, um die Flächen der Gegenstände auszufüllen, und wir treffen ähnliche Erscheinungen wieder an, wie in der älteren Steinzeit. Aber doch ist ein wesentlicher Unterschied vorhanden. War es in der älteren Steinzeit ein Naturalismus auf magischer Grundlage, der zu möglichst getreuer Wiedergabe der Naturform anregte, so ist davon jetzt keine Spur mehr vorhanden. Die Tierformen sind ganz eigentümlich. Man könnte sagen, es werden da platonische Tierideen, aber keine subjektiv bedingten Einzeltiere wiedergegeben. Man weiß nur beim Anblick dieser Ornamente, daß es sich um ein Tier handelt, man kann vielleicht da und dort sagen, daß es sich um einen Vogel oder ein vierfüßiges Tier handelt, aber auf die spezielle Wiedergabe eines bestimmten Tieres wird nicht der geringste Wert ge-

legt. Die Tierform wird vom Zwang des Ornamentes vollständig aufgesogen.

Es ist also zweifellos, daß man gar nicht Naturformen nachbilden wollte, sondern daß man gewisse Eigentümlichkeiten der Naturform in eine ornamentale Kunstform umwandelte. Offenbar wollte der damalige Geschmack, daß alle Flächen möglichst durch das Ornament bedeckt würden. Je vollkommener dieser Zweck erreicht wurde, desto künstlerisch wertvoller galt das Ornament.

Wir wollen, ohne daß es sich hier um Ornamente handelte, doch darauf hinweisen, daß sich in Griechenland eine ähnliche Absicht, leere Flächen figürlich auszufüllen, bei den Tempelgiebeln bemerkbar machte, wo dann der findige griechische Künstler liegende Figuren, Tiere oder Gegenstände, die in den spitz zulaufenden Raum paßten, anbrachte. Wir können in Griechenland eine allmähliche Zunahme an darstellerischer Gewandtheit in dieser schwierigen Frage feststellen. (Abbildung 291.)



Abb. 292
Nordische Spange mit ersten Anfängen der Tierornamentik
Staatl. Hist. Museum, Stockholm

Im nordischen Tierornament trat diese Schwierigkeit deshalb nicht auf, weil man das Tier strecken und biegen, verlängern oder verkürzen konnte, ganz nach



Abb. 293
Spange aus Silber gegossen und vergoldet. Aus dem 6. Jahrhundert in Norwegen
Universitäts-Altertümersammlung Oslo

Belieben, was dem Griechen in seinen äußersten Giebelfiguren nicht erlaubt war. Denn der Grieche wollte naturalistisch nachbilden, der Nordländer nicht.

Es ist nun vielleicht in dem ganzen Verfahren ein Stilverfall festzustellen, aber wie stets, finden wir auch in diesen Zeiten des Verfalls Kunstwerke von allergrößter Bedeutung, Kunstwerke, bei denen man sieht, wie ein ganz großer Formsinn den Zwang der Kunstrichtung nicht als Fessel fühlt und unkünstlerisch verschroben wird, sondern ihn souverän meistert und den Fehler des Stils durch die Größe der individuellen Leistung vergessen läßt.

In einer Reihe von drei Abbildungen sei unseren Lesern diese eigentümliche Entwicklung vorgeführt. Abbildung 292 zeigt uns noch an einer Spange den reinen alten Stil. Die Gesamtform ist noch in erster Linie maßgebend, eine Form im Übrigen, die in Europa sehr verbreitet war und an sich die letzte Ausbildung des alten einfachen Nadelbügels darstellt. Noch ist viel symbolisches Material in dem gar nicht vordringlichen Ornament verwendet. Wir finden in der rautenförmig erweiterten und dann in zwei Dreiecke geteilten Bügelfläche die Triskele als Ornamentmittelpunkt und entdecken, daß die äußere Form zweifach die Hieroglyphe des Winters andeutet. Diese Hieroglyphe ist am untersten Teile des Bügels

ganz deutlich angebracht und wir erkennen sie sofort, wenn wir zu diesem Zwecke das Bild umkehren. Auch im oberen Teile der Spange treffen wir auf eine Reihe interessanter symbolischer Details. Gekrönt ist das Ganze von einem etwas rechteckig auseinandergezogenen Hakenkreuz, dem sich am Rande rechts und links hinunterlaufend kleine Sonnensymbole in S-förmig angeordneten Doppelspiralen anschließen. Von besonderem Reiz ist in den Flächen unter den großen Öffnungen die Anordnung der Winterhieroglyphe als Bestandteil einer Triskele. Tierornamentik hat schon ihren Einzug gehalten, aber noch weniger als Ornamentteil, denn als Mittel, um Verbindungen von Teilen der Gesamtform zu bilden. Schon hier ist zu erkennen, daß von einem bestimmten Tiere gar nicht die Rede sein kann.



Abb. 294
Silberne, vergoldete norwegische Spange des 6. Jahrhunderts
Universitäts-Altertumsammlung Oslo

Betrachten wir nun zum Vergleich die Spange aus dem sechsten Jahrhundert auf Abb. 293. Sofort ist zu erkennen, daß das Ornament viel aufdringlicher geworden ist. Es ist schon so aufdringlich, daß man die Gesamtform nicht auf den ersten Blick wirksam empfindet. Von symbolischen Elementen ist kaum eine Spur vorhanden. Dagegen ist das ganze Ornament auf der oberen Platte, wie auch auf der Bügelfläche Tierornament, das sogar fratzenartige Köpfe an den drei Kreuz-

enden zeigt. Man fühlt beim Anblick dieser Spange schon die Gefahr, die der ganzen Stilrichtung droht: nämlich daß das Ornament aus bewußter Anwendung guten Formsinns, also praktisch gesprochen aus einer individuellen Leistung, zum traditionellen Schnörkelwerk wird.

Es gehört für mich mit zum Interessantesten, wie sich der gesunde Sinn des Nordländers, nachdem er dieser Gefahr fast erlegen ist, wieder von ihr befreit, in dem er, wie wir noch sehen werden, aus dem Traditionellen die Rückkehr wieder zum individuellen Kunstwerk findet.

Zunächst aber noch ein weiterer Abstieg, den uns die Abbildung 294 zeigt.

Hier wird das Ornament so vordringlich, daß es bereits die Umrißformen des Ganzen zerflattern läßt. Diese Spange hat schon fast keine Konturen mehr. Das Füllornament ist zierlich und zimperlich geworden. Sein tatsächlicher Inhalt ist ganz gleichgültig, es bewegt die Fläche und damit ist seine Aufgabe erfüllt. Es wird eben selbst Fläche, die sich nur durch ihre Unruhe, durch durcheinandergeworfene Wirkungen von kleinen Schatten und kleinen Lichtern von einer kahlen Fläche unterscheidet. In das Gewirr dieser Ornamentsorgie sind dann Teile gezogen, die im Vergleich zur Umrißform, Ornament, im Vergleich zum Flächenornament aber eingezeichnete zweite Umrißformen sind und daher auch ganz folgerichtig gewisse Gleichlinigkeit mit dem äußeren Umriß aufweisen. Das ist besonders auf der oberen Platte der Spange mit den zwei Rechtecken in fast derber Weise geschehen. Große Tierköpfe im Stile von nickenden Blumen beleben noch etwas das öde Flächenelement der Platte. Das untere Kreuz ist durch Parallelkurven stark betont und die zwei motivlich gar nicht berechtigten kleinen Hakenkreuze in den Mittelaugen des Kreuzes beweisen, gerade durch ihre motivliche Nichthierhergehörigkeit, daß sie bewußter symbolischer Absicht ihr Dasein verdanken.

Das Tierornament gewinnt Formen, in denen es kaum mehr erkennbar ist. Unsere Abbildung 295 gibt hiefür ein treffliches Beispiel. Mit dieser Frage beschäftigten sich selbstverständlich die Gelehrten und wenn wir hier dem bekannten Dr. Sophus Müller, einem hervorragenden dänischen Forscher, folgen, so können wir feststellen, daß die Tierornamentik ein nationaler Stil ist, entstanden bei denjenigen germanischen Völkern, die als Sieger auf römischem Boden standen. Sie ist aus einer diesen Völkern gemeinsamen Stil- und Geschmacksrichtung hervorgegangen. Man kann schon in der späten Hallstatt- und Latènezeit erste Anklänge finden, Vogelköpfe auf den Bügelnadeln im südlichen Deutschland, Tierbilder auf Schwertergriffen, ebenso Menschenköpfe, die letzteren auch auf Armbändern. In der Völkerwanderungszeit wurde diese Art der Kunst vielleicht vorherrschend und verlief in ihren letzten Konsequenzen eben in das Ornament, weil sie, wie Sophus Müller sagt, „nur hier von Eingriffen der klassischen Kunst nicht gestört wurde". Auf diesem einen Punkte standen die barbarischen Völker (im Sinne der Römer



Tafel 55.

Andreas Tragaltar, genannt Egbertschrein, aus dem Trierer Domschatz.

Photo Baetz, Trier.

und Griechen „barbarisch") herrschend und siegreich da, während früher beständig neue Einflüsse auf den klassischen Ländern die begonnene Stilentwicklung durch Zufuhr von Motiven aus einer überlegenen Kunst und Industrie abgebrochen hatten."

Die Neigung zur figuralen Ornamentik ist sogar vielleicht etwas allgemein Menschliches. Wir finden sie noch stark im Mittelalter, wo der Drache seine Rolle spielt und ebenso in der Renaissance. Sie hat sich selbst bis in die kurzlebigen Stile um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts erhalten.

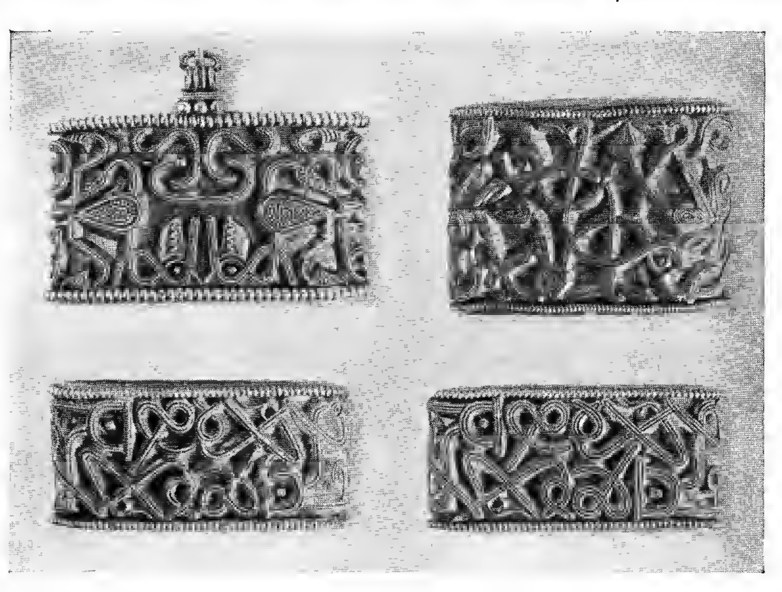


Abb. 295
Goldene Beschläge zu norwegischen Schwertscheiden des 6. Jahrhunderts
Universitäts-Altertumssammlung Oslo

Der Entwicklungsgang in germanischem Gebiete zeigt uns: lineare Ornamentik in Stein- und Bronzezeit. In letzterer starke Betonung des Symbolischen. Ablösung durch das Tierornament der Völker-Wanderung, das sich dann im Mittelalter zum Blattornament wie manche sagen „veredelt". Ein sehr charakteristisches Tierornament südgermanischer Herkunft aus der Völkerwanderungszeit zeigt uns Abbildung 296.

Wir erkennen deutlich schon da das Bestreben, koste es was es wolle, die vorhandene Fläche auszufüllen. Eine besondere Kunstfertigkeit liegt aber in diesem Ornament darin, daß das symbolisch verwertete Hakenkreuz sich „zwanglos" aus der Zusammenfügung der Ornamentteile ergeben soll. So ganz zwanglos ist es zwar nicht geglückt, aber schon der Versuch ist sehr interessant. Da wo die schlangenartigen Gebilde sich berühren, werden die Überschneidungen benutzt, um das Hakenkreuz entstehen zu lassen. Da die Ecken der Gesamtform rettungslos leer bleiben mußten, so füllte man sie mit Perlen und verband diese motivlich ganz schlau mit Krallen der Tiere, von denen sie gewissermaßen gehalten werden.

Wir dürfen unseren weniger orientierten Lesern gerade an diesem Beispiel einen Rat erteilen, der vielleicht nicht ganz unpassend ist. Die Menschen, die Museen betrachten, pflegen durch die Säle zu wandeln und die Unmasse von ausgestellten Dingen flüchtig zu besehen. Sie haben eigentlich außer der Befriedigung einer vorübergehenden Neugierde nicht viel von solchem Besuch. Viel wichtiger ist es, nach einem meinetwegen vorausgehenden allgemeinen Eindruck, sich dann

in irgend ein Stück zu vertiefen, sich zu fragen, was der Künstler darstellen wollte, wie es ihm gelungen ist, was im Detail interessant an dem Gegenstand ist, woran er erinnert, welchen ästhetischen Eindruck er macht. Mit einem Worte sich liebevoll in ein paar wenige Stücke zu vertiefen. Man wird das nicht ohne großen Erfolg tun. Ich habe mit großer Zustimmung in einigen Museen beobachten können, wie ganze Schulklassen diesem Grundsatz huldigten. Sie sind nicht lärmend und Unsinn treibend als eine Herde durch die Säle geführt worden, was ich auch schon wiederholt beobachten konnte, sondern sie haben vom Lehrer die Aufgabe erhalten, Stücke, die ihnen besonders gefielen, abzuzeichnen und auch zu aquarellieren. Ich habe mit manchem dieser Schüler gesprochen und übereinstimmend gehört, daß diese Beschäftigung sie außerordentlich angeregt hat. Einer der Schüler sagte mir ganz naiv und richtig: „Man kennt ein Ding gar nicht, bevor man es abgezeichnet hat."



Abb. 296
Gürtelbeschlag aus Bronze mit Tierornament in Flachschnitt. Völkerwanderungszeit
Germanisches National-Museum, Nürnberg

Dieses Abzeichnen, wenigstens im Geiste, das heißt: die Aufmerksamkeit auf jedes Detail lenken, macht Museumsgegenstände lebendig. Der Geist des Künstlers, der sie vor Jahrtausenden fertigte, schwebt dann um den Beschauer und gibt ihm Fingerzeige und Ratschläge. Und nun wollen wir noch einen Schritt weiter in der Beurteilung des nordischen Formsinnes gehen und jene Entwicklung, wenn auch ganz kurz, uns besehen, die zu den unbeschreiblich schönen Holzschnitzereien des 10. und 11. Jahrhunderts in Norwegen geführt hat.

Man kann sagen, obwohl damit ja nicht viel gesagt ist, daß das spätere Blattornament natürlicher ist als das ältere Tierornament. Das kommt daher, daß die Blätter an sich — man denke nur an eine Laube, oder an den Anblick eines Baumes aus einiger Entfernung — , in ihrer Gesamtheit den Eindruck einer geschlossenen Fläche machen. Sie eignen sich, zusammen mit Ranken, Zweigen und Ästen daher in vorzüglicher Weise dazu, als flächendeckendes Ornament zu wirken.

Skandinavien hat in dieser Hinsicht ganz wundervolle Ornamente vom 10. bis 13. Jahrhundert in seinen sogenannten Stabkirchen. Diese Kirchen waren schon christlich, aber wir finden in dem gesunden Sinn des germanischen Nordländers ein Festhalten am Eigenen auch bei neuer Religion. Unsere Leser kennen aus Abbildungen dieses Buches schon diese herrliche Holzschneidekunst des Nordens, die mit einer prachtvollen Entwicklung des Tierornamentes das Blattornament vermengt und bewegte Flächen von hoher harmonischer Wirkung erzeugt.

Weitere Beispiele ergeben die Tafeln 62 und 65.

Schon im Osebergfund, von dem wir ja in unserem Werke eine ganze Reihe von Abbildungen gebracht haben, zeigt sich die nordische Kunst in hervorragendster Weise. Diese Wikinger, um die es sich im Osebergfund kulturgeschichtlich handelt — war doch die Königin, deren ganzer Hausrat in das Schiff verfrachtet wurde, wahrscheinlich Aasa, die Großmutter Harald Schönhaars —, waren nicht nur gewaltige Kriegshelden und Seeräuber, sondern auch Repräsentanten einer künstlerisch sehr hohen Zeit.

Mit großem Rechte sagt Professor Dr. Friedrich Behn (Mainz) in einem kleinen Werke über altgermanische Kunst: „Die Bedeutung des Osebergfundes ist für europäische, insbesondere die germanische Kunstentwicklung unvergleichlich höher, als die des Tutanchamongrabes, wenn seine Entdeckung auch nicht zur Sensation gemacht wurde ... Mit unausweichlicher Deutlichkeit zeigt uns der Osebergfund, daß die Kunst des Mittelalters in Mittel- und Nordeuropa nicht ein Kind der Kunst des klassischen Südens ist, daß vielmehr der Stil, den wir den romanischen nennen, diesen Namen zu Unrecht führt, sondern daß er richtig der „germanische" heißen müßte."

Wir erinnern daran, daß wir den „romanischen Rundbogen" als die architektonische Verarbeitung einer nordisch-germanischen Kalenderhieroglyphe (vgl. Taufstein von Selde, Abbildung 135) erkannt haben. Professor Behn sagt auch in lapidarer Form, warum diese wundervolle nordisch-germanische Kunst nicht heute noch Allgemeingut von uns allen ist. „Die einseitige klassizistische Einstellung, wie sie Renaissance und Humanismus uns brachten, hatte die hohe bodenständige Entwicklung und die Schöpferkraft nordischer Kunst vollständig in Vergessenheit bringen können."

Daß die Baukunst hierbei die schwersten Verluste erlitt, kommt daher, daß ihre Zeugnisse sich, da sie aus Holz waren, nur zum geringsten Teile erhalten konnten. Die Schönheit alamannischer Hausbauten in Mainz kennen wir nur mehr aus der anerkennenden Schilderung eines römischen Schriftstellers. Ein großes steinernes Denkmal nordischer Baukunst ist uns in Ravenna, im Grabmal Theoderichs erhalten.

Die norwegischen Stabkirchen zeigen uns in ihren Schnitzereien noch am echtesten die Höhepunkte germanischen Formsinns im Ornament, aber auch in der Großform. (Abbildung 297.)

Auf der Tafel 65 erkennen wir den irrtümlich „romanisch" genannten Bogen in schöner, von der Ornamentsanordnung unterstützter Rundung. Er ruht auf zwei Säulen, die wir im Prinzip schon aus der altnordischen Halle kennen.

Die Säulen tragen deutlich abgesetzte Kapitäle (auch Abb. 298), die wie die Säulenschäfte mit Ornamenten bedeckt sind. Im oberen Teile des Portals wirken die beiden vogelartigen Tiere als in das Ornament geschnittene Einzelwesen, ver-

hindern dadurch die Eintönigkeit der Fläche, geben dem Ornamente selbst Gliederung im Großen und betonen das Portalhafte des Ganzen in außerordentlich wirksamer Weise.

Auf den Türbeschlägen der Abbildung 298 entdecken wir zu unserer Freude noch die Verwendung der alten heidnischen nordischen Symbole. Wir sehen das Kreuz, das vom atlantischen Malkreuz durchschnitten ist und sehen die stilisierten Hagall-Runen an den Kreuzenden, wodurch eine symbolische Zusammenfassung von tiefer Bedeutsamkeit entsteht.

Eine wundersame Vermengung von altgermanischem Tier- und neuem Blattornament zeigt uns das Portal einer norwegischen Stabkirche des 11. Jahrhunderts. Bei flüchtigem Betrachten haben wir die Empfindung, ein Rankenwerk von blattlosen Ästen u. Zweigen vor uns zu sehen.



Abb. 297
Beispiel nordischer Schnitzkunst
Holzgeschnittenes Portal einer Stabkirche in Norwegen aus dem 13. Jahrhundert
Universitäts-Altertumssammlung Oslo

Beschauen wir das Ganze aber genauer, so erkennen wir Tierformen. So namentlich die Form eines Pferdes im dritten Streifen unten. Daneben aber auch kleine, keimende Blätter. Es ist ein Beweis höchsten Formsinnes, daß diese Ornamente, die gar nichts Schablonenhaftes an sich tragen, die in jedem Teil anders sind, sich nir-



Abb. 298
Portal und beschlagene Türe einer Stabkirche Norwegens aus dem 13. Jahrhundert
Universitäts-Altertumssammlung Oslo



gends wiederholen und während sie ihre Formmassen anscheinend ganz willkürlich und unregelmäßig verteilen, doch den Gesamteindruck einer harmonischen Einheitlichkeit machen. Das Gefühl des Künstlers für das Dynamische im Ornament, für die Tatsache, daß seine ausgeschnittenen Massen so angeordnet sind, daß kein unrichtiger Hauptpunkt der Wirkung entsteht, der die ganze Harmonie stören würde, ist geradezu genial. Betrachten wir nur, wie der Künstler die zu starke Wirkung des Bogens dadurch ausgleicht, daß er oben diesen Bogen durch ein Rankenwerk überschneiden läßt, daß die geometrische Rundung im Gewühl der nicht geometrischen Umgebung sänftigt.

Daß diese große nordisch-germanische Kunst im Figürlichen nicht zu den Höhen südlicher Kulturen hinaufsteigt und ihre figürlichen Blütezeiten erst viel später findet, darf nicht, wie das geschehen, der nordischen Kunst als ein Mangel ausgelegt werden. Unsere Leser werden schon erraten, warum dem so ist. Einfach aus dem Grunde, weil die Anfänge der Kunst kultisch sind und weil die germanische alte Religion Gott nicht als Person empfand noch darstellte, mithin auch die Idee vom Menschen als einem Ebenbilde Gottes (eine religiös unsagbar gefährliche Idee) nicht hatte. Es liegen da ganz ähnliche Verhältnisse vor wie in der islamischen Kultur. Allerdings sind die Motive verschieden. Der Islam stellt sich, echt orientalisch, Gott sehr menschlich vor. Aber er verbietet die Darstellung Gottes im Bilde, ebenso wie die des Menschen im Bilde. Der Germane braucht das nicht zu verbieten. Es liegt das gar nicht in der Richtung seiner vergeistigenden Art der Gottesvorstellung. Erst der Orient brachte ihm einen Gott, der wie ein Mensch lebte und starb. Erst das Christentum brachte ihm figürliche Darstellung heiliger Personen und mit dieser

Abb. 299
Bildstein aus Dynna in Norwegen aus der Zeit um 1050 n. Chr. Geb.
Universitäts-Altertumssammlung Oslo

Darstellung einen Bilderdienst, der der reinen Gottesvorstellung unserer Ahnen etwas vollkommen Neues und Fremdes war (Tafeln 47 und 74).

So ist in der germanischen Kunst das Figürliche wenig gepflegt, da es kultisch nicht benötigt war. Und wenn wir einen christlichen Denkstein aus Norwegen aus dem Jahre 1050 (Abbildung 299) betrachten, der offenbar die Geburt Christi in Bethlehem darstellen soll, so sehen wir die Unbeholfenheit des Künstlers in der Behandlung seines Stoffes. Wenn wir aber genauer prüfen, dann erkennen wir, nicht ohne persönliche Ergriffenheit, wie dieser Künstler das Erbe seiner Ahnen treu in diesem Denkstein verwaltet. Wir sehen dann die Bemühung, fremd gefühlter Religion symbolische Bestandteile zu geben, um sie damit der germanischen Seele näher zu bringen. Der Künstler weiß ganz genau, daß das Figürlich-Naturalistische seinen germanischen Landsleuten viel schwerer verständlich ist, wenn es sich um heilige Dinge handelt, als das Esoterisch-Symbolische.



Abb. 300
Norwegische Bronzespange aus dem 10. Jahrhundert
Universitäts-Altertumssammlung Oslo

Man kann sich kaum des Eindrucks erwehren, daß auch in der nordischen Kleinkunst der oft geübte und vertraute Schnitt in Holz selbst da noch einwirkte, wo es sich um metallgegossene Dinge handelte. Er war in so hohem Maße Mittel zum symbolischen Ausdruck seit alters her geworden, wo man noch die Pfeiler der Hallen mit den Symbolen der Gottheit schmückte, daß er auch in der Metallbearbeitung zum mindesten leichte Stilwirkungen auslöste. Wir kennen ja schon einige der berühmten nordischen Spangen, deren älteste bis in das 7. vorchristliche Jahrhundert zurückgehen und deren symbolische Formen sich an die 2000 Jahre unverändert erhalten haben.

Unsere Abbildung 300 zeigt eine besonders schöne Spange aus dem 10. Jahrhundert. Man erkennt — es ist eine gegossene Bronzespange — deutlich den Holzkerbschnitt am Rande, auch die freie Herausarbeitung des Ornamentes vom Hintergrunde ist echt Holzarbeit. Das symbolische Motiv ist der Baum des Lebens, die Esche Yggdrasil. Deutlich ist der Mittelstamm zu erkennen, von dem nach oben und unten die drei Äste sich richten. Auch aus dieser Zeit sind uns, wie unsere Abbildung 301 zeigt, gewisse Geschmacksverirrungen erhalten geblieben,

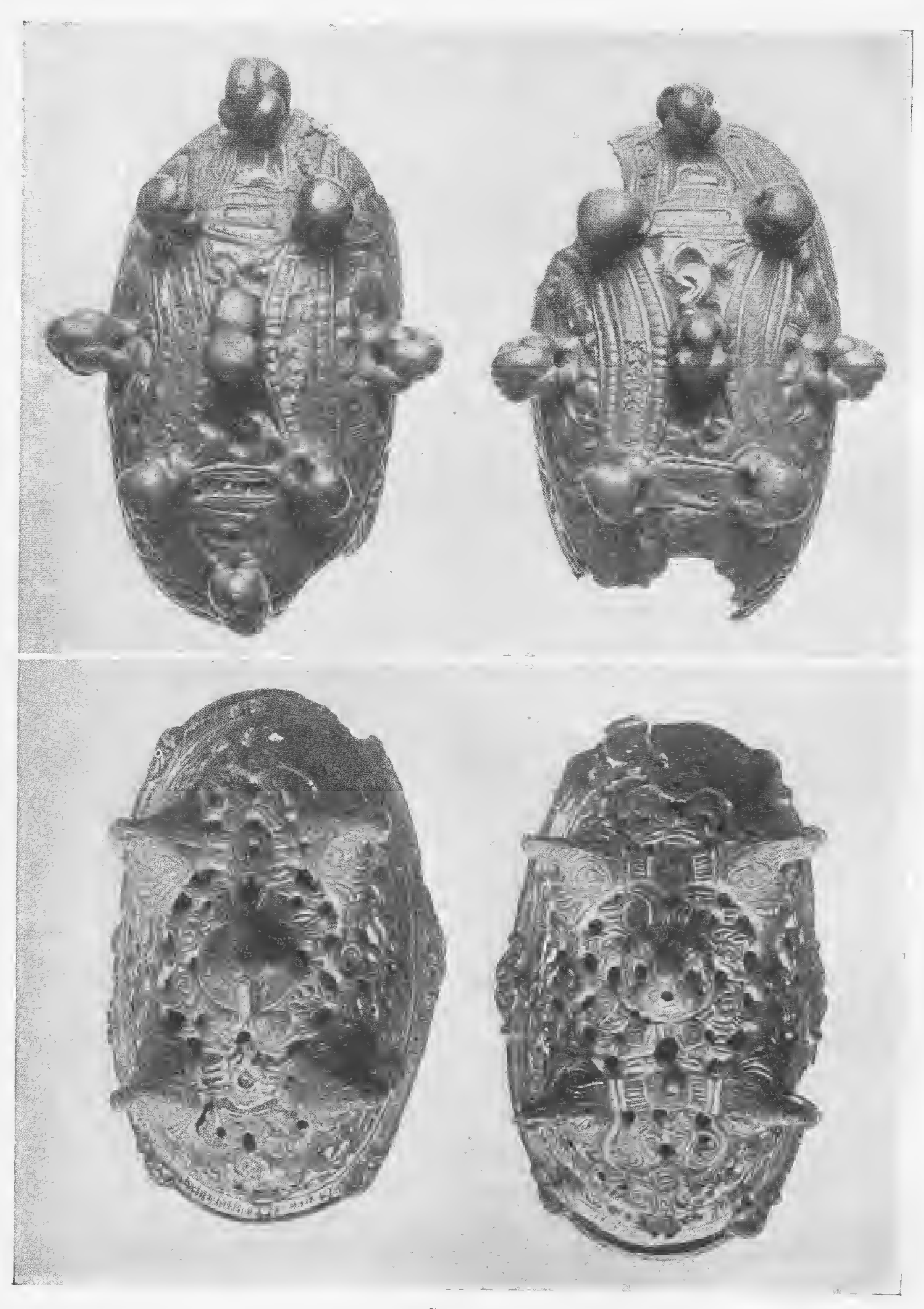


Abb. 301
Norwegische gegossene Bronzespangen vom Ende des 10. Jahrhunderts
Universitäts-Altertumssammlung Oslo



Tafel 56
Das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald
(Photo P. Beckmann, Detmold)

die nebenbei das symbolische Grundelement fast vollkommen verwischen. Dieses Bestreben, mit Teilen der Ornamentfläche aus der Ebene sichtlich und aufdringlich herauszutreten, findet sich überall in der Geschichte des Ornamentes. Aber es ist ohne Zweifel überall ein Fehlgriff gewesen, wo immer man auch auf dieses Verfahren trifft. Viel schöner sind die Spangen, die sich ernst und streng im traditionell Symbolischen halten, wie wir sie auf unserer Abb. 302 wiedergeben. Auf den beiden Spangen unten ist der Achtflächner der Hagallrune ohne den waagerechten Querbalken, der nur durch seine Endpunkte angedeutet ist, dargestellt. Und auf der flachen Spange oben ist das alte nordisch-atlantische Auferstehungssymbol des Malkreuzes zur Einrahmung eines schon stark figürlichen Ornamentes verwendet. Damit stehen wir am Ende wieder da, von wo wir ausgegangen sind, bei den urältesten Kalenderhieroglyphen und Symbolen der nordisch-atlantischen Welt. Eine anders gerichtete Zeit hat sie vergessen, hat sich fremden Ideen und fremden Symbolen zugewandt, und viele Gelehrte, die schwere Bücher über die alte Kunst geschrieben haben, wußten gar nicht, was die Elemente dieser Kunst bedeuten. Sie haben sie nur nach ästhetischen Maßstäben bewertet und wenn ihnen etwas sehr gut gefiel, dann behaupteten sie in der Regel, das müsse aus dem Orient oder vom Süden Europas herstammen.



Abb. 302
Norwegische Bronzespangen des 9. Jahrhunderts
Universitäts-Altertumssammlung Oslo

Dieses Fehlurteil hat viel Unheil angerichtet. Ja, es hat eine Art Minderwertigkeitsgefühl bei den Deutschen hervorgerufen. Die Schweden und Norweger waren nicht so töricht wie wir Deutsche. Sie wußten um ihre alte Geschichte und um ihre alte Kunst besser Bescheid.

Möge denn die Zeit erwachen, in der auch die Deutschen zurückfinden in die Einheitlichkeit ihres Volkstums. Dieses Volkstum hat seine höchste Einheitlichkeit nicht in den kurzlebigen Ereignissen der Geschichte moderner Jahrhunderte. Nicht Preußen hat Deutschland gemacht, nicht die Fürsten- und Herrschergeschlechter der letzten Jahrhunderte haben deutsches Wesen begründet. All das ist falsch und geeignet, die seelische deutsche Einigkeit zu zerstören. Diese seelische Einigkeit ist so gründlich durch die Geschichte der kleinen und großen Herrscher zerstört worden, daß sie rein politisch nur schwer wird wieder herzustellen sein. Sie wird aber sicher niemals herzustellen sein, wenn ihr nicht die seelische Wiederherstellung des Ursprungs, der gemeinsamen Ahnenart ältester Zeit vorausgeht.

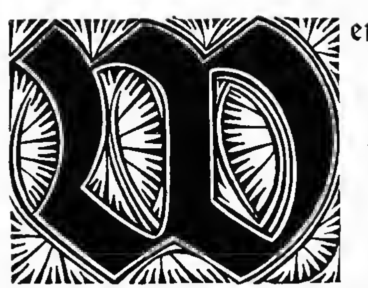
Diese Wurzel zu finden, will unser Buch ehrlich mithelfen. Und unsere Leser die uns bisher treu gefolgt sind, werden nun schon anders über germanische Kultur denken, als sie vielleicht bisher gedacht haben.

Unsere Wissenschaft hat sich gescheut, den Boden unserer Kultur da zu suchen, wo er ist, in urältester, ureigenster Vergangenheit. Und wo sie und die Dichtung es etwa im 18. und 19. Jahrhundert versucht haben, da sind sie in eine Romantik verfallen, deren historische Irrtümer von den „Babylonikern" ihnen nur allzu leicht nachgewiesen werden konnten.

Heute ist die Lage eine andere. Heute beginnt die neue Zeit, in der das alte Wort vom „Licht aus dem Osten" versinkt und das neue Wort von der Urkultur im Westen und Norden zur Wahrheit der Zukunft werden wird.

Das Geldwesen der Früh-Germanen

von Dr. med. Emil Schwarzkopf Stuttgart

enn wir das Wirtschaftsleben des geschichtlichen Menschen von seinen frühen Anfängen an etwa bis zum Beginn des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung betrachten, so lassen sich zwei Hauptwirtschaftsformen unterscheiden: die sogenannte „Naturalwirtschaft" und die „Geldwirtschaft". Wenn auch diese Zustände einander, selbst bei hochkultivierten Völkern, ja bis in die heutige Zeit herein, nie völlig abgelöst haben, sondern neben einander bestehen geblieben sind, können wir nach den völkerkundlichen und kulturgeschichtlichen Erfahrungen in ihnen doch verschiedene Stadien einer kulturellen Aufwärtsentwicklung erblicken.

Die primitivste Wirtschaftsform ist die Eigenwirtschaft, bei welcher der Mensch für alle Bedürfnisse des täglichen Lebens, wie Nahrung, Kleidung, Schmuck, Geräte, Waffen usw., Selbsterzeuger ist. Sie kommt für unsere Betrachtungen nicht in Frage. Bei den alten Germanen hat es sich in historischer Zeit immer um größere Menschengruppen gehandelt, und sobald sich solche bilden, muß es bei den ungleichen Fähigkeiten und Fertigkeiten der Einzelnen, auch durch die verschiedenartige Veranlagung und Eignung der Geschlechter, zu einer Arbeitsteilung und damit zu einer ungleichen Verteilung der Güterüberschüsse kommen. Die Seßhaftigkeit hat Viehzucht, Ackerbau und Gewerbe zur Folge. Es ist dem Einzelnen nicht mehr möglich, die stetig zunehmenden Lebensbedürfnisse von sich aus zu befriedigen. Der Tausch ist die notwendige Folge. Er dient der unmittelbaren Befriedigung des wechselseitigen Bedarfs in der Weise, daß zwei Menschen aus ihren verschiedenartigen Güterüberschüssen gegenseitig ihren Mängeln abhelfen. Man nennt diesen Zustand, in dem Güter, Werte und auch Leistungen als Bedürfnisse des täglichen Lebens ohne Vermittlung des unten zu besprechenden Geldes ausgetauscht werden, „Naturalwirtschaft". Mit der Ausbildung der einzelnen Gewerbe mußte sich Verkehr und Handel, wenn auch anfangs in bescheidenem Umfange, entwickeln, der zunehmende Handel aber schuf für den Gütertausch das Bedürfnis nach Wertmessern, d. h. nach bestimmten Waren, die Allen unent-

behrlich waren und daher in den Augen eines Jeden gleichen Wert besaßen. Das waren früher und sind es heute noch bei vielen primitiveren Völkern gewisse, allgemein begehrte Güter bzw. gewerbliche und wirtschaftliche Erzeugnisse. Als wichtigste Beispiele seien genannt: Vieh, Sklaven, Wein, Früchte, Salz, Perlen, Bernstein, Baumwolle, Pelze, Metalle, Waffen usw.

Im Gegensatz zu der landläufigen Definition, die unter „Geld" nur die geprägte Münze (daneben noch Papiergeld) versteht, dehnt die Wirtschaftsgeschichte den Begriff viel weiter und faßt darunter alle als allgemeine Wertmesser geltenden Güter zusammen, die zur Erleichterung des Verkehrs Verwendung finden. Daß die „Geldwirtschaft" („Geld" in diesem weiteren Sinne) von der Naturalwirtschaft praktisch nicht immer streng abzugrenzen ist, vielmehr zwischen beiden Formen zahlreiche Übergänge und Vermischungen bestehen, trägt mit zu der Verwirrung bei, welche über diese beiden Begriffe vielfach herrscht. Im speziellen Teil dieser Ausführungen soll unter „Geld" nur das Münzgeld verstanden und der Tauschverkehr mit allen andern, auch den als Wertmesser geltenden Gütern, unter dem Begriff „Naturalwirtschaft" zusammengefaßt werden. Die Geldgeschichte des europäischen Mittelalters fällt ja auch tatsächlich weitgehend mit der Geschichte des Metallgeldes als Zahlungsmittel zusammen. Das Geld, das noch nicht Münze ist, kann man als „vormünzliches Geld" bezeichnen. Eine der häufigsten Formen desselben war in alter Zeit das Vieh- besonders Kuhgeld, nordisch „Kugildi" genannt. Es war bei Nomadenstämmen und Ackerbauvölkern besonders verbreitet, und läßt sich für Deutschland bis ins 10. Jahrhundert, für die Nordgermanen sogar mehrere Jahrhunderte länger nachweisen. Eine Kuh von bestimmtem Alter und vorgeschriebenen Eigenschaften wurde als Wertmesser und Zahlungsmittel festgesetzt, wie es heute noch bei manchen Naturvölkern Nordamerikas und Afrikas (Massai) gebräuchlich ist. Bei Ost- und Südafrikanern ist Vieh gleichbedeutend mit Reichtum und Macht. Später, nach Aufkommen des Münzgeldes, wurde das Stück Vieh einer bestimmten Geldmenge gleichgesetzt; man kann von einer Viehwährung sprechen. Die Zahlung konnte beliebig in Vieh oder in anderer Form, etwa Silber oder bestimmten Metallgegenständen geleistet werden, wie es schon bei den homerischen Griechen Sitte gewesen war. Besonders genaue Nachrichten verdanken wir fränkischen, sächsischen und nordischen Rechtsquellen. So wurde nach dem ripuarischen Recht eine Kuh 1 Schilling, ein Hengst 6 Schillingen gleichgesetzt, während beispielsweise ein Schwert mit Scheide 7, ein abgerichteter Jagdfalke 12 Schillinge galt. Für bestimmte Vergehen waren Bußen mit Viehzahlungen festgesetzt z. B. für den Totschlag an einem Freien das sogenannte Wergeld, das nach der Gesetzgebung der salischen Franken der lex salica, 100 Ochsen oder 200 Goldschillinge betrug. Diese Zahlen werfen nebenbei ein interessantes Licht auf die Kaufkraft des damaligen Geldes. Auch der Wert des Sklaven war nach germanischem Recht genau festgesetzt, indem für einen Ge-

töteten eine bestimmte Entschädigung in Geld oder in einer bestimmten Anzahl von Rindern vorgeschrieben war. Bei den westnordischen Germanen war das sogenannte „Zeuggeld" offizielles Zahlungsmittel. Es bestand aus grobem, schafwollenem, von Hausweberinnen hergestelltem Fries von bestimmter Breite, bei den Nordgermanen vadmal = Tuchmaß, bei den Friesen wede = Gewand genannt. Die Bezahlung erfolgte in Ellen, die ihrerseits wieder zum daneben bestehenden Metallgeld in ein staatlich vorgeschriebenes Wertverhältnis gesetzt wurden: 1 wede, die wahrscheinlich einem 4,5 Ellen breiten Friesstück entsprach, galt 12 Pfennige oder 1 Schilling; 4 solcher weden bildeten 1 Gewandmark, eine Wertbezeichnung, die in friesischen Urkunden öfters als Strafsumme Erwähnung findet. Außer dem Fries waren im Norden noch andere Stoffe, wie Leinwand, Tierhäute usw. statt Geldes in Gebrauch. Hieher gehört auch das skandinavische und russische Pelzgeld (kuni), das besonders vom Schwarzmarder und von sibirischen Eichhörnchen gewonnen wurde. In Rußland war es bis um 1400 als Geld gangbar.



Abb. 303
Frührömisches gegossenes Bronzegeld (aes grave) mit Rind

Die Erinnerung an dieses vormünzliche Geld hat sich im Volke lange erhalten. In diesem Sinne erklärt beispielsweise das Tiroler Weistum des Münstertals im Vinstgau 1427 als Landeswährung: „allerlei Vieh ohne Tadel und Gebrechen, gutes Korn, Flachs und Hanf, Käse, Zieger und Schmalz, Schmer und Unschlitt, allerlei ungegerbtes Leder, Wolle und Haustuch etc." (nach Luschin von Ebengreuth). Auch die Sprachforschung hat uns manche Erinnerungen an jene primitive Wirtschaftsform aufgedeckt z. B.: pecunia (lateinisch) = Geld; abzuleiten von pecus = Vieh. fee (engl.) = Abgabe; sprachlich mit „Vieh" zusammenhängend, feudum (german.), daher „feudal", wahrscheinlich aus feoh = Vieh und od = Gut, Geld abzuleiten usw. Des weiteren sind Darstellungen von Vieh auf altertümlichem Metallgeld derartige Reminiscenzen (Abbildung 303).

Das Viehgeld, das bei den Germanen wohl die beliebteste vormünzliche Geldform darstellte, konnte den Anforderungen des wachsenden Tauschverkehrs nicht auf die Dauer genügen. Man bedurfte eines handlicheren, leicht transportablen und zugleich haltbareren Wertmessers. Das Metall, das schon in grauer Vorzeit im Besitz der alten Kulturvölker war, entsprach diesen Bedingungen; es ließ sich nicht nur zu Waffen, Schmuck und Gebrauchsgegenständen, sondern auch zu Zahlungen verwenden. Aus den Gesängen Homers ist uns das metallene Gerätegeld in Form von Becken, Dreifüßen, Äxten bekannt. Bei den alten Germanen wurden die Preise von Waren vielfach nach Waffen bestimmt. Ein beliebtes

Zahlungsmittel waren bei ihnen ferner, wie Gräberfunde und nordische Sagen zeigen, offene Arm- und Halsringe, meist aus Silber oder Gold, das durch den Bernsteinhandel aus Griechenland und Kleinasien gekommen war. Sie boten dem Besitzer mancherlei Vorteile: er hatte sein „Geld" bequem und sicher untergebracht und stets bei der Hand. Außerdem mögen die starken Ringe eng aneinander geschoben oder in Spiralform um den Arm getragen manchmal auch einen Schutz gegen Hieb verliehen haben. Ring heißt im Altnordischen „Bauge" (von „biegen"). Baugenbrecher oder auch Ringspender hießen in alten nordischen Heldensagen die freigebigen Könige, wenn sie ihre Ringe abstreiften und dieselben ganz oder in Bruchstücken als Geschenke verteilten. Einen Fortschritt bedeutete der Gebrauch von Rohmetall. Dasselbe wurde aus dem Schmelzofen in ein Gefäß mit Wasser oder auch nur auf die feuchte Erde gegossen und der dabei entstandene Gußkuchen entweder ungeteilt verwendet oder es wurden je nach Bedarf kleinere Stücke abgehackt, um zugewogen als Scheidemünze oder Kleingeld zu dienen. Dieses Hacksilber war schon im vorderasiatischen Kulturkreise bei Assyrern und Ägyptern gebräuchlich, später, im 10.—13. Jahrhundert, mit zerschnittenen Silbermünzen vermischt, im Norden und Osten von Europa, wie zahlreiche Funde zeigen. Die Münzen haben dabei zur Ausgleichung beim Zuwägen gedient. Auf einer höheren Kulturstufe wurde das Metall in Stangen oder ähnliche stereometrische Formen gegossen. Man spricht dann von Barren. Auch diese Form des Metallgeldes ist sehr alt. Wir kennen Kupfer-, Silber- und Goldbarren, die vielfach, z. B. von den Römern mit einem Stempel versehen wurden, um die behördliche Garantie für Gewicht und Feingehalt zu bieten. Die Edelmetallbarren dienten zu größeren Zahlungen und, da sie nicht, wie die eigentlichen Münzen, nur ein beschränktes Umlaufsgebiet hatten, vielmehr überall gleiche Geltung und Wertung fanden, haben sie sich lange gehalten und sind bis heute im Großbankverkehr von der Münze nicht ganz verdrängt worden. Eisenbarren haben die Germanen von den Kelten übernommen. Es sei erwähnt, daß von den markierten Metallbarren die Bezeichnung „Mark" für eine Gewichtseinheit stammt, die zuerst bei den Nordgermanen im Gebrauch war und dann im 11. Jahrhundert auch von Deutschland übernommen wurde.

Vom gestempelten Metallbarren bis zur Münze war nur noch ein sehr kleiner Schritt; die ältesten Münzen z. B. von Lydien und Ägina sind noch kleine gegossene und gestempelte Metallklumpen.

Die Münze ist ein als Zahlungsmittel dienendes Stück Metallgeld, für dessen Gewicht und Feingehalt ein staatliches Gepräge garantiert. Ihr großer Vorzug besteht neben der Handlichkeit vor allem darin, daß sie im Geldverkehr ohne vorherige Prüfung nur vorgezählt zu werden braucht. Wir haben gesehen, daß auch die Geldwirtschaft verschiedene Stufen einer Aufwärtsentwicklung aufweist, von dem Naturalgeld über das Rohmetall zum Münzgeld.



Tafel 57
Thusnelda im Triumphzug des Germanicus
von Carl Piloty

Wie schon erwähnt, hat das Münzgeld die Naturalwirtschaft nie ganz zu verdrängen vermocht. Auch in Epochen ausgedehnten Geldgebrauchs finden wir daneben immer noch Bezahlung in Naturalleistungen, besonders in Zeiten stärkerer Geldentwertung. Man spricht dann, nicht ganz treffend, von einem Rückfall in die primitive Form der Naturalwirtschaft. Wenn in der Inflationszeit ein Bauer Mehl, Butter und Eier gegen einen städtischen Anzug eintauschte, so haben wir dafür aus der allerneuesten Zeit ein treffendes Beispiel.

* * *

Seit dem 6. vorchristlichen Jahrhundert saß im östlichen Frankreich ein indogermanischer Volksstamm, die Kelten oder, wie sie dort auch genannt werden, die Gallier, deren Kulturerzeugnisse deutlich hellenische Beeinflussung zeigten. Über ihrer Vorgeschichte liegt noch tiefes Dunkel, ihre Urheimat fällt wohl mit der der Indogermanen überhaupt zusammen. Sicheres weiß man über ihre späteren Schicksale in den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung. Um das Jahr 400 begann eine Art Völkerwanderung: ihre mächtig angewachsenen und kriegerischen Massen breiteten sich in einzelnen Wellen nach allen Seiten hin aus. Der Stamm der Helvetier besetzte die Main- und Neckargegend, östlich von ihnen, bis nach Böhmen, ließen sich die Bojer nieder, andere Stämme drangen bis nach Mitteldeutschland vor. Im Norden wurden Britannien und Irland erobert. Des weiteren drangen Kelten nach Spanien, nach der Schweiz und über den Brenner nach Oberitalien. Rom wurde verbrannt. Andere Haufen waren nach Mittelgriechenland und von dort bis Kleinasien gezogen, so daß schließlich große Teile Europas von ihnen besetzt waren. Die hochbedeutende keltische Kultur, die sich besonders in der Eisenbearbeitung auszeichnete, heißt in der Wissenschaft die La-Tène-Periode oder jüngere Eisenzeit nach den ersten Fundplätzen ihrer Erzeugnisse bei La-Tène am Neuenburger See in der Schweiz.

Auf ihren östlichen Zügen kamen die Kelten in nahe Berührung mit der griechischen Mittelmeerkultur und mit ihr lernten sie auch das damals hochentwickelte griechische Münzwesen und dessen Vorzüge für den Geschäftsverkehr kennen. Das Geld kam auf dem Tauschwege und als Sold für ihre Kriegsdienste auf Seiten von Syrakus und Sparta in ihren Besitz. Besondere Vorliebe zeigten sie für bestimmte Gepräge und zwar kommen am häufigsten in keltischen Funden die Goldstatere der makedonischen Könige Philipp II. und seines Sohnes Alexander d. Gr. vor, von denen die ersteren damals als Reichs- und internationale Handelsmünze eine ungeheure Verbreitung hatten. Erst später, vom 3. Jahrhundert an, begannen sie eine große Anzahl griechischer und römischer Vorbilder nachzuprägen, wozu sich die einzelnen Stämme, die Donaukelten, Gallokelten, Keltiberer usw. in erster Linie der gerade in ihrem Lande vorgefundenen antiken Münzen bedienten. Die

ersten Nachahmungen glichen noch weitgehend dem Original, aber, da die weiteren Kopien jedesmal die vorhergehenden und nicht mehr die Originale zum Vorbild hatten, entstanden immer rohere und verzerrtere Bilder, die sich schließlich in ornamentale, doch keineswegs stillose Gebilde auflösten (Abbildung 304). Die Kopien zeigen öfters das Spiegelbild der Vorlage, wenn nämlich der Stempelschneider das Originalmünzbild so, wie er es vor sich sah, in den Eisenstempel eingeschnitten hatte. Auf der damit geschlagenen Münze mußte dann links und rechts vertauscht erscheinen.



a b c d e f

Abb. 304

Tetradrachme Philipp II mit Zeuskopf

a griechisches Original; b—f barbarische (donaukeltische) Nachprägungen bis zur völligen Verwilderung des Münzbildes

Obere Reihe: Vorderseite — Untere Reihe: Rückseite

Als letztes Glied der Entartung jener makedonischen Statere und Tetradrachmen haben die sogenannten „Regenbogenschüsselchen" zu gelten, kleine, dicke, schüsselförmige Gold- und Silbermünzen, die zum Teil noch die letzten Spuren des ursprünglichen Gepräges, vielfach aber eigene Münzbilder, wie Stern, Vogelkopf, Kranz usw. zeigen und die von Ungarn und Böhmen an bis an den Rhein ziemlich häufig bei Grabungen zu Tage treten. Sie sind sicher überwiegend keltischen Ursprungs, da aber den Germanen während ihrer nahen Berührung mit den Kelten deren Münzen sicher wohl bekannt und wahrscheinlich auch gelegentlich als Tauschmittel willkommen waren, muß man für die Zeit vor der römischen Okkupation auch an die Möglichkeit von Nachprägungen keltischer Münzen durch die Germanen denken.

Die „barbarischen" Nachprägungen, wie man alle rohen, in Bild und Schrift verwilderten bzw. gänzlich schriftlosen Nachahmungen antiker Vorbilder nennt, treten in zahlreichen, teilweise ungeheuer reichen Funden von der unteren Donau an bis zu den Pyrenäen zu Tage. Ihre Zuweisung an die einzelnen Kelten- und auch Germanenstämme ist eine Lieblingsaufgabe der neueren Numismatik.

Besonders reich scheinen die Donaukelten gemünzt zu haben. Für östlichere Gepräge kommen fremde Skythenstämme in Frage. Es wird einer späteren genauen Fundstatistik und der Herausarbeitung verschiedener typischer Stilarten vorbehalten bleiben, Klarheit zu schaffen und auch die Frage zu entscheiden, wieweit manche der barbarischen Nachprägungen griechischer Vorbilder germanischen Stämmen zuzuschreiben sind. Die Fragestellung, ob Kelten oder Germanen, gilt auch für manche Nachahmungen römischer Münzen, z. B. aus rheinischen Funden. (Abbildung 305.)

Die Kelten wurden durch die Römer von Süden und durch die Germanen von Norden her verdrängt, verschwanden danach als selbständiges Volk und wurden größtenteils romanisiert oder germanisiert. Ihr Verschwinden vom deutschen Boden vermochte jedoch ihre blühende Kultur nicht auszulöschen. Die hochstehende Technik der Kelten in der Herstellung von Geräten, Schmuck und besonders von Waffen (Schwertern, Lanzenspitzen) wirkte vorbildlich auf ihre Nachfolger, die Germanen.




Abb. 305
Rheinische Nachprägung einer Bronzemünze des Agrippa († 12 v. Chr.)

Die mannigfachen, den Kelten und Germanen gemeinsamen Züge im Münzwesen, vor allem die Gleichartigkeit seiner Entwicklung, rechtfertigen die eingehendere Besprechung des an sich nicht germanischen Völkerstammes.

Waren die Kelten von der Kultur und damit auch dem Münzwesen der Griechen beeinflußt, so kam für die Germanen der große Einfluß der Antike von Seiten der Römer, besonders in der Zeit des Kaiserreichs. Überall da, wo die „Barbaren" mit ihnen in engere Berührung kamen, wirkte die römische Kultur befruchtend, die höheren Lebensgewohnheiten der Römer wurden gerne angenommen. So wurde den Germanen auch die Kenntnis des römischen Geldes vermittelt. Ende des 4. nachchristlichen Jahrhunderts begann, letzten Endes durch den Einfall der Hunnen ausgelöst, jene gewaltige Bewegung germanischer Stämme von Osten nach Westen und Süden die wir als die Völkerwanderung bezeichnen. In deren ersten Epoche, die von 375—476 gerechnet wird, geriet der größte Teil des morsch gewordenen weströmischen Reiches in germanischen Besitz. Sie ist ihren Auswirkungen nach die Geschichte der Besiedelung Europas durch die Germanen. Mit dem Ende der Bewegung begann das Mittelalter: das Altertum war vorbei, die abendländische, griechisch-römische Welt war in die germanisch-romanische übergegangen.

Das Münzwesen der Germanen begann erst nach deren näheren Berührung mit den Römern, vorher hatten sie sich primitiverer Formen des Geldes bedient. Den eingehendsten Bericht über die Germanen und zugleich die ersten Andeutungen über deren Geldwesen verdanken wir dem römischen Schriftsteller

Tacitus, der in seiner „Germania" Land und Sitten unserer Vorfahren eingehend geschildert hat (Vgl. Abschnitt III unseres Buches). Sicher spielte sich der Handelsverkehr mit den Römern zunächst ausschließlich in der Form des Warentausches ab. Tauschobjekte waren Vieh, Felle, Honig, Bernstein usw. Bei den an der Grenze des Römerreiches wohnenden Germanenstämmen konnte es aber nicht ausbleiben, daß diese von ihren Nachbarn neben sonstigen Kulturgütern auch den Gebrauch und Wert des Münzgeldes kennen lernten und sich wohl auch für ihre Handelsware Münze geben ließen. Allerdings ist anzunehmen, daß sie dieselbe in erster Linie als Schmuck und Schatzgeld verwendet haben; römische Goldstücke wurden von ihnen nachweislich durchlocht oder mit Ösen an einer Schnur getragen. Wenn römische Münzen als Zahlungsmittel benutzt wurden, kam wahrscheinlich nur der Metallwert in Frage. Die Münzen dienten als eine Art Barrengeld. Nach Tacitus (Germania 5) bevorzugten sie die frühen schweren und feinhaltigen Denare (Silberpfennige) der Republik, und zwar die mit gezähntem Rand versehenen „serrati" und die „bigati", welche ein Zweigespann als Münzbild zeigten (Abbildung 306). An zahlreichen Münzfunden aus der römischen Kaiserzeit läßt sich erkennen, daß diese älteren republikanischen Denare von den Germanen selbst in gänzlich abgegriffenem Zustande den schlechteren neronischen Geprägen vorgezogen wurden. Dieselben Quellen zeigen, wie die unter den römischen Kaisern Nero, Severus u. a. zunehmende Münzverschlechterung störend auf die Courantverhältnisse bei den Germanen eingewirkt hat, ein wie feines Verständnis diese also für die Qualitätsverschiedenheiten des römischen Silbergeldes besaßen. Als dann die römischen Reichsmünzen im 3. Jahrhundert in ihrem Silbergehalte den Tiefstand erreicht hatten, hielten sich die Germanen an das römische Gold, das nach zahlreichen im freien Germanien gehobenen Münzfunden zu schließen, vom 3. bis 5. Jahrhundert n. Chr. in großen Mengen in das Germanenreich geflossen sein muß, teils im friedlichen Handelsverkehr, teils als Kriegsbeute und Kriegsentschädigung. Dies führte dazu, daß Ende des 4. Jahrhunderts die römischen Kaiser Goldzahlungen an die Germanen bei Todesstrafe verboten. Besonders beliebt war der von Konstantin I. im Anfang des 4. Jahrhunderts eingeführte und von seinen Nachfolgern weitergeprägte Goldsolidus, der zur Weltmünze geworden war, sowie dessen Drittel, der Triens oder Tremissis (Abb. 307). Seltener nahmen die Germanen das Halbstück,



Abb. 306
Serratus — Bigatus

Abb. 307
Spätrömischer Goldsolidus — Spätrömischer Triens

Semis, später Semisses genannt. Dieser spätrömische Solidus und Triens wurden die Hauptvorbilder für die zahlreichen germanischen Nachprägungen, und aus ihnen, besonders dem Golddrittel, hat sich dann, wie wir sehen werden, später die eigene Goldprägung der verschiedenen germanischen Stämme heraus entwickelt.

Verwilderte Nachprägungen römischer Bronze-, Silber- und Goldmünzen kennen wir besonders aus Rheingegenden. Sie betreffen republikanische Denare und dann Kaisermünzen von Augustus bis Tetricus. Zahlreicher wurden sie nach der konstantinischen Zeit. Ein 1907 in Dortmund gehobener reicher Münzschatz enthielt viele solcher Nachprägungen, von denen vielleicht manche keltischen Ursprungs sind. Keltische Nachahmungen römischer Republikdenare sind aus ungarischen und rumänischen Münzfunden bekannt geworden. Die barbarischen Gepräge sind kenntlich an dem rohen Stil des Münzbildes sowie an der Verwilderung der Umschrift (Schriftunkenntnis der Nachahmer).

Ein eigenes Münzwesen mit Prägung eigener Münztypen setzte bei den Germanen erst ein, als ihre Wanderstämme auf dem Boden des eroberten Römerreiches ihre eigenen Reiche gegründet hatten. Von „eigenen Münztypen" kann man erst beim Auftreten eigener Orts- und Königsnamen auf den Münzen sprechen, auch wenn, wie dies in der ersten Zeit meist der Fall war, das Bildnis des römischen Kaisers beibehalten war.

Also auch bei den Germanen, wie früher bei den Kelten, eine regelmäßige Stufenentwicklung des Münzwesens: zuerst Übernahme des fremden Geldes und Verwendung desselben in unveränderter Form, dann Nachprägung mit Verwilderung von Münzbild und Schrift, und als letzte Stufe Prägung eigener Münztypen, wenn auch in Anlehnung an die antiken Vorbilder.

Die Germanenstämme, die im heutigen Deutschland außerhalb des römischen Bodens ihre Sitze aufgeschlagen hatten und daher den römischen Kultureinflüssen nicht direkt ausgesetzt waren, blieben noch lange auf primitiveren Stufen der Geldwirtschaft stehen, auch noch unter der Frankenherrschaft. Wir finden bei ihnen ein eigenes Münzwesen erst nach der Karolingerzeit am Ende des ersten Jahrtausends.

Die Münzen der einzelnen Germanenstämme.

Die A l a m a n n e n kamen unter den germanischen Stämmen am innigsten mit den Römern in Berührung und haben sicher gelegentlich auch deren Münzen übernommen. In der Hauptsache aber bedienten sie sich für den Verkehr des Warentausches bzw. der primitiven Ersatzformen des Geldes. Jedenfalls fehlt jeder sichere Anhaltspunkt für eine eigene Münzprägung. In alamannischen Gräbern fanden sich, wenn überhaupt Münzen als Grabbeigaben vorkamen, nur römische

aus der späteren Kaiserzeit und nach der Unterwerfung der Alamannen unter die Franken fränkische Gepräge. Einzelne links des Rheines gefundene barbarisierte Bronzenachahmungen römischer Tetricusmünzen werden von manchen Seiten den Alamannen zugeschrieben (Abbildung 308).

Im 4. Jahrhundert saßen im heutigen bayrischen und württembergischen Franken als Nachbarn der Alamannen die Burgunden. Sie waren früher an der Oder und Warthe beheimatet gewesen. Zu Beginn des 5. Jahrhunderts drangen sie mit andern germanischen Heerhaufen über den Rhein und gründeten ihr erstes Reich mit Worms als Hauptstadt. Schon 437 erlagen sie den Hunnen. Worms wurde erobert, ihr König Gunther getötet. Der Untergang des burgundischen Reiches lebt in der Heldensage fort, er bildet zum Teil den geschichtlichen Kern der späteren Nibelungensage. Die Reste der geschlagenen Burgunden siedelten sich im südöstlichen Gallien an der Rhone an (Vienne, Lyon, Genf, Besançon). Dieses neue burgundische Reich wurde 534 fränkische Provinz.

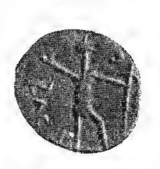



Abb. 308
Bronzeimitation einer Tetricusmünze (aus rheinischem Funde)

Münzen, besonders aus Gold, sind uns von König Gundobald (473—516) sowie seinen Söhnen Sigismund und Gundomar (—534) bekannt. Fast alle sind nach dem Vorbild des oströmischen Kaisers Anastasius (491—518) geschlagen und zeigen das kaiserliche Brustbild und die schreitende Viktoria. Die römische Umschrift wurde beibehalten, der burgundische Königsname in Monogrammform auf die Münze gesetzt. Einige kleine Silbermünzen bezeichnen Lugdunum (Lyon) als Münzstätte.

Von den ostgermanischen, den Goten verwandten Gepiden, die zwischen Donau und Theiß ihre Sitze hatten, sind spärliche kleine Silbermünzen mit Kaiserbild und Monogramm ihres Königs Kunimund (540) bekannt. Die Gepiden sind nach ihrer Besiegung durch die Langobarden unter Alboin als Volk aus der Geschichte verschwunden.

Zu Anfang des 6. Jahrhundert drangen große Scharen von Sueben und Vandalen gemeinsam über den Rhein und durch das von Römern entblößte Gallien nach dem heutigen Spanien. Die Sueben besetzten die Westküste der Halbinsel. Ihre spärlichen Gepräge in Kupfer, Silber und Gold waren Nachahmungen römischer Münzen. König Richiar schlug um 450 in der Münzstätte Bracara Silbermünzen, deren Vorderseite Namen und Büste des Kaisers Honorius zeigt, während auf der Rückseite „jussu Richiari regis" („auf Befehl des Königs Richiar") zu lesen ist. Ein Golddrittel nennt als Münzherrn einen sonst unbekannten König Deodiazea.

Die Vandalen bemächtigten sich Südspaniens, das nach ihnen den Namen (V) Andalusien erhielt. 429 zogen sie unter ihrem König Geiserich nach der Nordküste Afrikas und gründeten dort das Vandalenreich mit der Hauptstadt Karthago.

534 wurde ihrer Herrschaft durch Belisar, den großen Feldherrn Justinians, ein Ende bereitet. Das Vandalenreich wurde wieder oströmische Provinz.

Das Münzwesen der Vandalen bietet noch mancherlei Probleme, besonders hinsichtlich der verschiedenen neben einander hergehenden Wertreihen. Diese sind bei der Seltenheit vandalischer Gepräge schwer zu beurteilen. Ein eigenes Münzwesen begann erst in Afrika. Wie alle andern Germanen haben sie wohl erst das vorgefundene römische Geld übernommen und sich auch fernerhin in ihren eigenen Prägungen dem römischen Münzwesen angepaßt. Goldmünzen sind nicht mit Sicherheit nachgewiesen. Silbergepräge mit Bild und Namen bzw. Monogramm des Königs kennt man von den Königen Hunnerich (Honorius), Gunthamund, Thrasamund, Hilderich und Gelimer, also aus der Zeit von 477—530. Sie sind nach byzantinischen Vorbildern geschlagen und zeigen die Wertziffern C, L und XXV hinter DN (= denarii) (Abbildung 309). Die Kupfermünzen schwanken sehr in ihrer Größe. Auf den größeren findet man öfters einen stehenden Krieger mit der Umschrift: KARTHAGO bzw. eine ährentragende Frau als personifizierte Karthago. Die Rückseite zeigt als typisches Münzbild eine Pferdebüste (Abb. 310), daneben oder im Lorbeerkranze die Wertziffern XLII, XXI, XII oder III mit vorangestelltem N = nummi. Daneben waren abgegriffene altrömische Bronzemünzen, besonders aus der Zeit der flavischen Kaiser im Umlauf, in denen die Wertziffer XLII eingeritzt war.

476 wurde der letzte Kaiser, Romulus, genannt „Augustulus", von dem germanischen Soldtruppenführer Odoaker vom Stamme der H e r u l e r entthront und dieser zum König von Italien ausgerufen. Dies war das Ende des weströmischen Reiches. Odoaker durfte sich seiner Herrschaft nicht lange erfreuen, 493 wurde er vom Ostgotenkönig Theoderich besiegt und ermordet. Dem Odoaker werden einige Goldmünzen, Nachahmungen des Kaisers Zeno, zugeschrieben. Sicher stammen von ihm zwei kleine, seltene Silbermünzen, Nachahmungen des Anastasius die auf der Rückseite sein Monogramm bzw. Brustbild mit starkem Schnauzbart und daneben das Monogramm der Münzstätte Ravenna zeigen. Auch spärliche Kupfermünzen nennen ihn als Münzherrn.

Theoderich, König der O s t g o t e n, den die Heldensage Dietrich von Bern (Verona) nennt, hatte sich mit dem Sturze Odoakers 493 zum Herrn von ganz Italien gemacht. Außerdem gebot er über Sizilien, Dalmatien und die Donauländer. Durch eine kluge Versöhnungspolitik gegenüber den andern Germanenstämmen einerseits und dem oströmischen Kaiser andererseits hat er sich das Ansehen eines gewaltigen Herrschers geschaffen, das in dem Beinamen „der Große" einen berechtigten Ausdruck erhielt. In Italien trat er nicht als Eroberer auf, sondern als des Kaisers Stellvertreter, der alle Einrichtungen des alten Staates möglichst unangetastet ließ. Diese seine formelle Unterordnung unter das römische Kaisertum kommt auch auf seinen zahlreichen Silber- und Kupfermünzen zum

Ausdruck. Er begnügte sich damit, zum Bild und Namen des Kaisers sein eigenes Monogramm zu setzen (Abbildung 311). Die Münzstätten Bologna, Mailand, Ravenna und Rom wurden durch die entsprechenden Anfangsbuchstaben angedeutet. Die einzige Ausnahme bildet ein in italienischem Privatbesitz befindliches goldenes Medaillon von der Schwere eines dreifachen Goldsolidus, das aber, wie die aufgelötete Nadel beweist, als Schmuckstück gedient hat. Es zeigt Theoderichs reich geschmücktes gepanzertes Brustbild mit Namen und Titulatur. Nach Theoderichs Tode 526 geriet das Gotenreich in Verfall. Auf den späteren Münzen finden wir alle die mit Namen genannt, welche in dem heldenhaften Ringen des sympathischen und hochbegabten Germanenstammes eine, meist tragische Rolle gespielt haben: Theoderichs Enkel und Nachfolger Athalarich, Theodahat, Witiges, dessen Witwe Matasunta, Totila, auf den Münzen Baduila genannt (Abb. 312), endlich den letzten Gotenkönig Theja, der 552 bei den Kämpfen am Vesuv den Heldentod gefunden hat. Theodahat und Baduila setzten ihr eigenes Brustbild auf die Münzen, die übrigen behielten, um ihre Unterordnung unter Byzanz darzutun, das Bild des römischen Kaisers bei, fügten allenfalls ihr Monogramm hinzu. Zahlreiche in Rom und Ravenna geprägte Kupfermünzen lassen sich bestimmten Münzherren nicht zuweisen, sie bieten die Aufschrift: Invicta Roma (Abbildung 313) bzw. Felix Ravenna, daneben eine Wertziffer.

Mit dem Zuge der Langobarden nach Italien endigte die große Völkerwanderung. Der ganze Westen war nun bis auf Teile von Mittel- und Süditalien von Germanenstämmen in Besitz genommen. Die Langobarden hatten 568, von den Donauländern kommend, unter ihrem König Alboin fast ganz Oberitalien erobert und hier das Langobardenreich mit der Hauptstadt Pavia (Ticinum) gegründet. Andere ihrer Scharen waren nach Mittel- und Süditalien gezogen und hatten Spoleto und Benevent zu Mittelpunkten ihrer Herrschaft gemacht.

Da in den ersten zwei Jahrzehnten des Langobardenreichs noch ungeordnete, kriegerische Zustände herrschten, so dürften die ersten Münzprägungen kaum vor König Authari (584—96) anzusetzen sein. Es waren, wie auch unter den späteren Königen bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts, Nachahmungen der jeweils umlaufenden, in Rom und Ravenna geprägten byzantinischen Goldmünzen (Solidus und besonders Trimissis) des Kaisers Mauritius Tiberius (586—602), dann besonders Justinians, Justins und deren Nachfolger bis Konstans II. (641—68). Wie streng die Münzhoheit schon unter König Rothari (636—52) gewahrt wurde, geht aus seiner „lex Langobardorum" hervor, wonach die Münzprägung „sine jussione regis" (ohne Auftrag des Königs) mit Handabhauen bestraft wurde. Charakteristisch für diese Münzperiode ist die kreisrunde Form des dünnen Schrötlings, mit dem das beiderseitige Münzbild umfassenden glatten Wulstring. Die Vorderseite zeigt das stilisierte kaiserliche Brustbild, die Rückseite die Viktoria mit Kreuz. Die Umschrift verwildert unter den Händen der schriftunkundigen lango-



Tafel 58
Die Hunnen
(Aus Scherrs Germania)

bardischen Stempelschneider mehr und mehr (Abbildung 314). Die Zuteilung dieser Gepräge an die einzelnen Langobardenkönige ist sehr schwierig, da sie anonym waren, d. h. den Königsnamen noch nicht zeigten. Dieser erscheint erstmals wahrscheinlich unter Aripert I. (653—61), sicher aber unter Kunipert (688—700). Seine Goldmünzen zeigen den aus der Viktoria hervorgegangenen Schutzpatron St. Michael mit langem Kreuz, der von da an für die langobardischen Gepräge der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts typisch bleibt. Aistulf (749—56) führte den letzten Typ der Goldmünzen ein, der bis zum letzten Langobardenkönig Desiderius (—774) beibehalten und, wie unten näher ausgeführt werden wird, von den Franken unter Karl dem Großen für Oberitalien übernommen wurde: dünne, leicht schüsselförmige Goldmünzen, die auf der einen Seite einen Stern mit Münzstättennamen, auf der andern ein Kreuz zeigen (Abbildung 315). Sie sind in großer Zahl und prächtiger Erhaltung durch den berühmten Fund von Ilanz bekannt geworden. Silbergeld wurde besonders unter König Perktarit (672—88) geprägt in Form kleiner, mit Namenszug (PER) versehener dünner Hohlmünzen. Neben den Königen haben besonders die Herzöge von Benevent geprägt, sogar noch lange nach der 774 erfolgten Eingliederung der Langobarden in das Frankenreich. Der bekannteste war Grimoald III. (788—806), der bei seiner Einsetzung durch Karl den Großen diesem versprechen mußte, seinen Namen neben dem eigenen auf die Münzen zu setzen.

Die Beneventer Gepräge, meist Goldmünzen, zeigen als Charakteristikum auf der Rückseite das den oströmischen Münzen entlehnte Stufenkreuz (Abbildung 316). Im Herzogtum Salerno wurde bis ins 10. Jahrhundert Gold vermünzt, zuletzt nach dem Vorbild arabischer Dinare.

Nach Alarichs Tode erhielten die Westgoten unter seinem Nachfolger und Schwager Ataulf Wohnsitze in Gallien angewiesen. Sie gründeten dort 418 zwischen Loire und Garonne das Reich von Toulouse, das erste germanische auf dem Boden des römischen Imperiums. Im Verlauf der nächsten 100 Jahre dehnte sich dieses auch über den größten Teil von Spanien aus (Hauptstadt Toledo). Der gallische Teil bis zur Garonne wurde den Westgoten 507 von dem Frankenkönig Chlodowich wieder entrissen; vor weiteren größeren Verlusten wurden sie durch das Eingreifen ihres Stammesverwandten, des Ostgoten Theoderich, bewahrt. 711 erlag das Westgotenreich den von Afrika her eindringenden Mauren.

Die Westgoten haben zahlreiche Münzen hinterlassen. Die ältesten Nachprägungen der Goldtrienten des römischen Kaisers Honorius sind vielleicht von dessen Schwager Ataulf ausgegangen. Ähnliche, mit dem Brustbild des Kaisers Anastasius und der schreitenden Viktoria versehene Gepräge werden dem König Alarich II. (484—507) zugeschrieben. Sie waren wegen der Minderwertigkeit ihres Goldgehaltes in der damaligen Zeit berüchtigt. Buchstaben im Felde bezeichnen die Münzstätten Bordeaux (BV), Toulouse (T) und Narbonne (N). Alarichs Nach-

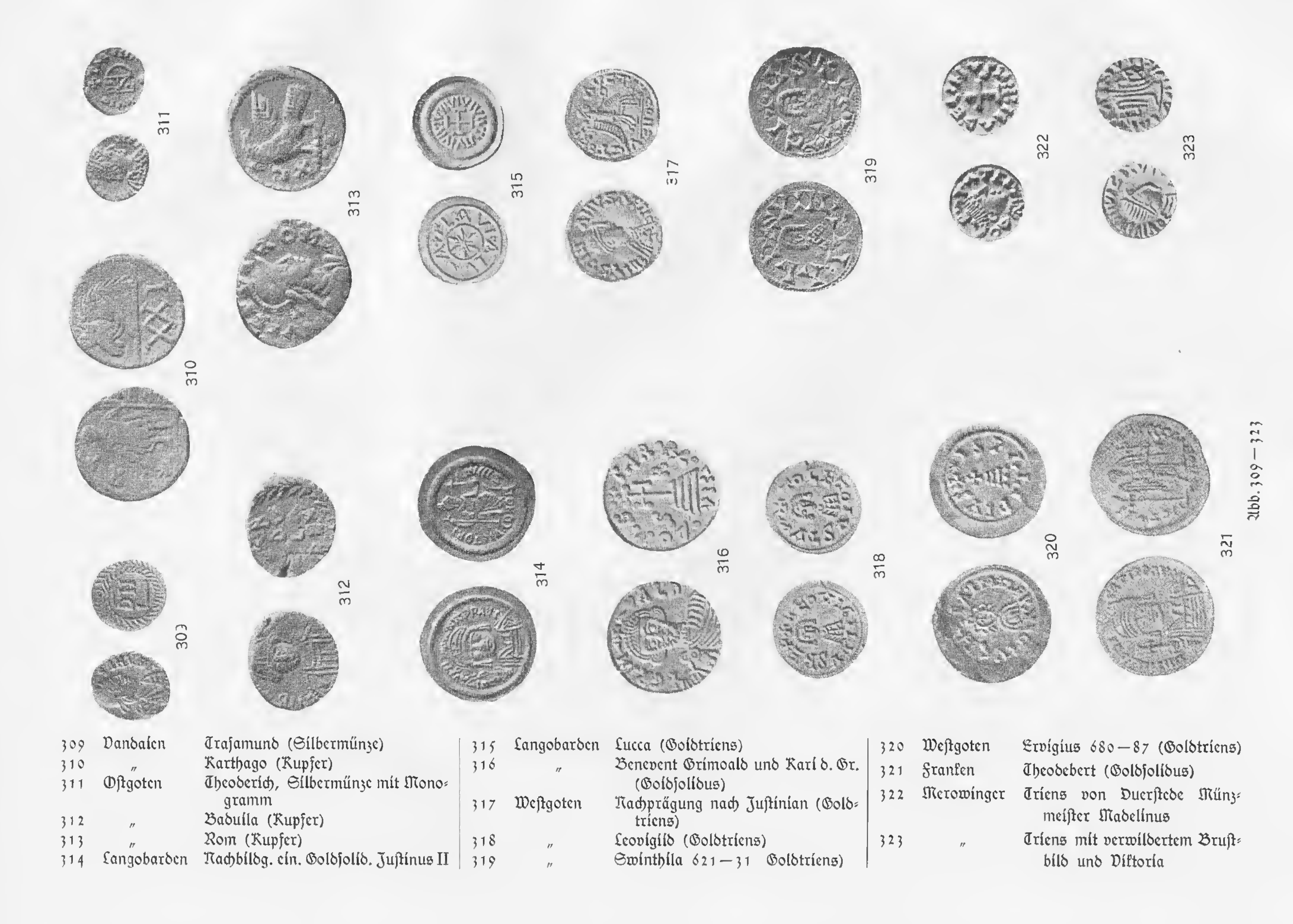


Abb. 309—323

309	Vandalen	Trasamund (Silbermünze)
310	"	Karthago (Kupfer)
311	Ostgoten	Theoderich, Silbermünze mit Monogramm
312	"	Badulla (Kupfer)
313	"	Rom (Kupfer)
314	Langobarden	Nachbildg. ein. Goldsolid. Justinus II
315	Langobarden	Lucca (Goldtriens)
316	"	Benevent Grimoald und Karl d. Gr. (Goldsolidus)
317	Westgoten	Nachprägung nach Justinian (Goldtriens)
318	"	Leovigild (Goldtriens)
319	"	Swinthila 621—31 Goldtriens)
320	Westgoten	Ervigius 680—87 (Goldtriens)
321	Franken	Theodebert (Goldsolidus)
322	Merowinger	Triens von Duerstede Münzmeister Madelinus
323	"	Triens mit verwildertem Brustbild und Viktoria

folger prägten anonym, mit Ausnahme Amalrichs (511—31), der den Goldtrienten Justinians sein Monogramm beifügte. Ihre Münzen zeigen alle die immer roher und stilisierter werdende seitlich gewandte Königsbüste, auf der Rückseite die schreitende Viktoria mit typisch leiterartig schraffierten Flügeln (Abb. 317). Leovigild (568—86) fügte als erster der Königsbüste seinen Namen bei (Abbildung 318). Unter ihm beginnt sich der typisch westgotische Stil zu entwickeln. Das römische Vorbild wird aufgegeben, statt des seitlichen Königsbildes erscheint in primitiver, an Kinderzeichnungen erinnernder Umrißzeichnung ein Brustbild von vorne (Abbildung 319), das unter zunehmender Verschlechterung des Gehaltes in etwa 60 spanischen Münzstätten von 20 Königen als „erstarrtes Münzbild" beibehalten wurde. Die Umschriften zeigen zahlreiche königliche Beinamen, wie Felix, Justus, Victor und besonders Pius. Andere Umschriften erinnern an besondere Ereignisse. Mehrmals wurden gemeinsame Regierungen durch zwei einander gegenübergestellte Brustbilder dargestellt: Chindaswinth — Recceswinth, Egica — Witiza. Die Viktoria der Rückseite wurde auf den jüngeren Geprägen, wohl nach merovingischem Vorbild, durch das Stufenkreuz ersetzt (Abbildung 320).

Fränkisch-Merowingisches Münzwesen.

Als man im Jahre 1654 in Tournai das Grab des 481 verstorbenen Frankenkönigs Childerich I., des Vaters Chlodowichs, geöffnet hatte, fand man bei der Leiche eine Menge römischer Münzen, und zwar in der Gürtelgegend in einem Lederbeutel über 100 Goldmünzen, meist Solidi der oströmischen Kaiser Theodosius II., Leo I. und Zeno, also aus der Zeit von 408—91, am Fußende in einem Holzkästchen etwa 200 abgegriffene römische Silberdenare aus dem 1.—4. Jahrhundert, besonders kaiserliche Gepräge von Nero und Diokletian. Aus diesem Funde schloß man mit Recht, daß die Franken gegen Ende des 5. Jahrhunderts noch keine eigene Prägung hatten, sich vielmehr im Verkehr des römischen Goldes bedient haben. Ob die beigegebenen Silbermünzen im 5. Jahrhundert von den Germanen noch als Geld benützt worden sind, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen.

Als die Franken 486 unter Chlodowich Gallien erobert und die dortige Römerherrschaft endgültig vernichtet hatten, fielen ihnen enorme Vorräte römischen Goldes in die Hände, das sie zunächst unverändert für ihren eigenen Geldverkehr übernommen haben werden. Neben diesen Solidi und Tremisses dienten ihnen die römischen silbernen Siliquae als Kreditmünze. Bald jedoch fingen sie an, die römisch-byzantinischen Goldmünzen umzuschmelzen und eigene Gepräge daraus herzustellen, die sich von den römischen Vorbildern durch den roheren Stil und Abänderungen der Umschrift unterschieden. Brustbild und Name des römischen Kaisers Anastasius (491—518) bzw. seiner Nachfolger, sowie auf der Rückseite der Münze die Viktoria wurden beibehalten. Dies geschah gewiß weniger aus

einem Abhängigkeitsgefühl, als in der Absicht, dem eigenen Gelde unter der Maske des weltbekannten und gangbaren römischen Münztyps sicheren Eingang zu verschaffen. Dieser münz- bzw. handelspolitische Trick kehrt in der Münzgeschichte zu allen Zeiten wieder; ich erinnere nur an die Maria-Theresientaler, die heute noch, mit dem alten Prägungsjahr 1780 zu Millionen nachgeprägt, die beliebteste Handelsmünze Nordafrikas darstellen.

Zur Bezeichnung der Münzstätten wurden bald auf den fränkischen Geprägen Abkürzungen oder Münzmarken angebracht, z. B. AVRIL (=AVRILIANIS) für Orleans, LE für Limoges. Einen wichtigen Fortschritt bedeutete es, als die Könige dem bisherigen Gepräge ihr Monogramm beifügten: Chlodowich setzte an den Beginn und das Ende der Umschrift zu beiden Seiten des Kaiserbrustbildes ein C, T in der Umschrift wird dem König Theoderich I. (511—34) zugeschrieben.



Abb. 324
Franken, Theodebert (Goldsolidus)
(Staatl. Münzkabinett Stuttgart)

Da der römische Kaiser zugestandenermaßen das Vorrecht der Goldprägung hatte, bedeutete es ein Wagnis, als Theoderichs Sohn Theodebert I. von Austrasien (534—48) erstmals seinen vollen Namen auf seine Goldmünzen setzte, allerdings mit Übernahme des gekrönten Kaiserbrustbildes (Abbildungen 321 und 324). Man kennt Goldmünzen Theodeberts aus Bonn, Köln, Mainz, Metz, Trier usw. Nach ihm haben, besonders in der Münzstätte Marseille, noch einige Merowingerkönige bis zu Childebert III. (695—711) mit ihrem vollen Namen geprägt. Im ganzen sind diese Prägungen selten, da die merowingischen Könige die Münzhoheit nicht streng beansprucht haben.

Name und Monogramm des Königs traten vom 6. Jahrhundert an immer mehr zurück zu Gunsten der Namen von Münzstätten und Münzmeistern, bis diese schließlich im 7. Jahrhundert das Münzbild allein beherrschten. Der auf der Vorderseite der Münze befindliche Königskopf wurde immer roher und kunstloser, bis er schließlich mit dem römischen Vorbild nicht das Geringste mehr zu tun hatte (Abbildung 323). Auf den späteren Prägungen wurde der Kopf durch geometrische Figuren, schlecht geschnittene Buchstaben und Monogramme, endlich Tierbilder ersetzt. Letztere sind vielleicht den Kelten entlehnt. An Stelle der früheren Viktoria finden wir später als typisches Münzbild das Kreuz in verschiedenen Formen: Kreuz auf Weltkugel, Stufenkreuz, Ankerkreuz.

Eigentümlich für die merowingische Münzprägung waren, wie erwähnt, die Namen der Münzmeister (monetarii), die vermutlich oft dem Stande der Goldschmiede entstammten. Sicher wissen wir dies von dem auf merowingischen Münzen genannten hl. Eligius und seinem Lehrmeister Abbo. Die auf uns gekommene Lebensbeschreibung des Heiligen sagt uns auch manches über die Stellung und

Tätigkeit der Münzmeister. Ihre Namen — es sind deren etwa 2000 bekannt geworden — klingen überwiegend germanisch, seltener keltisch oder romanisch, vereinzelt hebräisch, wie z. B. JUSEF. Die Ausmünzung erfolgte als eine Art von Wandergewerbe im Umherziehen für den König, die Kirche oder für Grundherren als Auftraggeber. Mit ihrem Namen hafteten die Münzmeister für die Güte der Münze. Ob manche von ihnen als Private das Münzrecht selbständig ausübten, ist nicht festgestellt.

Unter den Merowingern gab es keine eigentlichen Reichsmünzstätten, deren das römische Gallien vier besessen hatte (Arles, Lyon, Narbonne, Trier), es wurde vielmehr das als Steuer eingezogene Edelmetall von den Münzmeistern, die vermutlich auch Pächter der königlichen Einkünfte waren, sogleich an Ort und Stelle verarbeitet und gegen gebührenden Schlagsatz vermünzt. Daher die große, annähernd 1000 betragende Zahl von „Münzstätten", die auf den Münzen meist als civitas bezeichnet sind. Außerdem finden sich bezeichnender Weise die Benennungen: vicus, pagus, castellum, campus, domus, curtis, villa, silva usw.

Neben den königlichen Prägungen hat sich, anscheinend ohne urkundliche Verleihungen durch die Könige, schon früh eine sehr rege, für das merowingische Münzwesen ebenfalls eigentümliche geistliche Prägung entwickelt. Als früheste derartige Münze gilt ein in Chalons nach 550 geschlagener Tremissis mit dem Namen eines Bischofs Stephan. Es folgten viele Bistümer, Klosterabteien und Kirchen nach mit den Aufschriften: ecclesia, basilica, monasterium usw. Von den nach 600 aufgekommenen kleinen Silberdenaren zeigen die meisten geistliches Gepräge.

Das Münzwesen eines Volkes ist zu allen Zeiten ein Gradmesser für die jeweilige Herrschergewalt gewesen. So sahen wir auch im fränkischen Reiche mit dem Niedergange der Merowingerdynastie einen raschen Verfall ihres Münzwesens. Das Hoheitsrecht, von jeher ein Ausdruck der Souveränität, wurde nicht mehr streng ausgeübt. Infolgedessen verschwand auf den Münzen der Name des Königs als Münzherr allmählich. Gleichzeitig entartete die Münze selbst: die Silberstücke wurden immer mehr an Gewicht, die Goldmünzen an Feingehalt reduziert, so daß sie schließlich von den ersteren kaum mehr zu unterscheiden waren. Die früher gewaltigen Goldvorräte waren aufgebraucht, man war auf das Umschmelzen des eigenen Münzgoldes angewiesen.

Es bedeutete für das Frankenreich die Rettung, daß die völlig daniederliegende Königsgewalt in die Hände tüchtiger Reichsverweser, der sogenannten Hausmeier (Majores domus) gekommen war. Diese, ursprünglich Verwalter der königlichen Güter, waren schließlich die eigentlichen Regenten; der König trug nur noch zum Schein den leeren Titel. Nach der Schlacht von Tertri 686 wurde der Hausmeier Pippin II. Herr des Reiches. Sein Enkel, Pippin der Kleine, tat vollends den entscheidenden Schritt, er schickte den letzten Merowingerkönig Chil-

derich III. ins Kloster und setzte sich, als erster Herrscher aus dem Geschlechte der Karolinger, 751 selbst die Königskrone aufs Haupt. Er griff sogleich mit starker Hand in das völlig zerrüttete Münzwesen ein, indem er zunächst statt der bisherigen Doppelwährung die einfache Silberwährung einführte. Geprägt wurden nur Silberdenare, und zwar aus dem römischen Pfunde Silber von 327 Gramm zuerst 300, später 264 Stücke, so daß das Einzelgewicht der letzteren etwa 1,25 Gramm betrug. Die rohen Münzbilder verschwanden, ebenso die Münzmeisternamen zu Gunsten des monogrammatisch dargestellten Königsnamens (Abbildung 327). Vereinzelt zeigen die Gepräge kleine Beizeichen, wie die berühmte fränkische Streitaxt, die „frankiska". Für das Aufgeben des Bildes zu Gunsten der Schrift mögen byzantinisch-griechische oder arabische Vorbilder anregend gewirkt haben. Die Zahl der Münzstätten reduzierte Pippin von über 900 auf etwa 40, meist französische. Von bekannteren seien genannt: Verdun, Cambrai, Dursteede, Maastricht, Straßburg, Neuß, Mainz.

Pippins Sohn, Karl der Große (768—814), ist die gewaltigste Persönlichkeit in der mittelalterlichen Münzgeschichte. Von der großen Bedeutung eines geordneten Münzwesens für Wirtschaft und Politik durchdrungen, übte er die Münzhoheit, wie sie schon seit den ältesten Zeiten, wenigstens in der Theorie, mit der herrschenden Gewalt verbunden gewesen war, in vollem Umfange aus. Er setzte seinen Königsnamen wieder auf die Münze. Auch die von ihm mit dem Münzrecht Beliehenen, selbst die Päpste, mußten denselben neben dem ihrigen auf dem Gepräge anbringen. Ursprünglich wurde nur in der mit dem königlichen Hofe umherziehenden „moneta palatina" gemünzt. Bald konnte jedoch diese enge Zentralisation den Anforderungen des steigenden Verkehrs nicht mehr genügen, so daß sich Karl zur Errichtung ständiger Münzstätten an wichtigeren Handelsplätzen entschließen mußte, die allmählich auf etwa 80 anwuchsen. Verkehr und Handel wurden durch Anlagen von Straßen, Kanälen und Brücken sowie durch Verordnungen für die Märkte gefördert. Eine Hauptverkehrsstraße führte den Rhein entlang, Nord und Süd verbindend. So kommt es, daß wir hier eine ganze Reihe von Münzstätten angelegt finden. Ein besonders wichtiges Handelszentrum war Dursteede am Niederrhein (das heutige Wyk in Holland), sicher bedeutungsvoll für den Seeverkehr mit nordischen Ländern, besonders Angelsachsen. Die Stadt war als Münzstätte schon 689 von dem merowingischen Münzmeister Madelinus eröffnet (Abbildung 322); 837 wurde sie von den Normannen zerstört. Karl hat dort, wie später sein Sohn Ludwig (Abbildung 332), Denare mit Schiff als Symbol der Hafenstadt schlagen lassen, die sich weit im Reiche verbreiteten und in Skandinavien sowie Dänemark nachgeprägt wurden.

Von Dursteede aus zieht sich die Rheinlinie herauf eine Kette weiterer Münzstätten über Neuß, Köln, Bonn, Bingen, Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Basel bis Chur. Auch die zahlreichen im heutigen Frankreich gelegenen Münzstät-

ten waren meist an großen Flüssen als den natürlichen Handelsverkehrsstraßen errichtet. Aus dem ostfränkischen Reiche, besonders Westfalen und dem östlichen Sachsen, kennen wir trotz entsprechender Urkunden keine Gepräge Karls, vielleicht wegen der feindseligen Haltung der Sachsen. Das ganze rechtsrheinische, nachmalige deutsche Reich befand sich damals noch im Zustand der Naturalwirtschaft, wenn auch sicher spärliche Münzen umliefen, wie z. B. ein unlängst in Württemberg in einem fränkischen Grab gefundener Mainzer Denar Karls des Großen beweist.

Die Beaufsichtigung des Münzwesens lag in den Händen der verantwortlichen Gaugrafen, die ihrerseits wieder von den königlichen Sendboten, den „missi regii", kontrolliert wurden. Karl prägte nur feinhaltige, vollwichtige Münze, für die das königliche Gepräge bürgte. Es mußte sie daher jedermann im ganzen Reiche ohne Rücksicht auf den Prägeort als Geld annehmen. Damit war eine einheitliche Reichsmünze geschaffen, wie sie später bis in die Neuzeit herein immer wieder angestrebt worden ist. Karl der Große behielt die Silberwährung seines Vaters bei; geprägt wurde nur der Silberdenar (Pfennig), in geringen Mengen auch der halbe Denar, der Obol. Auch seinem Münzsystem lag das Pfund Feinsilber zu Grunde. Wie schwer dieses in mittelalterlichen Urkunden öfters genannte „Karlspfund" gewesen ist, weiß man nicht sicher. Die Berechnungen der Forscher schwanken zwischen 367 und 491 Gramm. Sicher ist, daß Karl in der ersten Zeit nach dem Münzfuß seines Vaters geprägt, bald jedoch das Gewicht des Pfennigs sowie das des Pfundes erhöht hat. Aus diesem schwereren Pfund wurden 240 Pfennige herausgebracht. Zwölf solcher Pfennige bildeten einen Schilling, der jedoch nur Rechnungseinheit war. Bei der primitiven mittelalterlichen Münztechnik waren die einzelnen Pfennige von sehr verschiedenem Gewicht.

Aus dem von Pippin übernommenen Pfund und dem daraus abgeleiteten Münzfuße sind die ältesten Prägungen Karls abzuleiten. Es waren ziemlich roh geschlagene Silberpfennige, die auf der Vorderseite den königlichen Namen in zwei Zeilen, auf der Rückseite den Namen der Münzstätte (Abbildung 328) oder die Buchstaben RF (= REX FRANCORUM) zeigten (Abb. 329). Die jüngeren Gepräge hatten, wie schon erwähnt, die Erhöhung des Pfennig- und Pfundgewichtes zur Grundlage. Sie kamen ungefähr 781 auf und zeigen auf der Vorderseite in der Umschrift CARLVS REX FR (ancorum), bzw. nach der Kaiserkrönung IMPERATOR, das Kreuz, das fortan durch das ganze Mittelalter hindurch ein bleibender Bestandteil des Münzbildes geblieben ist. Es stellt das Symbol des Christentums dar, „das Sinnbild des durch die 4 cardines mundi strahlenden ewigen Heils" (Friedensburg). Die Rückseite zeigt das kreuzförmige Monogramm Karls, umgeben von dem Namen der Münzstätte (Abb. 330). Dieses Monogramm, „nominis nostri nomisma", wie es im Frankfurter Kapitular von 794 heißt, war damals auch auf Urkunden üblich (Abb. 325). Abweichen von diesem Typ hat Karl nach der Kaiserkrönung in wenigen Exemplaren einen interessanten Pfennig

mit lorbeergekrönter Büste geprägt, die dadurch besonders wertvoll ist, weil sie ausgesprochen porträtartige Züge zeigt. Während Karl d. G. auf späteren mittelalterlichen Bildwerken gewöhnlich mit einem Vollbart dargestellt ist, sehen wir ihn hier auf dieser Münze mit einem hängenden Frankenbart (Abb. 326), ähnlich wie auf der bekannten, im musée Carnavalet zu Paris befindlichen Reiterstatue. Auf einigen älteren Geprägen werden auch Namen der oben erwähnten Gaugrafen genannt, so die viel verherrlichten Helden Milo und Roland (der Held von Roncevál), von Deutschen der Schwabe Odalrich, der Schwager des Königs.

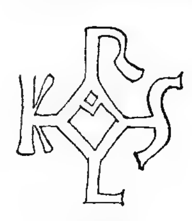


Abb. 325
Monogramm
Karl des Großen



Abb. 326
Karl d. Gr. Denar
mit Porträtbüste

Gold wurde von Karl nur spärlich vermünzt trotz der anscheinend unermeßlichen Vorräte, die das Frankenreich damals allein aus der Avarenbeute von dem Edelmetall besaß. Es mögen in der Hauptsache Schaustücke gewesen sein. Die in verschiedenen oberitalienischen Münzstätten nach langobardischem Vorbild mit Kreuz und Stern geschlagenen, in dem berühmten Fund von Ilanz zu Tage geförderten Goldmünzen waren dagegen Kriegssold für die fränkischen Soldaten nach Besiegung des letzten Langobardenkönigs Desiderius 774. Sie waren aus dem langobardischen Beutegold geprägt.

Karls d. G. schwächlicher Sohn Ludwig der Fromme (814—40) war nicht fähig, den großen Einheitsgedanken seines Vaters weiter durchzuführen. Zu sehr unter mönchischen Einflüssen stehend, sorgte er mehr für die Kirche als für das Reich. Die unter ihm beginnenden Verleihungen des Münzrechts an geistliche Herrschaften, zuerst an Corvey (833), dann an Straßburg waren die ersten folgenschweren Erschütterungen der von Karl d. G. streng durchgeführten königlichen Münzhoheit.

Ludwig d. F. hat viel geprägt. Zunächst setzte er als Kaiser die von seinem Vater eingeführte Prägung mit antikisierendem belorbeertem Brustbild fort (Abb. 334), doch sind diese Münzen recht selten. Ein zweiter, sehr viel häufigerer Münztyp wurde in etwa 50 Münzstätten geschlagen, Silberdenare, die auf der Vorderseite ein vom Kaisernamen umgebenes Kreuz, auf der Rückseite quer im Felde in 1—3 Zeilen den Stadtnamen zeigen (Abb. 331). Für Deutschland neu war die Münzstätte Regensburg. Am häufigsten finden sich jedoch die 823 geschlagenen und als Einheitsmünze für das ganze Reich gedachten Reichsdenare, die an Stelle des Stadtnamens den sogenannten Säulentempel (Karolingertempel) mit der Umschrift „XPISTIANA RELIGIO" als Sinnbild des christlichen Glaubens zeigen (Abb. 332). Die Ausprägung erfolgte in allen Münzstätten des Reiches unter Aufsicht der Grafen und zwar, nach der Häufigkeit der Münze zu schließen, in großen Mengen. Das Münzbild gefiel derart, daß es von späteren Münzherrn, besonders in Frankreich, und am Rhein, noch Jahrhunderte lang weiter geprägt worden ist.



Tafel 59

Ingelheim, Pfalz Karls des Großen von Karl Nebel, Frankfurt a. M.

Rhein-Museum Koblenz

Der Säulentempel als Münzbild wurde dann besonders von den Herzögen von Bayern (Abb. 333) und Bischöfen von Augsburg des 10.—11. Jahrhunderts übernommen, trat weiter auf böhmischen Münzen und, von Frankreich ausgehend, auf solchen der romanischen Schweiz und Italiens auf.

Neben Silberdenaren hat Ludwig spärliche Goldstücke geprägt. Ein Goldsolidus zeigt sein belorbeertes Brustbild nach römischem Muster, auf der Rückseite einen Kranz mit der Umschrift MVNVS DIVINVM. Rohe Nachahmungen dieses Münztyps werden den Friesen zugeschrieben (Abb. 335).

Die Münzen der späteren Karolinger bieten nichts wesentlich Neues. Von den Söhnen Ludwigs d. F., Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen wurde nach dem Vertrag von Meersen 870 das Frankenreich erstmals nach nationalen Gesichtspunkten aufgeteilt: Ersterer erhielt Ostfranken, das spätere Deutschland, Letzterer Westfranken, das spätere Frankreich. Karl der Kahle schlug seit dem Tode seines Vaters in über 80 Münzstätten eine große Reihe, überwiegend französischer Münzen. Er nahm das Münzbild seines Großvaters Karls d. G. mit Monogramm, Namen und Titulatur wieder auf, brachte daneben auf seinen Geprägen als Erster das Gottesgnadentum („GRATIA DEI REX") zum Ausdruck. (Abb. 336.)

Ludwig der Deutsche eröffnete die Reihe der selbständigen ostfränkisch-deutschen Prägungen, allerdings sicher nur in 3 Münzstätten: Mainz, Straßburg und Trier, vielleicht noch in Konstanz. Ostfranken war damals der Kultur noch wenig erschlossen, es stand fast ausschließlich auf der Stufe der Naturalwirtschaft. Eine reichere Prägung beginnt in Deutschland erst viel später unter Otto I. (936 bis 973). Von späteren Ostkarolingern seien für die Münzgeschichte genannt Ludwigs Enkel Arnulf und dessen Sohn Ludwig das Kind. Ersterer hat besonders in Mainz Denare schlagen lassen, Ludwig das Kind in Köln (Abb. 337), Würzburg und Konstanz, hier in Gemeinschaft mit Bischof Salomon, dem damals mächtigsten Kirchenfürsten Südwestdeutschlands.

Mit Ludwig dem Kinde sind die Ostkarolinger ausgestorben (911), während die Reihe der Westkarolinger erst 987 mit Ludwig V. dem Faulen erloschen ist.

Die von Karl dem Großen geschaffene Einheit des Münzwesens ist unter den Karolingern in zunehmendem Maße aufgegeben worden. Es erfolgten immer mehr Verleihungen des Münzrechts an Geistliche und Weltliche. Die karolingische Münzordnung selbst aber wurde grundlegend für das mittelalterliche Münzwesen. Das Rechensystem (1 Pfd. = 20 Schillingen zu 12 Pfennigen) wurde, wenigstens in der Theorie, bis ins 14. Jahrhundert beibehalten, war frühzeitig von den Angelsachsen übernommen worden, galt in Frankreich bis zur Revolution und besteht heute noch in England, wo immer noch 1 Pfd. Sterling = 20 Shillings zu je 12 Pence gerechnet wird.

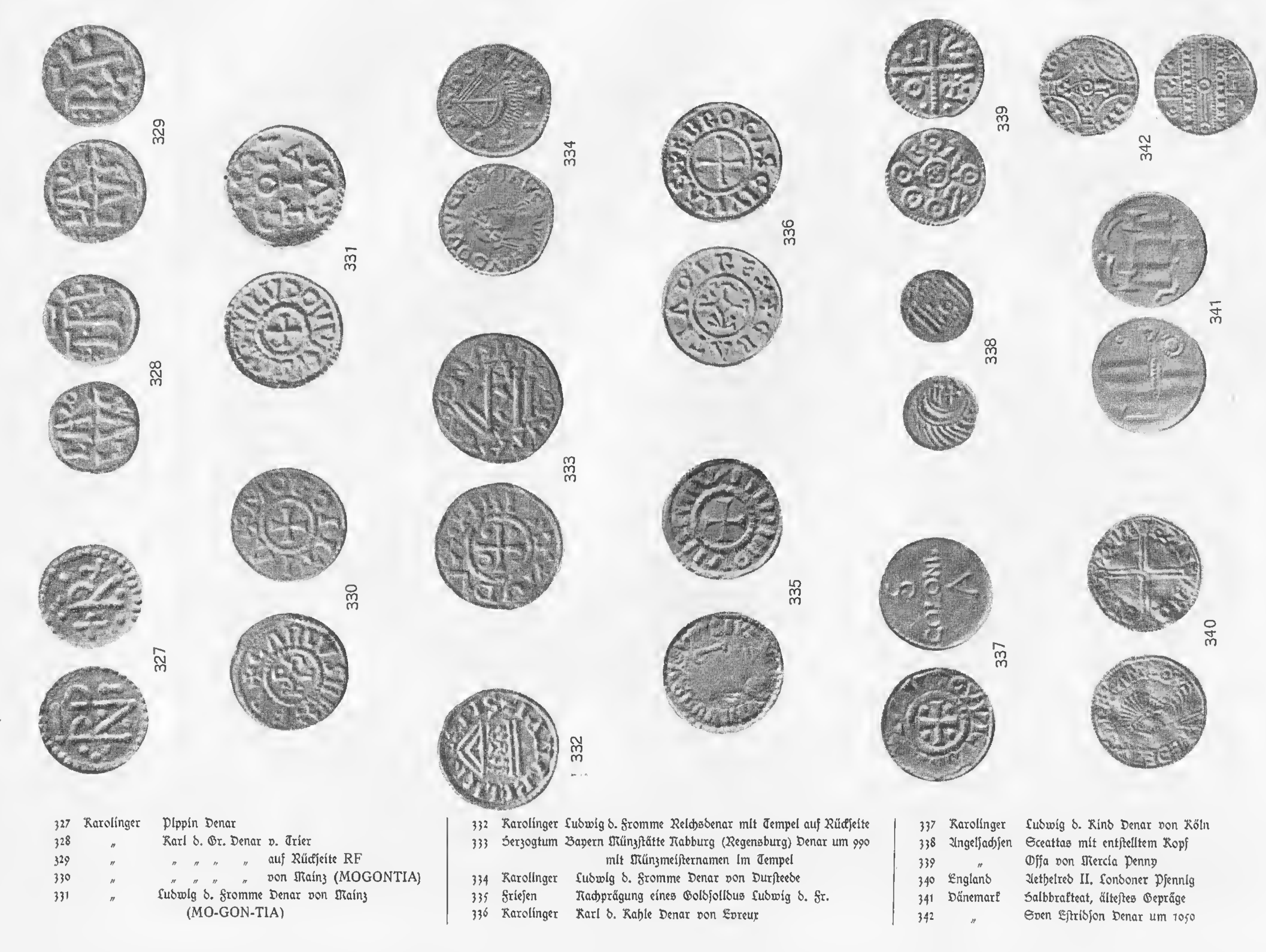


Abb. 327—342

327 Karolinger Pippin Denar
328 " Karl d. Gr. Denar v. Trier
329 " " " " " auf Rückseite RF
330 " " " " " von Mainz (MOGONTIA)
331 " Ludwig d. Fromme Denar von Mainz (MO-GON-TIA)

332 Karolinger Ludwig d. Fromme Reichsdenar mit Tempel auf Rückseite
333 Herzogtum Bayern Münzstätte Nabburg (Regensburg) Denar um 990 mit Münzmeisternamen im Tempel
334 Karolinger Ludwig d. Fromme Denar von Durstede
335 Friesen Nachprägung eines Goldsolidus Ludwig d. Fr.
336 Karolinger Karl d. Kahle Denar von Evreux

337 Karolinger Ludwig d. Kind Denar von Köln
338 Angelsachsen Sceattas mit entstelltem Kopf
339 " Offa von Mercia Penny
340 England Aethelred II. Londoner Pfennig
341 Dänemark Halbbrakteat, ältestes Gepräge
342 " Sven Estridson Denar um 1050

Auch Britannien blieb von der Völkerwanderung nicht unberührt. Als die römischen Legionen um die Mitte des 5. Jahrhunderts nach Gallien abberufen waren, hatte das wehrlose Land unter den Einfällen heidnischer Horden schwer zu leiden. Von den keltischen Briten zu Hilfe gerufen, kamen germanische Stämme, Angeln und Sachsen, von der Nordseeküste herüber und setzten sich selbst in Britannien fest. In schweren Kämpfen wurden die Eingeborenen, die zum größten Teil schon das Christentum angenommen hatten, teils verdrängt, teils aufgerieben. Die Germanen waren Herren des Landes. Ihr Bedürfnis nach Geld war zunächst ein geringes. Erst nachdem ihnen durch den von Papst Gregor I. gesandten hl. Augustinus das Christentum gebracht worden war, begannen sie eigenes Geld zu prägen. Bis dahin hatten sie wohl die im Lande vorgefundene römische Münze zu Handelszwecken gebraucht und zwar, nach zahlreichen in England gemachten Münzfunden zu schließen, mit besonderer Vorliebe das oströmische Silbergeld, die Siliquen. Auch bei den Angelsachsen finden wir wieder dieselbe Entwicklung des Münzwesens, wie bei den übrigen Germanen der Völkerwanderung: zuerst Benützung des übernommenen oströmischen Geldes in unveränderter Form, dann Anbringung von eigenen Zeichen und Inschriften — in diesem Falle von heimischen Runenzeichen — auf den römischen Münzen zwecks Bezeichnung von Münzherren oder Münzstätten, endlich Prägung eigener Münzen. Dies waren anfangs die sogenannten „Sceattas" (sceatta = Schatz), die in dem ältesten einheimischen Gesetze um 600 gleich 1/20 Schilling angesetzt wurden und sowohl zeitlich wie formal den späten Merowingerprägungen in Franken entsprachen (Abb. 338). Sie gehen teils auf römische Vorbilder der Konstantinischen Zeit (Wölfin mit den Zwillingen, 2 Gefangene unter dem Labarum etc.) zurück, diese bis zur Unkenntlichkeit entstellend, teils zeigen sie Darstellungen aus der germanisch-merowingischen bzw. christlichen Vorstellungswelt (stilisierten Kopf, Taube, Kreuz, Lindwurm oder linienornamentale Gebilde) mit meist verwirrter Umschrift, vielfach in Runen dargestellt, oder schriftlos („stumm"). Nur wenige lassen sich nach ihrer Umschrift bestimmten Münzherren zuweisen. Diese Münzsorte war bei den Angelsachsen etwa 150 Jahre lang im Umlauf. In Northumberland waren statt dieser Sceattas kleine, den Königsnamen zeigende Kupfermünzen, die sogenannten „Styccas" üblich, die sich bis Ende des 9. Jahrhunderts erhalten haben. Sie hatten ihr Vorbild in den kleinsten oströmischen Kupfermünzen.

Von großer münzgeschichtlicher Bedeutung ist der König Offa von Mercia (757 bis 796). Karl der Große hat zu ihm, wie sein Biograph Eginhard berichtet, in freundschaftlichen Beziehungen gestanden und über den gegenseitigen Schutz der Kaufleute mit ihm verhandelt. Der berühmte angelsächsische Gelehrte Alkuin, den Karl an seinen Hof gezogen hatte, hat wohl die Beziehungen zwischen Angelsachsen und Frankenreich weiter gefördert. So ist es erklärlich, daß Offa das karolingische Münzsystem (1 Pfund = 20 Schillinge zu je 12 Pfennigen) übernommen hat.

Statt der kleinen Sceattas führte er den breiten Penny (= Pfennig) ein (Abbildung 339), den auch die übrigen Reiche der Septarchie, Ostangeln, Wessex, Essex, Sussex, Kent und Northumbrien übernahmen und der in dem 827 von König Egbert vereinigten „Königreich England" noch heute gilt. Die auffallend scharf und vielfach kunstvoll geprägten Münzbilder wurden allmählich sehr mannigfaltig. Sie zeigen meist das Brustbild des Königs und verziertes Kreuz. An Stelle des karolingischen Stadtnamens wurde der Name des Münzmeisters aufgeprägt, wie dies auch bei den Merowingern Sitte war. Den künstlerischen Höhepunkt bezeichnen die Prägungen Offas mit ihren zierlichen Kreuzen, Rosen, geschweiften Vierecken etc. Unter Ethelred II. (979—1016) setzte in etwa 80 Münzstätten und mehreren Tausend Varietäten eine ungeheuer reiche Prägung ein. Fast alle dieser Pennies zeigen das römisch beeinflußte königliche Brustbild, teils barhäuptig, mit eigenartig aufgestellten Haaren (Abbildung 340), teils mit Diadem, Strahlenkrone oder Helm bedeckt. Auf der Rückseite findet sich ein verziertes Kreuz oder die Hand Gottes, die sogenannte dextera Dei, ein symbolisches Münzbild, das schon auf byzantinischen Münzen vorkommt und später auf verschiedenen deutschen und böhmischen Denaren wiederkehrt. Typisch für die englischen Pennies ist das Doppelfadenkreuz (Abb. 340). Dieser englische Münztyp wurde in Irland, Skandinavien, Niedersachsen und Böhmen nachgeahmt. Die Pennies von Ethelred und seinen Nachfolgern, die zu Zehntausenden in nordischen Funden zu Tage getreten sind, entstammen zum großen Teil dem „Danegeld", jenen phantastisch hohen Löse- und Strafgeldern, welche die Engländer an die Dänen zu entrichten hatten. Nach unserem Gelde soll deren Gesamtsumme ungefähr 200 Millionen Mark, die Tributzahlungen Ethelreds allein etwa 15 Millionen Kronen betragen haben.

In einer Zeit, in der in Westeuropa und auch im römischen Britannien schon Jahrhunderte lang geordnete staatliche und kulturelle Verhältnisse bestanden hatten und der Handelsverkehr Dank einem geordneten Münzwesen zu immer größerer Blüte gelangt war, herrschten bei den nordöstlichen Germanen in Dänemark und Skandinavien kulturell wie politisch noch primitive Verhältnisse, die ein eigenes, geregeltes Münzwesen nicht ermöglichten. Ein solches entwickelte sich auch dort erst im Gefolge des Christentums, das in diesen Ländern spät, erst nach 1000 zum vollen Siege gelangt war. Wie bereits ausgeführt ist, waren gewisse Geldformen, wie Vieh- und Gewandgeld, später das Edelmetall, in den skandinavischen Ländern besonders lange im Gebrauch. Wie aus zahlreichen Münzfunden geschlossen werden kann, kamen um die Mitte des 1. Jahrtausends große Mengen oströmischer Goldsolidi nach dem Norden und wurden sicher nicht nur als Schmuck, sondern auch als Geld gebraucht. Sie haben auch zum Teil als Vorbild für die anderorts besprochenen Schmuckbrakteaten gedient. In den älteren nordischen Sagen ist verschiedentlich von einem alten Geldwesen die Rede. Im 9. und 10. Jahrhundert scheint Silbergeld vom Ausland her Eingang und vorwiegende Ver-

wendung gefunden zu haben. Die im Ostseegebiet und den dänisch-skandinavischen Ländern gehobenen, teilweise mit Hacksilber vermischten Münzfunde enthalten massenhafte rohe und mit verwirrten Umschriften versehene Nachprägungen besonders angelsächsischer und deutscher Silbermünzen, sogenannte „Nachmünzen", in denen wir zum Teil die ersten eigenen Münzversuche der skandinavischen Völker erblicken dürfen. Als die ältesten sicheren dänischen Gepräge gelten halbbrakteatenartige Silberblechmünzen, Nachahmungen der Durfteeder (Dor-Stat) Denare Karls d. Gr., die in nordischen Funden nicht selten zu Tage treten (Abb. 341). Um die Wende des Jahrtausends beginnt das angelsächsische Vorbild die Münzprägungen Dänemarks und Skandinaviens gleichmäßig zu beherrschen, so daß nicht nur von politischen Gesichtspunkten aus eine gemeinsame Besprechung des Münzwesens dieser Länder angezeigt ist. Sven Gabelbart von Dänemark (985—1014), Hakon Jarl von Norwegen (— 996) und Olaf Skotkonung von Schweden (— 1021) münzten als Erste nach dem Vorbild der angelsächsischen Pennies von Aethelred II. mit Brustbild, Kreuz (freischwebendem Kleinkreuz, Doppelfadenkreuz etc.) und Umschrift mit Namen des Königs, Münzmeisters und der Münzstätte. Etwa 60 verschiedene Typen dänischer Münzen kennen wir allein von Knut dem Großen. dem Eroberer Englands und Norwegens. Sie gleichen in Mache und Münzbild genau den angelsächsischen Geprägen, so daß ihre Zuweisung manchmal unsicher sein kann. Unter Knuts Sohn Hathaknut und besonders unter Magnus schwand der angelsächsische Einfluß und es entwickelte sich ein neuer. teils dekorativer teils bilderreicher, von Byzanz beeinflußter Stil. Wir finden als Münzbilder neben rein ornamentalen Typen (Abb. 342) das Bild Christi, ferner zwei nebeneinander gesetzte Brustbilder, wie sie auf byzantinischen Münzen häufig vorkommen, dann Engel, Hirsch, Reiter etc., alle mehr oder weniger mit geschmackvollen Linienmustern verziert. An Stelle der lateinischen Umschrift traten vielfach heimische Runenzeichen. Interessant sind die Aufschriften mancher Münzer: „Gunar a mot thisa" (Gunar besitzt diesen Stempel), „Lefrigs moti" (Lefrigs Stempel), „Askel lo pening then" (Askel besitzt diesen Pfennig) u. a., sowie verschiedene religiöse Sprüche. In immer zahlreicheren Münzstätten wurden im Verlauf der nächsten 100 Jahre mannigfaltige Münzbilder geprägt, bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts unter dem Dänen Sven Grathe die ersten Brakteaten auftraten, kleine, einseitig geprägte dünne Silberblechmünzen, die den alten Schmuckbrakteaten in der Technik sehr nahe stehen. Außer den Königen, die im Übrigen nach angelsächsischem Vorbild die Münzhoheit streng für sich in Anspruch nahmen, besaßen einige dänische Bischöfe (von Ribe, Roeskilde, Lund und Schleswig) durch Verleihung das Münzrecht.

Von den nordgermanischen F r i e s e n, die einen Teil der deutschen Nordseeküste bewohnten, war schon die Rede. Münzgeschichtlich spielen sie eine unbedeutende Rolle. Außer den erwähnten karolingischen Münztypen (Abb. 335) hat man

ihnen einen zierlich geprägten Goldtriens mit dem Namen eines friesischen Häuptlings AVDVLFVS, sowie verschiedene roh ausgeführte Goldgepräge nach dem Vorbilde byzantinischer Trienten des Anastasius u. a. zugeschrieben. Nach einheimischen Münzfunden zu schließen, waren als Kleinmünze angelsächsische Sceattas üblich. Auch nach ihrer Einverleibung in das Frankenreich mit seiner Silberwährung behielten die Friesen das Gold noch lange Zeit bei.

* * *

Mit den karolingischen Franken schließt die Geldgeschichte der „Frühgermanen", d. h. der nach der Völkerwanderung auf dem Boden des früheren römischen Imperiums seßhaft gewordenen germanischen Stämme. Wenn auch unter Karl dem Dicken, dem Sohne Ludwig des Deutschen, Ost- und Westfranken noch einmal für kurze Zeit in einer Hand vereinigt waren, so hatten doch diese beiden Teile des Frankenreiches vorher schon ihre getrennte nationale Entwicklung zu „Deutschland" und „Frankreich" begonnen. In diesen beiden Reichen begann sich nun auch das Münzwesen getrennt und unabhängig von einander weiter zu entwickeln. Wir sprechen jetzt nicht mehr von „germanischen", sondern von „deutschen" und „französischen" Münzen.

In Frankreich hatten schon die Nachfolger Karl des Kahlen die Münzhoheit durch Verleihungen immer mehr aus der Hand gegeben. Bald waren es nicht mehr nur die Stammesherzöge, die Lehensträger der Krone, welche das Münzrecht als etwas ihnen selbstverständlich Zukommendes für sich beanspruchten. Unter den Capetingern, den Nachfolgern der Karolinger, haben dasselbe auch die sogenannten „Feudalherren", kleine und kleinste Vasallen, teils durch Belehnung, teils durch Usurpation an sich gebracht. Weltliche und geistliche Herren münzten in etwa 300 Münzstätten, so daß eine völlige Zersplitterung des Münzwesens und damit Hand in Hand gehend eine zunehmende Verschlechterung der Münze eingetreten war. Hugo Capet, der Begründer der neuen Dynastie, hat nur noch in den Münzstätten Paris und Orleans, sein Nachfolger Robert II. sogar nur in Paris selbständig gemünzt. Erst Ludwig IX., dem Heiligen (1226—70), gelang es, wieder Ordnung in die zerrütteten Münzverhältnisse zu bringen.

In Deutschland ging nach dem Aussterben der Karolinger die Weiterentwicklung des Münzwesens andere Wege. Die Nachfrage nach gemünztem Geld war schon unter den Karolingern im heutigen Deutschland bedeutend geringer als jenseits des Rheins in Westfranken. Die Naturalwirtschaft stand im Vordergrund. Es war vielfach im Interesse der Grundherrschaften gelegen, daß z. B. Pachtzinse in Naturalleistungen (Wein, Ernteerzeugnissen usw.) bezahlt wurden. Ein regeres Handels- und Wirtschaftsleben und damit ein stärkeres Münzgeldbedürfnis begann in Deutschland im 11. Jahrhundert mit dem Aufkommen der Städte. Mit einer

solchen war im allgemeinen ein Markt und Münzrechtverleihung verbunden. Neu erschlossene Silbergruben, z. B. im Harz, ermöglichten eine reichere Prägung. Regensburg, Köln, Goslar und Magdeburg haben einen besonders starken Einfluß auf die deutsche Münzprägung gehabt. Ihre Münzen, deren Gepräge vielfach auf karolingische Vorbilder zurückgingen, wurden ihrer Popularität und Gangbarkeit wegen von vielen Seiten nachgeahmt. Interessanterweise werden jedoch die Münzen der sächsisch-fränkischen Kaiserzeit selten im Heimatland gefunden, vielmehr fast ausschließlich und massenhaft in Pommern, Schlesien und besonders in Rußland und Skandinavien. Sie waren damals offenbar in der Hauptsache Handelsmünzen und dienten weniger dem Umlaufe im Inland. Es wurde in Gepräge und Münzfuß am karolingischen Münzsystem festgehalten. Geschlagen wurden nur Silberpfennige, selten Hälblinge. Goldmünzen gab es nicht. Die königliche Münzhoheit blieb in der nachkarolingischen Zeit insofern gewahrt, als die Beliehenen auch fernerhin nicht das Recht besaßen, Münzen mit eigenem Stempel zu schlagen. Noch unter den Ottonen blieb sie dank dem starken Einfluß der königlichen Gewalt im Prinzip bestehen.

Eine Ausnahme haben seit ihrem Eintritt in die Münzgeschichte die deutschen Stammesherzöge von Lothringen, Schwaben, Bayern, Franken und Sachsen gemacht, die — wohl im Auftrage oder doch mit Genehmigung des Königs — seit dem 9. Jahrhundert mit eigenem Namen geprägt haben. Erst um 1000 durften die Beliehenen — es waren besonders geistliche Herren — allgemein Bild und Namen auf ihre Gepräge setzen. Die von Karl d. Gr. geschaffene und auch durchgeführte Reichsmünze war damit aufgegeben. Es kamen immer mehr Münzen mit lokalem Umlaufsgebiet auf.

In der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts unter Heinrich IV. bis zum 13. Jahrhundert sehen wir zunehmende Schwäche der Königsmacht und damit Stärkung der landesherrlichen Mächte, bis schließlich geistliche und weltliche Herren bis herunter zu den Vögten, Grafen und sonstigen kleinsten Dynasten das Münzrecht an sich gebracht hatten. Schuld an dieser völligen Zersplitterung des Münzwesens waren nicht zuletzt finanzwirtschaftliche Erwägungen: die Münzprägung wurde, besonders durch Verringerung des Feingehaltes der Münze, durch Verrufungen usw. als lohnende Einnahmequelle angesehen. Schon bei Verleihungen des Münzrechts durch den König waren fiskalische Erwägungen mitbestimmend gewesen; der Beliehene sollte durch „Schlagschatz" und „Aufwechsel" lohnenden Gewinn erhalten. Am schlimmsten wurden die Münzverhältnisse während des Interregnums, in der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit". Alle Versuche von Fürsten und Reichstagen waren machtlos dagegen. In Deutschland war nun derselbe Tiefstand im Münzwesen eingetreten, wie er sich in Frankreich schon nach den Karolingern ausgebildet hatte. Dafür waren hier seit einiger Zeit wieder gesunde Verhältnisse eingetreten.



Tafel 60

Die Hunnenschlacht

von W. Kaulbach

Germanische Schmuckbrakteaten

von Dr. med. Emil Schwarzkopf Stuttgart

us germanischen Gräbern, besonders Skandinaviens, kennen wir zahlreiche münzähnliche, geprägte oder getriebene, bis 10 Zentimeter große Schmuckscheiben aus Gold-, seltener Silber- oder Kupferblech, die entweder als Gewandspangen oder, nach den angelöteten Ösen zu schließen, als Anhänger um den Hals getragen worden sind. Sie tragen teils menschliche oder tierische, teils ornamentale Bildmotive, die auf der Vorderseite erhaben, auf der Rückseite vertieft erscheinen (Tafel 51). Gerade die letzten Jahre haben wieder gezeigt, daß diese Goldschmiedearbeiten, die wir wegen ihrer technischen Verwandtschaft mit den Brakteaten des Mittelalters „Schmuck- oder Zierbrakteaten" nennen, auch vielfach bei mittel- und besonders süddeutschen Germanen in Gebrauch waren. Veeck hat unlängst mehrere in fränkischen und alamannischen Gräbern Schwabens gefunden (Abbildungen 343 und 344).

Muß diese Art Schmuck als typisch germanisch aus dem 5. bis 7. Jahrhundert nach Christi angesehen werden, so reicht die zu Grunde liegende Technik, die Vorliebe für getriebene Schmucksachen in sehr alte Kulturzeiten zurück. Wir kennen gepreßten Goldblechschmuck von künstlerischer Vollendung schon aus den Gräbern von Mykenä aus der späten Bronzezeit (1500 bis 1000 v. Chr.), dann aus der Hallstattzeit (1000 bis 400 v. Chr.) besonders Skandinaviens. Es sei auch hier an die prachtvollen, in Goldblech getriebenen, brakteatenartigen Schmuckstücke des Berliner Museums erinnert, die in einem brandenburgischen Grab (Vettersfelde) gefunden wurden. Sie sind vielleicht skythischen Ursprungs, verraten jedenfalls griechischen Einfluß.

In der nachrömischen Zeit wurden von den Germanen, wie zahlreiche, besonders nordgermanische Gräberfunde zeigen, durchbohrte oder mit Ösen versehene römische Goldsolidi als Halsschmuck getragen. Später wurden dann die römischen Vorbilder nachgebildet, und zwar zunächst durch Einpressen von dünnem Goldblech in das erhabene Gepräge der Münzen, vielleicht, wie Luschin annimmt, durch Einhämmern zwischen zwei Bleiplatten. Wurden beide Seiten der Münze nachgebildet, dann wurden die beiden Abdrücke am Rande zusammengehalten, so daß der Eindruck

eines massiven, doppelseitigen Gepräges entstand. Ein solcher, aus einem rheinischen Frauengrab, vermutlich der frühfränkischen Zeit, stammender Anhänger wurde unlängst von J. Cahn veröffentlicht. Er besteht aus zwei über einem römischen Antoninian des Caracalla (215 n. Chr.) gehämmerten, am Rande von einem



Abb. 343



Abb. 344





Abb. 345

goldenen Ring zusammengehaltenen, dünnen Goldblechen, zwischen denen die Münze noch als Kern steckt. (Abbildung 345.) Später wurden die römischen Vorbilder auf Goldblechscheiben im eigenen barbarischen Stile mit Punzen nachgebildet. Ein solcher, besonders schöner Goldhängeschmuck befindet sich im Stockholmer Museum, ein anderer, nach einem Medaillon Diokletians hergestellter, in Berlin. Man hat in diesen Nachahmungen römisch-kaiserlicher Reliefbilder nach den Untersuchungen von Salin die ältesten Schmuckbrakteaten zu erblicken. Der Stil, der bei der freien Nachbildung der römischen Köpfe zum Ausdruck kommt, ist typisch germanisch. Da nämlich dem germanischen Künstler die Reliefdarstellung, insbesondere das Herausmodellieren des Kopfes aus der Grundfläche, nicht befriedigend gelang (Tafel 39 bzw. 51, 1 u. 3) versuchte er es durch eine stark betonte Konturlinie, und erst innerhalb dieses Umrisses stellte er einzelne Teile des Gesichtes, zum Beispiel Nase und Wangenpartie, so gut es ging, erhaben dar (Abb. Taf. 39 bzw. 51 Nr. 4). Wir finden diesen Stil noch Jahrhunderte später auf frühmittelalterlichen nordischen Münzgeprägen. Er findet sich auch, nur noch viel ornamentaler, bei der nächst jüngeren Gruppe von Schmuckbrakteaten, auf denen ganze menschliche Figuren, einzeln (Abbildung 348) oder in Gruppen, oder später ein menschlicher Kopf über einem Tier dargestellt sind. Erstere zeigen noch öfters Anlehnung an römische Vorbilder, zum Beispiel Darstellung einer Viktoria, die einem Sieger einen Kranz überreicht. Besonders deutlich verrät sich das römische Vorbild auf einigen alamannischen Schmuckbrakteaten, zum Beispiel



Abb. 346 nordischer Zierbrakteat



Abb. 347 Goldbrakteat aus Norwegen (6. Jahrh. n. Chr.)



Abb. 348 Schmuckbrakteat (Kreis Dannenberg)

der Holzgerlinger Brakteatenfibel aus der Mitte des 6. Jahrhunderts (Abbildung 343): die beiden stehenden Figuren mit Kreuzstab zwischen sich, sind zweifellos spätrömischen Solidis des 5. bis 6. Jahrhunderts entlehnt. Eine römische, später merowingisch stilisierte Viktoria gab auch, wie Veeck nachwies, das Vorbild für die stark ornamental stilisierte weibliche Gestalt mit Flügein, die sich auf der silbernen Brakteatenfibel von Köngen findet (Abbildung 344). Es sei hier auf die Verschiedenheit dieses süddgermanischen Stils von dem der nordischen Schmuckbrakteaten hingewiesen, die wohl dafür sprechen könnte, daß beide Kunstzentren unabhängig voneinander, allerdings beide römisch beeinflußt, entstanden sind. Weitere süddeutsche Funde werden hierin Klarheit schaffen können.



Abb. 349
Goldbrakteat aus Norwegen. 6. Jahrh. n. Chr.

Die Goldbrakteaten mit menschlichem Profilkopf über einem vierfüßigen Tier sind die am häufigsten vorkommenden. Mit diesem Profilkopfe klingt das antike Vorbild aus. Im übrigen kommen jetzt Motive aus den altnordischen Göttersagen zum Ausdruck. Der Kopf über einem Pferd (Abbildungen 346 u. 347) soll zweifellos einen Reiter verkörpern (Wodan?) Zwei öfters neben dem Kopfe angebrachte Vögel werden mit Recht auf Odin's Raben bezogen, während ein Kopf über einem Bock den nordischen Gott Thor (Donar), den Sohn Odins darstellen dürfte.

Ließen sich auf den älteren Erzeugnissen noch öfters einzelne, wenn auch schon stark entstellte römische Buchstaben erkennen, so treten auf den jüngeren, germanische Runenzeichen auf. Der schwedische Vadstenabrakteat zeigt sogar das vollständige, rückläufige Runenalphabet (nach den sechs ersten Buchstaben Futhark genannt). Ein sicherer Zusammenhang zwischen Schrift und Bild läßt sich nicht erkennen. Öfters findet sich als Zierrat das Hakenkreuz. Die eigentliche Brakteatenscheibe ist in vielen Fällen von einer mehrfachen Reihe kunstvoll ornamentierter Ränder umgeben, so daß man sich des Eindrucks einer Beeinflussung durch die Schnitztechnik nicht erwehren kann (Tafel 39 bzw. 51, 7. 8. 9.). Tierdarstellungen waren bei den germanischen Künstlern schon in allerfrühester Zeit außerordentlich beliebt, sie stehen im Mittelpunkt der altgermanischen Ornamentik, und sie beherrschen auch auf der nach der Salin'schen Einteilung nächst jüngeren Gruppe der Zierbrakteaten das Bild. Möglicherweise wirken auch hier noch römische Einflüsse nach, da gerade das Tiermotiv von dem spätrömischen Kunstgewerbe häufig verarbeitet worden ist. Das Tierbild wird auf den germanischen Schmuckbrakteaten mit oft unerhörter Phantasie und erstaunlicher künstlerischer Vollkommenheit in

zunehmendem Maße stilisiert. Die Darstellung wird immer mehr ornamental, bis man schließlich ein scheinbar unentwirrbares, aus riemen- oder schlangenartigen Gebilden bestehendes Flechtwerk vor sich hat, aus dem man nur mit Mühe, wie aus einem Vexierbilde, die dem Kunstwerk zu Grunde liegende Tierform enträtseln kann (Abbild. 349—352). Eine völlige Auflösung der Tiergestalt in ornamentale Muster findet man auf den Zierbrakteaten Gothlands. Salin unterscheidet als Ende der Entwicklungsreihe noch einen englischen Brakteatentyp aus dem 8. Jahrhundert, der oft filigranverziert und manchmal mit Mosaik und Glaseinlagen besetzt ist. Auch an ihm lassen sich noch stilisierte Tiergebilde erkennen. Manche späte Schmuckbrakteaten verraten orientalische Einflüsse, die ins Germanische übersetzt worden sind. Wir können sie auf einstige Handelsbeziehungen zurückführen, da ja altnordischen Münzfunden nicht selten arabische Gepräge beigemengt sind.



Abb. 350
Goldbrakteat aus Norwegen
6. Jahrhundert n. Chr.



Abb. 351
Norwegischer Schmuckbrakteat (Bronzeguß)
9. Jahrhundert n. Chr.



Abb. 352
Brakteat von Nebenstedt
Kreis Dannenberg

Unter den Brakteaten, die unseren Schmuckscheiben den Namen gegeben haben, versteht die Wissenschaft dünne Silberblechmünzen, die — wahrscheinlich auf weicher Unterlage — mit einem Stempel einseitig geschlagen wurden, so daß, genau wie bei den Schmuckbrakteaten, das erhabene Bild der Vorderseite auf der Rückseite vertieft erscheint. (Abbildung 353.) Sie werden auch Hohlpfennige genannt. Ihr erstes Auftreten fällt in das 2. Viertel des 12. Jahrhunderts, und zwar in Thüringen und Niedersachsen, besonders in den Münzstätten Erfurt, Halberstadt, Quedlinburg und Magdeburg. Sie liefen etwa zwei Jahrhunderte lang in großen Gebieten Deutschlands als Geld um, teils als alleinige Münzsorte, teils neben den Silberdenaren. Der Name „Brakteat" ist jüngeren Datums, er erscheint erstmals 1368 auf einer Mainzer Urkunde. Zu ihrer Zeit wurden diese Gepräge Pfennige genannt. Die große Fläche des Schrötlings gab dem Stempelschneider reichliche Gelegenheit zu künstlerischer Entfaltung, und so finden wir auch unter den Brakteaten während ihrer Blütezeit in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts viele köstliche Erzeugnisse romanischer Kleinkunst. (Abbildung 354.)



Abb. 353
Erfurter Brakteat
Friedrich I. und Beatrix

Die Ähnlichkeit zwischen Schmuckbrakteaten und den

eigentlichen Brakteaten hat schon immer die Frage ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen nahegelegt. Tatsächlich läßt sich für die dazwischenliegende Zeit eine größere Anzahl von Kunsterzeugnissen nachweisen, die man als fortlaufende Verbindungsglieder ansprechen muß und die mit ziemlicher Sicherheit die Abstammung der Brakteaten von den altgermanischen Schmuckbrakteaten beweisen.

In Skandinavien ist die Herstellung von Schmuckbrakteaten bis gegen das Ende des 1. Jahrtausends zu verfolgen. Aus derselben Zeit (10. Jahrhundert) stammen

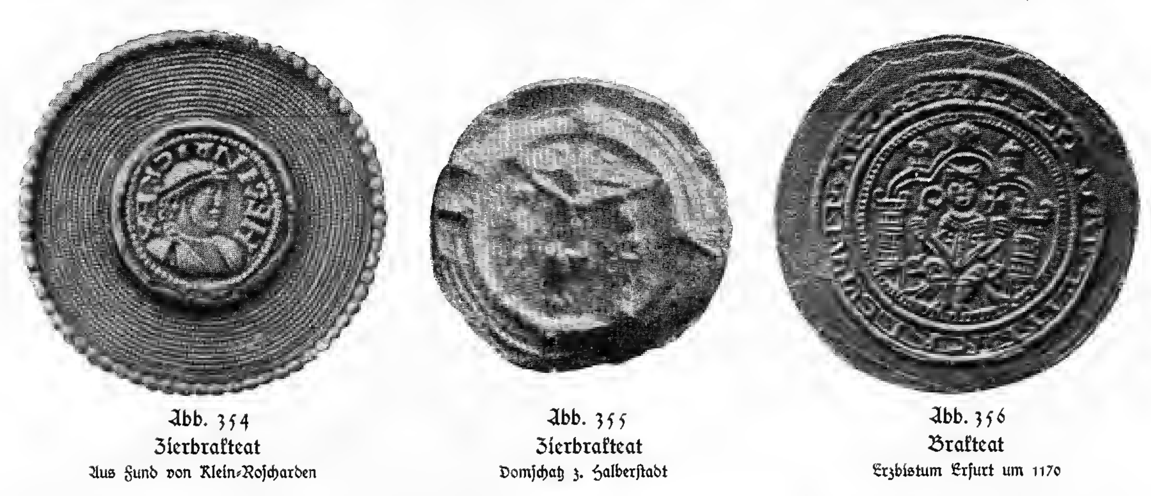


Abb. 354
Zierbrakteat
Aus Fund von Klein-Roscharden

Abb. 355
Zierbrakteat
Domschatz z. Halberstadt

Abb. 356
Brakteat
Erzbistum Erfurt um 1170

die früher erwähnten dänischen, den Dursteeder Pfennigen Karl d. G. nachgebildeten Halbbrakteaten, die zweifellos nicht mehr als Schmuck, sondern schon als Geld gedient haben. („Halbbrakteaten" nennt man — wenig treffend — dünne Silberblechmünzen, die noch auf beiden Seiten geprägt wurden und die, besonders in Deutschland, als die Vorläufer der einseitig geschlagenen Brakteaten auftraten.) Diese dänischen Münzen zeigen in ihrer Technik und auch in ihrem ornamentalen Stil zweifellos Ähnlichkeit mit den jüngsten, ornamental stilisierten nordischen Schmuckbrakteaten, so daß für diese beiden Erzeugnisse ein verwandtschaftlicher Zusammenhang angenommen werden muß. Um 1200 wurde von Friedensburg der silberne Schmuckbrakteat angesetzt, der in Wallstena auf der Insel Gothland gefunden wurde. Er zeigt Gottvater (?) in ganzer Figur, umgeben von der Umschrift: MAIESTAS. OTI. ME. FECIT. Oti ist der Name des Stempelschneiders. Auch auf eigentlichen Brakteaten finden wir manchmal diese Signierung des Kunstwerkes, z. B. LUTEGER. ME. FECIT. auf einem Altenburger Brakteaten (c. 1170), wobei also der Stempelschneider gleichsam den Brakteaten selbst sprechen läßt. Im übrigen erinnert der Wallstenaer Brakteat in seiner „Mache" auffallend an frühe Erfurter Brakteaten aus dem 12. Jahrhundert.

Auf deutschem Boden wurden verschiedene, für unsere Frage sehr wichtige Stücke gefunden. Als ältestes ist die berühmte silberne brakteatenförmige Schließe aus

dem Funde von Klein-Roscharden zu nennen, die das römisch stilisierte Bild und den Namen Heinrich I. (919—36) zeigt. (Abbildung 355.) Die nächsten Glieder in der Verbindungsreihe zwischen Schmuckbrakteaten und Brakteaten sind Goldbullen Kaiser Heinrich II. (1002—24) und seiner salischen Nachfolger. Von Heinrich IV. (1056—1106) sind kupferne und messingene Schmuckbrakteaten bekannt. Wir nähern uns damit der Zeit der eigentlichen Brakteaten. Da nun gerade Halberstadt deren früheste und schönste mitgeliefert hat, ist es von besonderem Interesse, daß im dortigen Domschatz die Bänder einer alten bischöflichen Mitra aufbewahrt sind, die mit einem die Kreuzigungsgruppe darstellenden Zierbrakteaten besetzt sind (Abb. 356). Auch die messingenen sogenannten Pfennigbüchsen mit ihren in Brakteatentechnik hergestellten Ornamenten stammen bezeichnenderweise aus Thüringen, der Heimat der Brakteaten. Fünf silberne Schmuckbrakteaten mit dem Bild Kaiser Otto d. G. und der Umschrift HIERVSALEM. VISIO. PACIS., die als Verzierungen in eine bei Dorpat gefundene liturgische Prunkschüssel eingefügt sind, bilden ungefähre Gegenstücke zu dem oben beschriebenen Schmuckbrakteaten von Wallstena. Sie gehören nach Menadier der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts an.

Damit sind wir am Beginn der Brakteatenprägung angelangt. Die Münzstempelschneider gingen, wie bekannt, vielfach aus den Reihen der Goldschmiede hervor. Daß von ihnen die Schmuckbrakteatentechnik für das Münzgeld übernommen worden ist, dafür mögen in erster Linie die großen Vorzüge der einfacheren Prägetechnik (bequemeres und rascheres Ausschneiden der dünnen Blechschrötlinge, einseitige Prägung), dann sicher auch der oben erwähnte künstlerische Anreiz für den Stempelschneider bestimmend gewesen sein, der auf der großen und leichter zu bearbeitenden Fläche sein künstlerisches Können viel freier und wirksamer entfalten konnte.



Tafel 61

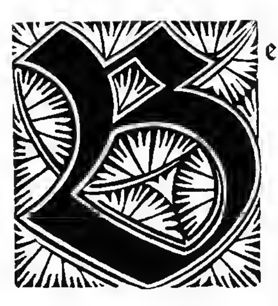
Höhle in der Eremitage am Felsen von Birseck bei Basel. In der älteren und jüngeren Steinzeit bewohnt

(Museum für Völkerkunde Basel)

Von Kämpfen und Wanderungen

Es ist der Deutschen Brauch daß sie dem
Feinde redlich unter die Augen ziehn,
denselben männlich und nicht meuchlings
überwinden.

Kaiser Heinrich II. (1002 bis 1024)



eglückend und zugleich voll tiefer Tragik wirkt auf uns das große Schicksal unserer Ahnen in vorgeschichtlicher Zeit. Aus dem hohen Norden, wo dieser Rasse Urheimat wahrscheinlich zu suchen ist, sind Ströme von Völkern über die Erde gewandert, haben sich mit den Rassen, die sie vorfanden und unterwarfen, gemischt, haben das Beste ihres Blutes der übrigen Menschheit gegeben, haben über Atlantis hinweg hohe Kultur in fernste Fernen getragen, die äußersten Male ihrer Kunst auf der Osterinsel, der östlichsten, einsamen Insel Oceaniens errichtet, haben Amerika bevölkert und den großen Einbruch in Asien gemacht. Kein Geschichtsbuch bringt mehr Kunde von diesen ältesten Wanderungen und Kämpfen.

Und dann viel tausend Jahre später, in der Bronzezeit, die zweite große arische Wanderwelle, die Südeuropa mit den Italikern und Dorern, mit den Illyrikern und Thrakern besiedelte und die in Asien das Gangestiefland eroberte. Von dieser nach Indien schlagenden Welle nur ein paar Worte noch: Vielleicht ging die Bewegung von Norden her zunächst in das Hindukuschgebiet und teilte sich da. Der eine Zweig wandte sich nach Südosten und wurde im Fünfstromland, östlich des Indus also, seßhaft, um als Inder sich weiter zu entwickeln, der andere Zweig wandte sich westlich des Indus nach Westen bis nach Syrien und Armenien, wo schon im 14. vorchristlichen Jahrhundert arische Herrschergeschlechter auftreten. Von diesem Zweige stammen die Iraner (die alte Bezeichnung airan bedeutet Land der Arier). Das Schicksal des indischen Zweiges ist besonders charakteristisch. Alles was ehrwürdige *alte* indische Kultur ist, ist arisch. Aber die Arier selbst haben, mit den indischen Rassen sich mischend, gewaltige Veränderungen durchgemacht, die auch mit von dem den Ariern stets verderblichen heißen Klima beeinflußt waren. Am dunkelhäutigen und in Vielem so ganz orientalisch gewordenen Hindu ist nicht mehr viel vom alten nordischen Arier zu bemerken. Aber hier sowohl wie im Iran ist, was wir in diesem Buche so oft betont haben, der tiefe Sinn für das Religiöse, der dem Arier eigen ist, die ganz spezielle Art seiner Gottesauffassung maßgebend für die Kultur der Länder geblieben. Die indisch-

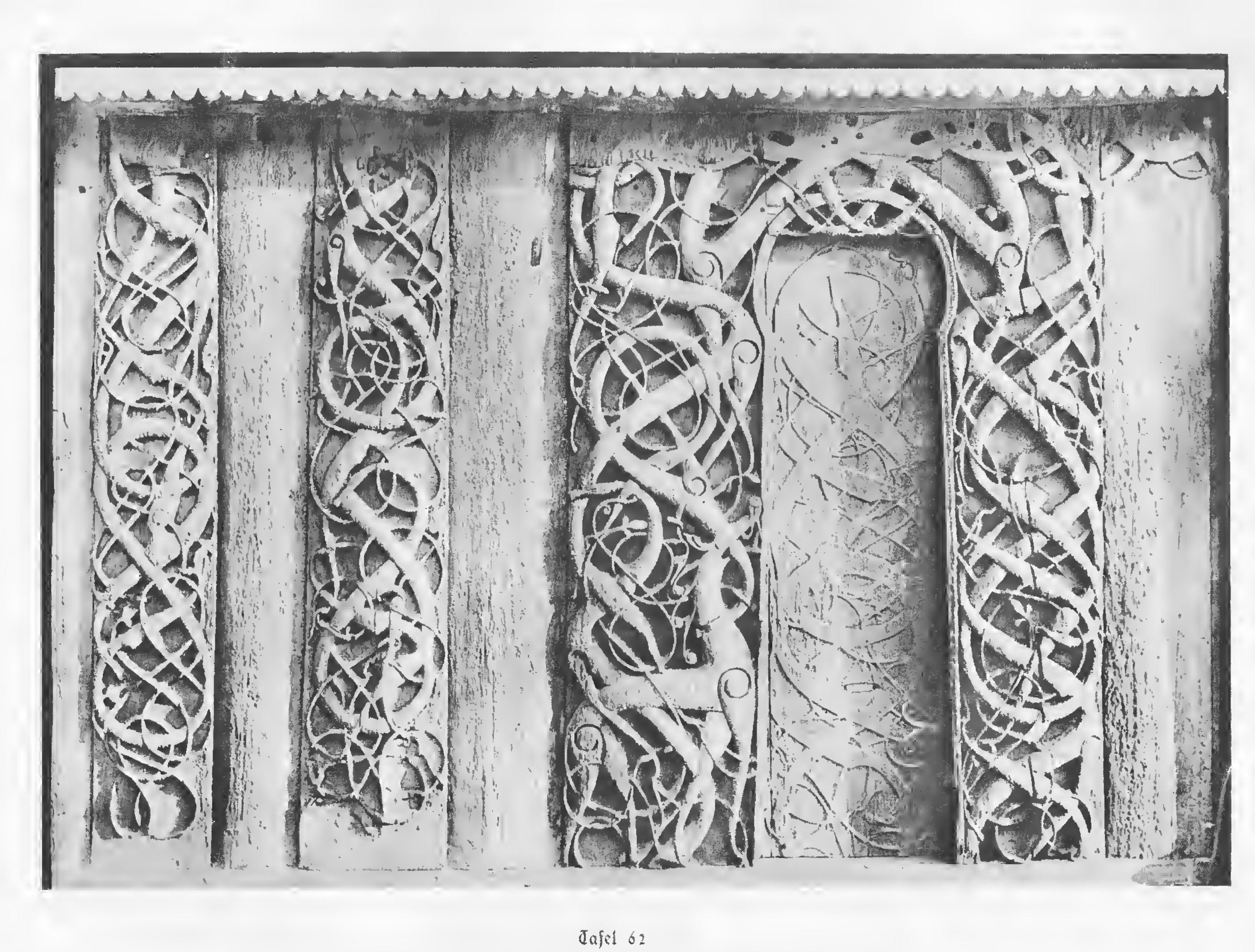
arische Kultur hat Wunderbares und für die ganze Welt Maßgebendes in religiöser Hinsicht hervorgebracht, sie hat eine sehr frühe und sehr reiche Dichtung, in der die Erinnerung an die nordische Heimat noch deutlich erkennbar ist, sie hat eine Kunst, die in ihrem Besten rein arisch und nur in ihren Maßlosigkeiten indisch-klimatisch beeinflußt erscheint. Ebenso hat im Iran das Nordisch-Arische kulturerzeugend gewirkt. Es hat in der Religion des alten Iran die ethisch maßgebende Religion Vorderasiens geschaffen. Die große Idee des einen Gottes, der unvorstellbar im Immateriellen lebt, der älteste Mithra, ist rein nordisch. Aber diese Lehre stieß bald zusammen mit dem Polytheismus und dem Semitismus Vorderasiens und erhielt sich nicht in ihrer ganzen ursprünglichen Reinheit. Noch im 8. Jahrhundert v. Chr. Geb. faßte Zoroaster (Zarathustra) reformierend die alten Bestandteile zusammen und begründete sie ethisch auf werktätiger Sittlichkeit, theologisch aber, und das ist der trennende Weg vom Alt-Nordischen, in einen Dualismus von Gut und Böse, Gott und bösem Geist. Immerhin noch ein einziger guter Gott Ahuramazda, der aber zu stark personifiziert den polytheistischen und semitischen Einflüssen gegenüber seine Einzigkeit und vor allem sein Fundament im Immateriellen nicht auf die Dauer behaupten konnte. Auch das alte Medien und Persien waren arisch.

Wir sagten eingangs, daß es beglückend und zugleich voll tiefer Tragik wirke, sich in das Schicksal der Arier zu vertiefen. Es ist beglückend zu wissen, daß unsere ältesten Ahnen die Welt befruchteten, ihr die maßgeblichen Kulturen und Religionen gaben, daß arische Urgeschichte eine Geschichte des Schenkens in höchstem Maße ist.

Tragisch aber ist es, daß diese ungeheuer große Wirkung der nordischen Arier auf die ganze Welt im Gefühl dieser Welt zerflatterte, daß der gemeinsame Gedanke nie Wurzel faßte, daß die Elemente der besiegten Rassen gefühlsmäßig überwucherten und der Gedanke an eine arische Zusammengehörigkeit nie zur Grundlage politischer, weltpolitischer Bindungen wurde.

Ja hierin liegt überhaupt die große Tragik alles Arischen und im Speziellen dann des Germanischen, das im Deutschen geradewegs zur volkzerstörenden Krankheit wurde. Kein Gefühl der Zusammengehörigkeit! Kämpfe von Germanen gegen Germanen, von Deutschen gegen Deutsche erfüllen die Geschichte der letzten Jahrtausende. Unglückselige Geschichte des deutschen Volkes! Im Norden tritt Heilung ein in der Entwicklung skandinavischer Nationen, in Deutschland selbst aber ist das alte deutsche Reich ein Produkt dynastischer Hauspolitik und später ein militärisches Zusammenfassen der Reste unter preußischen Gedankengängen, ohne eigentliche nationale Idee.

Eine entsetzliche Tragik, die kein Volk der Erde in solch hohem Maße zu erleiden hat. Genug davon!



Tafel 62

Portal einer Stabkirche in Norwegen. Aus dem 11. Jahrhundert

(Universitäts-Altertumssammlung Oslo)

Die Aufgabe unseres Buches ist beschränkt. Wir wollen nur diejenigen Kämpfe und Wanderungen germanischer Stämme einer näheren Betrachtung unterziehen, die uns zur Auseinandersetzung mit dem römischen Weltreich führten. Aber auch hier — unsere Leser werden das selbst prüfen können, ist es niemals Germanien, oder das germanische Volk, das handelnd auftritt. Es sind immer nur vereinzelte Stämme, und bei fast allen Kriegen mit Rom finden sich Brüderstämme auf der Feindesseite.

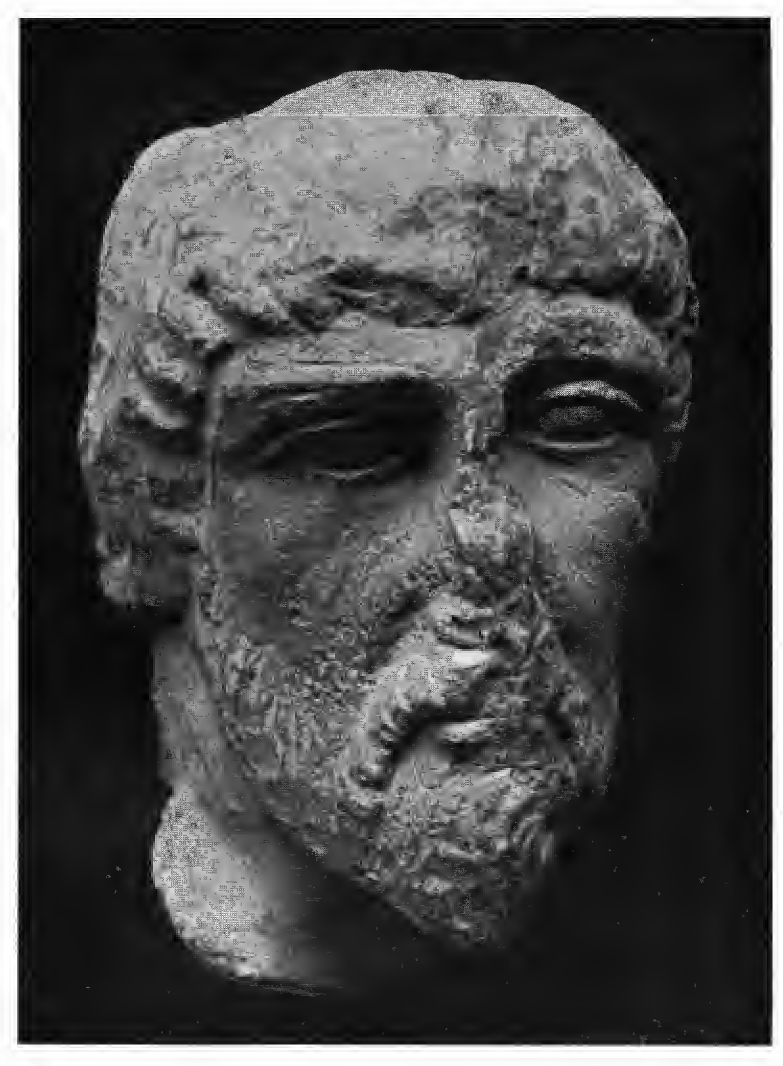


Abb. 357
Germanischer Typus (Wallraf-Richartz-Museum, Köln)

Alle Germanen, die im Laufe der großen Wanderung, die wir „die" Völkerwanderung nennen, obgleich sie ja natürlich nicht die einzige Völkerwanderung, sondern, besser gesagt, die große letzte von vielen war, alle Germanen, die auf dieser Wanderung von Jahrhunderten in das Gebiet des römischen Reiches zogen und Sieg auf Sieg erfochten, sind endlich der Fremdheit des Landes, in dem sie sich niederließen, erlegen. Sie sind aufgesaugt und vernichtet worden, die Spuren ihres Wirkens sind entschwunden und nur da und dort zeigt die Bevölkerung heute noch Augen und Haare, Wuchs und Gestalt, die an den Ahnen erinnern, der vor mehr als tausend Jahren an der Spitze siegreicher Sippen das südliche Land seinem Schwerte unterwarf (Abbildung 357). Wir wollen die einzelnen Wanderungen in Einzelabschnitten behandeln, da es uns nicht darum zu tun ist, eine geschlossene Geschichte vom Untergang der antiken Welt zu schreiben.

Als erster Zusammenstoß, der Römer mit den Germanen, der historisch gut belegt ist, gilt der Zug der Zimbern und Teutonen (113 bis 101 vor

Christi Geburt). Zwei deutsche Stämme wanderten von Norden nach Süden, vielleicht veranlaßt durch die Abwanderung eines keltischen Volksstamms der Volcae (Walchen) aus Mitteldeutschland. Warum das geschah, weiß man nicht. Es mag Not, Platzmangel oder der Einbruch anderer in das eigene Gebiet gewesen sein. Es ist wenig ergiebig, sich mit dem Warum dieser Wanderung aufzuhalten. Genug, es kam eine kleine Welle in Bewegung. Die beiden Stämme erreichten die Ost-Alpen, wurden vielleicht sogar von Stämmen, die nördlich der Alpen wohnten, in diese hineingetrieben. Damit aber kamen sie in römisches Interessengebiet. Noch nördlich der Drau bei Neumarkt in der Steiermark kam es zum Zusammenstoß. In eine Falle gelockt, entscheiden die wütenden Germanen die schlechte strategische Situation durch den Schlachtensieg, in dem sie ein römisches Heer unter Papirius Carbo vernichten. Aber dieser Zusammenstoß zeigte auch den Germanen, daß die Römer doch sehr gefährliche Gegner seien. Nichts fand sich da von germanischer Kampfehre, die Zeit und Ort des Kampfes dem Gegner zu überlassen pflegte. Der erste Eindruck war der des Betruges durch die römischen Wegführer, die nicht wie die Germanen wollten, sie zur freiwilligen Räumung des Gebietes von den Römern weg, sondern verräterisch in die Zange des römischen Heeres hineinführten. Falschheit und Verrat, wieviel deutsches Blut ist dadurch in Italien im Laufe der Jahrhunderte unnütz vergossen worden! Die siegreichen Germanen verfolgten die Römer nicht. Sie scheinen nördlich der Alpen gegen den Rhein zu gezogen sein.

Die genaue Richtung, ob sie nördlich oder südlich des Schweizer Jura durchgezogen sind, ist nicht nachzuweisen. Jedenfalls schlossen sich ihnen zwei helvetische Stämme, also Kelten (denn die alamannische Besiedelung der Schweiz erfolgte ja erst viel später), an und man zog gemeinsam in das römische Gallien. Es waren einstweilen vier Jahre vergangen. Den wandernden Stämmen trat der römische Konsul M. Junius Silanus entgegen. Er schlug die Bitte um Land und Saatkorn ab. Es kam zur Schlacht und wieder wurde das römische Heer fast aufgerieben. Ein weiteres römisches Heer wurde von den Helvetern 107 an der Garonne vernichtet.

Italien lag nun militärisch offen vor den Germanen, aber mag es nun der Eindruck einer germanischen Gesandtschaft, die in Rom war, gewesen sein oder der Eindruck römischer Kriegskunst trotz der römischen Niederlage, die Germanen blieben in Gallien. Hier hatten sie leichtere Feinde. Sie müssen stark im Lande gehaust haben, aber die keltische Kultur, weicher und verweichlichender als ihre alte heimatliche, scheint ihnen noch nicht geschadet zu haben. Sie hatten, als sie nach einigen Jahren wieder an der römischen Grenze erschienen, nicht mehr die schlichten einfachen Waffen, sondern traten wie Kelten selbst auf.

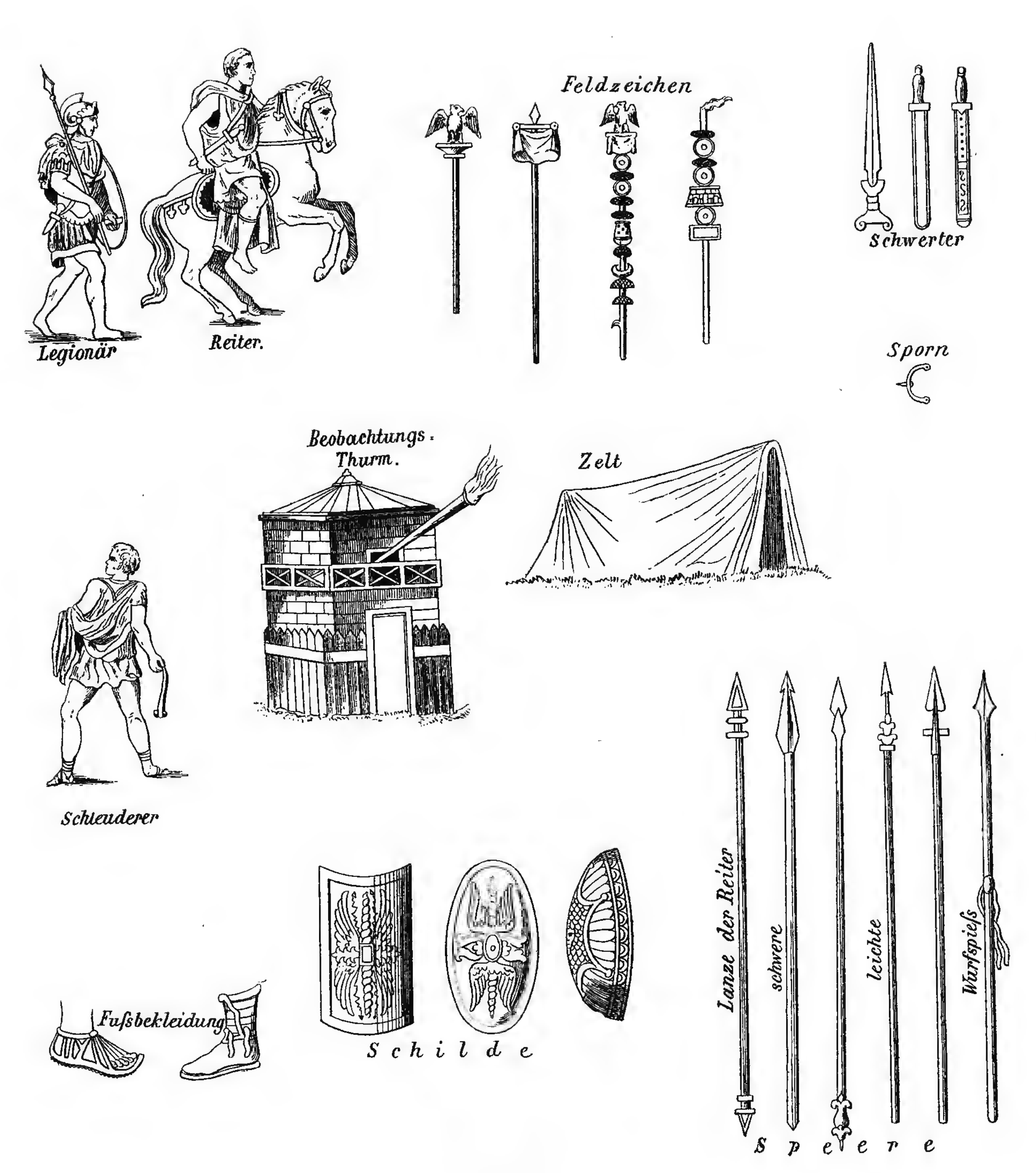


Abb. 358
Römische militärische Einzelheiten

Die römische Heeresleitung machte strategische Fehler, indem sie eine starke Abteilung isoliert dem Angriffe der Germanen aussetzte und ließ es dann bei der Hauptschlacht an Einheitlichkeit der Führung fehlen, so daß die beiden römischen Heere unter Servilius Caepio und Mallius Maximus vernichtend geschlagen wurden. Das war bei Arausio (Orange) und kein Römer entging in dieser furchtbaren Schlacht dem Tode.

Aber auch diesmal folgten die Germanen nicht nach Italien, und diesmal war es ihr Fehler. Denn während sie in Gallien von Süden nach Norden umherzogen, nicht mehr bedacht, sich anzusiedeln, sondern zu plündern, erstarkte der römische Wille zum Widerstand. Die Germanen scheinen schon im Zusammenstoß mit einem Volksstamm der Belger eine Schlappe erlitten zu haben, die sie veranlaßte, während des nun endlich beschlossenen Zuges nach Italien eine starke Rückendeckung an der belgischen Grenze zu lassen.

Rom hat in der Not große Änderungen seiner Verfassung durchgeführt, Änderungen, die das spätere Kaiserreich vorbereiteten. Auf Einheitlichkeit des Kommandos war alles gestellt und eine gewaltige Persönlichkeit in Marius trat an die Spitze des Staates. Auch die römische Heeresverfassung erhielt in der taktischen Einheit der Legion ihre für die Zukunft maßgebende Gestalt (Abbildung 358).

Eigentümlicherweise trennten sich die Zimbern von den Teutonen im Augenblick erneuter Berührung mit den Römern. Die Teutonen wurden 102 von Marius bei Aquae Sextiae (Aix) vollkommen vernichtet, die Wagenburg mit allen Frauen des Stammes wurde eine Beute der Römer.

Während dessen zogen die Zimbern nördlich der Alpen herum und kamen über den Brenner nach Oberitalien, hier den römischen Konsul Lutatius Catulus hart bedrängend. Was nun Marius tat, war eine Bewegung, die man strategisch eine Operation auf der inneren Linie nennt. Rasch entschlossen geht er nach seinem Siege über die Teutonen in die Poebene zurück, vereinigt sich mit dem dortigen römischen Heere und schlägt nun auch die Zimbern nördlich Vercellae (Vercilli) 101 vor Christi Geburt. Auch diese Schlacht endete mit völliger Vernichtung des Besiegten. Es wird erzählt, daß nach der Eroberung der germanischen Wagenburg noch die treuen Hunde die Leichen ihrer gefallenen Herren gegen die Römer verteidigt hatten.

Die germanische Strategie im Großen war der römischen nicht gewachsen, und die Jahre des Wohllebens in Gallien haben der Kriegstüchtigkeit der germanischen Stämme sicher geschadet. Sie haben in so hohem Maße gallische Sitten und Gewohnheiten angenommen, daß die Römer sie lange Zeit für Kelten hielten. Das Ergebnis dieser Wanderung war eine Schwächung Galliens, die sich noch zu Caesars Zeiten zeigte, eine Erstarkung Roms und ein vollkommener Untergang zweier großer germanischer Stämme.



Tafel 63.

Der Evangelist Matthaeus.

Titelblatt eines irischen Evangeliariums aus dem 8. Jahrhundert.

Stiftsbibliothek St. Gallen.

Zusammenstöße unter Caesar

Kurze Zeit bevor Caesar Gallien für das römische Reich eroberte, begann eine Bewegung germanischer Stämme über den Rhein. Es kam zu allerhand Streitigkeiten zwischen den Einwandernden und den im Lande befindlichen Kelten. Das politisch wichtigste Vorkommnis war der Zug des Ariovist mit 15 000 Sueben und Teilen anderer Stämme über den Rhein. Die keltischen Sequaner, die in der Gegend von Dijon wohnten, hatten ihn zu Hilfe gerufen. Ariovist kam und schlug die Feinde der Sequaner im Jahre 61 zwischen Doubs und dem Paß von Dijon. Die Sequaner boten dem deutschen Heerkönig Gold als Belohnung an. Aber um das war es ihm nicht zu tun. Er wollte Land für seine Leute haben. Immer neue Scharen kamen von östlich des Rheins herüber. Er nahm das Elsaß in die Hand und dehnte seine Macht weiter westlich nach Gallien hinein aus. Er wurde ein selbst von Rom anerkannter König seines Gebietes. Aber die von ihm unterworfenen Häduer wandten sich um Hilfe an Rom. Und dieser Hilferuf kam der Eroberungspolitik Caesars sehr gelegen. Caesar richtete eine scharfe Note an Ariovist, die so klang, als sei Ariovist nur ein Vasall Roms. Der Germanenkönig wies diese Einmengung in seine Angelegenheiten zurück und daraufhin kam es zum Kampf. Vielleicht oder sogar wahrscheinlich hätte Ariovist jeden anderen römischen General geschlagen, aber mit einem Caesar zu kämpfen, einem der größten militärischen Genies der Weltgeschichte, war ein aussichtsloses Unternehmen. Nordöstlich von Besançon kam es zur Schlacht, etwa da wo heute Mühlhausen im Elsaß liegt. Ariovist wurde vollständig geschlagen und nur die seiner Leute, die über den Rhein entkamen, entgingen dem Tode. Es ist sehr interessant einen antiken Schlachtbericht hierüber zu lesen. Einen solchen hat der Geschichtsschreiber Dio Cassius (155 bis 229 n. Chr. Geb. aus älteren Quellen zusammengestellt. Er lautet:

„Ariovist hatte sich zunächst auf den Rat weissagender Frauen hin darauf beschränkt nur ein leichtes Gefecht mit seinen Reitern und den ihnen beigegebenen Plänklern zu führen. Er versuchte einen Punkt oberhalb des römischen Lagers zu gewinnen. Das gelang ihm auch. Als aber die Römer als Gegengewicht einen anderen wichtigen Punkt besetzten, ließ es Ariovist ohne Schlacht zu, obgleich Caesar sein Heer bis zum Mittag in Schlachtordnung hielt. Als Caesar am Abend in das Lager zurückmarschierte, griff Ariovist plötzlich an und es fehlte nur ganz wenig, so hätte er die römischen Verschanzungen genommen. Dieser erste Erfolg machte ihn taub gegen die warnenden Weissagungen der Frauen und als die Römer sich am nächsten Tage, wie sie das fast täglich zu tun pflegten, in Schlachtordnung aufgestellt hatten, führte Ariovist sein Heer gegen sie heran. Die Römer aber warteten den Aufmarsch des Gegners nicht ab, sondern gingen aus der Schlachtordnung gegen den noch nicht entwickelten Feind vor. Unter Geschrei

liefen sie auf die Germanen los und kamen so deren Speerwurf, mit dessen Wirkungen die Germanen sehr rechneten, zuvor. So schnell trafen sie auf deren Schlachtreihe, daß diese nicht einmal ihre langen Schwerter und Lanzen verwenden konnten. Die Germanen, die die Römer zurückzudrängen versuchten, kämpften mehr mit ihren Leibern als mit ihren Waffen. Sie boten alle Kräfte auf, um den Gegner zu Fall zu bringen und auf den Boden zu schleudern. Viele von ihnen, die nicht einmal mehr das Kurzschwert verwenden konnten, kämpften mit Fäusten und Zähnen, suchten ihre Gegner niederzureißen, bissen und zerfleischten sie, zumal sie durch ihre Körpergröße die Römer weit überragten. Aber dies alles verursachte bei den Römern wenig Verluste, da diese im Einzelkampf durch ihre Bewaffnung und ihre Ausbildung überlegen waren. Und schließlich behielten die Römer, so lange es nur ging nach der Vorschrift fechtend, am späten Abend die Oberhand. Die römischen Schwerter waren kürzer als die keltischen und ihre Stahlklingen waren besonders gehärtet, auch hielt der einzelne Mann besser im Kampfe aus als die Barbaren, deren Ausdauer nicht der Wucht des ersten Ansturms entsprach. Daher unterlagen die Germanen, aber sie machten nicht mehr kehrt, nicht etwa weil sie nicht gerne wollten, sondern weil sie vor Erschöpfung und seelischer Verwirrung gar nicht mehr konnten. Sie hielten, in Haufen von dreihundert oder mehr oder weniger zusammengedrängt, ihre Schilde nach allen Seiten und waren so aufrecht dastehend und in enger Fühlung mit einander unangreifbar. Aber sie konnten sich so auch, eng zusammengepreßt, kaum mehr selbst bewegen. So litten sie zwar nicht, leisteten aber auch nichts. Die Römer andererseits hatten, da die Barbaren weder angriffen noch flohen, sondern wie Türme auf ein und derselben Stelle stehen blieben, auch gleich ihre Speere mit denen nichts anzufangen war, weggeworfen. Mit den Schwertern aber konnten sie weder ein Handgemenge mit dem Feinde erzwingen noch auch deren Köpfe — die einzig verwundbare Stelle der barhäuptig kämpfenden Germanen — treffen. Daher warfen sie auch ihre Schilde fort und stürzten sich von nah und fern auf die Barbaren und hieben darauf los. Viele Germanen brachen unter einem einzigen Hiebe zusammen, viele aber starben bevor sie stürzten, denn in der dichten Zusammenballung wurden selbst die Leichen noch aufrecht erhalten. Von dem germanischen Fußvolk wurde auf diese Weise die Hauptmasse teils auf dem Schlachtfeld selbst, teils beim Gedränge um die Wagenburg zusammen mit Weibern und Kindern erschlagen. Ariovist aber verließ mit einem Reitertrupp das Gefechtsfeld und floh zum Rhein. Man verfolgte ihn zwar, konnte ihn aber nicht mehr erreichen. Er entkam in einem Boote. Nur einige seiner Begleiter wurden von den Römern getötet, die bis in den Strom hineingingen, die anderen kamen in die Strömung und wurden fortgerissen."

Die germanische Taktik des Keiles (Abbildung 359) war der römischen mit getrennten taktischen Einheiten unterlegen. Die exerziermäßig eingeübte Fechtart des Einzelkämpfers bei den Römern ersetzte, zusammen mit größerer Schnellig-

keit, den Unterschied in Körpergröße und Körperkraft. Der Erfolg dieser Schlacht war außerordentlich groß. Die Furcht vor den den Rhein überschreitenden Germanenscharen war in Gallien beseitigt. Caesar selbst erhielt im Rhein eine gedeckte Flanke bei seinen Operationen in das nördliche Gallien und die römische Herrschaft konnte sich ungestört bis an die Moselmündung links des Rheines ausdehnen.



Abb. 359
Germanen in Keilform angreifend

Der Schaffung der römischen Rheingrenze standen von germanischer Seite aus keine Hindernisse mehr im Wege. Die Eroberung Galliens durch Caesar schritt nach dem Siege über die Germanen rasch vorwärts. Nur im heutigen Belgien entstanden große Schwierigkeiten, da auch hier sehr tapfere germanische Stämme lebten und neue aus Osten einwanderten.

Im Jahre 57 errang Caesar nur mit knapper Not seinen Sieg über die Nervier an der Sambre und im Jahre 55 mußte er schon wieder gegen die germanischen Stämme der Usipeter und Tenkterer, die über den Rhein gekommen waren (bei Kleve und rheinabwärts) sich wenden. Er befleckte hier das Schild seiner Feldherrnehre in schamloser Weise, indem er, während er mit den Führern der beiden germanischen Stämme verhandelte, das nichts ahnende und auf ehrenhaftes Einhalten des Waffenstillstands während der Unterhandlungen rechnende germanische Heer niedermetzeln ließ. Nur die Reste der ausgezeichneten tenkterischen Reiterei, die sich der römischen überlegen gezeigt hatte, entkam über den Rhein zu den Sugambrern. Es wird in vielen Geschichtsbüchern über das Barbarentum späterer germanischer Wanderstämme viel geschrieben. Gewiß: diese Menschen waren nicht zart, und schwer lastete ihre Hand auf den Besiegten, aber solche Unanständigkeiten, wie sie Caesar und Rom überhaupt mit ihren Gegnern

sich zu schulden kommen ließen und zwar in der Regel, wäre den Germanen niemals eingefallen. Diese Anständigkeit der Germanen wird aber in der Literatur, die ja stets aus nichtgermanischen Quellen schöpft, ebensowenig hervorgehoben, wie die Unanständigkeit römischer diplomatischer und militärischer Vorgänge niemals hinreichend gebrandmarkt wird.

Der Erfolg Caesars bei Kleve im Jahre 55 erreichte für das untere Rheingebiet dieselben Wirkungen wie sein Sieg über Ariovist im oberen Rheingebiet. Er hatte in Gallien von da ab nur mehr mit den Galliern zu tun. Zwei große Revolten brachen in diesem Lande aus und endeten mit Caesars sehr schwer errungenem Siege bei Alesia und der schmachvollen Auslieferung des gallischen hervorragenden Heerführers Vercingetorix durch die Gallier selbst. Vercingetorix, der wie ein wahrer Held für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes gefochten hatte, wurde sechs Jahre später in Rom hingerichtet. Auch kein Ruhmesblatt römischer und noch weniger eines gallischer Geschichte!

Wenn Caesar nach seinem Siege über die Tenkterer selbst auf einer berühmtgewordenen Rheinbrücke bei Neuwied, den Strom überschritt, so war das mehr ein Akt politischer Demonstration als etwa der Gedanke einer wirklichen Eroberung auf rechtsrheinischem Gebiete. Er blieb auch wohlweislich nur 18 Tage am rechten Ufer und brachte sich und sein Heer dann wieder in Sicherheit.

Die Rheingrenze aber war als trennendes und Germanien in der Bewegung einschränkendes geographisch-politisches Element geschaffen. Sie hat nicht die Vorteile für Germanien gehabt, die ihr oft zugesprochen werden. Man glaubt, daß diese scharfe Grenze zu einer Konsolidierung Germaniens geführt hat, das ohne diese Grenze immer neue Stämme planlos nach Westen gesandt hatte. Das klingt ganz verständlich, es ist aber doch ein Irrtum dabei. Wir wissen, daß um diese Zeiten die Latènekultur und mit ihr die Blüte der Kelten zu Ende gegangen war. Wo immer Germanen westlich des Rheins mit Kelten zusammenstießen, erwies sich die Überlegenheit der Germanen. Ohne Caesars Rheingrenze und seine Siege gegen germanische Einwanderungszüge, hätten sowohl Ariovist im Süden als auch andere germanische Stämme im Norden ihren Machtbereich weit nach Westen ausgedehnt und wären damit zu einer freieren kulturellen Entfaltung gekommen, ganz abgesehen davon, daß die Germanen, direkt in römisches Gebiet übergehend, vielleicht den römischen Gedanken der starken einheitlichen Zusammenfassung auf alle germanischen Stämme übertragen und damit schon frühe jene Idee einer germanischen Nation geschaffen hätten, die ihnen nun in den weltpolitisch belanglosen Kämpfen von Stamm gegen Stamm rechts des Rheines vollkommen abhanden kam.

Das Vorgehen der Römer über die Rheingrenze führte im weiteren Verlauf zu heftigen Kämpfen.

Kämpfe gegen den römischen Imperialismus

Noch zu Caesars Zeiten stand der Mündung der Lippe in den Rhein gegenüber die älteste römische Grenzbefestigung: Castra vetera. Unter dem Kaiser Trajan entstand dicht daneben die römische Stadt Ulpia Trajana, das heutige Xanten.

Am Oberrhein hatte Caesar Reste aus dem Heere des Ariovist angesiedelt, die ganz in römisches Fahrwasser übergingen. Es waren die zu den Sueben gehörenden Triboker. Aus ihrer Ansiedelung entstand Straßburg, das damals, wahrscheinlich weil der silberne Rhein, noch weiter westlich als heute laufend, seinen Schimmer der Stadt gab, Argentoratum (Argentum = Silber) hieß. Weitere Siedelungen ergaben die Plätze, auf denen heute Speyer und Worms stehen.

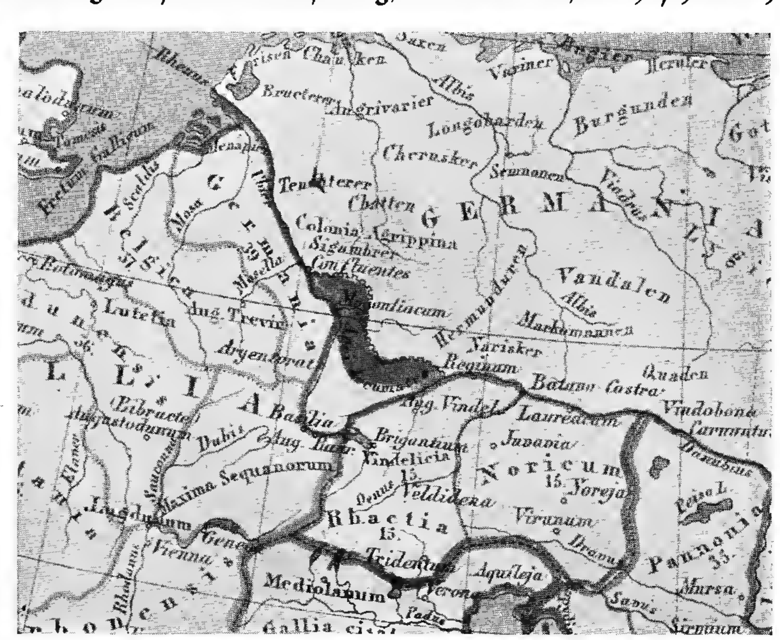


Abb. 360
Kärtchen der römisch-germanischen Grenzgebiete

Wie schwach übrigens die Position Roms gegenüber dem rechtsrheinischen Ufer war, geht aus einem recht interessanten Vorgang hervor. Die den Römern befreundeten, am rechten Rheinufer lebenden Ubier kamen im Kampf mit germanischen Stämmen in große Bedrängnis und wandten sich um Hilfe an Rom. Der im Jahre 38 vor Christi Geburt am Rhein befehligende General Oktavians, des späteren Kaisers Augustus, Agrippa, überschritt den Rhein, konnte sich aber drüben nicht halten und löste das Problem, indem er den ganzen Stamm der Ubier mit sich auf das linke Rheinufer herübernahm. Bei dieser Gelegenheit wurde der Grund gelegt zu der späteren Stadt Köln. Es war die Colonia Agrippinensis. (Vgl. Tafel 43.)

Rom aber bedurfte im Werden seines Kaiserreiches zunächst der vollendeten Sicherheit gegenüber Germanien. War diese Sicherheit am Rhein gegeben, so fehlte sie in den Alpen. Wohl entstanden an die Polinie große geschützte Plätze, aber das genügte nicht. Man wollte den Germanen schon das Erreichen des nördlichen Alpenrandes verbieten. Aus diesem Gedankengang entstanden die römischen militärischen Operationen, die zur Eroberung Süddeutschlands bis zur Donau führten. An der Einmündung der Wertach in den Lech entstand, die alten

Handelsstraßen nach den Alpenpässen beherrschend, Augusta Vindelicorum, das heutige Augsburg. Von hier ging die Römerstraße, die Via Claudia Augusta, nach der Etsch und nach Tirol. In den Jahren 12 bis 9 vor Christi Geburt erobert Tiberius Pannonien, das südwestliche Ungarn, und vollendet so, nachdem im Jahre 15 durch ihn und Drusus das Gebiet zwischen Alpen und Donau unterworfen worden war, die ganze römische Donaugrenze. An der Donau selbst entstehen Regina Castra (Regensburg), Batava Castra (Passau) und später Vindobona (Wien). (Abbildung 360.)

Während Tiberius die Donaugrenze festlegte, machte Drusus einen großen Feldzug über den Rhein nach Germanien hinein. Veranlassung dazu war ein germanischer Einfall in Gallien im Jahre 16 gewesen, bei dem die Sugambrer und die Reste der Usipeter und Tenkterer einen Rachefeldzug gegen die Römer unternahmen und die in den dortigen Grenzgegenden stehende 5. Legion unter M. Lollius vernichteten. Dieser Feldzug eines einzelnen Stammes zu einer Zeit höchster militärischer Machtentfaltung Roms zeigt deutlich, daß von germanischer Gesamtpolitik keine Rede war. Das Unternehmen war politisch töricht und sein Erfolg hatte keinerlei Bedeutung in der Frage des germanisch-römischen Kräfteausgleichs, wohl aber eine für Germanien sehr bedenkliche als Reizung des übermächtigen Roms. Der Kaiser Augustus erschien selbst an der Rheingrenze und gab seine Anordnungen, und ein großer römischer Feldzug, in dem die Germanen keine den Römern ebenbürtigen Kräfte mobil machen konnten, war die unausbleibliche Folge.

Noch im Jahre 13 begannen die Feindseligkeiten. Die Sugambrer, ein sehr aktiver Stamm, versuchten kühn den Aufmarsch der Römer am westlichen Rheinufer zu stören, wurden aber hierbei von den rasch versammelten Römern geschlagen und über den Rhein zurückgetrieben. Drusus verwüstete das Gebiet der Sugambrer. Und dann folgten im ganzen vier Kriegszüge des Drusus nach Germanien hinein, die trotz ihrer verschiedenen Ziele einem einheitlichen und strategisch ausgezeichneten Plane ihr Dasein verdankten. Die Drususzüge waren zweifellos eine Gipfelleistung Roms in militärischer Hinsicht. (Abbildung 361.) Der führende Gedanke war wohl der, die Rheingrenze vorzuschieben und Germanien durch die Elb-Donaugrenze einzuengen.

Der erste Zug galt der nördlichen germanischen Flanke. In gewaltigen Wasserbauten wurde der Rhein mit der damals noch vom Meere abgeschlossenen Zuidersee verbunden und diese mit dem offenen Meere. Das war die berühmte Fossa Drusiana. Die römische Diplomatie sorgte für Verträge mit den Batavern und den Friesen an der Emsmündung. Dann ging die Offensive ganz nördlich auf dem Meere und an der Küste los. Aber Drusus kam nur bis an die Wesermündung. Vielleicht hatte die große und komplizierte Etappenlinie zu viel Kräfte der Römer beansprucht, um das Land der sich heftig wehrenden Chauken mit noch hinreichen-

der Kraft zu erobern. Drusus kehrte um, und wäre ohne die Freundschaft der Friesen wahrscheinlich auf dem Rückzug vernichtet worden.



Abb. 361
Drusus

Einstweilen hatten die Sugambrer, empört darüber, daß die Chatten im letzten Feldzug nicht mitgetan hatten, diesen den Krieg erklärt, und es begann der törichte Kampf dieser beiden großen germanischen Stämme angesichts der am Rhein nur auf den Befehl zum Vormarsch wartenden römischen Legionen. Drusus ergriff sofort die Gelegenheit und besiegte die im Bruderkampf erschöpften beiden deutschen Völker mit leichter Mühe. Sehr richtig bemerkt hierzu ein deutscher Geschichtsforscher, daß für den Germanen eben damals die politische Welt mit dem eigenen Stamme aufhörte, und wenn sich mehrere Stämme zusammentaten, so war es die Person des gemeinsamen Führers, die das verbindende Element abgab, aber niemals das Gefühl rassemäßiger Zusammengehörigkeit. Diese Eigenschaften haben die Deutschen leider bis heute nicht verloren. Sie sind schuld an der großen Tragik der deutschen Geschichte.

Im Jahre 11 wurden auch die Chatten besiegt und aus ihrem Lande vertrieben. Nun begann nördlich des Mündungsgebietes des Mains ein römischer Feldzug gegen die Chatten, die jetzt ihr altes schönes Land wiedererobern wollten. Ein neues festes römisches Lager wurde in Mainz (Moguntiacum) mit vorgeschobenen Kastellen im Taunus errichtet.

Nach dem Sieg über die Chatten zog Drusus auf seiner letzten Fahrt bis zur Elbe selbst. Auf der Rückkehr stürzte er so unglücklich vom Pferde, daß er nach einem Monat an den Folgen des Sturzes starb. Der Bruder des Drusus, Tiberius, eilte von Rom herbei, um das Kommando zu übernehmen. Aber auch ihm gelang die Unterwerfung des rechtsrheinischen Germanien nicht. Die große Idee der Elbe-Donaugrenze wurde später sogar ganz aufgegeben. Ein Zeichen des weitesten Vordringens wirklicher römischer Herrschaft ist das unter Drusus oder erst unter Tiberius erbaute römische Kastell Aliso in der Gegend von Paderborn. Diese Gegend war der natürliche römische Aufmarschraum gegen das Kultzentrum der Germanen bei den Externsteinen. Es scheint, daß geographische Momente hier, wie auch später bei den Sachsenkriegen Karls des Großen, nicht die Bedeutung hatten, die ihnen oft in den historischen Abhandlungen über diese Zeiten zugeschrieben werden. Ich glaube vielmehr, daß der Gedanke bei den Römern und den Franken Karls des Großen vorwaltete, da anzugreifen, wo man unbedingt sicher war, die Hauptmacht des Gegners zu treffen. Denn nichts war strategisch damals gefährlicher, als sich in einem riesigen waldbedeckten Gelände in uferlose Operationen zu verlieren, da und dorthin Sicherungsabteilungen zu senden und schließlich durch irgend einen Gegner, der sich nicht stellte, zahlreiche kleine Niederlagen zu erleiden. Ging man aber gegen das Kultzentrum der Germanen vor, so konnte man mit Sicherheit annehmen, daß sie mit starken Kräften es schützen würden und daß es auf alle germanischen Stämme eine niederschmetternde Wirkung ausüben mußte, wenn es gelang, sich in Besitz dieses Kultzentrums zu setzen.

Daher also baute man das Kastell Aliso zur ständigen strategischen Bedrohung, daher auch zog Tiberius im Jahre 4 nach Christi Geburt mit seinen Legionen in das Quellgebiet der Lippe und Ems, schlug dort die Brukterer und ließ zum ersten Male die Legionen am Fuße des Teutoburgerwaldes bei Aliso überwintern.

Im nächsten Jahre geht er weiter vor nach Osten. Er schlägt die Chauken mit Hilfe seiner im Meere operierenden Flotte. An der Elbe stoßen römische Kriegsschiffe und römische Legionen aufeinander. Der Norden Germaniens war unterworfen. Und nun wandte sich Tiberius nach Südosten, um die Markomannen, die kurz vorher von Westen her, den rheinischen Verhältnissen ausweichend, Böhmen besetzt hatten, zu unterwerfen. Gelang auch dieses, dann war der Traum von der Elbe-Donaugrenze des römischen Imperiums doch noch in Erfüllung gegangen.

Arminius

Ein schwerer Aufstand der illyrischen und pannonischen Völker gegen die römische Herrschaft rettet Marbod und sein suebisches Reich in Böhmen. Tiberius kann den böhmischen Feldzug nicht mehr ausführen. Vielleicht ist dieser Aufstand ein diplomatisches Meisterstück des verschlagenen Marbod gewesen. Man kann



Tafel 64

Silberbecher von Pettstadt aus der karolingischen Zeit. Oben Profilansicht, unten Unteransicht

(Germanisches Nationalmuseum Nürnberg)

nicht mehr mit Bestimmtheit den Motiven nachgehen. In Nordwestgermanien hatten sich einstweilen die Römer so festgesetzt, als wenn ihnen das Land gehörte.

Die römischen Legionen 17, 18 und 19 lagen in Sommerquartieren an der Weser unter dem Gruppenkommando des P. Quintilius Varus. Unter dem Druck der Lage hatten sich nun doch einige germanische Stämme zusammengetan. Zwar leiteten die Bewegung nicht mehr die Sugambrer, die infolge ihrer Kämpfe gegen die Chatten und gegen die Römer stark gelitten hatten, sondern die Cherusker. An ihrer Spitze stand ein Mann mit römisch-militärischer Bildung, den die Geschichte Arminius nennt und der mit Recht zu einem germanisch-deutschen Nationalhelden geworden ist (Abb. 362). Sein Name kann im Gegensatz zu der Meinung vieler Historiker sehr gut mit Hermann verdeutscht werden, obgleich es mir besser erscheint, ihn Armin zu nennen, denn es bedeutet Armin dasselbe wie Erman oder German, was im Deutschen den für Kelten unaussprechbaren H-Laut statt „G" setzend zu Hermann wird. Die Bedeutung des Namens haben wir ja in unserem Buche schon bei der Besprechung des Namens der Germanen erläutert.

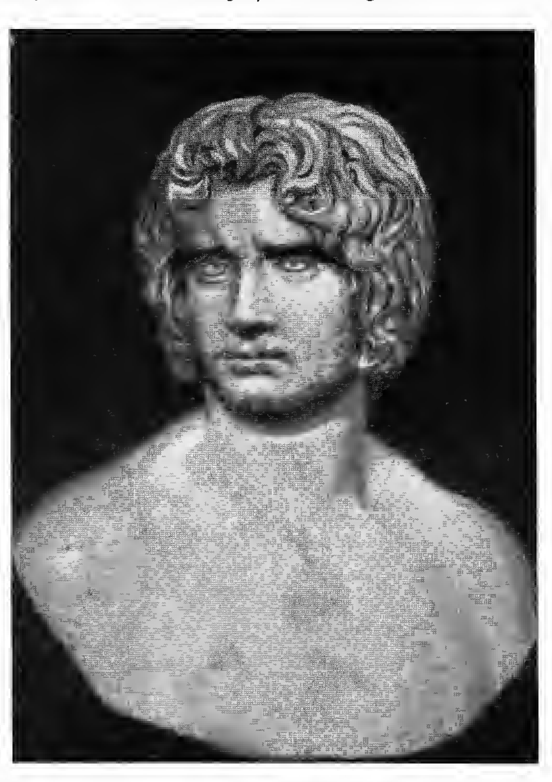


Abb. 362
Eine Büste im kapitolinischen Museum in Rom, die vielleicht Arminius darstellen soll

Arminius war römischer Offizier, Bürger und Ritter geworden, aber sein germanisches Herz hatte er nicht verloren, und als er sah, wie die Römer, deren äußere Zivilisation ihm sicher auch imponiert hatte, in den Gauen seiner Heimat wüteten, wie ihre Sittenlosigkeit, das Charakteristische dieser kaiserlichen Heere Roms, sich an der heiligen Tugend germanischer Frauen vergriff, wie altes Recht nicht mehr Recht war, sondern alles aus Gnade oder Ungnade des im Lande herrschenden Fremden erfolgte, da mag in Armins Herz zuerst der Gedanke an Befreiung von diesen Eindringlingen erwacht sein. Sein kluger Kopf formte dann die Ausführungsmöglichkeiten.

Er ließ Varus bis an den Schlachttag selbst im unklaren über seine eigene Stellung. Während er bei Varus weilte, ja wahrscheinlich sogar die zu wählenden Rückmarschrichtungen von der Weser an das Lager Aliso als strategisch gebildeter Landeseinwohner bestimmte, ließ er die Stämme sich sammeln. Ein lokaler Aufstand verlockte Varus, nicht den direkten Weg nach Aliso zu nehmen,

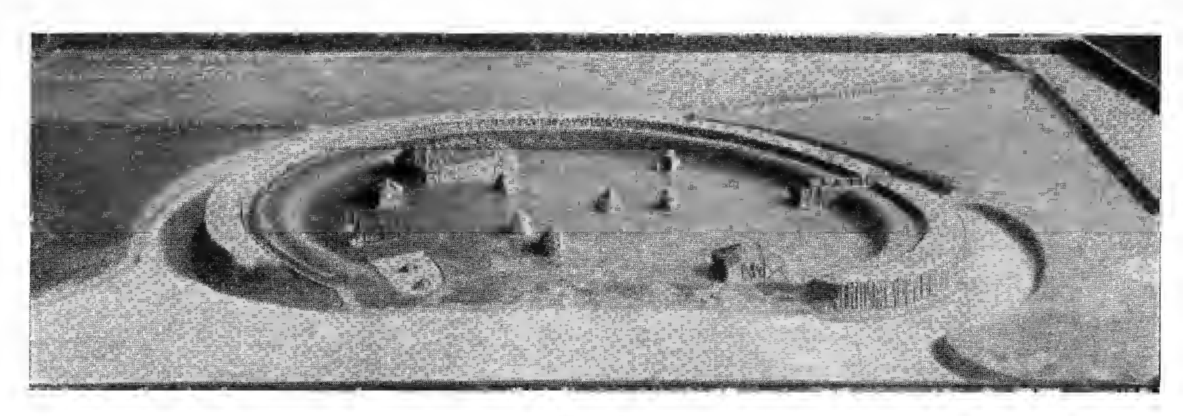


Abb. 363
Modell einer sächsischen Burg in Holland
Nach Dr. Holwerda mit Genehmigung des Museums Leiden

sondern auf einem Umweg über das insurgierte Gebiet die Winterlager zu erreichen. Und auf diesem Marsche wurde er in einer Gegend, die die taktische Entwicklung der römischen Legion nicht erlaubte, in der also die taktische Formüberlegenheit der Römer über die Germanen nicht ausgenutzt werden konnte, von den vereinigten germanischen Stämmen überfallen und in einer wahrscheinlich mehrtägigen Schlacht vollkommen vernichtet (Abbildung 364.)

Man nennt diesen Sieg Armins die Schlacht im Teutoburger Walde. Und diese Bezeichnung, ebenso wie die Erinnerung, die im Volke noch lebt, sind richtiger als die Konstruktionen vieler Gelehrter, deren Endergebnis war, daß man den Platz der Schlacht gar nicht mehr bestimmen könne. Es verlohnt sich nicht, diese oft recht verkünstelten Konstruktionen im einzelnen zu widerlegen. Für uns besteht kein Zweifel, daß die Schlacht oder zum mindesten eine entscheidende Episode der Schlacht sich da abgespielt hat, wo heute etwa das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald steht (Tafel 56). Dort nämlich ist eine noch 250 Meter lange kyklopische Mauer in ihren Resten aufgedeckt worden, die zweifellos einer alten germanischen Volksburg angehörte und sich als die Teutoburg erwiesen hat. (Abbildung 363.) Die lateinische Bezeichnung Teutoburgensis saltus, also Teutoburger Hügel- und Waldlandschaft, kann nur in der Gegend zwischen Bielefeld und Pyrmont, Rinteln und Altenbeken gewesen sein, denn nur in dieser Landschaft gibt es Teutberge und Teutstätten. In keiner anderen Landschaft finden sich diese Namen in dieser Weise verwendet.

Die der von uns als Schlachtfeld angenommenen Gegend um die Teutoburg zugehörigen Höfe haben heute noch bezeichnende Namen. So heißen sie zusammen „to dem Toyte", und der Meier auf einem der Höfe trägt noch den Namen Tötemeyer, was aus Teutemeier entstanden ist.

Der Hügel heißt heute zwar nicht mehr Teutoburg, sondern Grotenburg, aber nur deshalb, weil es auf dem Hügel noch eine kleinere Burg gab, heute der kleine Hünenring genannt, und man die Burgen unterscheiden wollte.



Abb. 364
Schlacht im Teutoburger Wald
Realschule Osnabrück

Wir müssen, da eine zweite Teutoburg nicht in der Gegend existiert und vertrauend auf die unfehlbare Volkserinnerung, annehmen, daß die Schlachtentscheidung hier stattfand. Dabei ist es selbstverständlich, daß sie einige Kilometer im Umkreis nördlich oder südlich, westlich oder östlich stattgefunden haben kann. Sie muß nur so nahe an dieser Stelle stattgefunden haben, daß nicht eine andere bedeutsame Örtlichkeit näher lag, sonst hätte diese der Schlacht den Namen gegeben.

Wenn in der Nähe der Teutoburg (Grotenburg) nur sehr wenig Römisches ausgegraben wurde, so beweist das gar nichts gegen unsere Annahme. Denn erstens ist erstaunlich wenig hier gegraben worden und dann ist auch eine Schlacht nicht gerade geeignet, sehr viel in ferne Jahrhunderte — es ist doch seit 9 nach Christi Geburt reichlich Zeit vergangen — aufzubewahren. Die Rüstungen und die Wertsachen sind natürlich gesammelt worden, die Leichen sind oberirdisch liegen geblieben und längst in Staub zerfallen; einige Jahre später kam noch einmal ein Römerheer an diese Stelle und hat selbstverständlich alle Reste, die noch etwa zu finden waren, pietätvoll gesammelt; auf eine reiche Ernte ist heute nicht mehr zu rechnen.


Abb. 365
Münze aus Achulla mit dem Porträt des Quinctilius Varus

Der Marsch des Varus ging wohl durch das Heidental nach Aliso. Dort im damals sumpfigen Heidental (Tafel 48) war die geeignetste Stelle, um das römische Heer zur Schlacht zu zwingen. Und das Volk hat auch den Glauben, daß hier die Schlacht war. Das Heidental aber liegt am westlichen Hang der Grotenburg. Der Name Heidental hat mit Heide nichts zu tun. Es kann entstanden sein aus Hedderntal, ähnlich wie heute noch der Ort Heddernheim bei Frankfurt heißt, das würde dann „das Tal der Fremdlinge" bedeuten. In der Nähe gibt es auch einen Hof, der heute noch Heddernhagen heißt. Das „Fremd" ist aber nicht von den alten Germanen den Orten gegeben worden, sondern ist frühchristlich. Hier haben sich eben wohl nichtchristliche Bevölkerungsteile noch längere Zeit erhalten, die von der christlichen Bevölkerung dann als Heddern bezeichnet wurden.

Daß es in der Schlacht selbst und nach der Schlacht nicht sehr sanft zugegangen ist, darüber besteht wohl kein Zweifel. Man muß bedenken, daß es sich hier um einen Volksaufstand gegen sehr verhaßte Herrschaft handelte. Man wird die Gefangenen nicht übertrieben geschont haben. Trotzdem sind die auf römischen Quellen beruhenden Nachrichten von einer Massenabschlachtung der Gefangenen sicher unrichtig. Hiegegen spricht eine sehr wichtige Stelle bei dem Historiker Dio Cassius, die besagt: „Einige von den Gefangenen wurden später von ihren Angehörigen losgekauft und konnten Germanien verlassen, aber nur unter der Bedingung, daß sie außerhalb Italiens lebten." Eine Stelle bei Annäus, einem römischen Historiker, lautet: „Durch die Niederlage des Varus sind viele aus den



Tafel 65

Portal einer Stabkirche in Norwegen aus dem 13. Jahrhundert

(Universitäts-Altertumssammlung Oslo)

höchsten Ständen, die den Kriegsdienst als Vorstufe zum Senatorenstande betrachteten, vom Schicksal zu Boden geschmettert worden. Den einen machte es zum Hirten, den anderen zum Sklaven."

Die eigentümliche, oben angegebene Bedingung, daß die losgekauften Gefangenen nicht mehr in Italien leben durften, ist natürlich nicht eine Bedingung der Germanen, denn diese hätten das ja gar nicht kontrollieren können, sondern eine Bedingung Roms. Nur dann durfte das Lösegeld gezahlt werden. Man wollte keine Zeugen der Niederlage in Rom haben. Das ist bezeichnend für die Größe der Niederlage und auch für die Sünden der römischen Verwaltung, die den germanischen Aufstand hervorgerufen hatten.

Was nun die Gefangenen betrifft, so können wir wiederum im Gegensatz zu mancher deutschen gelehrten Ansicht feststellen, daß zwar wohl in der Hitze des Kampfes erschlagen wurde, was unter die Hände der stürmenden Germanen geriet, ebenso aber, daß von einer Abschlachtung der Gefangenen oder gar einer Opferung an die Götter gar keine Rede war. Wahrscheinlich wurden bekannte gefangene Römer, die große Untaten vorher begangen hatten, hingerichtet, die Masse der Gefangenen aber wurde, wie das üblich war, zu Sklaven gemacht. Das erhöhte die Arbeitsleistung, ergab die Möglichkeit, Lösegeld zu erhalten und war schließlich eine gewisse Sicherheit für die Zukunft, insofern als diese Gefangenen bei Verhandlungen doch eine Art Geiselrolle spielten.

Die Wirkung des Sieges der Germanen war enorm groß. Die Anekdote, daß Kaiser Augustus bei Empfang der Nachricht verzweifelt ausgerufen habe: „Varus, Varus, gibt mir meine Legionen wieder", ist bezeichnend für die Wirkung auch in Rom selbst. Varus konnte die Niederlage nicht mehr gut machen. Er hatte sich, ein braver Soldat, auf dem Schlachtfelde in das eigene Schwert gestürzt, um der Schande zu entgehen. (Abbildung 365.)

Natürlich war Roms Macht nicht durch den Verlust von drei Legionen gebrochen. In gründlicher Weise wurde von römischer Seite aus die Vorbereitung eines vernichtenden Schlages gegen die Germanen betrieben. Tiberius eilte an den Rhein. Er gruppierte die germanische Front in zwei große Abschnitte und belegte jeden dieser Abschnitte einstweilen mit vier Legionen. Aber bevor er zur Offensive schreiten konnte, starb der Kaiser Augustus im Jahre 14, und Tiberius wurde selbst Kaiser. Für ihn trat sein Neffe, der Sohn des Drusus, Germanicus, in das Kommando ein. Die Situation für diesen jungen Mann war sehr schwierig. Die Elbgrenze war verloren gegangen, Germanien war, wenigstens in einer Reihe von Stämmen, erwacht, die psychischen Wirkungen des Sieges im Teutoburger Wald auf die militärische Energie Germaniens war in hohem Maße zu erwarten.

Im Jahre 14 begann der Vormarsch des Germanicus gegen die Brukterer. Er hatte Erfolg. Im Jahre darauf kam es zu einer römischen Intervention bei den Cheruskern, an der nur wieder einmal die germanische Uneinigkeit selbst schuld

war. Segest, der Schwiegervater des Arminius, war Führer der römischen Partei unter den Cheruskern. Es kam zu offenem Kampfe zwischen dieser Partei und der unter Arminius stehenden nationalen Partei. Arminius siegte und belagerte seinen Schwiegervater in dessen Wohnsitz. Die Römer kamen und befreiten den Segest von Arminius. Bei dieser Gelegenheit aber nahmen sie Thusnelda, die Gattin des Arminius, gefangen, die während der Auseinandersetzung der beiden Parteien bei Segest geweilt hatte. Ein furchtbarer Tag für Arminius, ein Tag, den andere, weniger starke Männer vielleicht mit einem Vergleiche abgeschlossen hätten. Aber Arminius opferte die Frau, die er sehr liebte, für die nationale Sache. Die Römer nahmen ihre Beute mit nach Rom, und ließen Thusnelda später im Triumphzug des Germanicus in Rom am Kaiser vorbeidefilieren. (Tafel 57.) Sie gebar in der Gefangenschaft ihren Sohn Thumelicus und verschwindet dann in der Geschichte.

Arminius hatte große Anhängerschaft bei den Germanen gefunden und rüstete sich zum allgemeinen Widerstand. Als Germanicus noch im Sommer 15 auch mit der Flotte gegen das Innere Germaniens vordrang, muß es nördlich von Aliso zu einer für die Römer sehr ungünstigen Schlacht gekommen sein, die Germanicus zwang, exzentrisch über die Küstengegend auszubiegen und schleunigst an den Rhein zurückzumarschieren. Eine Gruppe des römischen Heers erlitt da, wo später die mittelalterliche Burg Barenau lag, eine gefährliche Niederlage. Wir wissen nur im einzelnen nicht allzuviel von diesen Vorgängen, da die vorhandenen Beschreibungen zeitgenössischer Historiker, wie das damals üblich war, geographisch nur flüchtige Bemerkungen machten, die eine genaue Festlegung von Operationswegen verhindern und weil wir nur Nachrichten der Gegner Armins haben, die natürlich mehr Interesse daran hatten, Niederlagen der Römer zu vertuschen als sie so darzustellen, wie sie waren. Jedenfalls hat das Jahr 15 mit einem großen militärischen Erfolg der Stämme geendet, die sich unter Armins Führung vereint hatten. Im Jahre 16 ging der etwas nervös gewordene Germanicus, der ohnehin nicht mehr die Gunst des Kaisers besaß, erneut gegen Germanien vor. Diesmal soll er sogar zu einer großen Umgehung das ganze Heer auf der Flotte transportiert und an der Wesermündung ausgeladen haben. Dann scheint er am östlichen Weserufer nach Süden vormarschiert zu sein. Aber Arminius war bereit und wurde strategisch keineswegs, wie das wohl geplant war, überrascht. Es kam zu mehreren großen Schlachten östlich der Weser, bei denen außer den Cheruskern wohl auch eine große Anzahl anderer germanischer Stämme beteiligt waren. Die eine der Schlachten fand bei Idisiaviso statt. Der Ort ist heute nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen. Die Schlacht wird meist als ein großer Sieg der Römer vermerkt. Sie war das sicher nicht. Es handelte sich da um ein unentschiedenes Gefecht, in dem nur leider Arminius verwundet wurde. Eine zweite Schlacht, in der Armins Oheim Inguiomer führte, brachte auch nur ein Zurückdrücken der

Germanen als römischen Erfolg, keinerlei wirkliche Entscheidung. Germanicus mußte einsehen, daß der Widerstand der Germanen nicht zu brechen war. Neue Stämme begannen sich gegen Rom zu empören. Auf allen Seiten des tief in Germanien stehenden römischen Heeres brachen die Unruhen aus. Die Etappenlinie zur Flotte hin war nicht mehr zu halten. Germanicus beschloß, den Rückzug anzutreten. Hätte er gegen die Germanen, wie später dann „kriegsberichterstatterlich" in Rom gelogen wurde, gesiegt, so hätte er von der östlichen Weser den Durchbruch über den Teutoburger Wald nach Aliso machen können und müssen. Er tat das aber nicht. Es wurde sogar Aliso geräumt. Germanicus rettete sich auf die Schiffe, und die Stürme vernichteten die Flotte und das halbe Heer.

Es war eine regelrechte Niederlage, ein vollkommen verlorener Feldzug der Römer und ein vollkommener Sieg des Armin, der zur Rückberufung des römischen Feldherrn (ein sicheres Zeichen der Niederlage) führte.

Armin stand im Jahre 16 auf der Höhe seines Ruhmes. Nicht die Schlacht im Teutoburger Walde, sondern die angeblich verlorenen Schlachten östlich der Weser, dieses gewaltige „Nicht weiter!", was er *strategisch* den Römern zurief, macht ihn zum eigentlichen Befreier Germaniens.

Kaum war dieser große Erfolg errungen, da ließ römische Diplomatie dem Arminius einen neuen Feind in Marbod, dem hinterhältigen suebischen Herrscher des Böhmerlandes, erstehen.

Es galt nicht etwa, wie man auch lesen kann, Armins Wunsch, die Herrschaft über alle Germanen auszuüben, was ihn gegen Marbod marschieren ließ. Es waren da ganz andere Gründe maßgebend. Wir wissen, daß die Feldzüge Roms gegen Marbod und seine Markomannen wegen der Aufstände in Illyrien und Pannonien seinerzeit aufgegeben werden mußten. Römische Politik und römisches Geld wirkten aber bei Marbod wesentlich einfacher als ein Kriegszug. Er wurde zum ausgesprochenen Konjunkturpolitiker, und Armin mußte sich sagen, daß bei einem neuen Kampf gegen Rom ihm in Marbod ein Feind im Rücken erwachsen könnte. Es gelang nicht, Marbod zu einer gemeinsamen germanischen Politik zu bewegen. So mußte er ausgeschaltet werden. Armin besiegte ihn rasch und entscheidend. Im Jahre 18 zeigte sich das wahre Gesicht Marbods. Von Armin geschlagen, flieht er zu den Römern.

Und nun war Germanien nicht nur frei, sondern auch gesichert und in der Lage, zu einer großen Gemeinsamkeit zusammenzuwachsen. Es war eine Stunde welthistorischer Bedeutung.

Die Römer erkannten in Arminius den großen Menschen, den germanischen Nationalhelden, den Geist, der die germanische Zukunft in sich trug. Aber die eigenen Verwandten des Arminius erkannten das nicht. Wie so oft im Leben die Nahestehenden den Flug eines geistgewaltigen Angehörigen über das Kleine



Abb. 366
Neumagener Schulrelief
Provinzial-Museum Trier

und Beengende des bisherigen Zustandes hinaus nicht verstehen und mit dem widerlichen Neide des Minderbegabten beantworten, so auch hier. Die notwendige und weltpolitische Zukunft, bedeutende organisatorische Zusammenfassung aller germanischen Stämme war jetzt möglich und lag im Plane Armins. Ob er dabei König wurde oder nicht, war eine Frage, die nur kleine Geister beschäftigen konnte. Aber diese kleinen Geister sahen in solchem Streben ein Verbrechen und ermordeten den besten Mann, den Germanien für Jahrhunderte gehabt hat.

Und diese Dolche der kleinen Neidlinge und in spießiger Schurkerei sich noch edel Vorkommenden, haben die Weltgeschichte entscheidend beeinflußt. Germaniens große Stunde ging in tragischer Szene für zwei Jahrtausende, vielleicht für immer, ungenutzt vorüber.

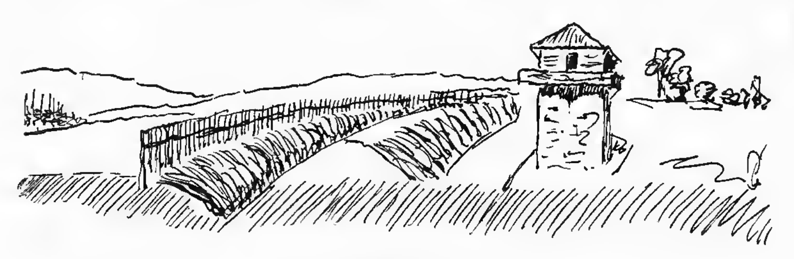
Der Limes

Nach einer Reihe von ganz ruhigen Jahren trat eine Änderung der militärischen Verhältnisse Roms am Rhein ein, als mit dem Tode des Kaisers Nero die julisch-claudische Dynastie ausstarb und in dem allgemeinen Kampf um die höchste Macht in Rom auch die rheinischen Legionen eingriffen, südwärts nach der Hauptstadt zogen und ihren militärischen Führer Vitellius als Kaiserkandidaten aufstellten. (Einige Figuren der Kaiserdynastie des 1. Jahrhunderts sind auf dem sogenannten Codex aureus in einem gemmenartigen Mittelbild erhalten, ebenso auch auf der sogenannten Gemma Augustea (Tafeln 35 und 33). Die Rheingrenze wurde von ganz jungen und unerfahrenen römischen Truppen besetzt. Diese Gelegenheit benutzte ein germanischer Bataver, Claudius Civilis, der Führer der batavischen Hilfstruppen, zu einem großen Aufstand. Rechtsrheinische Germanen schlossen sich an. Die römischen Rheingarnisonen wurden zerstört, mehrere römische Legionen wurden niedergemacht. Aber der Erfolg dauerte nur

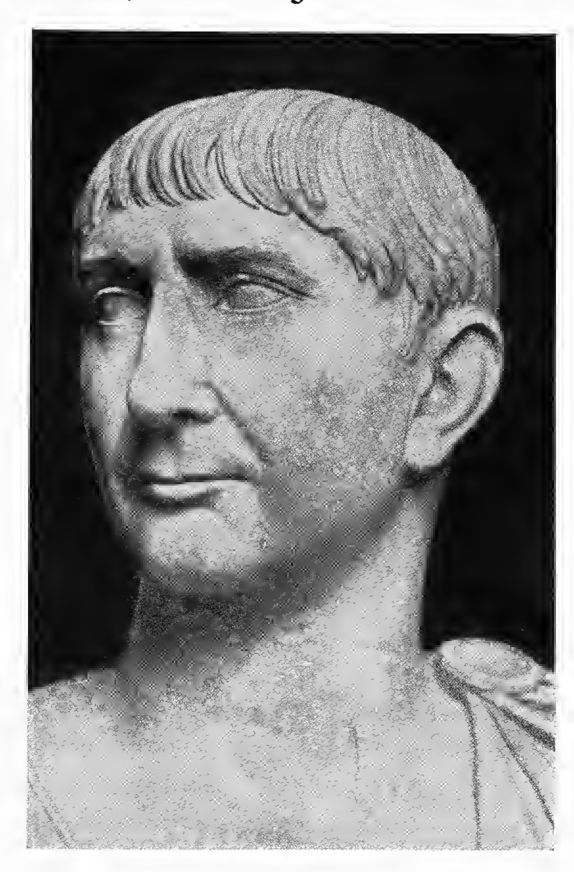


Tafel 66
Relief des stiertötenden Mithras aus dem 3. Mithräum von Nida-Heddernheim
Städtisches historisches Museum Frankfurt

so lange, bis der energische Titus Flavius Vespasianus das tolle Jahr der römischen Soldatenkaiser (Galba, Otho und Vitellius) beendete, indem er selbst den Kaiserthron bestieg. Der Aufstand des Claudius Civilis war schlauerweise für Vespasian propagiert gewesen, verirrte sich aber dann in unmöglichen Ideen eines selbständigen Galliens. Als Vespasian mit 9 Legionen anrückte, fiel das ganze Südgermanien ihm zu und der Aufstand war sofort zu Ende. Die linksrheinischen Germanen werden nun planmäßig romanisiert. Es sind das die Triboker im Elsaß, die Nemeter und Vangionen in der Gegend von Speyer und Worms, die Ubier im Kölner Bezirk, die Tungrer im Maasbogen und die anschließenden Menapier. (Abbildung 366.) Am rechten Rheinufer wohnten einige Stämme, die durch die Kriege mit Rom und untereinander ihre frühere Bedeutung verloren hatten. So die Marsen und die Brukterer. Auch die Cherusker, einst führend, als Armin sie leitete, waren politisch ganz zurückgegangen und verloren ihre Rolle. Als führender Stamm kann damals der der Chatten betrachtet werden, aus denen viel später unter Heranziehung anderer Stammteile und der Reste der alten Istvaeonen sich die Franken bildeten.


Abb. 367
Limesstück in Südgermanien mit Doppelwall, Pallisadenzaun und Beobachtungsturm

Den Gedanken einer Elb-Donaugrenze hatte man in Rom nun endgültig aufgegeben und war auf den der Rhein-Donaugrenze zurückgefallen. Aber da bildete sich eine geographisch recht schwierige Ecke im südlichen Schwarzwald, die einen gefährlichen einspringenden Winkel in eine Grenze furchte, die nur aus den beiden Flüssen bestanden hätte. Nachdem der Feldzug des Kaisers Domitian gegen die Chatten trotz einiger Erfolge (84 n. Chr. Geb.) doch in Rom die Überlegung reifen


Abb. 368
Kaiser Trajanus

ließ, daß man Germanien nicht unterwerfen könne, bzw. unverhältnismäßig große Kräfte und Geld dazu brauche, begann man eine vor den Rhein und die obere Donau gelegte große befestigte Linie zu bauen, die in ihrem Wesen recht sehr an die in unendlich langen Schützengräben erstarrten Fronten des Weltkrieges erinnert. Diese Linie, Limes genannt, lief im großen und ganzen von der Gegend von Rheinbrohl bis in die Gegend von Kehlheim an der Donau. Der Limes schnitt somit ein großes Stück Südgermaniens aus dem germanischen Massiv heraus. Das ganze Gebiet zwischen Limes und den Oberläufen des Rheines und der Donau wurde zur römischen Provinz Germania superior mit der Hauptstadt Mainz gemacht.

Der Bau des Limes ist nicht einheitlich erfolgt, sondern erstreckt sich über eine Zeit von vielen Jahren. Darum ist er auch nicht einheitlich in der Form. Es gibt ältere Teile, vor die sich da und dort neuere Teile schieben (Abbildung 367). An einzelnen Stellen, so etwa zwischen Haderfeck und Kehlheim, hat der Limes gar keinen Wall, auch keine, eine einheitliche Verteidigungslinie markierenden Türme. Mehrere Kilometer hinter der eigentlichen Grenzlinie stehen nur einzelne Kastelle.

Auch die Mainlinie ersetzt in einem gewissen Teil zwischen Großkrotzenburg bis Miltenberg die Grenzbefestigung. Am Niederrhein sind die Grenzfestungen hinter den Rhein gezogen. Es sind im wesentlichen die großen Lager Bonn, Neuß, Xanten und Nymwegen.

In der Provinz Germania superior, die in ihrem südlichen Teile den Namen agri decumates erhielt, entstanden eine ganze Reihe römischer Ansiedelungen und man kann annehmen, daß fast alle festen römischen Plätze später, als die Fluten der Völkerwanderung das römische Reich vernichteten, die Baustellen von deutschen Ansiedelungen, Burgen und Befestigungen wurden. Ladenburg am Neckar ist das römische Lupodunum, Rottweil und Cannstatt sind auf römischen Siedelungen entstanden, Baden-Baden und Badenweiler waren schon römische Badeorte, das Taunusbad Wiesbaden war die kleine römische Stadt Aquae Mattiacae. Auf Kastelle im Limes gehen die Namen Walldürn, Osterburken, und Neckarburken zurück. Diese wenigen Beispiele mögen genügen.

Hier nun am Rhein und an der oberen Donau schläft die Weltgeschichte ein, bis sie zu ungeheuren Zuckungen in der großen Zeit der Völkerwanderung aufs neue erwachen soll.

Der einzige große römische Krieg gegen Germanen, der vor der Völkerwanderung noch geführt wurde, richtet sich gegen das östlich von Südgermanien entstandene Reich der Markomannen. Es waren die Jahre 166 bis 180, in denen die großen Kriege der Markomannen Rom manchmal in Verlegenheit brachten.

Die Markomannen in Böhmen waren seit der Niederlage gegen Armin mehr und mehr in römisches Fahrwasser geraten. Aber gleichzeitig waren sie verbündet mit weiter östlich lebenden Völkern.

Darin konnte Rom eine gewisse Gefahr seiner Grenzen sehen. Der Kaiser Trajan (Abb 368) eroberte daher in mehreren, von 101 bis 107 währenden Feldzügen das Gebiet zwischen Theiß, Donau und Ostkarpathen und machte daraus die römische Provinz Dacien. Damit schob er östlich der Gebiete der Markomannen und Quaden einen Riegel vor, der sie von Verbindungen nach dem Osten trennte. Dieses Dacien ist ein Bollwerk gewesen gegen alle Völker, die sich von Osten her näherten und ließ sie nördlich oder zwischen Dacien und dem schwarzen Meer nach Süden abgleiten. Eine für Rom unendlich wichtige Provinz, die aber nur bis zum Jahre 255 militärisch gehalten werden konnte.



Abb. 369
Statue des Kaisers Marcus Aurelius

Der Druck der nach Norden abgleitenden Völker hat aber dann doch die Markomannen und Quaden später in Bewegung gesetzt. Bei ihnen drückten die hereinkommenden Völker wieder nach Süden. Bald stehen große Massen von Markomannen und Langobarden an den Ufern der Donau und fordern von den römischen Grenzbehörden Land. Und gleich darauf dringen auch schon große Scharen, denen sich auch Chatten und Quaden anschließen, über die Donau in die römischen Provinzen Rhätien, Noricum und Pannonien ein und mit Teilen bis nach Norditalien vordringend, gefährden sie den Bestand des ganzen römischen Reiches. Gleichzeitig wütete in Italien die Pest. Es waren schwere Augenblicke für den damaligen Kaiser M. Aurelius Antonius. Er erkannte wohl, daß aus dem unheimlich unbekannten und unheimlich großen Gebiete Germaniens und Sarmatiens Völkermassen sich lösen konnten, gegen die, war man nicht mit allen Mitteln gerüstet, ein Widerstand vergeblich sein würde. Tatsächlich begann ja dann, nur wenige hundert Jahre später, die gewaltige Völkermasse in Bewegung zu geraten und das weströmische Reich zu zertreten.

Marc Aurel betrachtet die endgültige Sicherung Roms gegen solche Möglichkeiten als seine Lebensaufgabe. Er führt seine großen Kriege mit Erfolg. Die Markomannen werden innerhalb 14 Jahren nahezu vernichtet, die Jazygen, die schon Sarmaten sind, desgleichen. Und dann errichtet der große Kaiser, der auch ein großer und bekannter Philosoph war (Abbildung 369), die neuen römischen

Provinzen Markomannia und Sarmatia. Aber er errichtet sie nur. Mitten in den noch nicht beendeten Kämpfen stirbt Marc Aurel im Jahre 180 in Wien. Doch sein Nachfolger war nicht seines Geistes. Dieser entartete Sohn, Commodus, liebte es nicht, im Feldlager zu liegen. Er sehnte sich nach den weichen Lotterbetten Roms, schloß sofort Frieden und die beiden Provinzen Marc Aurels sind nie in Funktion getreten.

Von da ab gab es große Kriege an der germanischen Grenze nicht mehr, bis die Wogen der Völkerwanderung eine neue Zeit ankündeten.

Zeitskizze der Völkerwanderung

Die Geschichte der Völkerwanderung hier zu schreiben, würde viel zu viel Raum beanspruchen. Wir müssen uns damit begnügen, eine kurze Skizze zu entwerfen, aus der das Allerwichtigste klar wird, um dann als Schluß des ganzen Abschnittes den Blick auf einige Helden zu werfen, die Personen der deutschen Heldensage wurden.

Wir setzen den Beginn der Völkerwanderung wie üblich in das Jahr 375 n. Chr. Geb., in das Jahr, in dem die in der römischen Provinz Mösien seit 348 angesiedelten Westgoten ihren ersten Sieg über Ostrom erfechten. Das Jahr ist immerhin ziemlich willkürlich gewählt, denn die Völkerwanderung ging eigentlich von den Hunnen aus. Dieses zahlreiche, barbarische Volk kam von östlich der Wolga her in Bewegung und überschritt die Wolga im Jahre 372. Dieses Jahr ist meiner Ansicht nach viel richtiger gewählt, wenn man unbedingt mit einer Fixierung in einer Jahreszahl die weltgeschichtliche Periode der Völkerwanderung festlegen will. Die Germanen wohnten um diese Zeit mit ihren Hauptstämmen folgendermaßen (Abbildung 371, vgl. auch stets die Karte Abbildung 123 auf Seite 183):

Die Ostgoten, von Norden nach Süden schon seit langem gewandert, in Südrußland, die Westgoten im östlichen Ungarn und Rumänien, die Vandalen in Pannonien, die Sueben in Mähren, Bayern und Böhmen, die Burgunder am Neckar und Main, die Alamannen am Oberrhein, die Franken mit dem Teil der ripuarischen zu beiden Seiten des Niederrheins mit dem Zentrum Köln, mit dem Teil der salischen an den Rheinmündungen, die Sachsen in einem Gebiete von der Elbe bis fast an den Rhein, mit den Thüringern in Mitteldeutschland, mit den Langobarden an der unteren Elbe und endlich mit den Friesen an der Nordseeküste.

Die Hunnen (Tafel 58) hatten gleich nach ihrem Überschreiten der Wolga ein nichtgermanisches, noch östlich der Ostgoten wohnendes Volk, die Alanen, besiegt. Dann stürzten sie sich auf die Ostgoten, deren Reich sie eroberten. Der ostgotische König Ermanarich aus dem Geschlechte der Amaler fällt. Von dort aus rücken die Hunnen in das Gebiet der Westgoten vor. Diese weichen in zwei Richtungen aus:



Abb. 370
Auf der Wanderung (Aus Scherrs Germania)

Athanarich mit den heidnischen Westgoten nach den Karpathen, Fritigern mit den christlichen Westgoten in den Schutz des oströmischen Reiches nach Mösien und Thrazien. Aber es kam da bei der Landzuweisung zum Streite mit der oströmischen Bürokratie und die Westgoten dringen in das oströmische Reich feindlich vor. Sie schlagen 378 bei Adrianopel den oströmischen Kaiser Valens, der in der Schlacht fällt. Die Versuche seines Nachfolgers mit den unruhigen Westgoten zu erträglichen Verhältnissen zu kommen, führen nur kurze Zeit zur Ruhe, während dessen die Hunnen sich nördlich der Donau ausdehnen. Als Verbündete des oströmischen Reiches sollten die Westgoten Sold bekommen und als dieser ausblieb, gehen sie sofort wieder nach Süden vor, durchziehen plündernd und zerstörend Makedonien, Illyrien und Griechenland und kommen bis in den Peloponnes, die südliche Halbinsel Griechenlands vor (Abb. 370). Ein weströmisches Hilfsheer unter Stiliko kommt den ratlosen Oströmern zu Hilfe und schließt die Westgoten in der arkadischen Provinz auf dem Peloponnes ein, läßt sie aber dann doch wieder entkommen. Der kluge und tapfere westgotische König Alarich zieht nach Illyrien und wird nun vom schlauen oströmischen Kaiser auf den lieben Nachbarn, Westrom, gelenkt. Schon im Jahre 401 erfolgt Alarichs erster Einfall in Italien. Noch kann ihn Stiliko im Jahre 402 in der Schlacht bei Pollentia zurückweisen. Alarich kehrt nach Illyrien heim. Gleichzeitig aber kommen schon vor dem hunnischen Druck ostgotische Scharen und dringen in Italien ein. Wieder vertreibt sie der tüchtige Feldherr Stiliko durch seinen Sieg von Faesulae. Der Hunger hilft mit, sie vollends zu vernichten (405).

Einstweilen aber hat sich der hunnische Druck nördlich der Donau sehr bemerkbar gemacht. Die deutschen Stämme waren mit ihrer wuchtigen aber immerhin schwerfälligen Taktik den gewaltigen Reiterscharen der Hunnen, die mit unver-

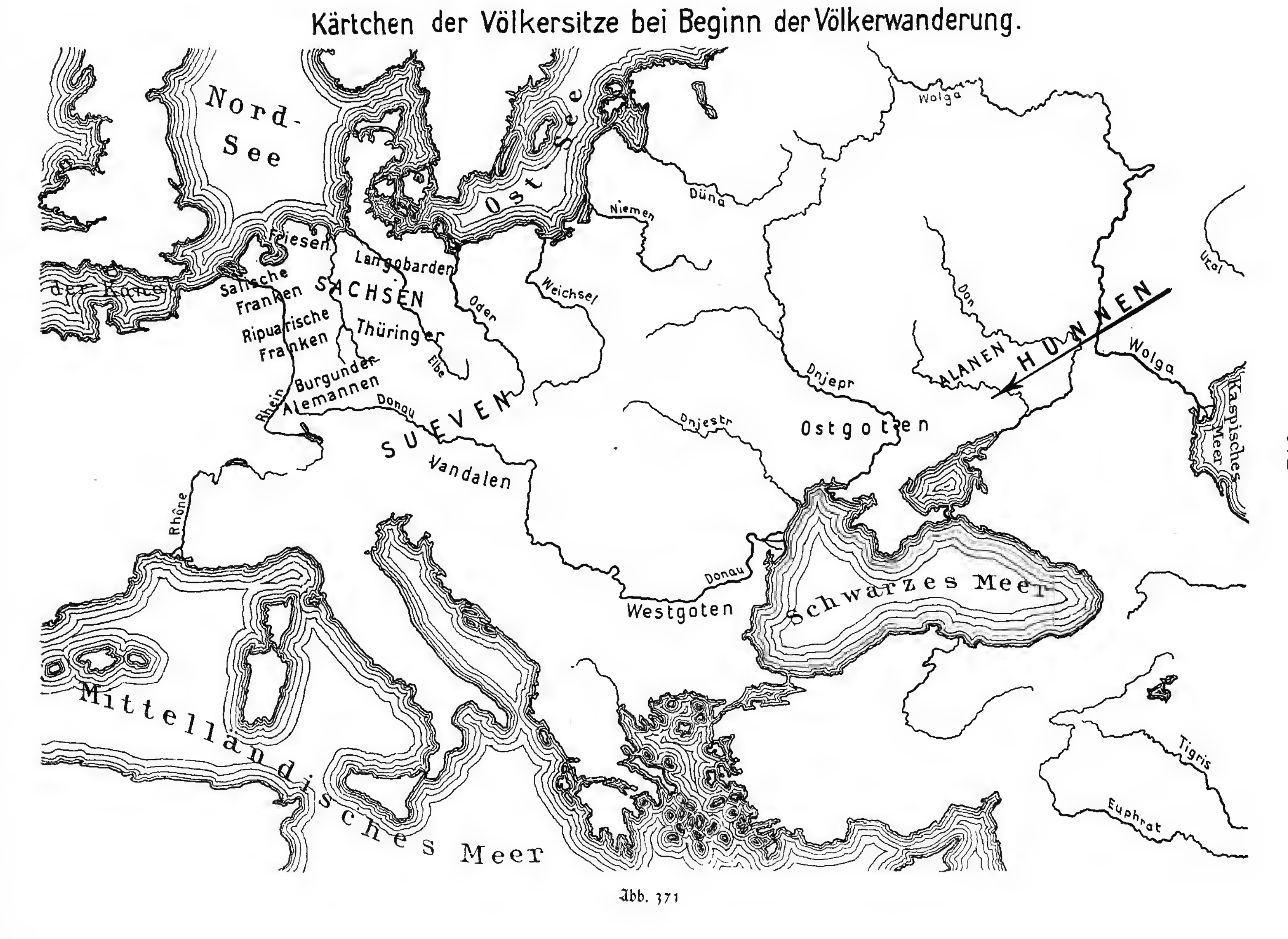

Kärtchen der Völkersitze bei Beginn der Völkerwanderung.
Nord-
See
Ost
See
Friesen
Langobarden
Salische
Franken
SACHSEN
Ripuarische
Franken
Thüringer
Burgunder
Alemannen
Rhein
Elbe
Oder
Weichsel
Niemen
Düna
Wolga
Don
Ural
Donau
SUEVEN
Vandalen
Rhône
Dnjepr
Dnjestr
Ostgoten
ALANEN
HUNNEN
Wolga
Kaspisches
Meer
Donau
Westgoten
Schwarzes Meer
Mittelländisches Meer
Tigris
Euphrat

Abb. 371

gleichlicher Schnelligkeit aufmarschierten, anritten, verschwanden, sich umgruppierten und eine sehr bedeutende persönliche Kampf- und Reitgewandtheit besaßen, nicht gewachsen. Schon im Jahre 406 drangen große Scharen von Vandalen, Sueben und Alanen aus den Donauländern nach Westen, stoßen mit den Franken am Rhein zusammen, überschreiten den Strom, durchziehen Gallien und brechen 409 in Spanien ein. Dort erobern sie das Land und siedeln sich an: die Vandalen im südlichen Teil, das als Andalusien heute noch ihren Namen (Vandalicia) trägt, die Alanen in Lusitanien und die Sueben im Nordwesteck der Halbinsel. Auch die salischen Franken weichen nun dem Druck von Osten her in das nördliche Gallien hinein aus, die Burgunder gegen den mittleren Rhein.

Stiliko hat wenig Dank seines kaiserlichen Herrn für den Schutz Italiens geerntet. Er stirbt durch einen vom Kaiser Honorius gedungenen Mörder. Im gleichen Jahre aber kommt Alarich wieder vor die Tore Italiens, verlangt Land in Noricum und als ihm das nicht gegeben wird, zieht Alarich vor Rom, erreicht, daß der verängstigte Senat einen Gegenkaiser in der Person des Attalus aufstellt, der aber bald, mit Alarich entzweit, von diesem abgesetzt wird. Vergeblich belagert Alarich den Kaiser Honorius in der festen Stadt Ravenna. Endlich im Jahre 410 stürmt Alarich Rom und läßt die Stadt plündern.

Alarich zieht, durch ungezählte Tausende von befreiten germanischen Sklaven verstärkt, nach Sizilien weiter, stirbt aber unterwegs am Busento bei Cosenza.

Er hatte als vornehmste, aber auch als gefährlichste Beute aus Rom, die Schwester des Kaisers Honorius mitgenommen. Diese heiratete nach seinem Tode sein Schwager Athaulf und damit beginnt jene Heiratspolitik germanischer Führer, die fast ausnahmslos zum großen Schaden der germanischen Völker wurde. Diese Germanenfürsten, die es nicht wagten, die Herrschaft in den Ländern, die sie eroberten, selbst zu übernehmen, die durch den Mangel einer Flotte stets den gefährlichsten Überraschungen von See her ausgesetzt waren, verstanden nur ganz ausnahmsweise die ränkereiche und mit allen Mitteln arbeitende Diplomatie, namentlich Ostroms. Sie fühlten sich unsicherer auf dem Throne als an der Spitze eines kämpfenden Heeres. Sie kamen zu plötzlich vor die gewaltigsten politischen und verwaltungstechnischen Aufgaben und gingen alle an der trägen Summe der vereinigten Schwierigkeiten und Widerstände zugrunde.

Trotzdem er ein Schwager des Kaisers war, wird Athaulf, mit den Westgoten nach Gallien zurückgekehrt, vom kaiserlichen Feldherrn Constantius angegriffen und geschlagen. Er weicht nach Spanien aus, erobert Barcelona und fällt durch Mörderhand. Der Bruder Athaulfs, Walja, hat offenbar an der schönen Placida genug. Er schickt sie dem Kaiser Honorius dankend zurück und erhält durch Vertrag mit dem Kaiser das südliche Gallien als Vasallenstaat. Die spanischen Vandalen unter ihrem König Enserich ziehen nach Afrika hin-



Abb. 372
Alamannischer Metallhelm
Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen

über, erobern und zerstören nach zehnjährigen Kämpfen Karthago und bilden hier durch Gründung einer großen Flotte ein wirkliches Reich; einmal sogar erobern und plündern sie Rom. Erst 534 erliegen sie dem oströmischen Feldherrn Belisar und verschwinden aus der Geschichte. In Spanien und Südfrankreich bildet sich das Westgotenreich, das bis 711 in Spanien, bis zur Herrschaftserrichtung Pippins und seiner Franken in Frankreich (etwa 751) besteht, aber sehr bald entartet.

In Spanien erliegt es 711 den erobernden Arabern.

Kehren wir nun zu den anderen germanischen Stämmen zurück. Die Burgunder wurden durch den weströmischen Feldherrn Aëtius, der nichts Besseres zu tun hatte, als sich für diesen Zweck hunnische Hilfsvölker zu holen, 443 besiegt und erhalten neue Wohnsitze da, wo dann das mittelalterliche Burgund aufblühte, an der oberen Rhône und Saone. Die Alamannen breiten sich in dem Raum zwischen Limes und Rhein-Donau aus und dringen in die heutige deutschsprachige Schweiz vor. (Abbildungen 372 und 373.)

Sprache, Typus und Gebräuche sind heute noch in der deutschsprachigen Schweiz unverkennbar alamannisch, wenngleich das kulturelle und sehr bald auch politische Eigenleben der schweizer Stämme auch viel Eigenes in eigener Form ausgeprägt hat.

449 ziehen die germanischen Stämme der Angeln und Jüten und einiger sächsischer Gaue nach Britannien und richten sich dort häuslich ein. Sie kamen auf



Tafel 67

Der Evangelist Johannes, die Apokalypse schreibend. Irische Miniatur des 8. Jahrhunderts.

Stiftsbibliothek St. Gallen

Hilferufe der Briten, die damals schon christlich waren, und nun von den Geistern, die sie riefen und die sie nicht mehr los wurden, nach Wales und in die gallische Bretagne abgedrängt wurden.

Um die Mitte des 5. Jahrhunderts drangen die Hunnen durch Mitteleuropa vor. Attila, ihr gewaltiger König — im übrigen nicht so kulturlos wie ihn seine entsetzten Zeitgenossen schilderten — bricht 451 in Gallien ein. In seinem Heere dienten die germanischen Stämme, die er auf dem Zuge unterworfen hatte. Hauptsächlich waren das Ostgoten und Gepiden. Und in Gallien, wo er Orleans vergeblich belagert, kommt es nun zu der weltgeschichtlich bedeutsamsten Schlacht der ganzen Völkerwanderungsepoche, zur Schlacht auf den katalaunischen Feldern (Catalaunum ist Châlons-sur-Marne) bei der die germanischen Westgoten, Burgunder und Franken unter dem römischen Feldherrn Aëtius, das Hunnenheer, in dem die Ostgoten und andere germanische Stämme fechten, vernichtend schlagen (Tafel 60). Attila geht über den Rhein zurück. Aber seine Kräfte sind unerschöpflich. Schon 452 erscheint er wieder in Italien, verwüstet die Poebene, veranlaßt ohne sein Wollen die Gründung Venedigs durch die in die Lagunen flüchtende Bevölkerung und zieht vor einer Gesandtschaft, an deren Spitze Papst Leo I. steht, wieder ab. (Abbildung 374.) Es ist nicht einwandfrei erwiesen, daß es diese Gesandtschaft war, die ihn weichen ließ. Wahrscheinlicher lagen die Gründe in politischen Verhältnissen seiner Basis. Im Jahre 453 stirbt Attila in seiner Residenz in Pannonien. Mit ihm starb eine jener Persönlichkeiten, die es verstanden haben, die ungeheueren Mengen der asiatischen Menschheit zu organisieren und diese organisierte Masse zu führen. Ihm reihten sich viel später Dschengis Khan und Timur Lenk an, die Europa vor die Gefahr einer mongolischen Überflutung rückten. Die furchtbare Gefahr, die aus Asien jederzeit von neuem hervorbrechen kann, ist immer in der Geschichte so lange unterschätzt worden, bis sie auf einmal mit katastrophaler Gewalt da war. Auch heute ist die gleiche Gefahr wieder vorhanden, und je mehr sich Europa in innereuropäischen Kämpfen zerfleischt, desto größer wird die Gefahr. Was Asien bis heute fehlt, ist eine Attila-, eine Dschengis Khan-, eine Timur Lenk-Natur. Tritt die einmal auf, und das kann jeden Tag der Fall sein, dann wehe Europa!

Nach dem Tode Attilas zerfiel das hunnische Reich, das wie alle asiatischen Weltreiche zu spitz auf die eine und einzige Persönlichkeit des Herrschers gestellt war.

Slawische Völker dringen in die von den Germanen verlassenen Gebiete östlich der Elbe ein und veranlassen eine bis in die modernste Zeit verderblich wirkende Slawisierung Norddeutschlands östlich der Elbe. Die Gepiden gründen ein Reich in Dacien, die Ostgoten ein solches in Pannonien.

476 wird zum erstenmale der germanische Führer eines Heeresteiles Roms, Odoaker, anstelle des letzten schwachen weströmischen Kaisers, Herrscher von Italien. Odoaker war Anführer der germanischen Heruler, mit denen er in römischem Dienste stand. Diese Herrschaft Odoakers, die der Form nach sogar unter der



Abb. 373
Alamannische Waffen
Altertümersammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen, Stuttgart



Abb. 374
Raffael: Attilas Begegnung mit dem Papste Leo
Vatikanische Museen und Galerien

Oberhoheit des oströmischen Kaisers Zeno ausgeübt wurde, betraf nur mehr Italien. Die Franken wurden in Gallien vollkommen unabhängig und Chlodwig aus dem Hause der Merowinger gründet 486, nachdem er das letzte weströmische Heer geschlagen hatte, das fränkische Königreich. Chlodwig nimmt aus politischen Gründen 496 nach seinem Siege über die Alamannen im Elsaß das Christentum an.

Die übrigen Provinzen Westroms sind in diesen Zeiten alle verloren gegangen. Und nun nahte auch das Verhängnis für Italien selbst.

Der oströmische Kaiser hoffte aus dem Zerfall des weströmischen Reiches doch wenigstens Italien für sich retten zu können. Ihm war die germanische Herrschaft Odoakers ein Dorn im Auge. Und so veranlaßte er einen überragenden König der Ostgoten, dem die Geschichte mit einigem Recht den Namen „der Große" gegeben hat, Theoderich, der mit seinem Volke schon einige Zeit dem Christentum angehörte (die Ostgoten waren Arianer), sein Volk aus Pannonien nach Italien zu führen. Zeno glaubte wohl, daß Theoderich so gewissermaßen als sein Vasall in Italien herrschen werde. Theoderich, den die deutsche Sage, wie wir noch hören werden, als Dietrich von Bern (Verona) preist, schlägt das Heer des Odoaker am Isonzo, und nimmt die Regierungsstadt Ravenna nach langer Belagerung. Odoaker wird hingerichtet. (Abbildung 375.)

Es war nun die fast unlösbare Aufgabe Theoderichs in Italien, eine aufbauende Zusammenarbeit der Ostgoten und der italischen Bevölkerung zu erreichen. Hier trat zum erstenmale sichtbar der religiöse Bekenntnisunterschied als hemmendes Moment auf.

Die Bevölkerung Italiens und die Ostgoten, die sich in Allem recht gut hätten verstehen können, waren aus Konfessionsgründen Todfeinde. Auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung in Nicaea (Kleinasien) war der große theologische Streit der Arianer gegen die Athanasianer zu Gunsten der letzteren entschieden worden. Die Arianer, die sich nach dem ehemaligen Presbyter in Alexandrien, Arius so nannten, behaupteten, daß Christus eine Gott nur ähnliche Natur habe, während Athanasius, der spätere Bischof von Alexandrien, die Gott gleiche Natur Christi als Glaubenslehre verfocht. Diese wurde in Nicaea zum Dogma der Kirche erklärt. Die Ostgoten aber blieben treue Arianer und das war das innerste Motiv für ihren Untergang.

So lange eine so gewaltige Persönlichkeit wie Theoderich an der Spitze Italiens stand, blühte das Reich. Er nahm die Westgoten gegen die expansiv werdende Politik der Franken in Schutz, dehnte die Grenzen seines italienischen Reiches nach Gallien hinein aus, indem er die Provence einverleibte, kam auf Grund geschickter Diplomatie zu einem erträglichen Verhältnis zu den Vandalen in Karthago und wäre wohl noch zu einer Vereinigung des Westgotenreiches mit seinem Ostgotenreich gelangt, wenn er nicht im Jahre 526 in Ravenna gestorben wäre. (Abbildung 376.)



Abb. 375
Zug der Ostgoten über die Alpen
Aus Scherrs Germania



Abb. 376
Das Grabmal des Theoderich in Ravenna
Aus F. C. Endres „Schönheit am Mittelmeer"

Die Regierung übernahm seine Tochter Amalasuntha für den unmündigen Sohn Athalarich. Sie glaubte, in einer Annäherung an Byzanz den Bestand ihres Reiches sichern zu können, geriet aber dadurch in heftige Kämpfe mit der national-gotischen Partei. Als Athalarich starb, heiratete sie Theodahad, machte ihn zum Mitregenten, wurde aber von ihm ermordet. Damit war der Bruch zwischen der national-gotischen Partei, die nun zum Ruder kam, und Byzanz gegeben. Der oströmische Feldherr Belisar kämpft gegen den Ostgotenkönig Vitiges, den er nach Eroberung Roms als Gefangenen mit nach Byzanz nimmt. Aber während er im Osten einen Krieg gegen Persien führen muß, gewinnen die Ostgoten in Italien unter Führung ihres Königs Totila die verlorenen Positionen wieder. Belisar wird erneut nach Italien gesandt, kann aber in den Kriegsjahren 544 bis 549 keinen durchschlagenden Erfolg gegen Totila erringen und wird abberufen.

Nach ihm übernimmt ein schlauer und verschlagener, geistig außerordentlich hochstehender oströmischer Feldherr, Narses, das Oberkommando (Abbildung 377), siegt, wobei wieder germanische Hilfstruppen gegen die germanischen Ostgoten kämpften, über Totila bei Taginae in Umbrien und vernichtet die letzten gotischen Kräfte in einer Schlacht am Mons Lactarius, in der Umgebung des Vesuvs. Der letzte Goten-König, der heldenhafte Teja, fällt in der Schlacht. Die Reste des gotischen Heeres erhalten freien Abzug.

Die Herrschaft der Ostgoten ist damit zu Ende, der ruhmreichste germanische Stamm scheidet aus der Geschichte aus.

Dieses gewaltige Drama des Kampfes der Ostgoten um Italien hat ein deutscher Dichter, Felix Dahn, in einem dreibändigen prachtvollen historischen Roman „Der Kampf um Rom" dem Empfinden des deutschen Volkes nahe gebracht. Es wäre besser, wenn unsere heranwachsende Jugend diese große germanische Tragödie lesen wollte, als daß sie sich frühzeitig in den Sumpf aus Kitsch und Schund begibt, den moderne Detektiv- und Abenteuer-Romane und die Sensationen des Kinos dem Volke und dessen untersten Instinkten bieten.



Abb. 377
Narses
Aus Scherrs Germania

Felix Dahn schildert in einer intuitiven Erfassung der Herkunft arisch-germanischer Rasse aus dem hohen Norden, am Ende des Romans, wie die letzten Goten nach der Schlacht am Vesuv in die alte Heimat im Norden, nach dem fernen Thule, auf ihren Schiffen fahren.

Noch waren die germanischen Wanderungen nicht zu Ende (Abbildung 378). Kurze Vorstöße der Franken und Alamannen über die Alpen nach Italien werden von Narses, der nun als oströmischer Generalgouverneur (Exarch) über Italien herrscht, zurückgewiesen.

Ob Narses die Langobarden, die seit 500 etwa in Pannonien saßen, wohin sie von der unteren Elbe her gewandert waren, herbeigerufen hat, um dem treulosen



Abb. 378
Die in der Völkerwanderung entstandenen Reiche

Ostrom zu zeigen, was es bedeute, wenn e r nicht mehr die Wache halte, oder ob diese Langobarden selbst in Bewegung gerieten, ist nicht ganz sicher festzustellen. Jedenfalls führt Alboin, der König der Langobarden im Jahre 568, nachdem er mit Hilfe der hunnischen Avaren das Gepidenreich zertrümmert hatte, sein Volk nach Italien. Und diesem Ansturm war Italien nicht gewachsen.

Es entsteht das langobardische Reich in Italien mit Pavia als Hauptstadt. Diesem werden unter Alboins Nachfolgern die langobardischen Herzogtümer Friaul, Spoleto und Benevent angegliedert. Nur Venedig, Ravenna, Neapel und die Landschaft Kalabrien bleiben noch unter oströmischer Herrschaft.

Als Authari, der dritte König des Langobardenreiches, in kluger Politik die arianischen Langobarden zum athanasianischen Katholizismus überführte, schuf er





Tafel 68
Detail aus dem Silberkessel von Gundestrup
Königliches Museum Kopenhagen

die solide Basis für sein Reich, das von da ab fast 200 Jahre in Italien blühte, bis es in einem Konflikt mit der Kirche durch Karl den Großen vernichtet wurde.

Auch die gewaltige Welle der Völkerwanderung verebbte, die Welt wurde in dieser Hinsicht ruhig, wenngleich noch im zehnten Jahrhundert eine Nachwelle in Gestalt der Ungarn (hunnenverwandter Völker) Europa erschreckte.

Andere Probleme großen Formates traten auf, neue Kämpfe wurden gefochten, neue Gebilde wurden groß, mehr und mehr tritt die Kirche als politische Großmacht in die Arena des Weltgeschehens und bald klingen nur mehr die Sagen aus jener großen Zeit, wo die germanischen Völker in Bewegung waren, in eine Zeit hinein, die hierfür kaum mehr Interesse hatte, ja in der die Kirche es planmäßig unternahm, die Pflege germanischer Tradition mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern.

Von diesen Sagen der Völkerwanderung soll als Abschluß dieses Kapitels noch kurz und ohne jede Absicht, eine erschöpfende Darstellung zu geben, die Rede sein.

Unsere Leser sind ja jetzt historisch ein wenig orientiert, so daß sie den Hintergrund der Überlieferungen und Heldenlieder wenigstens im großen Rahmen kennen.

Zunächst also von Ermanarich und seinem Kampf gegen die Hunnen.

Von Helden der Völkerwanderung

Ermanarich galt seinen Zeitgenossen als ein großer Herrscher. Jordanes, ein lateinisch schreibender Gote, der unsere einzige Quelle für die frühe Geschichte seines Volkes ist, berichtet uns von vielen siegreichen Kriegen dieses Herrschers, der von allen Völkern gefürchtet gewesen sei. So habe er die Meruler unterworfen, und es seien sogar slavische und finnische Stämme bis weit in das Gebiet des heutigen europäischen Nord- und Zentralrußland ihm untertan gewesen. Wenn man in der Folge bei Jordanes liest, daß Ermanarich von vielen mit Alexander dem Großen verglichen worden sei und dabei in Rechnung zieht, daß Jordanes, der doch viele Menschenalter nachher lebte, immerhin schon einen sehr beträchtlichen Abstand zu diesen Ereignissen haben mußte, so läßt sich daraus leicht die Rolle ermessen, die Ermanarich in der Geschichte der Goten spielte.

Es ist eine unglückliche Fügung des Schicksals, daß dieser Herrscher zur Zeit des Hunneneinfalls schon ein Greis war. Sein hohes Alter — es wird berichtet, er sei damals schon über hundert Jahre gewesen — mußte seinen Kampfwillen beeinträchtigen, um so mehr, als sich zur selben Zeit im Ostgotenreich offenbar auch innerpolitische Schwierigkeiten einstellten. Es heißt, die Rosomonen, nach andederen die Roxalanen, ein ebenfalls den Goten abhängiger Stamm, hätten sich

empört und dem Hunnenkönig Balamber das Eindringen in Ermanarichs Reich erleichtert. Die Überlieferung spricht weiter davon, Ermanarich habe aus Zorn über den treulosen Abfall ihres Gatten ein Weib namens Sunilda aus eben dem Stamme der Rosomonen, an wilde Pferde binden, diese antreiben und so das Weib zerreißen lassen. Aus Rache nun hätten deren Brüder den König zu morden versucht und ihm eine schwere Wunde beigebracht. Die historische Wahrheit dieser Überlieferung ist keineswegs erwiesen, und obwohl Jordanes, der sie uns erzählt, nach dem Urteil heutiger Gelehrter, im allgemeinen nicht geradezu unzuverlässig ist, kann man doch annehmen, daß die Geschichte von dem Weib, ihrem gräßlichen Tod und der Rache der Brüder auf ein Heldenlied zurückgeht und daß sie erst später in Zusammenhang mit Ermanarich gebracht worden ist. Wie dem auch sei, der Abwehrkampf der Ostgoten gegen die Hunnen war matt und unwirksam, Ermanarich beging im Laufe des Krieges Selbstmord, „erschüttert durch die Wucht des plötzlich hereinbrechenden hunnischen Unwetters", wie Ammian schreibt.

Das Heldenlied, dessen hauptsächlichster Inhalt oben kurz skizziert worden ist, hat sich im Laufe der Zeit manche Ergänzung und Umwandlung gefallen lassen müssen. Es ist vom Strand der unteren Donau bis hinauf zur Küste Islands und Norwegens gewandert. Wir erkennen es wieder im Hamdirlied, einem der ältesten Heldenlieder der Edda, das, in der trefflichen Übersetzung von Prof. Dr. Ludwig Wolff auszugsweise wiedergegeben, so lautet:

Nicht war das gestern / weit liegt es zurück.
Wenig ist älter: / dies war doppelt so alt,
Daß Gudrun reizte / Gjukis Tochter,
Ihre jungen Söhne / Schwanhild zu rächen:
„Eine Schwester hattet ihr / Schwanhild geheißen
Welche Jörmunrek / von Hengsten zerstampfen ließ
Von weißen und schwarzen / auf dem Heerwege,
Grauen, gangzahmen / gotischen Rossen.
Allein steh ich nun / wie die Espe im Wald
Die Gesippen mir entrissen / wie der Föhre die Äste
Entblößt von Freude / wie der Baum von Laub
Den der Zweigzerstörer / in Sommerglut traf.
Einzig ihr lebt noch / von meinem Geschlecht
Entartet seid ihr / obwohl aus Königsstamm
Ungleich seid ihr / Gunnars Geschlecht.
Nicht steht euch der Mut / wie er Högni stand:
Ihr würdet die Schwester / zu rächen begehren
Wenn ihr meiner Brüder / Mut besäßet,
Der Kriegsfürsten / streitbaren Sinn.

Die Mutter, als steigerndes Moment neu eingeführt und in der nordischen Fassung mit Gudrun identisch, fordert also ihre Söhne auf, die von Ermanarich — hier Jörmunrek — ermordete Tochter Schwanhild — Sunilda bei Jordanes — zu rächen. Die Söhne lassen sich das nicht zweimal sagen:

Das Gehöft verließen sie / bebend vor Zorn
Ihre Brünnen glänzten / sie durchschnitt kein Schwert
Es zogen die jungen / über feuchte Gebirge
Auf hunnischen Rossen / den Mord zu rächen.

Die Brüder Hamdir und Sörli sind am Hofe Jörmunreks angekommen. Da fährt das Lied fort:

Lärmen war in der Halle / bierfroh die Männer
Den Hufschlag der Hengste / beachtete keiner
Ehe der sorgsame Wächter / ins Heerhorn stieß.
Sie kamen, um Jörmunrek / Nachricht zu bringen.
Man hätte erblickt / in Helmen Krieger.
„Faßt Ihr nun Beschluß. / Mächtige sind gekommen.
Gewaltigen Recken / habt ihr die Jungfrau zerstampft."
Es lachte da Jörmunrek / griff mit der Hand in den Bart
Sein Wunsch ging auf seinen Schaden / kampflustig vom Wein
Er schüttelte sein Braunhaar / sah auf den glänzenden Schild
Er schwenkte in der Hand / den goldenen Becher.
„Glücklich deuchte ich mich / wenn ich sehen könnte
Hamdir und Sörli / hier in der Halle.
Die Burschen würde ich binden / mit Bogensehnen.
Die Edelsprossen Gjukis / an den Galgen knüpfen.
Getümmel ward im Hause / es stürzten die Metschalen
Zu den Leichen ins Blut / das aus Gotenbrust sprang.
Dies sprach da Hamdir / der kühngesinnte:
„Du wünschtest, Jörmunrek, / unser Kommen.
Der beiden Brüder / in Deine Burg.
Deine Füße sieh Du / Deine Hände sieh Du,
Jörmunrek, geworfen / in heiße Glut."
Da brüllte auf / der göttliche Sprosse
Der Fürst in der Brünne / als ob ein Bär brüllte.
„Steinigt die Männer / wenn Gere nicht sehren,
Weder Schneide noch Stahl / Jonakers Söhne!."

Der Schluß des Liedes heißt folgendermaßen:

> „Gut haben wir gekämpft / wir stehen auf den Leichen der Goten.
> Auf waffengefällten / wie Adler auf den Zweigen.
> Gut Ehre ist unser / wenn heute das Ende auch kommt:
> Die Nacht erlebt niemand / wenn die Norne gesprochen.
> Da fiel Sörli / am Giebel des Saales
> Aber Hamdir sank nieder / an des Hauses Rückwand.

Nach Ermanarichs Tod gerieten die Ostgoten für mehr als 75 Jahre, das heißt bis zum Tode Attilas, in die Abhängigkeit der Hunnen. Freilich dürfen wir uns diese Abhängigkeit nicht etwa als ein Joch vorstellen, das die Germanen zu erdulden gehabt hätten — im Gegenteil, die Beziehungen zwischen den Ostgoten und ihren Besiegern waren eigentlich recht gute, ja, sie wurden später geradezu freundschaftliche. Das schließt nicht aus, daß wir in der ersten Zeit, etwa von 375—400, noch häufig von Kämpfen zwischen den beiden Völkern hören, Kämpfen, die ihren Ursprung vielleicht weniger im Freiheitsdrang der Ostgoten als vielmehr im Ehrgeiz ihrer Könige hatten.

Die Hunnen hatten nämlich dem Geschlecht der Amaler den ostgotischen Thron gelassen und sie als eine Art von Unterkönigen, die dem Hunnenhofe zinspflichtig waren, bestätigt. Jordanes berichtet uns, wie der Amaler Winithari, ein Großneffe Ermanarichs, während er nach der Alleinherrschaft strebt, sich den Hunnen allmählich entfremdet und zunächst das slavische Volk der Anten unterwirft, unter deren Führern er ein furchtbares Blutbad anrichtet. „Aber als er kaum ein Jahr in solcher Selbständigkeit geherrscht hatte" — wir zitieren hier wieder Jordanes in der Wolffschen Übersetzung — „litt Balamber, der König der Hunnen, das nicht mehr, sondern zog Gesimund, den Sohn Hunimunds des Großen, zu sich heran, der seines Eidschwures und der Treue eingedenk, mit einem großen Teil der Goten der Herrschaft der Hunnen untertan war, erneuerte mit ihm das Bündnis und führte das Heer gegen Winithari. Es wurde lange Zeit gekämpft; beim ersten und beim zweiten Zusammenstoß siegte Winithari, und niemand kann es schildern, was für ein Blutbad Winithari im Heer der Hunnen anrichtete. Als sie aber in der dritten Schlacht am Flusse Erak von beiden Seiten gegeneinander gerückt waren, gelang es Balamber, durch einen listigen Anschlag Winithari mit einem Pfeilschuß am Kopfe zu verwunden und zu töten. Nach dem Tode von Winithari führte Hunimund, der Sohn des machtvollen Ermanarich, die Herrschaft über die Goten, tatkräftig im Kriege und am ganzen Körper von blühender Schönheit."

Es ist nicht erwiesen, ob Jordanes hier streng bei der geschichtlichen Wahrheit bleibt; unsere Quellen aus jener Zeit fließen sehr spärlich. Die Goten, fortan mit den Hunnen verbündet, sollen in der Folge noch zahlreiche und blutige Siege errungen haben, in Kämpfen, die mit der Ausbreitung des Hunnenreiches nach



Abb. 379
Eiserner, bronzebeschlagener Helm von Wendel in Uppland
Staatl. Hist. Museum, Stockholm

Westen in Zusammenhang standen und bei denen sich besonders Hunimund und sein Sohn Thorismund ausgezeichnet haben sollen.

Die Thronbesteigung Attilas änderte nichts an dem Verhältnis zwischen Ostgoten und Hunnen. Und in dem Maße, in dem die Hunnen aus rauhen, grausamen, primitiven Nomaden wenigstens in mancher bescheidener Hinsicht zu verhältnismäßig kultivierten Europäern wurden, in dem Maße, in dem sich ihre wilden Sitten an die höhere Kultur der Germanen anglichen, in eben dem Maße gelangten die Goten zu Einfluß und Ehren im hunnischen Reich.

Über die große Entscheidungsschlacht zwischen Hunnen und Westrom auf den katalaunischen Feldern gibt uns Jordanes, der sich auf Cassiodors zeitgenössischer Geschichte der Goten („Gothorum Historia") stützt, einen ausführlichen Bericht, dem wir folgendes entnehmen:

„Auf dem Schlachtfeld befand sich ein Abhang, auf dessen Scheitel sich ein Hügel erhob. Bei der einleuchtenden Wichtigkeit dieses Punktes suchten beide Teile sich dessen zu bemächtigen, so daß die Höhe rechts von den Hunnen, links aber von den Römern, Westgoten und Hilfsvölkern besetzt, über den Gipfel in der Mitte jedoch von beiden gekämpft ward. Den rechten Flügel des römischen Heeres nahm Theoderich mit den Westgoten ein, den linken Aëtius mit den Römern, das Mitteltreffen bildeten die Alanen Sangibans, der einige Monate vorher aus übergroßer Furcht vor den Hunnen Attila fast die Stadt Orléans übergeben hätte und dessen verdächtiger Treue man sich durch diese Umschließung mehr zu versichern glaubte. In der feindlichen Schlachtordnung stand Attila mit dem Kern seines Volkes im Zentrum, sich durch dessen Tapferkeit und Treue gegen persönliche Gefahr zu schützen. Die Flügel nahmen die zahlreichen, ihm untertänigen Völker ein. Unter diesen ragte besonders das Heer der Ostgoten unter dem Befehle der edlen Amalerbrüder Walamir, Theodemir und Widimir hervor. Diesen vertraute Attila so ganz, daß er kein Bedenken trug, sie den stammverwandten Westgoten entgegenzustellen. Die Schar der übrigen Könige und Führer lauschte den Winken des gefürchteten Oberherrn, der die Seele des Ganzen war, und führte in blindem Gehorsam jeden seiner Befehle aus.

Zuerst stritt man noch über die erwähnte Höhe. Attila trieb die Seinen auf den Gipfel hinan. Thorismund, des Theoderichs Sohn, und Aëtius aber waren zuerst hinaufgelangt und warfen nun von oben die aus der tieferen Stellung andringenden Hunnen leicht hinunter. Als Attila sah, daß sein Heer aus diesem Grunde etwas in Unordnung geriet, feuerte er es durch eine Ansprache zu neuem Mut an. „Vor unserem Angriff schon", sagte er etwa, „werden unsere Feinde von Schrecken ergriffen, suchen Höhen zu erreichen, setzen sich in den Besitz von Hügeln und verlangen in zu später Reue Befestigungen im offenen Felde. Bekannt ist es euch, wie leicht die Waffnung der Römer ist: von der ersten Wunde, nein, vom Staub schon werden sie in Not gebracht. Ihr aber mit unbeugsamem Mut zieht in

den Kampf, verachtet ihre Schlachtreihen, dringt ein auf die Alanen, werft euch auf die Westgoten. Als erster werde ich die Waffe auf den Feind schleudern. Kann jemand müßig sein, wenn Attila kämpft?!"

Entflammt durch diese Worte stürzten sich alle in den Kampf. Und obwohl in der Sachlage Grund zur Besorgnis war, so hob doch des Königs Gegenwart jedes Zaudern. Mann focht gegen Mann: Es war ein grauses, vielgegliedertes, ungeheures, hartnäckiges Kämpfen, wie es im ganzen Altertum nicht seinesgleichen hat. Dürfen wir Augenzeugen glauben, so schwoll der das Schlachtfeld durchschneidende Bach, gestaut durch die Leichen der Gefallenen, beinahe bis zum Strom an, sodaß die ihren Durst zu löschen Begierigen zugleich Blut und Wasser tranken.

Im Fortgang der Schlacht, die das Schicksal Europas entschied, fiel der Westgotenkönig Theoderich, gefällt vom Geschoß des Amalers Andagis (oder Andax), eines ostgotischen Kämpfers. Darauf trennen sich die Westgoten von den Alanen und dringen mit solcher Wut gegen die Hunnen vor, daß sie fast Attila selbst niedergehauen hätten, wenn dieser sich nicht vorsorglich mit den Seinen hinter die Wagenburg zurückgezogen hätte. Hinter dieser schwachen Schutzwehr suchte nun der Mann Rettung, dem kurz zuvor noch kein Mauerwall zu widerstehen vermocht hatte.

Die Römer aber nahmen kein Zeichen weiterer Flucht wahr, hörten vielmehr in Attilas Lager zu neuem Angriff blasen. Und wie ein von den Jägern bedrängter Löwe, wenn er seine Höhle erreicht, zwar nicht mehr auszubrechen wagt, aber im Eingang auf und ab wandelnd, die Gegend noch mit seinem Gebrülle schreckt, so ängstigte der kriegerischste aller Könige selbst eingeschlossen noch die Sieger.

Am nächsten Morgen wurde Theoderich mit allen Ehren und unter Waffengeklirr bestattet; unter den Augen der Hunnen erwiesen ihm die Goten mit unmelodischen Stimmen die letzte Ehre und vergossen Tränen, wie man sie tapferen Männern zu weihen pflegt.

Es ist klar, daß diese Schlacht, die ihresgleichen lange Jahrhunderte nicht hatte, auf die Zeitgenossen und die unmittelbar folgenden Geschlechter den stärksten Eindruck machen mußte und zum Anlaß eines Heldenliedes geworden ist, das schon sehr früh, vermutlich bei den Westgoten entstand, uns aber nur in später nordischer Fassung erhalten ist. Es eignet fast allen Frühdichtungen der Völker, daß sie das Sachliche ihres Themas ins Persönliche verschieben (Odyssee, Ilias, Nibelungenlied. Waltharilied, Dietrichsage u. a.), und vollends hier war die Verlockung besonders groß. Das germanische Urthema, der Bruderkampf: Germanen kämpfen gegen Germanen, der Westgotenkönig wird von den Ostgoten getötet, mußte den Dichter geradezu herausfordern.

Allerdings ist die Wandlung, der die historische Wirklichkeit diesmal unterzogen worden ist, sehr weitgehend. Aus dem Bruderkampf der Stämme wurde ein Bruderkampf der Fürsten, die Unterscheidung zwischen West- und Ostgoten

fällt weg, da sie nun, transponiert in einen Zwiespalt der Könige, (nicht mehr der Völker) überflüssig geworden ist. Schließlich sind die Namen vollständig verändert, der Gotenkönig, der im Liede an die Stelle Theoderichs tritt, heißt Angantyr, sein Gegner ist Hlöd, mit dem Beinamen „Humlung", was wohl soviel bedeutet wie „Nachkomme Hulmuls", der wieder der Großvater Amals, nach dem das Geschlecht in der Geschichte heißt, gewesen ist.

Der Handlung im Lied, dessen unsichtbare Überschrift „Die Hunnenschlacht" lautet, liegt folgendes Motiv zugrunde: Angantyr, der edelgeborene Sohn, ist der rechtmäßige Erbe, der die Nachfolgerschaft seines Vaters angetreten hat. Hlöd ist sein Stiefbruder, ein Bastard, dessen Mutter unfrei war und der infolgedessen vom Erbe des Vaters ausgeschlossen ist. Er ist in der Fremde bei den Hunnen aufgewachsen, die ihn ehrenvoll aufgenommen haben und ihn, als er von seinem Bruder die Hälfte des Reichs fordert, kriegerisch unterstützen. Diese Erklärungen mögen zum Verständnis des Liedes genügen, das wir im folgenden auszugsweise, fast unverändert in der Übersetzung von Wolff, wiedergeben:

In die Hand nahm die Herrschaft / als der Vater gefallen
Angantyr / an den Ufern des Danp
Ihn als Schirmherrn umscharten / all die schlachtgrauen Goten
Hlöd war geboren / im Hunnenlande
Mit Kurzschwert und Klinge / tiefreichender Brünne
Ringtragendem Helm / schneidender Waffe
Folgsamem Roß / in der heiligen Mark.
Hlöd ritt gen Westen / des Vaters Erbe
Er kam zum Gehöft / wo die Goten saßen
Nach Arheim hin / das Erbe zu fordern
Angantyr trank dort / das Erbmahl des Vaters.
Einen Wächter traf er / vor der hohen Halle
Und den Spätkommenden / rief dieser an.
„Hinein geh, Wächter, / in die hohe Halle
Bitte Angantyr / mir Rede zu stehen".
„Hier Hlöd ist gekommen / des Vaters Erbsproß
Dein Bruder, Fürst, / der kampfgewohnte.
Hoch ragt der junge / auf Rosses Rücken
Er begehrt jetzt, König / mit Dir zu reden".
Lärm erhob sich im Saale / es sprangen empor
Mit dem trefflichen Herrscher / die gotischen Recken
Hören wollte jeder / was Hlöd jetzt sagte
Und was Angantyr / ihm zur Antwort gäbe.
„Willkommen bist Du / Hlöd mein Bruder,



Tafel 69

Bonifatius der Bekehrer

Gemälde von Janssen im Erfurter Rathaus

Tritt ein in die Halle / zum Trunke mit uns
Met zu trinken / beim Erbmahl des Vaters
Ihm zum Gedächtnis / uns allen zur Ehre."
„Zu anderem" sprach Hlöd / „kam ich hierher
Als den Leib zu füllen / mit süßem Met.
Haben will ich die Hälfte / von allem was der Vater besaß
Von Pfriemen und Schwert / und Königsschatz
Von Kuh und Kalb / und knirschender Mühle
Von Magd und Knecht / und deren Kinde!
Jenen Hain den ehrwürdigen / den man Finsterwald nennt
Jene Gräber die heiligen / die an der Heerstraße sind
Jenen Stein der da steht / am Gestade des Danp
Die Hälfte der Heerburgen / die der Vater besaß
Land und Leute / und leuchtende Ringe."
„Zerbersten sollen Bruder / weißblitzende Schilde
Und kalte Gere / aufeinander treffen
Eh ich das Vaterland / zerteilen wollte
Oder Dir Humlung / die Hälfte lassen.
Bieten will ich Dir / kostbare Spangen
Kleinodien die Fülle / wie zu höchst Dus begehrst
Zwölf hundert Streiter / zwölf hundert Rosse
Zwölf hundert Knappen / von den Schildtragenden
Der Männer geb ich jedem / viel noch als Gabe
Köstlicher weit / als sein Wunsch erhofft
Ein Mädchen geb ich jedem / der Männer als Gabe
Einen Schmuck heft ich jedem / der Mädchen um den Hals.
Ich will Dich wenn Du sitzt / mit Silber umhüllen
Und Dich, wenn Du gehst / mit Gold überhäufen
So daß ich auf allen Wegen / Goldspangen streue."

Hlöd lehnt natürlich das Angebot Angantyrs ab, das er als Beleidigung empfindet. Es folgen dann Schmähreden hin und her, und das Gedicht fährt so fort:

Die Halle verließ / im Zorne Hlöd
Sein Roß bestieg er / er ritt gen Osten
Wo Humli herrschte / im Hunnenreiche
Seiner Mutter Vater / der mächtigste Fürst.
„Das Erbe verweigert / mir Angantyr
Die Hälfte des Landes / das der Vater besaß.
Mit dem Bruder gebühre / nicht dem Bankert zu herrschen

Kein Anteil am Erbe / der Leibeigenen Sohn."
Zornig ward Humli / er sprach zu Hlöd:
„Wir wollen den Winter hier sitzen / und herrlich leben
Bei Gesprächen trinken / trefflichen Met
Die Hunnen lehren / Heerwaffen rüsten
Die wir kühnen Mutes / in den Kampf dann tragen
Gut will ich Dir Hlöd / Streitmacht rüsten
Und nach Kräften Dir / Kriegsbann aufbieten:
Mit zwölfjähriger Mannschaft / zweijährigen Hengsten
So soll man der Hunnen / Heeresmacht sammeln."
Die hunnische Kriegsmacht / brach auf zum Kampf
Sie durchzogen den Hain / den man Finsterwald nennt
Auf der Mark von Hunnen- / und Gotenreich.

Das Lied erzählt dann von einem ersten Treffen bei einer Grenzburg Angantyrs, die von Herwör, der Schwester Angantyrs, und einer kleinen Schar Helden besetzt ist. Herwör fällt im Kampf, die Burg wird von den Hunnen erobert; nur ein Mann entkommt und bringt dem König die schreckliche Botschaft.

Angantyr vernahm es / er verzog seine Lippen
Lange schwieg er / und sprach zuletzt:
„Unbrüderlich war das Spiel / aber herrlich die Schwester".
Auf die Gefolgschaft blickte er / klein war die Schar:
„Einst waren wir viele / als wir Met tranken
Jetzt sind wir wenige / wo es mehr sein müßten."

Angantyr schickt einen Boten den Hunnen entgegen:

„Bestimme zu Dylgja / und auf der Dunheide
Die Heerschlacht ihnen / unterm Jassargebirge
Wo oftmals die Goten / Schwertspiel erhoben
Und schönen Sieg / die ruhmreichen errungen".

Der Bote entledigt sich seines Auftrags nicht ohne Fährnis. Er reitet zurück und bringt seinem König Nachricht und Antwort:

„Riesengroß / ist die Menge der Hunnen
Sie überziehen die Erde / so weit das Auge nur reicht
Die Brände lodern / der Boden erbebt
Die Luft erzittert / vom Stampfen der Hufe.

Sechs habe ich gezählt / ihrer Heervölker
In jedem Heervolk / fünf tausend
In jedem Tausend / dreizehnhundert
In jedem Hundert / die Männer vierfach gestellt."
Auf allen Wegen / zogen Angantyrs Boten
Jedem Mann zu entbieten / der da Waffen trug
Beim Aufgang der Sonne / erhob sich die Schlacht
Nicht ruhten die Waffen / eh die Sonne versank
Sie kämpften acht Tage / es fielen die Mannen
So daß niemand zählte / der Toten Zahl.
Bei Tag und bei Nacht / kamen zu Angantyrs Heere
Von allen Seiten die Mannen / stets gleich blieb die Zahl.
Die Schlacht tobte wilder / heiß kämpften die Hunnen
Sieg galts zu erringen / oder dem Tod zu verfallen.
Für Freiheit und Heimat / stritten die Goten
Fest stand ihre Schar / jeder spornte den anderen.
Der Tag ging zur Neige / gewaltig stürmte
Der gotische Angriff / das Hunnenheer wankte
Angantyr sah es / die Schildburg verließ er
In vorderster Reihe / traf die Feinde sein Schwert.
Die Reihen zerschmolzen / vor dem hunnischen Fürsten
Bruder gegen Bruder / schwang da das Schwert
Es fiel da Hlöd / und Humli der König
Zu fliehen begannen / die Scharen der Hunnen.
Aber die Goten erschlugen / der Feinde so viele
Daß von den Haufen der Leichen / die Flüsse gestaut
Ihre Betten verließen / in den Tälern allen
Lagen tot die Krieger / und tot die Hengste.
Angantyr ging / die Gefallenen zu schauen
Er fand auf dem Felde / Hlöd seinen Bruder.
„Geboten hab ich Bruder / Dir bruchlose Ringe
Kleinodien die Fülle / wie zu höchst Du's begehrtest
Nun hast Du keines / im Kampf errungen
Weder leuchtende Ringe / noch des Landes ein Stück.
Fluch traf uns Bruder / töten sollte ich Dich
Das bleibt ewig unvergessen / hart ist der Spruch der Nornen."

Über den Tod Attilas berichtet Jordanes folgendes: „Nachdem Attila sich schon unzählige Weiber genommen, der Sitte seines Volkes gemäß, hatte er sich, wie der Geschichtsschreiber Priskus berichtet, ehe ihn der Tod ereilte, mit einem Mädchen

von hoher Schönheit namens Hildiko ehelich verbunden. Als er nun infolge allzugroßer Fröhlichkeit, der er sich bei der Vermählungsfeier hingegeben hatte, ermattet und schwer von Wein und Schlaf rückwärts aufs Lager gesunken war, nahm der Blutstrom, der ihm oftmals aus der Nase quoll, abgehalten von der gewohnten Bahn, den todbringenden Weg hinab in seine Kehle und erstickte ihn. So brachte dem kriegsberühmten König die Trunksucht ein schmachvolles Ende. Als am nächsten Morgen schon ein großer Teil des Tages verstrichen war, bemächtigte sich der königlichen Dienerschaft große Unruhe, daß sich etwas Trauriges ereignet hätte, und nachdem sie ein großes Geschrei erhoben hatten, erbrachen sie die Tür und fanden Attila entseelt, nicht durch irgendeine Wunde, sondern durch den Blutsturz hinweggerafft. Das Mädchen aber fanden sie verschleiert, weinend mit niedergeschlagenem Blick. Sie schnitten sich darauf, wie es bei diesem Volke Sitte ist, einen Teil der Haare ab und entstellten ihre häßlichen Gesichter mit tiefen Wunden, auf daß der große Kriegsheld nicht mit weibischen Klagen und Tränen, sondern mit Männerblut betrauert würde.

Hierbei trug sich das Wunderbare zu, daß Marcian, dem Beherrscher des Ostens, den ein so furchtbarer Feind in schwerer Sorge hielt, in der selben Nacht die Gottheit im Schlaf erschien und ihm den zerbrochenen Bogen Attilas zeigte, gleichsam weil die Hunnen ihr besonderes Vertrauen auf diese Waffe setzten. Mit zuverlässigem Zeugnis, so versichert Priskus, könne er dies erhärten. So schrecklich erschien Attila auch den großen Reichen, daß sie seinen Tod als Geschenk der höchsten Macht ansahen. Welche Ehren aber seinen sterblichen Resten von seinem Volk erwiesen sind, davon soll nur weniges von vielem hier berichtet werden. Nachdem sein Leichnam mitten in freiem Feld in seidenen Zelten aufgebahrt war, wurde ein wunderbares und feierliches Schauspiel dargestellt. Die auserlesensten Reiter aus dem ganzen Volk der Hunnen umritten nämlich nach Art der circensischen Spiele in schnellem Laufe den Platz, auf dem er niedergelegt war, und verkündeten in einem Leichengesang seine Taten in dieser Weise: „Der große Hunnenkönig Attila, Mundzuks Sproß, Herrscher der kriegerischen Völker, allein vereinigte er mit nie zuvor gekannter Macht die Reiche Skythiens und Germaniens in seiner Herrschaft; die römischen Kaiserreiche beide, deren Städte er eroberte, hielt er in Schrecken und fand sich, versöhnt durch Bitten, daß ihm nicht auch der Rest zur Beute fiele, zur Annahme von Jahreszahlungen bereit. Nachdem er dies alles mit glücklichstem Erfolge vollführt hatte, fand er nicht durch eine Wunde von Feindeshand, nicht durch Trug der Seinigen, sondern auf der Höhe hunnischer Macht in der Freude des Lebens ohne Schmerzempfindungen den Tod. Wer hätte ein solches Ende vermuten sollen, bei dem niemand an Rache denken kann?"

Als sie ihn, der nur sechsundfünfzig Jahre alt geworden war, mit solchen Klagen beweint hatten, feierten sie eine gewaltige Schmauserei über seinem Grabmal, und in Verknüpfung von Gegensätzen wurde die Trauer der Leichenfeier mit Fröh-



Tafel 70
Chorschranke in St. Michael, Hildesheim
Photo Bödeker, Hildesheim

lichkeit untermischt. Aber in dem hüllenden Schutze der Nacht wurde der Leichnam in der Erde geborgen, verwahrt mit dreifachem Totenschrein, aus Gold der erste, aus Silber der zweite, aus festem Eisen der dritte. Dem gewaltigen König, das wurde hiermit angedeutet, käme alles zu: das Eisen, weil er die Völker überwältigte, Gold und Silber, weil ihm beide Reiche ihren Schmuck gespendet hatten. Es wurden ihm die Waffen der erschlagenen Feinde beigegeben, kostbarer Pferdeschmuck, der von Edelsteinen in vielfachem Lichte erstrahlte, und Herrschaftszeichen von verschiedener Art, die als Schmuck den Glanz der Königshalle vermehrt hatten. Und damit menschliche Neugier von solchen Schätzen fern gehalten würde, vergalten sie mit verabscheuungswertem Lohn den zu diesem Zwecke Entbotenen: sie wurden hingemordet, und ein jählings überraschender Tod erraffte die Begrabenden wie den Begrabenen."

Das ist die Schilderung von Attilas Tod, wie Jordanes sie gibt; andere Berichte wollen dieser Überlieferung nicht recht glauben und sie greifen den naheliegenden Gedanken auf, es sei jenes germanische Mädchen, Attilas Braut, gewesen, das ihn getötet habe. So schreibt der Oströmer Marcellinus Comes (im Jahre 518): „Attila, der König der Hunnen, wird nachts von der Hand eines Weibes mit dem Dolch durchbohrt."

So wenig nun auch, bei nüchterner Überlegung, diese Frau im Sinne der Geschichte schwerwiegende Gründe zu ihrer grausigen Tat zu haben brauchte — kann man nicht einfach an Eifersucht denken, an eine Liebestragödie, an hundert andere alltägliche Motive? — so sehr sind ihr von Dichtern und Geschichtsschreibern solche Gründe unterschoben worden. Sie habe aus Rache für ihre ermordeten Angehörigen gehandelt; aber, um die Tat aus privater Sphäre zu heben und ihr die dem Dichter notwendig erscheinende allgemeine Bedeutung zu geben, mußten die zu Rächenden von hoher Geburt sein: so macht die Sage daraus Fürsten.

Wir erkennen in diesen Legenden um Attilas Tod unschwer eine der Hauptfabeln wieder, die dem Nibelungenlied zugrundeliegen; der als „Hildiko" überlieferte Name des Mädchens wandelt sich in „Kriemhild"; aus Attila wird Etzel. Aber nicht nur die Namen werden verändert; der ganze Stoff erfährt wiederholt tiefgreifende Umformungen, die wir hier freilich im einzelnen nicht verfolgen können.

Ein anderer großer Sagenkreis, der im Nibelungenlied mit den Attilalegenden zu diesem schönsten und bedeutendsten altdeutschen Epos verschmolzen worden ist, hat seinen Ursprung in einem Ereignis, das einige Jahre zurückliegt und sich viele hundert Kilometer weiter westlich, in Gallien und am Oberrhein abgespielt hat. Dort saßen um diese Zeit die Burgunder, ein ziemlich machtvoller germanischer Stamm, der dem römischen Statthalter Aëtius viel zu schaffen machte. In den Jahren 434—436, also etwa 16 Jahre vor der Schlacht auf den katalaunischen Feldern und 18 Jahre vor Attilas Tod, muß nach alten Quellen ein furchtbarer

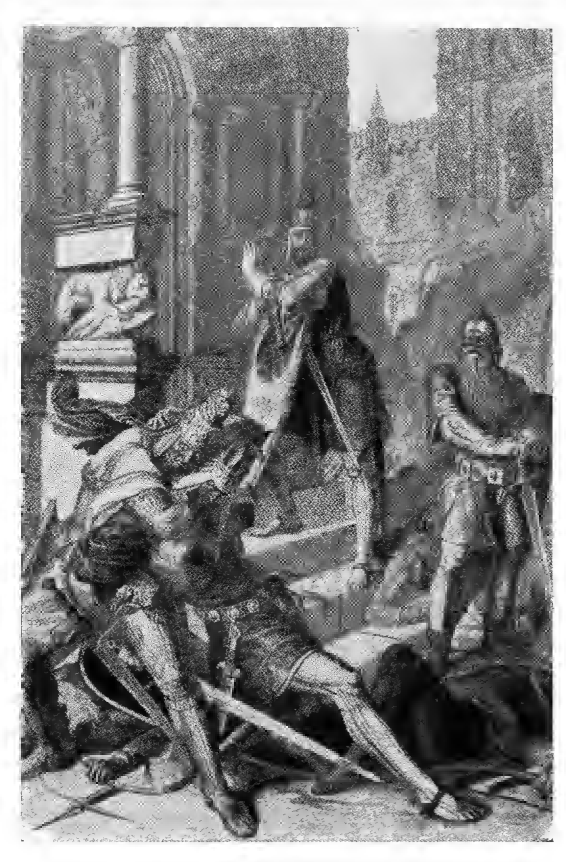


Abb. 380
Dietrich von Bern nimmt Hagen gefangen
Von Schnorr von Carolsfeld

Krieg zwischen Aëtius und dem ihm damals noch verbündeten Hunnen einerseits und den Burgundern unter König Gundicarius, dem König Gunther des Nibelungenliedes, andererseits getobt haben, der, wenn man dem zeitgenössischen Schriftsteller Prosper Aquitanus und anderen glauben darf, mit der völligen Vernichtung dieses tapferen Volkes geendet hat.

Zwanzigtausend Burgunder sollen in der Entscheidungsschlacht niedergehauen worden sein, berichtet Idatius. Diese furchtbare Niederlage hat nun die Sage, welche alles Schauerliche und Gewaltige an den größten König und Feldherrn jenes Jahrhunderts, an Attila knüpfte, späterhin diesem zugeschrieben, und daraus ist die grause Burgundenschlacht des Nibelungenliedes hervorgegangen. Es haben sich also im Nibelungenlied 2 Sagenkreise vermischt, während ein dritter, in Franken ausgebildeter, aber letztlich aus arisch-astraler Mythologie (Siegfried = Sonne, Brunhilde von Odin ins Materielle gebundene Menschenseele usw.) herkommender, der von Siegfrieds Tod handelt, die handlungsmäßige und innerliche Grundlage darstellt, ohne den die Hauptfabel in der Luft hängen würde.

Es würde zu weit führen, wollte man alle Entwicklungsstufen, die das Nibelungenlied durchgemacht hat, bis es von einem bayrischen Dichter Anfang des 13. Jahrhunderts vermutlich in Passau seine schönste und bleibendste Fassung erhielt, aufzählen. Es ist im Laufe der Zeit aus vielen Einzelliedern zusammengewachsen, es ist aus einer rauhen Verherrlichung grausamer Taten wesentlich unter dem Einfluß einer in Süddeutschland heraufblühenden reichen Kultur zu einer höfischen Dichtung größten Stils geworden. Aber diese Dichtung hat doch bei aller Vertiefung der psychologischen Zusammenhänge und bei aller von einer neuen Epoche geforderten Ausschmückung und Verbreiterung auch derjenigen Teile, die die Handlung nicht unmittelbar vorwärts bringen, den einfachen und ewigen Heldengeist des Frühgermanentums bewahrt. Sie strahlt eine Kraft aus, die ihre Wurzeln nur haben kann in heroischen Tagen der Weltgeschichte, in der Geburtsstunde einer neuen Zeit: in der Völkerwanderung.



Abb. 381
Hagen erschlägt Siegfried
Von Schnorr von Carolsfeld

Zu den ursprünglichen Gestalten der Geschichte: Gunther, Kriemhild und Etzel gesellen sich im Nibelungenlied Siegfried, Hagen, Volker, Rüdiger, Giselher und, neben vielen Episodenfiguren, Hildebrand, der Waffenmeister Etzels. In einer früheren Fassung des Liedes steht für Hildebrand, der uns später noch beschäftigen wird, Dietrich von Bern, welcher, keiner der Parteien angehörig und an den Kämpfen unbeteiligt, mit Willen Etzels Kriemhild niederstreckt, Kriemhild, die so blutig gegen ihre eigene Sippe gewütet hat. Daß auch Kriemhild zuletzt umkommt, ist höhere, göttliche Gerechtigkeit, und daß diese letzte Gerechtigkeit von Dietrich vollstreckt wird, hat viel zu dessen Verherrlichung in den Sagen des frühen Mittelalters beigetragen. (Abbildung 380.)

Wir nannten vorher Gunther, Kriemhild und Etzel als einwandfrei aus der Geschichte in die Sage übernommene Figuren des Nibelungenlieds; weit schwieriger ist es, die Urbilder der Gestalten Siegfrieds und Brunhildens in der Geschichte aufzuspüren. Wir hören da, daß etwa um das Jahr 510 auf Veranlassung Chlodwigs der Ripuarierkönig Siegbert in den Wäldern des Moselgebietes auf der Jagd ermordet wurde. Die Mörder waren von dessen eigenem Sohn bezahlt. Diesem historischen Vorkommnis würde die meuchlerische Tötung Siegfrieds im Nibelungenlied entsprechen: der Name ist ähnlich, hier wie dort spielt sich die Tat

im Wald bei der Jagd ab, hier wie dort fällt der Ermordete nicht etwa Fremden, sondern Nahestehenden zum Opfer. (Abbildung 381.)

Etwas später finden sich in der Geschichte Angaben über eine Merowingerkönigin Brünhild, „die tatengewaltiger als mancher Mann in die Geschicke ihrer Zeiten eingegriffen und auch selbst den Harnisch getragen hat". Sie wurde im Jahre 567 die Gattin eines anderen Siegbert, welcher Herrscher von Austrasien war, während ihre Schwester Galswinth dessen Bruder Chilperich freite. Der aber lebte mit einer gewissen Fredegund zusammen, auf deren Anstiften er Galswinth erdrosseln ließ. Kurz darauf wurde Fredegund seine Gemahlin. So entsteht der Gegensatz zwischen Brünhild und Fredegund, die ja am Tod von Brünhilds Schwester Schuld trägt. Im Jahre 575 beseitigt Fredegund gar Siegbert selbst, den Mann Brünhilds; aus dem Gegensatz zwischen den beiden Königinnen wird haßerfüllte Feindschaft, die sich in gegenseitigen Kriegen und einer langen Reihe grausamer Taten Luft macht. Es ist wohl möglich, daß diese Ereignisse auf die Gestaltung des ersten Teils des Nibelungenlieds von Einfluß gewesen sind: tatsächlich besteht ja eine in vielem erstaunliche Parallelität zwischen dem Gang der historischen Ereignisse und denen der Dichtung.



Abb. 382
Siegfried erschlägt den Lindwurm (Von Schnorr von Carolsfeld)

Es ist merkwürdig, daß gerade Siegfried, der in der Geschichte kaum nachweisbar ist und von dessen historischen Taten so gut wie nichts auf uns gekommen ist, in der deutschen Sage und Dichtung eine so beherrschende Stellung einnimmt. Aber vielleicht mußte gerade er, der Strahlende, Gewaltige, Junge, die Inkarnation germanischer Kraft und Sittlichkeit, vielleicht mußte gerade die Gestalt Siegfrieds sozusagen historisch unbelastet sein. So konnte die Dichtung sich frei und ohne Schranken entfalten und sie konnte ihren Helden ohne Rücksicht auf etwa tatsächlich Vorgefallenes mit allen den Eigenschaften im Übermaß begaben, die den alten Deutschen als die höchsten galten: Kraft, Tapferkeit, Arglosigkeit und Treue. (Abbildung 382.)

Im Nibelungenlied ist Siegfrieds und später Kriemhilds Gegenspieler Hagen von Tronje. Von ihm heißt es: „Er schaut düster drein, aber ist grimmen Muts".



Tafel 71.

Frühchristliche Mitra aus Linköping.

Staatl. Hist. Museum, Stockholm.



Abb. 383
Der Kampf an der Treppe von Etzels Hof
Von Schnorr von Carolsfeld

Und später, als er mit den Burgunden in Etzels Hof einreitet, wird er so beschrieben:

> „Stattlich war der Tronjes an Wuchs und Leibesbau.
> Das Auge blickte dräuend, die Haare waren grau;
> Auf hohen Beinen stand er, in Schultern breit und Brust
> Heldenschön im Gange hielt er sich und selbstbewußt."

Es fehlt ihm das Blonde, das Arglose. Er ist keine Lichtgestalt wie Siegfried, finster und schrecklich zieht er durchs Nibelungenlied, aber doch ein Recke und ganzer Mann. Auch er besitzt die besten Eigenschaften des Germanen: Tapferkeit und Stärke, und auch sein Leben ist ein hohes Lied der Treue. „Ich kenne keine Furcht", heißt es einmal, „Wo meine Herren sind, da bin auch ich". Und als Kriemhild nach dem schrecklichen Kampf in Etzels Burg dem gebundenen Hagen das Leben zu schenken verspricht, wenn er sage, wo der Nibelungenhort verborgen sei, heißt es im Nibelungenliede:

„Königin, Ihr bittet vergeblich um den Hort
Versicherte ihr jener, ich gab darauf mein Wort,
Ihn niemand zu verraten und niemand ihn zu geben,
Solange auch nur einer meiner Herren noch am Leben."

Freilich lastet auf Hagen der feige Mord, den er an Siegfried beging, wie ein dunkler Schatten, den der Dichter im Laufe des Liedes noch verstärkt durch die Art, wie er Hagens Charakter fernerhin schildert und durch die Untaten, die er ihn später noch begehen läßt.

Die folgenden Verse zitieren wir nicht nur der Figur Hagens wegen, und nicht nur, um mit ein paar Reimen einen Begriff von Art und Wesen der Dichtung zu geben, die man wahrhaftig ganz lesen muß — sondern fast mehr noch der kleinen Szene selbst zuliebe, die in ihrer glänzenden Lebendigkeit, in ihrer schönen Geschlossenheit, in ihrem anekdotenhaften Inhalt ein wahres Meisterstück vorstellt.

Hagen war von einer Wassernixe der Donau prophezeit worden, daß von den Burgunden keiner, ausgenommen der Kaplan, wieder in die Heimat zurückkehren werde. Sie sind auch alle im Kampfe in Etzels Hof gefallen (Abbildung 383).

„Als zum letzten Male / das Schiff durchquert die Flut
Gedachte an die Märe / der Recke trotzgemut,
Die ihm zuvorverkündet / das wilde Wasserweib.
Er wollte dem Kaplane / drum an Leben gleich und Leib.

Er sah ihn, wie er grade / beim Meßgeräte stand,
Auf den Reliquienkasten / sich stürzend mit der Hand.
In seinen Augen schuf ihm / das nicht Sicherheit:
Er sah ihn an mit nichten / als reliquiengefeit.

Er faßte ihn und warf ihn / aus dem Schiff im Nu.
‚Halt dich, Herr, halt dich' / rief ihm mancher zu.
Giselher, der junge, / wurde zornesrot
Und Gernot rief: ‚Was soll euch, / Hagen, des Kaplans Tod?'

Zum Ufer strebend, hoffte / der Pfaffe, ihm gelinge
Emporzukommen, wenn nur / einer Hülf' ihm bringe.
Doch das verwehrte Hagen, / der ihn immer wieder
Zum Entsetzen aller, / tauchte in die Wogen nieder.

Als der arme Priester / keinen Beistand fand,
Drehte er, wiewohl er / zu schwimmen nicht verstand,
Verzweifelt rückwärts wieder, / zum verlaſſ'nen Strand,
Und siehe, durch die Wogen / half ihm glücklich Gottes Hand.

Er kletterte ans Ufer / und schüttelte die Kleider,
Daran sah der Tronjer, / daß die Wahrheit leider
Die wilden Wasserweiber / ihm hatten prophezeit.
‚So sind denn all die Degen', / dacht er, ‚dem Tod geweiht'."

Aus dem Geist dieser Szene, die zu den besten des ganzen Epos gehört, spüren wir die gleichen Wurzeln, die die groben Späße des Mittelalters haben. Es eignet ihr etwas wie Humor, ein rauher freilich, und vielleicht ein unbewußter und unbeabsichtigter. Übrigens hat sich die lustige Derbheit des deutschen Volkes manchmal an der Soutane ausgelassen: man kann das feststellen, ohne es deswegen zu billigen.

Aber nicht nur der Humor, der im Nibelungenlied ab und zu aufleuchtet, hebt diese Dichtung über alle anderen germanischen Sagen hinaus — auch eine gewisse Wehmut und Weisheit, wie sie am schönsten im Schlußvers zum Ausdruck kommt, macht das Nibelungenlied zum schönsten literarischen Erbe, das uns die Zeit der Völkerwanderung hinterlassen hat. Dieser Schlußvers lautet:

„Mit Leid war beendet des Königs hohes Fest,
Wie stets die Freude Leiden zu allerletzten läßt."

Nach Attilas Tod zerfiel das Hunnenreich. Die Söhne des allmächtigen Herrschers, von dem Zeit seines Lebens die eine Hälfte Europas gänzlich abhängig war, während er die andere fast nach Belieben brandschatzte, vermochten nicht, das väterliche Erbe zu erhalten. Vermutlich noch Ende des Jahres 453 — im Juli war Attila gestorben — machten sich die Ostgoten, Gepiden, Rugier und Sueben unter der Führung des Gepidenkönigs Ardarich in einer großen Schlacht, die etwa zwischen Preßburg und Gran am linken Donauufer stattgefunden hat, unabhängig und schlugen die Hunnen, von denen nach Jordanes 30 000 gefallen seien, unter ihnen Ellak, Attilas ältester Sohn und praedestinierter Nachfolger, in die Flucht. In den nun folgenden Verhandlungen der germanischen Völker untereinander und mit Ost- und Westrom erhielten die Ostgoten Pannonien zugeteilt, also ein Gebiet, das rechts der Donau sich von Wien bis Belgrad erstreckt und durch die Drave in eine nördliche und südliche Hälfte geteilt wird. Die Hunnen zogen sich bis zum Dnjepr und an die Küsten des Schwarzen Meeres zurück, aber ihr Einflußgebiet reichte westlich doch noch bis in die ungarische Tiefebene hinein, sodaß sie die unmittelbaren Grenznachbarn der Goten blieben.

Diese wurden regiert von den drei Brüdern Walamir, Theodemir und Widimir, die schon in der Katalaunischen Schlacht, damals noch verbündet mit Attila, ihre Führer waren. Den mächtigsten unter ihnen, Walamir, griffen die Hunnen im Jahre 455 noch einmal an, in der Hoffnung, durch einen Sieg ihre alte Macht

wenigstens zum Teil wiederherzustellen. Aber sie wurden auch diesmal geschlagen und mußten sich nun endgültig zurückziehen. Walamir schickte einen Boten zu Theodemir, dem der nördlich von Walamirs Gebiet gelegene Teil Pannoniens untertan war — denn die Brüder regierten zwar das Reich gemeinsam, hatten es aber in drei Provinzen geteilt, denen je einer von ihnen vorstand — um ihm den Sieg über die Hunnen zu melden. „Wie der Bote aber zu Theodemir kam" erzählt Jordanes" fand er in dessen Halle eine glückverheißende Freude. Denn an demselben Tage war ihm ein Sohn Theoderich, zwar von einem Nebenweibe Erelива, aber doch als hoffnungsreiches Kind geboren". Es ist der Theoderich, den die Geschichte nachmals den „Großen" genannt hat, es ist der bedeutendste Germanenfürst, der von der Völkerwanderungszeit hervorgebracht wurde.

Über die Herrschaft Theoderichs in Italien, der das Land zugleich als germanischer Volkskönig und höchster Beamter Ostroms in den festgelegten Verfassungsformen regierte, schreibt Prokop, der nicht etwa Gote ist: „Weder die Abzeichen noch den Titel eines Kaisers der Römer suchte er sich zu verschaffen, sondern behielt sein Leben lang den Königsnamen, den die Barbaren ihren Heerführern zu geben pflegen. Tatsächlich aber regierte er seine Untertanen so, daß seine Machtstellung alles umfaßte, was einem rechtmäßigen Kaiser gebührt. Für die Gerechtigkeit sorgte er in unübertrefflicher Weise und hielt auf strenge Beobachtung der Gesetze. Er gab dem Land sicheren Schutz vor den umwohnenden Barbaren und hat die höchste Stufe der Klugheit, Einsicht und Tapferkeit erreicht. Kaum je beging er selbst gegen seine Untertanen ein Unrecht irgendwelcher Art, noch sah er bei anderen den Versuch gesetzwidrigen Handelns nach. Nur verteilten die Goten unter sich die Ländereien, die Odovakar seinen Parteigängern gegeben hatte. Und wiewohl es der Menschenart zu widersprechen scheint, liebten ihn Goten und Italiker in gleicher Weise."

Theoderichs leitender Staatsmann und erster Ratgeber war Cassiodor, ein hochgebildeter Mann, der jene leider verlorengegangene Geschichte der Goten verfaßt hat, auf die Jordanes sich stützt; Cassiodors große Sammlung der von ihm verfaßten amtlichen Schreiben und Erlasse ist uns hingegen erhalten. Die Sammlung vermittelt ein sehr lebendiges Bild dieser für Italien so glücklichen und fruchtbaren mehr als dreißigjährigen Periode des Friedens und Wohlstands und zeigt Theoderich als einen in allem weisen und erfahrenen Herrscher.

Die Achtung und die Liebe, deren Theoderich sich unter den Germanen erfreute, spiegelt sich aufs deutlichste in den Sagen und Legenden, die sich schon früh um seine Person rankten. Und selbst die römische Kirche, die besonders in den letzten Jahren seines Lebens ihn um des ketzerischen Glaubens, dem er anhing — Theoderich war, wie wir ja wissen, Arianer — stark anfeindete, hat diese Sagenbildung nicht in einem ihr gemäßeren Sinn beeinflussen können.

Freilich sind die Schicksale Dietrichs von Bern, wie Theoderich in der Sage heißt (wobei übrigens Bern nichts mit der Schweizer Hauptstadt gemein hat, sondern Verona bedeutet), von den tatsächlichen historischen Ereignissen sehr verschieden. Denn während Theoderich in Wirklichkeit dreißig Jahre ein blühendes Reich beherrschte, lebt er in der Sage ebensolange an fremdem Hof als Verbannter und aus der Heimat Vertriebener, dem es erst nach jahrzehntelangen Kämpfen gelingt, sein rechtmäßiges Erbe anzutreten in einem Reich, das nun von keinem Feinde mehr bedroht ist. „Sein rechtmäßiges Erbe" — die Sage läßt also Dietrich nicht als fremden Eroberer nach Italien ziehen, sondern gibt diesem Zug eine rechtliche Unterlage. Das mag darin seinen Grund haben, daß die Goten tatsächlich den größten Wert auf einen Rechtstitel gelegt haben, der ihnen die Herrschaft über Italien zusprach. Und Theoderich wollte seine Stellung nicht auf gewaltsamen Umsturz bestehender Ordnung gründen, was auch darin zum Ausdruck kam, daß er die bestehenden staatsrechtlichen Verhältnisse, nach denen Italien doch ein Teil des oströmischen Reiches war, nicht änderte, obwohl er das zweifellos hätte tun können.



Abb. 384
Figurenstudie zu den Nibelungenfresken
(von Schnorr von Carolsfeld)

War nun aber erst einmal der Glaube an die Rechtmäßigkeit gotischer Herrschaft in Italien allgemein geworden und festgewurzelt, dann bedurfte es nur noch eines kleinen Schrittes, um von da aus die in der Sage in Erscheinung tretende Vertreibung und das schließliche rechtmäßige Wiederinbesitznehmen zu konstruieren.

Odovakar, um den sich merkwürdigerweise niemals eine eigene Sage gebildet hat, tritt nur in den allerfrühesten Fassungen der Dietrich-Dichtung auf. Seine Rolle wird auf Ermanarich übertragen, der ja der frühgermanischen Dichtung eine bekannte Figur ist, und auf Sibich, Ermanarichs bösen Ratgeber. Auch sonst sind die geschichtlichen Tatsachen in der Dietrichsage trotz einer gewissen Parallelität der erzählten Ereignisse mit den historischen oft kaum wiederzuerkennen. Theoderich lebt zehn Jahre als Geisel beim oströmischen Kaiser — Dietrich lebt dreimal so lange am Hofe des Hunnenkönigs; Theoderich kämpft, während der

Eroberung Italiens, nach mehreren Siegen, eine kurze Weile lang unglücklich gegen Odovakar — Dietrich wird von Ermanarich aus seinem angestammten Land vertrieben. Theoderich gelangt nach vierjährigem Krieg in den Besitz von Ravenna — Dietrich gewinnt sein Reich in der Rabenschlacht nach mehr als dreißigjähriger Verbannung wieder.

Aber wenn auch der Gang der Ereignisse in Geschichte und Sage stark voneinander abweichen — gleich ist beidesmal der Geist, der Urbild und Sagengestalt belebt. Aufrechte Würde, überlegene Tapferkeit, weise Zurückhaltung, Gerechtigkeit, Milde und Klugheit sind die Eigenschaften, die Theoderichs wie Dietrichs Größe ausmachen und die in hundert Liedern immer wieder besungen werden. Tatsächlich ist der Sagenkranz, der diesen Germanenführer zum Mittelpunkt hat, umfänglicher und reicher als jeder andere, und der Glanz, den die Figur Dietrichs ausstrahlt, ist sonst nur noch dem ewig jungen Siegfried zu eigen.

Am engsten mit der Dietrich-von-Bern-Sage verbunden, ja, eigentlich mit ihr verwoben ist das Hildebrandlied, das uns als einzige altgermanische Dichtung in der ursprünglichen Form durch einen glücklichen Zufall fast ganz erhalten ist. Mönche des Klosters Fulda schrieben es im neunten Jahrhundert auf die erste und letzte Seite einer theologischen Schrift offenbar ziemlich wortgetreu ab. Sie schrieben es ab, soweit sie auf den unbenützten Blättern Platz fanden — so kommt es, daß der Schluß des Liedes nicht mehr verzeichnet ist. Dieser Schluß — die Tötung Hadubrands durch seinen Vater — ist nach vereinzelt in anderem Rahmen gefundenen nordischen Versen zweifelsfrei ergänzt worden, aber er liegt eigentlich schon im Verlauf des Liedes, soweit es überkommen ist, beschlossen.

Hildebrand, der väterliche treue Freund Dietrichs, zieht mit ihm gegen Ermanarich. An der Grenze von dessen Reich stellt sich ihm Hadubrand entgegen, ohne den Vater zu erkennen. Der aber wendet sich also an seinen Sohn:

„Hildebrand sprach da, / er war der altersgrauere,
Schicksalserfahrener / zu fragen begann er
Mit wenigen Worten / wer sein Vater wäre
Von den Männern im Volke / oder welches Geschlechtes du bist.
Wenn du mir einen nennst / weiß ich die andern alle,
Kind, im Königreich: / bekannt ist mir alles Kriegsvolk.
Hadubrand sprach da / Hildebrands Sohn:
‚Dies sagten mir / unsere Männer
Alte und erfahrene / die vor Alters lebten,
Daß Hildebrand heiße mein Vater: ich heiße Hadubrand
Vor Zeiten zog er ostwärts, / floh Otackers Feindschaft
Mit Dietrich von dannen / und seiner Mannen vielen.
Er ließ in der Heimat / schutzlos verlassen

Das junge Weib im Hause / unmündig das Kind,
Des Erbguts: / er ritt ostwärts von dannen,
Weil Dietrich drängend / Not erwachsen
Nach meinem Vater: / er war so freundverlassen.
Auf Otacker war der / über die Massen ergrimmt,
Der Mannen treuster / in Dietrichs Schar.
Er war immer beim Kriegsvolk an der Spitze / ihm war immer
das Kämpfen zu lieb
Kund war sein Name / kühnen Männern.
Nicht kann ich hoffen / daß er das Leben noch habe.'
,Bezeuge es, Weltgott / oben vom Himmel
Daß du niemals dennoch / mit so Nahversipptem
Einen Streit noch geführt hast.'
Er ward da vom Arme / gewundene Spangen,
Aus Kaisermünzen gewirkt, / ihm vom König geschenkt,
Vom Herrscher der Hunnen: / ,Ich gebs, meine Huld dir zu weisen."
Hadubrand sprach da / Hildebrands Sohn:
,Mit dem Gere soll der Mann / Gaben empfangen,
Spitze gegen Spitze.
Du bist, alter Hunne / über die Maßen schlau,
Verlockst mich mit deinen Worten / willst deinen Speer auf mich schleudern
So viele Jahre du trägst / hast du ewig Tücke geführt.
Das haben mir gesagt / Seebefahrer
Vom Wendelmeer westwärts / daß ihn der Krieg gerafft:
Tot ist Hildebrand / Heribrands Sohn.
Wohl gewahre ichs / an deiner Rüstung
Daß du daheim besitzt / einen huldreichen Herrn,
Daß du nie aus dem Reiche / ein Verbannter gewesen.'
,Wehe nun, waltender Gott / Wehschicksal wird!
Ich zog der Sommer und Winter / sechzig außer Landes,
Ob man auch immer mich reihte / in der Kriegstüchtigen Schar
Daß man bei keiner aller Burgen / mit dem Tod mich erreichte.
Nun soll mich das eigene Kind / mit dem Schwerte treffen,
Fällen mit der Schneide / oder ich ihm zum Mörder werden.
Doch kannst du mühelos nun / wenn dir der Mut dazu reicht,
Von so altersgrauem Manne / die Rüstung erkämpfen,
Raub dir erbeuten, / so du irgendein Recht darauf hast.
Der müßte der feigste doch sein / der von Osten Kommenden,
Der dir den Kampf nun verwehrte / da dichs so sehr danach lüstet.
Nach Feindesbegegnung: / erprobe, wen's treibt,

Wer sich heute der Kriegskleider / rühmen solle
Oder dieser Brünnen / beider walten,'
Da ließen zuerst sie / Eschspeere gleiten,
In scharfen Schauern: / das blieb in den Schilden stehn.
Dann schritten sie zusammen / zerspalteten die Rundwehr,
Hieben leidschaffend / auf die glänzenden Schilde,
Bis ihnen die Lindenbretter zerstückelt wurden.

Hadubrand erliegt im Kampf. Und vor der Leiche des Sohns spricht der Vater die folgenden Worte:

Hier liegt der liebe / Sohn mir zu Häupten,
Der Erbnachkomme, / den ich zu eigen erzeugt,
Wider mein Wollen / ihn des Lebens beraubt ich.

Wir aber können, in leichter Abwandlung des Urtextes, diesen Abschnitt, der den Helden der Völkerwanderung und ihren Liedern gewidmet war, nicht besser schließen, als mit den Versen der Edda:

„Nun sind die Lieder der Helden in der Halle gesagt
Nützlich und schädlich den Geschlechtern der Menschen.
Heil, der sie sprach! Heil, der sie versteht!
Nütze sie, wer sie vernahm!
Heil, die sie hörten!"



Tafel 72
Inneres der Bernwardgruft in Hildesheim
Photo Bödeker, Hildesheim

Germanische Seele und fremde Kulte

Nicht unser Hirn sondern unser Herz denkt den größten Gedanken

Jean Paul

as in diesem Buche bisher über Religiöses bei den alten Germanen im Besonderen und bei den Ariern im Allgemeinen Gesagte wird genügen, um den Beweis zu erbringen, daß die landläufigen Ansichten, unsere Ahnen seien wilde, kulturlose Barbaren gewesen, grundfalsch ist. Es ist ja wohl fromm und gut gemeint, wenn so oft geschrieben steht, daß erst das Christentum diesen Barbaren Gesittung und wahre Religion gebracht habe. Wer sich aber auf diesen christlich-propagandistischen Standpunkt stellt, der für die ersten Zeiten dem Christentum als einer jungen, des Kampfes um Anerkennung bedürftigen Religion mehr entspricht, als dem heutigen Zustand, der doch allmählich die innerliche Kraft zur Objektivität finden sollte — wer also das Christentum als eine Art Errettung unserer armen, sonst der Verdammung und Verdummung ausgesetzt gewesenen Ahnen auffaßt, begeht kulturhistorisch die größten Fehler. Man kann nur richtig sehen, wenn man sich auf den germanischen Standpunkt stellt, und das Christentum zunächst als das auffaßt, was es religionspsychologisch für die Germanen war: ein fremder, orientalischer Kult.

Es ist ja auch im Laufe der Jahrhunderte ohne jeden Zweifel germanisiert worden. Es mußte sich in vielen Dingen nicht nur des alltäglichen Lebens, also etwa des Kalenders, der Ausstattung der Feste usw., sondern auch, ich möchte sagen psychologisch, der germanischen Seele, mit ihrem großen Bedürfnis nach Innerlichkeit anpassen. Wo das im Laufe der Zeit infolge der Dogmatisierung der christlichen Religion in der Kirche nicht gelang, da treten jene Sonderaktionen deutsch-germanischer Seele auf, die sehr bezeichnend sind: die deutsche Mystik auf katholischer Basis, aber schon dogmatisch sehr anfechtbar, und radikaler noch die deutsche Reformation. Gewiß ist diese in erster Linie äußerlich eine theologische Auseinandersetzung mit der Kirche gewesen, aber ihr innerstes Motiv, oder besser noch gesagt, das innerste Motiv ihres Erfolges, war die Tatsache, daß sie alles der deutschen Seele Untragbare beseitigen wollte. Und dieses Untragbare war in erster Linie die Betonung des Äußerlichen und die Mechanisierung des gesamten

religiösen Betriebes, wie sie in der katholischen Kirche des 15. und 16. Jahrhunderts in besonders starker Form auftraten. Diese Veräußerlichung und diese Mechanisierung der Religion mögen südlicheren Völkern wohl entsprechen, dem Norden konnten sie nicht entsprechen, da hier im Norden die starke Erbmasse der altgermanischen durchgeistigten Religion, unbewußt, in den Menschen sich dagegen auflehnte. Und so finden wir, von einzelnen kleinen Gebieten abgesehen, bei den Völkern, je weiter wir in das Alt-arische, also nördliche Europa vordringen, einen desto ausschließlicheren Abfall von der katholischen-südlichen Kirche und eine Aufnahme des Protestantismus in allen möglichen Formen.

So sehr nun auch der Katholizismus politisch deutsch sein kann — wir wollen in diesem Buche alle politischen Fragen prinzipiell außer Acht lassen — so sehr schwer fällt es ihm und muß es ihm fallen, in esoterischer Hinsicht germanisch zu sein. Hier liegen unüberbrückbare Gegensätze vor, die man durch allerlei Kompromisse praktisch etwas verwischt hat, die man aber wesentlich nicht aus der Welt schaffen kann. Auch diese Tatsache ist für die Gesamtgeschichte Deutschlands von außerordentlicher Bedeutung und oft von sehr tragischer Wirkung gewesen.

Obwohl wir große Gegner des „Wenn" in geschichtlichen Betrachtungen sind, da es leicht zu haltlosen Konstruktionen führt, soll doch hier der Gedanke wenigstens ausgesprochen werden, daß die katholische Kirche, wenn sie anstatt in Rom, in einer deutschen Stadt sich zum Papsttum entwickelt hätte, wohl größere Möglichkeiten gehabt hätte, sich der deutschen und damit der germanischen Seele anzugleichen, als es in Rom, wo germanisches Wesen stets als etwas Fremdes aufgefaßt und selten ganz verstanden wurde, geschehen konnte.

Bevor wir nun die Aufnahme der neuen, auf unsere Ahnen sehr fremdartig wirkenden christlichen Religion im germanischen Kulturkreis einigen Betrachtungen unterziehen, müssen wir auf einen anderen Kult noch zu sprechen kommen, der nahe daran war, römische Staatsreligion und damit Weltreligion des damaligen maßgebenden Kulturkreises zu werden und es vom nüchternen politisch-historischen Standpunkt aus nur durch eine eigentümliche Verkettung von Umständen nicht geworden ist. Es ist das der Mithrakult.

Da dieser unseren Lesern sehr unbekannt sein wird, haben wir in Folgendem zunächst einen Überblick über ihn gegeben, der naturgemäß ganz populär sein mußte. Wir bitten also Kenner dieser Mysterien, nicht den Maßstab einer wissenschaftlichen Entwicklung des Kultgedankens an unsere absichtlich ganz einfach gehaltenen Ausführungen zu legen.

Wichtig ist, daß dieser Mithrakult aus arischer Quelle stammt und auf großem Umweg im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung an den Rhein und in Berührung mit germanischen Kreisen zurückgelangt. Es ist anzunehmen, daß diese in den Mysterien, auch wenn sie damals schon stark die Form einer reinen Soldatenreligion angenommen hatten, doch Verwandtes ahnten oder fühlten.



Tafel 73

Walküre

Statue von Professor H. Günther, Gera

Zunächst also ein kurzer Überblick:

Mithra führt uns in die urältesten Vorzeiten unserer menschlichen Geschichte zurück. Seine Mysterien stammen von arischen Lichtmysterien, die vom atlantischen Norden ausgegangen sind und dort schon vor 9000 vor Christi Geburt religiöse Kultur geschaffen haben, dann über das Mittelmeer oder auch auf direktem Wege nach dem Iran und Persien gelangten und die indischen Mysterien befruchteten, wenn nicht gar schufen. Den Werdegang und den Wandergang der Lichtmysterien über die Erde hier zu schildern, ist unmöglich. Nur so viel sei erwähnt; nahezu überall, wo das Licht als Symbol des Immateriellen auftritt, ist wohl ein nordisch-atlantischer Ursprung zu vermuten. Die Hieroglyphen, die der Lichtsymbolik angehören, sind einwandfrei alle nordisch-atlantischen Ursprungs. Sie gehen bis in die ältere Steinzeit zurück.

So interessant es wäre, den Mithra, den Mittler Gottes, mysteriengeschichtlich bis in seine Urheimat zu verfolgen, so müssen wir uns hier damit begnügen ihn in seiner Eigenschaft als iranisch-persischer Mysterienmittelpunkt zu würdigen.

Auch hier steht das Mysterium über der flacher sich kundgebenden offiziellen Religion. Zum mindesten in der ältesten Zeit. Die persische Religion des Zarathustra, von dem Plutarch berichtet, er habe 5000 Jahre vor dem trojanischen Krieg gelebt, was rund 6000 Jahre vor Christi Geburt bedeutet, stellt, das Ursprüngliche der arischen Lichtreligion schon etwas „dogmatisierend", Licht und Finsternis als zwei Symbole zweier Prinzipien des Göttlichen einander gegenüber und gibt ihnen Götternamen, Ormuzd den Gott des Lichtes und Ahriman, den Gott der Finsternis. Die ältesten Mysterien aber konnten sich damit nicht zufrieden geben. Denn sie basierten ja, wie wir wissen, auf der Einsicht von der Einheit und von der reinen Geistigkeit des Göttlichen. Es mußte daher Ormuzd zum einzigen Gotte werden und Ahriman zu einem Dämon, der das Irdische beherrscht. Die Aufgabe des Menschen besteht darin, die Erde zu vergeistigen, sie dem Ormuzd nahe zu bringen, den Ahriman in sich selbst zu überwinden. Es ist der Erlösungsgedanke in reiner Form, den diese alten Arier in ihre Mysterien aufnahmen. Sie mußten die Erlösung deshalb aufnehmen, weil sie in der Gegensätzlichkeit von Licht und Dunkel schon einen ersten Schritt in den Materialismus gemacht hatten. Der Ausgleich ist Mithra. Dieser Mithra ist das über dem Gegensatz stehende, nur dem Eingeweihten bewußte Einssein mit Gott im Mysterienerlebnis. Das niedrige Ich des Menschen, das Dunkle, das den Elementen Angehörige, das rein Irdisch-materielle muß gewissermaßen durchstoßen werden. Dann, nach dieser Wanderung in seinem eigenen Inneren (hier liegt das gleiche vor wie in den ägyptischen Mysterien) findet der Mensch den Mithra in sich. Er findet: die Einheit mit dem Göttlichen. Plutarch nennt Mithra den Susamithres oder die Liliensonne. Und von hier stammt die Bezeichnung Lilie, die von den Alchimisten dem höheren, geläuterten Ich des Menschen gegeben wurde. M i t h r a i s t a l s o d a s S y m-

bol für das geläuterte, und durch Einweihung zum Licht gebrachte Ich.

Von dieser rein esoterischen Eigenschaft hat sich Mithra im Laufe der vielen Jahrhunderte sehr weit entfernt. Schon im Avesta, einer Sammlung zoroastrischer Lehren, tritt Mithra zum Genius des himmlischen Lichtes halbverkörpert auf. Er erscheint als Morgenröte mit vier weißen Pferden und als Abendröte. Aber er ist noch nicht der Sonnengott späterer Zeit. Sonne und Mond sind noch seine Augen. Er sieht und hört alles. Er ist das Gewissen der Welt. Man ruft ihn bei der Eidesleistung an. Er ist der Herr der Herden und des Besitzes, der Schöpfer des Reichtums und der Gesundheit, aber auch der Erzeuger guter seelischer Eigenschaften des Menschen.

Je weiter sich die offizielle Religion von der reinen Esoterik der Mysterienlehre entfernte, desto mehr wird Mithra zu einem Gotte, wie alle anderen Götter auch.

Ja, im ausgebauten System der Religion des Zoroaster verblaßt Mithra zu einem Gott zweiter Ordnung. Im Babylonischen, in dem Ormuzd zu Bel sich verwandelt, wird Mithra zur Sonne (Schamasch) und das schon zur Zeit als Assurbanipal regierte (668—626 v. Chr. Geb.).

Alle diese späteren Vergröberungen des uralten persischen Mysteriums müssen wir als solche, ja als vollständige Veränderungen im Wesen erkennen, um nicht das Eigentliche des Mithra zu verlieren. Es wird hier selbst so weit gegangen, daß die Mysterien in römischer Zeit gewissermaßen popularisiert wurden und dementsprechend ihren esoterischen Wert ganz verloren. Die Mithrareligion hat einen sehr interessanten Weg nach Westen zurückgemacht, vielleicht 10 000 Jahre, nachdem sie als reines Mysterium den Weg von West nach Ost beschritten hatte. Die Griechen kannten Mithra nur als fremden Gott. Dagegen kam er gegen Ende der römischen Republik wahrscheinlich mit Gefangenen des Pompejus aus Kilikien nach Rom, um das Jahr 67 vor Christi Geburt. Schon gegen Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung wird in Rom vom Mithrakult allgemein gesprochen. Und mit den römischen Legionen kamen die Mithramysterien in das ganze römische Reich, in Sonderheit auch an die Grenzen von Germanien. Die Mithrareligion war zuerst, wie das Christentum, eine Religion der Armen, wurde dann eine ganz spezifische Soldatenreligion des römischen Heeres und war im Begriff, römische Staatsreligion zu werden. Um das Jahr 177 beginnt der Kampf der Christen gegen die Mithraanhänger. Sklaven und Freie hatten im Mithrakult ihren Gottesdienst zusammen, eine für diese Zeit außerordentlich interessante soziale Seite der Mithrareligion. In den Mithrabrüderschaften galt der Satz, daß die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten werden sollten.

Die Wirkung auf die römische Gesellschaft des 2. Jahrhunderts war enorm. Dazu kam die kaiserliche Gunst. Der Kaiser Commodus ließ sich in die Mysterien ein-



Abb. 385
Mithra-Weihedenkmal aus dem 3. Mithräum von Nida-Heddernheim
Städtisches Museum, Frankfurt a. M.

weihen und machte alle Zeremonien mit. Die Aristokratie stürzte sich, den Kaiser nachahmend, auf diesen Kult. Auch von den späteren römischen Kaisern waren mehrere, so Diocletian und der seelisch anständigste, Julianus, den eine feindliche Geschichtsschreibung, weil er nicht Christ werden wollte, mit Schmutz bewarf und charakterlich ganz entstellte, Eingeweihte der Mithramysterien. Tausende von Mithräen befanden sich auf europäischem Boden des römischen Reiches und es war eine lange Zeit sehr fraglich, ob Europa mithräisch oder christlich werden sollte, und das noch im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Da siegte das Christentum unter Kaiser Konstantin, und in furchtbarem Wüten gegen seinen gefährlichsten Feind zerstörte es in kürzester Zeit und auf gründlichste Art alles, was an Mithra erinnerte. Immerhin haben sich noch einige Mithräen, so etwa das berühmte von Heddernheim bei Frankfurt, erhalten, teils ganz, teils in noch erkennbaren Trümmern (Abbildung 385).

Und nun noch einmal zurück zu den Mysterien des Mithra:

Wir wollen den rein esoterischen Sinn noch einmal ganz knapp feststellen: Der Mensch hat in seinem Inneren, das ist in seinem Seelischen, die Möglichkeit, Gott zu erleben. Das ist Mithra! Mithra bewirkt im Menschen die Überwindung des materiellen Dunkels und ermöglicht ihm den Schritt durch die Tore dieser Welt bis zum Anblick des immateriellen Lichtes, der Gottheit selbst.

In den Mithräen ist Mithra stets als einen Stier tötend dargestellt (Abbildung 385 und Tafel 66). Von diesem Stier gibt es eine sehr lange Legende, deren kurzer Sinn der ist, daß es sich hier um das Symbol des Chaos handelt, der un-



Abb. 386
Mithra-Relief aus Heddernheim (Vorderseite)
Museum Wiesbaden

gebändigten Naturkräfte, die Mithra zunächst bändigt und dann aber tötet, was esoterisch stets verwandeln bedeutet. Der Tod ist in allen Mysterien Verwandlung. So auch hier. Aus dem getöteten Stier entsteht die materielle Welt, oder anders ausgedrückt: die alten kosmischen Kräfte erstarren in der Form! So ist Mithra in der Legende der Schöpfergott. Umgeben ist das Bild der Stiertötung meist von weiteren Symbolen: dem Skorpion, der Ameise und der Schlange als Tieren Ahrimans und dem Hunde als einem Symbol der Unsterblichkeit. Hier kommen schon astrale Symbole des Tierkreises sowohl als einzelner Sterne (der Hund ist der Sirius, der Sothis der Ägypter) hinzu. Das Mithrabild stellt also den Untergang des weltschöpferischen Geistes in der Materie dar. Aber gleichzeitig auch die Errettung aus der Materie, die Rückführung in die Welt des Geistes. Darauf deutet vor allem das Symbol des Hundes als ein Symbol der Isis.

Der Erlösungsweg führt im Mysterium des Mithra durch die sieben Tore, die aus verschiedenem Material gefertigt sind. Um sie zu passieren, mußte der Einzuweihende eine Art Leiter oder Treppe besteigen. Die Tore symbolisieren die Planetensphären, und diesen Sphären entsprachen auch die verschiedenen Grade der Mithraseinweihung. Die Namen der Grade sind uns noch erhalten, es waren: Rabe, Verborgener, Soldat, Löwe, Perser, Sonnenläufer und Vater. Diese Namen eröffnen ein weites Gebiet der esoterischen Zusammenhänge, sie führen uns in das Nordische zurück, in die babylonische Astrologie, in die persischen Urreligionen, nach Ägypten usw. Doch müssen wir auf die reizvolle Aufgabe, diese Zusammenhänge hier zu entwickeln und zu begründen, aus Raummangel verzichten. Die ersten vier Grade waren Vorbereitungsgrade. An den Mysterien selbst durften



Tafel 74.

Aus dem Prümer Güterverzeichnis.

Stadtbibliothek Trier | Photo Baeh, Trier

nur die Mysten vom fünften Grad an teilnehmen. Über die Form der Aufnahme ist sehr wenig bekannt geworden. Nur das wissen wir, daß die Bedingungen sehr schwer waren, oft anscheinend grausam, und daß asketische Gebräuche herrschten. In den höheren Graden wurde ein heiliges Mahl zelebriert, was die Christen besonders aufregte, weil sie, unkundig der Mysteriengeschichte, glaubten, daß hierin eine Nachäffung ihrer heiligen Gebräuche stattfände. Diese Ansicht war ganz unrichtig. Denn schon viele Jahrhunderte vor dem Christentum wurde in Eleusis das heilige Mahl mit Brot und Wein gefeiert, und Tausende von Jahren vor dem Christentum ist im Mithrazismus der Gebrauch des heiligen Mahles schon üblich gewesen, wie auch im Arisch-Germanischen das Göttermahl längst vor der Einführung des Christentums eine Rolle spielte.

Die arische Götterspeise war der Honig. Daher findet sich beim heiligen Mahle des Mithrakultus noch der Honig, der aber beim Eindringen in die römische Welt in Wein sich umwandelte.

Der Mithrakult erntfernte sich als römische Soldatenreligion mehr und mehr von seinen esoterischen Grundlagen. Er wurde in seinen Allegorien derb und im Bestreben, der ungebildeten Masse zu dienen, äußerlich und auf äußerliche Wirkung bedacht. Daran, daß Mithra gar keine Person, sondern das Symbol einer seelischen Möglichkeit ist, dachte im römischen Reiche kein Mensch. Mithra war einfach der Sonnengott, der siegreiche Verbündete der römischen Heere. Deus invictus, der unbesiegte Gott, so nannten ihn die Soldaten, so gefiel er auch den Germanen, die zahlreich zum Mithrakult übertraten, wie sie auch später Christus als gewaltigen Helden auffaßten. Die römischen Kaiser wurden sehr bald schon Götter genannt. Seit Aurelianus († 275) finden wir auf den Münzen die Bezeichnung **dominus et deus natus**, als Herr und Gott geboren. Und schon Domitian ließ sich von seinem Gesinde als deus noster, etwa „lieber Gott", ansprechen. Nero trug die Strahlenkrone des Sonnengottes. Später kamen direkte Bezeichnungen für die Kaiser auf, die Mithra auch führte, so etwa pius, felix invictus et aeternus, das heißt fromm, glückhaft, unbesiegt und ewig. Es lag nahe, daß im Mithrakult die Vermengung der Vorstellungen von Gott und Kaiser zu einer Person, nämlich Mithra, der Masse sehr geläufig wurde. Damit aber verlor der Kult seine innerlichen religiösen Momente.

Und gerade diese waren, wie wir sahen, am Anfang sehr bedeutend. Die Mithramysterien haben mancherlei an das junge Christentum abgegeben. Sie sind andererseits aber auch von interessanter Einwirkung auf die mittelalterliche Astrologie und Alchymie gewesen. Wir hörten schon, daß bei der Aufnahme in die Mithramysterien der Kandidat eine Reise durch die Sphären zu machen hatte (Abbildung 387). Bei jedem der sieben Tore mußte er das Metall, aus dem das Tor bestand, zurücklassen und mit dem Metall die Eigenschaft, die dem Sterne, der das Tor beherrschte, entsprach. Der Grundgedanke ist hier auch wieder das



Abb. 387

Kultisches Relief aus dem Mithräum von Dieburg

Römisch-germanisches Zentralmuseum, Mainz

Ausziehen des alten Adam, so daß der Aufzunehmende symbolisch nackt vor das achte Tor des Lichtes kommt. Ja, mehr noch. Jeder der sieben alten Planeten, die die Tore beherrschten, beherrschte auch einen Körperteil des Menschen. Auch dieser Körperteile entledigte sich symbolisch der Aufzunehmende, so daß er körperlos an das achte Tor gelangte. Ein körperlicher Tod in sieben Etappen also bis zur rein geistigen Auferstehung am achten Tore! In einer spätantiken Aufzählung heißt es von diesen Beziehungen der Planeten zur Seele, daß der Mond die Ernährungskraft, der Merkur die Habsucht, die Venus die erotischen Gefühle, die Sonne die intellektuellen Fähigkeiten, der Mars das Kriegerische, der Jupiter die Ruhmsucht, der Saturn die Trägheit beherrsche.

Ein loser Zusammenhang ist hier fühlbar mit der Lehre von der Seelenwanderung. Der Aufstieg durch die sieben Tore ist die Heimkehr der Seele in die Heimat, ein Sühneprozeß. Interessant ist auch die Vorstellung, daß kurz vor dem leiblichen Tode, vor dem achten Tore also, eine Verklärung stattfindet, in der der Kandidat in weißem Lichte und weißer Gewandung leuchtet. Dann sieht er zum erstenmale das Licht!

In allen Mysterien haben wir dieses Suchen des Lichtes in der Finsternis. Auch im Mithrakult ist die finstere Höhle vorhanden, aus der die symbolische Geburt des Lichtes erfolgt (Abbildung 388). Wir wissen schon, daß hierin der Gegensatz der materiellen Welt zur Welt des Geistigen symbolisiert ist. Aber außerdem ist auch hieraus mit Sicherheit zu schließen, daß die Herkunft des Urmysteriums vom Lichte auf den Norden hinweist! Was Lichtsymbolik in orientalischen Riten ist, muß ursprünglich — und das ist nun auch sprachlich und kulturhistorisch so gut wie nachgewiesen — aus dem Norden stammen. Natürlich ist das Ursprüngliche im Lauf der Zeit stark abgewandelt worden, sodaß es als Kern oft kaum noch zu erkennen ist. Wir werden uns aber niemals sehr stark irren, wenn wir folgendes annehmen: Wo immer das Feuer, das Licht als Böses angetroffen wird, ist die Vorstellung autochthon im Süden, wo dagegen das Licht als Gottheit, und zwar als gütige Gottheit, auftritt, ist die Vorstellung autochthon nordisch. Wenn in den homerischen Gesängen Apollo, als eine Art Sonnengott mit seinen Pfeilen die Pest bringt, so ist das ein orientalischer Bestandteil seines Mythos, nur da, wo er der segensreiche Lichtbringer ist, treten nordische Bestandteile seines Wesens auf.

Meiner bescheidenen, auf dem ernsten Studium von vielen Jahren beruhenden Ansicht nach wird die Verwendung alles dessen, was uns Mythen und Sagen, Mysterien und älteste Himmelskunde berichten, für die Erforschung der Urkulturen der Wissenschaft Wege weisen, auf denen sie in der Zukunft die allergrößten Erfolge zu verzeichnen haben wird. Aber auch der Laie hat berechtigtes Interesse, diese Dinge mehr kennen zu lernen, als das bis jetzt der Fall ist. Er wird zu ganz anderen und meiner Ansicht nach richtigeren und tieferen Vorstellungen gelangen



Abb. 388
Rückseite des Mithrareliefs von Heddernheim
Museum Wiesbaden

und ein Staunen vor der Erlebenstiefe ältester Zeiten wird ihn überkommen, jenes Staunen, das die Mutter der Weisheit genannt werden kann und das uns durch die verhängnisvolle Arbeit fanatischer Materialisten fast ganz abhanden gekommen ist.

Das große Fest der Mithrareligion war der 25. Dezember, die Geburt des Lichtes. Das war nicht etwa eine Nachahmung christlicher Gebräuche, sondern umgekehrt: die Festsetzung des Geburtstages Christi auf die Nacht 24./25. Dezember durch die Christen war eine Anlehnung sowohl an germanischen als auch an mithräischen Kult, die ja beide viel älter sind als das Christentum und die Geburt des Lichtes schon Jahrtausende vor dem Christentum feierten.

Schon die starke Betonung des Lichtes, auch in der militarisierten Form des Mithrakultes bedeutete für die Germanen etwas durchaus Verständliches, gewissermaßen Heimatliches und diente sicher dazu, sie dem Kult geneigt zu machen. Seit dem Jahre 148 war der Mithrakult die Religion der römischen Legionen an der germanischen Grenze. Die Mithräen, also die Kultstätten der Mithrareligion, dehnten sich vom Schwarzen Meere bis nach Schottland und in Afrika bis zur Grenze der Sahara. Über Dacien und Pannonien drang der Mithrakult donauaufwärts. Gelegentlich finden wir, weit von Pannonien entfernt, die Reliefs aus pannonischem Marmor geschnitten. Die meisten Mithräen hat man auf deutschem Gebiete gefunden, hier auch die schönsten Reliefs.

Im wesentlichen sind es folgende, die uns am besten erhalten sind:

Drei Mithräen nördlich Frankfurt beim Dorfe Heddernheim, in der alten civitas Taunensium. Drei weitere bei Friedberg in Hessen. Eines in Wiesbaden und in dessen Umgebung. Am Limes befanden sich mehrere Kastelle, die für ihre Garnisonen die typische Mithra-Krypta hatten, so etwa in Stockstadt, Groß-Krotzenburg, Oberflorstadt an der Nidda, in Butzbach, auf der Saalburg (einem nicht richtig rekonstruierten römischen Lager in der Nähe von Wiesbaden), in Alleburg-Heftrich im Taunus. Ferner Mithräen den ganzen Rhein entlang (Abbildung 389) von Basel, über Straßburg, Mainz, Neuwied, Bonn, Köln, Dormagen und weiter nach Norden. In Genf hat ein römischer Soldat einen Altar dem deo invicto, also Mithra, geweiht. Spuren des Mithrakultus finden sich in der Schweiz und im französischen Jura. In Saarburg hat man ein Mithräum aus dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gefunden. Zwischen Metz und Mainz ist eines bei Schwarzerden entdeckt worden. In Trier dagegen nur Spuren. Hier wütete das Christentum besonders scharf gegen den verhaßten Kult des Mithra. Auch im Maastal, nicht weit von der Straße von Köln nach Bavay, finden sich Spuren. Weit nach Gallien hinein erstreckte sich der Kult. In Boulogne sind zwei Figuren aus dem Kult gefunden, in London ist ein großer Mithräum ausgegraben worden. Mehrere andere Plätze in England enthielten Mithräen.



Abb. 389
Aus dem Mithräum von Gimmeldingen
Historisches Museum der Pfalz, Speyer

Ja, noch in der Renaissancezeit befand sich wohlbehalten ein Mithräum in einer Grotte des römischen Kapitols. Das Altarbild, besonders schön und gut erhalten, steht heute im Louvre in Paris.

Wir können uns in diesem Buche auf die Spezialdeutung der verschiedenen Mithrabilder, die wir bringen, nicht einlassen. Das würde entweder sehr viel Vorkenntnisse unserer Leser in Mysteriendingen voraussetzen oder aber außerordentlich viel Raum beanspruchen. Im wesentlichen sind unsere Leser ja orientiert.

Von ganz besonderem Wert ist ein Fund, den wir auf unserer Abbildung 390 wiedergeben. Es ist die Geburt des Mithra aus dem Felsen dargestellt. Wie in allen Mysterien geht die Geburt des Lichtes aus einem finsteren Raum einer Grotte, einer Höhle oder einem Stall vor sich. Die Geburtslegende Christi schließt sich da ganz einwandfrei dem Mysteriengebrauch an. Auf unserer Abbildung steigt der junge Mithra aus dem Dunkel des Felsens, symbolisch aus der Lichtlosigkeit des rein Materiellen hervor. Er ist umgeben vom Tierkreis, dessen Mittelpunkt er bildet. Hier also die Parallele zum Sonnensymbol. Die Geburt wird nicht nur von den vier in den Endpunkten eines nicht mehr selbst sichtbaren Malkreuzes

stehenden Genien erwartet, sondern auch von den drei symbolischen Tieren Vogel, Schlange und Hund. Als Beherrscher der menschlichen Seele trägt Mithra die Erdkugel.

Noch viel deutungsreicher ist die sogenannte Jupiter-Dolichenusplatte aus Heddernheim. Hier ist alles gemischt, was nur gemischt werden kann. Wir wollen nur (Abbildung 391) auf den Gott hinweisen, der über dem Stier steht. Er trägt in der einen Hand den doppelten Dreizack des Neptun (Poseidon), der hier die Blitze des Jupiters ebenso darstellt, wie er eine stilisierte Lebensbaum-Hieroglyphe ist. Alle drei Bedeutungen kommen ja vom gleichen atlantischen Ursprung.



Abb. 390
Die Felsgeburt des Mithra
Provinzialmuseum Trier

In der anderen Hand hat der Gott die heilige kretensische Doppel-Axt, die, wie wir wissen, zum Kultsymbol gewordene Malkreuz-Hieroglyphe aus nordisch-atlantischem Kultkreise. Es ist der Gott also ein südgermanischer Donar, dem nordgermanischen Thor entsprechend mit Thors Hammer und der zum Blitzebündel verwandelten Lebensbaumhieroglyphe, einerseits römisch zu einem Jupiter in Beziehung gebracht, andererseits mithräisch zu einem



Abb. 391
Die Jupiter-Dolichenus-Platte aus Heddernheim
Museum Wiesbaden

halben Mithra gemacht, ein klares Bild der religiösen Vermischungen und Verwischungen des kaiserlichen Roms. Dazu kommt noch die ägyptische Form des Ganzen. In der unteren Reihe wird das nun schon geübte Auge unserer Leser sofort in den lilienartigen Gebilden, die die beiden Männer in den Händen tragen, die Mensch-Hieroglyphen nordisch-atlantischer Herkunft herauslesen können. Über den Köpfen tragen die Männer aber Mond und Venus in allegorischen Figuren, während die Sonne in der Spitze der obeliskenartigen Platte steht. Auf dem Auferstehungshunde steht eine Gottheit mit zwei Kultgeräten in den Händen.

Daß mithräische Gedankengänge vielleicht auch in den Norden vorgedrungen sind, zeigt uns endlich noch unsere Tafel 68. Sie bringt einen Teil des berühmten Silber-Kessels von Gudestrup. Wenn wir seine Herstellung in das 4. Jahrhundert nach Christi Geburt schieben wollen — man schwankt in der Zeit



Tafel 75
Schlitten aus dem Osebergfund. Mitte des 9 Jahrhunderts
(Universitäts-Altertumssammlung Oslo)

vom 2. bis 4. Jahrhundert —, s o k a n n ein Teil seiner symbolischen Darstellungen mithräisch beeinflußt sein. Wir sehen dann den getöteten Stier, einen unbeholfen gezeichneten Mithra darüber und können auch Hund und Schildkröte kultisch ohne jeden Zwang einordnen.

Das obere Bild wäre dann Mithra selbst und rechts und links von ihm Eingeweihte verschiedener Grade. Namentlich der links stehende ist ersichtlich jener Grad, der „Leontina" genannt wird, indem der Eingeweihte symbolisch den Löwen erdrosseln muß, den Löwen des Egoismus und der bösen Triebe. Ich will aber nicht so weit gehen zu sagen, daß es so sein m u ß. Es ist nicht unmöglich, daß der Künstler hier einen alten Sonnenmythos hat darstellen wollen, daß hier Übergänge der Weltzeitalter aus dem Elch- über das Stier- in das Widderzeitalter mitspielen und der Stier hier als astrales Symbol gefaßt ist. Endlich ist es denkbar, und das wäre am interessantesten, daß hier ein Mythos unabhängig von der späten Mithrakultentwicklung gebracht ist, der mit dem Mithrakult ursprünglich zusammenhängt. So also, daß der Mithrakult sich aus jenen Elementen einst zusammenfügt, die im Norden mythisch gegeben waren und in dem Silberkessel dargestellt sind. Wir müssen uns an dieser Stelle mit dem Gesagten begnügen.

Nur das eine mag noch hinzugefügt werden, daß sich der Mithrazismus, nicht nur wegen seiner arischen Herkunft, sondern auch, weil die Germanen viel für einen in die Schlachten mitziehenden Gott (vgl. Tacitus Germania) für einen siegreichen, tapferen Gott seelisch zur Verfügung hatten, mit dem germanischen „Heidentum" auf die Dauer gut vertragen und vielleicht sogar zu einem neugermanischen Mithrazismus sich gewandelt hätte, wenn eben nicht das Christentum römische Staatsreligion geworden wäre.

Das junge Christentum erkannte diese Gefahr des Mithrazismus, leicht eine Volksreligion werden zu können, überall wo es mit ihm zusammenstieß, und darin liegt der Hauptgrund, warum das Christentum in dem Augenblick, in dem es zur Herrschaft gelangte, also nach Kaiser Konstantin, den Mithrakult mit besonderem Fanatismus ausrottete und seine Kultstätten verwüstete. Wären diese oberirdisch gewesen und hätten die Form von Tempeln gehabt, so wären wohl nur noch Spuren auf uns gekommen. So aber waren die Kultstätten der Mithrareligion unterirdische Hallen, bei denen man sich nach leichterer innerer Zerstörung wohl mit dem Verschütten begnügte und damit sehr gegen seinen Willen manches Mithrabild der Nachwelt erhielt.

Auch das Christentum kam durch römischen Einfluß nach Germanien. Hier waren es wohl mehr Kaufleute und Sklaven, als Soldaten, die Träger des neuen Kultus waren. Auch von Gallien her kam eine Welle. Denn die Rheingegend stand in Handelsverkehr mit Lyon, Marseille und anderen gallischen Städten, und so mag es richtig sein, wenn der Bischof Irenäus von Lyon, ein Grieche, berichtet, daß schon im Jahre 185 rheinische, wenn auch sicher noch ganz kleine Christen-

gemeinden bestanden. Diese Gemeinden können wir als die ersten in ganz Germanien ansprechen. Die ersten bekannt gewordenen Bischöfe von Trier, Eucharius, Valerius und Maternus lebten in der zweiten Hälfte des 3. und ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts.

Während hier das Christentum sich ganz langsam ausbreitete, blieb Germanien selbst noch lange Zeit heidnisch, wir finden noch im 10. Jahrhundert einzelne heidnische Gruppen. Dagegen haben die wandernden Germanen in großem Umfange und relativ früh das Christentum angenommen, allerdings das als ketzerisch geltende arianische. Wir wissen, daß die Westgoten und die Ostgoten schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts arianische Christen wurden. Ihnen folgten, ebenfalls arianisch, die Burgunden, Vandalen und Langobarden.

Wir haben im vorhergehenden Kapitel festgestellt, daß der Frankenkönig Chlodovech (Chlodwig) das Christentum, und zwar das der römischen Staatsreligion, also das athanasianische, nach seinem Siege über die Alamannen im Jahre 496 annahm. Man darf sich aber hiebei nicht vorstellen, daß dies ein aus religiösem Bedürfnis hervorgehender Akt gewesen war. Von Religion war da keine Rede. Es war das lediglich eine politische Maßnahme, um als rechtmäßiger Herrscher im zerfallenden Weltreich zu gelten. Das Christentum dieser Franken, wie auch einer Reihe von anderen germanischen Stammesfürsten, die aus den gleichen Gründen wie Chlodovech Christen geworden waren, blieb eine rein äußerliche Formsache. Man liebte die Religion gar nicht und benahm sich beispielsweise am merovingischen Hofe und beim Adel der Franken ebenso zügellos wie in Rom selbst. Das sterbende Rom hatte seine Giftstoffe noch unter seine Nachfolger verspritzt. Das Innere Germaniens hielt sich mit Abscheu von diesem Christentum entfernt, das schon im 5. und 6. Jahrhundert geradezu entsetzliche Verfallserscheinungen zeigte. Die Mißstände innerhalb der Kirche, wie sie am Rhein in diesen Zeiten auftraten, versprachen eigentlich ein baldiges Absterben der ganzen christlichen Bewegung.

Da aber kamen energische Reformen von Rom und eine germanische christliche Missionstätigkeit, die von den Angelsachsen, Iren und Schotten ausging und sich auf ein klösterliches Gemeinschaftsleben stützte. Die Iren hatten durch Patricius, der 373 als Sohn eines Diakonus geboren war und als junger Mensch von Seeräubern nach Irland entführt wurde, wo er, einem Häuptling verkauft, dessen Schweine hütete, das Christentum erhalten. Patricius war sechs Jahre Sklave, und dann machte er sich zur Lebensaufgabe, das irische Volk zu bekehren, was ihm auch gelang. Die Pikten wurden erst im 6. Jahrhundert durch Columban bekehrt. Etwas später, noch gegen Ende des 6. Jahrhunderts, wirkte Erzbischof Augustin von Canterbury aus bei den Angelsachsen. Die Briten selbst waren schon seit langem Christen. Von den britischen Inseln aus gingen die großen Mis-



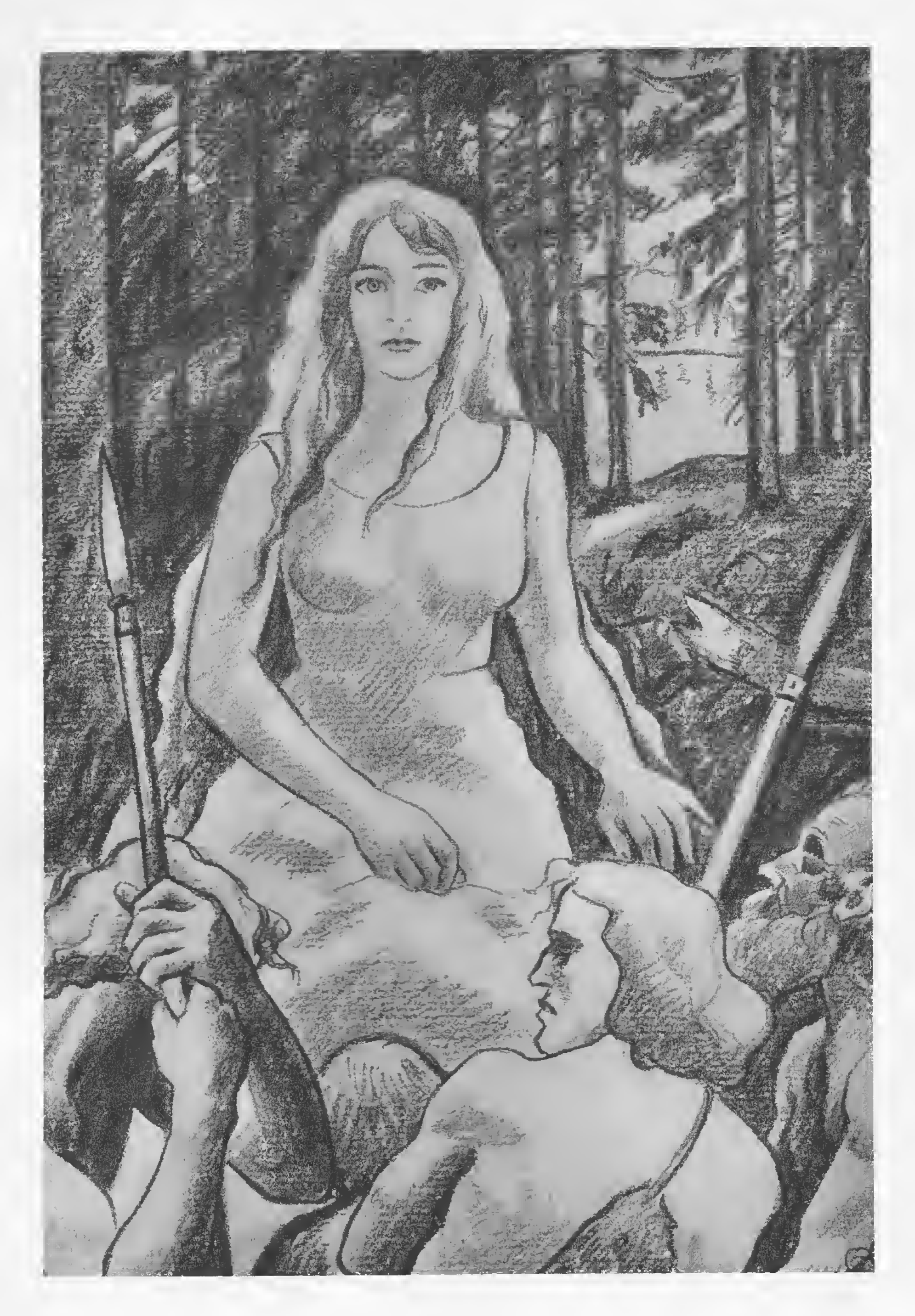
Abb. 392
St. Gallus gründet seine Kapelle
(Volkstümliche katholische Darstellung)

sionare nach Germanien. Es waren das Columbanus, der zuerst unter den Franken, dann unter den Alamannen wirkte und endlich bei den Langobarden, Gallus, der in der Schweiz am Flüßchen Steinach eine Kapelle gründete, die sich zum späteren Kloster St. Gallen entwickelte, ließ sich bei Bregenz nieder (Abbildung 392). Der Irländer Kilian wurde der Apostel der Franken und Thüringer, Emmeran, der der Bayern (gründet das Kloster Regensburg) und die größte Missionarsfigur, Bonifatius, arbeitete am organisatorischen Aufbau der Kirche im gesamten Germanien (Tafel 69).

Daneben sind eine ganze Reihe anderer zu nennen. Alle haben in der christlichen Literatur ihre Stelle gefunden, und es werden Bekehrungsgeschichten da berichtet, die vom objektiven Leser mit der größten Reserve aufgenommen werden müssen. In diesen Geschichten sind die Heiden in der Regel wahre Teufel, und wenn sie das nicht sind, dann sind es rüpelhafte Halbwilde. Davon war natürlich gar keine Rede. Auch die Religion der Germanen wird ganz falsch geschildert. Die missionierenden Leute waren in tieferen Aberglauben verstrickt als die, denen sie die Befreiung vom falschen Glauben bringen sollten, und vor allem, sie waren in Kenntnis fremder Religionen so ungebildet und nur so ausschließlich christlich theologisch geschult, daß sie die heidnischen Kulte gar nicht verstanden und das ungereimteste Zeug über diese verewigten. Gewiß waren die Missionare von der Richtigkeit ihres Glaubens überzeugt, und sie starben gerne und tapfer für diesen ihren Glauben. Es waren große Persönlichkeiten von idealem Sinn, aber alles das kann nicht verhindern, daß sie das Heidentum ganz falsch gesehen haben und daß diese ihre Ansicht heute noch vorherrscht und das Verständnis für germanische Religion erschwert.

Daß ihr Christentum sonderbar war, geht aus vielen Bekehrungsgeschichten hervor. So war der an sich unsympathische, gewalttätige Columban einmal am Westende des Zürichsees im Bezirk March des heutigen Kantons Schwyz in einem Orte, wo heute der See nicht mehr hinreicht. Da wurde er von den dort lebenden Heiden nicht sehr freundlich empfangen. Allerdings war er sehr gewalttätig gegen ihre Heiligtümer vorgegangen. Und da verjagten sie ihn, was man ihnen wiederum vom ganz objektiven Standpunkt aus gar nicht verübeln kann. Columban aber betete daraufhin, nach rein christlicher Quelle, folgendermaßen: „O Gott, in dessen Hand die Herrschaft über den ganzen Erdkreis liegt, laß dieses Geschlecht am eigenen Leibe spüren, was sie Deinen Dienern ruchloserweise antun wollen. Ihre Kinder sollen zugrunde gehen, und wenn sie älter werden, soll sie Blödheit und Wahnsinn packen. Von Knechtschaft bedrückt sollen sie im Elend ihre Schmach erkennen, und ihre Ungerechtigkeit falle auf ihr Haupt."

Wir sehen daraus, daß dieses Christentum eine rauhe und wenig dem Sinne Christi und seiner Liebe entsprechende Angelegenheit war. Ähnliche Fälle sind dutzendweise aus den Bekehrungsgeschichten zu finden.



Tafel 76
Veleda, die Prophetin der Brukterer
Zeichnung von Karl Sigrist, Stuttgart

Andererseits herrschte größter Aberglaube bei den mit den Missionaren einreisenden Priestern und im Kreise der jungen Christen. Es werden da stets Wundergeschichten erzählt, die viel weiter sich von einer vertieften Gottesvorstellung entfernen als das je bei den alten germanischen Kulten gefunden werden kann.

Wie haben sich die Christen aufgehalten über die alte gute Sitte der heidnischen Norweger, die, wenn sie nach Island fuhren, die Hochsitzpfeiler ins Meer warfen, um die beste Stelle der Landnahme zu finden. Das war heidnisch und schlimm natürlich! Aber die gleichen Christen haben das gleiche getan. Hören wir, was die christliche Geschichte des Heiligen St. Gallus berichtet: Als der Heilige, der nun wirklich ein heiliger und ganz besonderer Mann von wahrem christlichem Sinne war und alle weltlichen Ehrungen stets ablehnte, gestorben war, sollte er in Arbon am Bodensee, der Stadt seines Todes, beerdigt werden. Als man aber die Leiche zum Grabe führen wollte, erwies es sich, daß sie auf keine Weise vom Platze zu bewegen war. Als die Leute sich darüber besprachen, daß man den Sarg nicht fortbewegen könne, sprach der Bischof von Konstanz, Johannes: „Wahrhaftig, ich erkenne, daß diese Grabstätte meinem Meister Gallus nicht genehm ist." Und er befahl dem Priester, zwei ungezähmte Pferde von der Weide bringen zu lassen. Man zäumte die Pferde nun auf und spannte sie vor den Sarg. Der Bischof betete mit den Geistlichen und dem Volke zum Herrn und sprach: „Allmächtiger Herr und Du, Gottes Sohn, Jesus Christus, aus Liebe zu Dir und zu Deiner Ehre hat dieser Mann Gottes sein Vaterland verlassen, um Deine Gebote zu befolgen. Laß nun seinen Körper von diesen ungezähmten Pferden an die Stelle bringen, die Dein Wille für seine Ruhe ausersehen hat."

Die Pferde liefen dann geradewegs mit dem Sarg zu der Zelle des heiligen Gallus.

Hier sehen wir altes Heidentum im christlichen Gewande und sogar die wissenden Pferde Wodans spielen noch ihre bedeutsame Rolle.

Wenn es Heiden getan haben, wird so etwas in der frühchristlichen Literatur stets als teufelsmäßiges Verbrechen behandelt, wenn es Christen tun, ist es ein Wunder Gottes. Vor diesem zweierlei Maß wird der objektiv die Bekehrungsgeschichten Lesende sehr verdachterfüllt.

Auf die Germanen selbst aber wirkten Nachahmungen ihrer Gewohnheiten überzeugender als etwas ihnen ganz Fremdes.

Um an einem Beispiel die Art dieser ersten Missionierungen zu zeigen, sei aus einer umfangreichen Geschichte des Bonifatius und aus den Briefen, die er mit dem damaligen Papste wechselte, ein kurzer Überblick seines Wirkens gegeben.

Wir können diesen Überblick natürlich nicht für jeden der Missionare schreiben, denn das würde viel zu weit führen und wäre auch unnötig, da wir ja nicht eine Geschichte der Kirche in Germanien schreiben, sondern eine psychologische knappe Darstellung der Aufnahme christlicher Ideen im germanischen Volke geben wollen.

Das Leben des Bonifatius ist dargestellt in dem Werke eines einfachen Mönches, Willibald, der es im Auftrage der Bischöfe Lull von Mainz (753 bis 786) und Megingoz von Würzburg (757 bis 785) in Buchform niederlegte. Bonifatius hatte diesen Namen erst als Ehrung durch den Papst erhalten. Er hieß Wynfried und war 680 in Crediodum (Kirton) in Devonshire geboren. Es war eine angesehene adelige Familie der er entstammte, aber königliches Blut rollte nur der Sage nach in ihm. Damals gab es in England noch keine Diözesaneinteilung, sondern die Geistlichen predigten und amtierten im Umherreisen. Wynfried zeigte schon als Kind Neigung zum geistlichen Beruf. Als er sechsjährig den Wunsch äußerte, Mönch werden zu wollen, war sein Vater sehr aufgebracht. Er wollte gar nichts davon wissen und erst als er in ein langes Siechtum fiel, wurde er nachgiebiger und sandte den Knaben in das Kloster Adescancastre (Exeter). Das war 686. Der kleine Wynfried wurde vom Abt Wulfhard im Kloster behalten. Er war ein sehr fleißiger Schüler. Als Jüngling kam er in das Kloster Nuthscelle in Southamptonshire zu dem berühmten gelehrten Abt Wynberth, wo er sich wie sein Biograph schreibt, auszeichnete, „durch tiefe Kenntnis der heiligen Schrift, durch seine Gewandtheit in der grammatikalischen Kunst und durch seine Fertigkeit im gediegenen Baue wohlklingender Verse". Namentlich aber auch verstand er die „dreifache Auslegung des geistlichen Verständnisses". Bald wurde er Lehrer und genoß des Rufes vollendeter Frömmigkeit und Keuschheit. Er besaß große Beredsamkeit. Mit dreißig Jahren etwa erhielt er die Priesterweihe, die nach angelsächsischem Kirchenrechte nicht vor dem dreißigsten Jahre, in dem auch Christus erst sein Lehramt angetreten hatte, verliehen werden durfte. Eine sehr weise Maßregel!

Er trank keinen Wein und kein berauschendes Getränk. Seine große Laufbahn begann er mit einem diplomatischen Auftrag des Königs In von Wessex (688—725) den er zur großen Zufriedenheit beim Erzbischof Berchtwald von Cantuaria (Canterbury) erledigte.

Und nun sehnte er sich nach einer ganz großen Aufgabe im Auslande. Der Abt war zunächst dagegen, aber endlich gab er nach, stattete den jungen Mönch reichlich mit Reisegeld aus und ließ ihn, von zwei oder drei Brüdern begleitet, im Jahre 716 ziehen. Bonifatius kam wie der Chronist schreibt „nach der Durchwanderung unermeßlicher Länderstrecken nach Lundenwich (London) einen Ort, wo sich ein Markt für Handelsgegenstände befand". Von dort ging es mit Schiff nach Dorstat in Friesland. Bonifatius kam in eine politisch recht bewegte Zeit. Der Friede zwischen Radbod, dem Friesenfürsten und den Franken, der durch Heirat Grimoalds eines Sohnes Pippins mit Teutsinde, der Tochter Radbods geschlossen worden war, zerbrach nach dem Tode Grimoalds und Pippins (714). Radbod wollte sich unabhängig machen, während im Frankenreiche Erbstreitigkeiten ausgebrochen waren und wollte das ihm von den Franken mit militärischen Mitteln aufge-

zwungene Christentum abschütteln. Er drang mit seinem Heere bis Köln vor, wurde aber auf seinem Rückmarsch von Karl Martel bei Stablo angegriffen und geschlagen.

Bonifatius verzichtete zunächst darauf, den Friesen zu predigen, sondern hatte eine Zusammenkunft mit Radbod in Trehct (Utrecht), die aber keineswegs günstig für Bonifatius verlief. Er blieb noch eine Zeit lang als Beobachter in Friesland und kehrte dann unverrichteter Dinge in sein Kloster zurück, wo er die Jahre 716 bis 18 weilte. 717 scheint er nach dem Tode des Abtes selbst eine Zeit lang Abt gewesen zu sein. Als aber der Bischof von Winchester, Daniel, einen geeigneten Pater als Abt des Klosters ausfindig machte, ging Bonifatius wieder auf Reisen. Er fuhr im Herbst 718 erneut über London und landete bei Etaples an der Mündung der Cache, wartete dort die Ankunft weiterer Reisender ab, um die gefährliche Tour durch Europa nicht allein machen zu müssen und setzt dann die Reise gemeinschaftlich mit diesen fort. Sie führte im Winter über die Alpen nach Rom. Die Reisenden entgingen wie der Chronist meldet „der boshaften Wildheit des Soldatenstolzes" im christlichen Franken und begegneten einem „milderen Benehmen bei den Langobarden". Dann hatte Bonifatius eine Audienz beim Papste Gregorius II., in der er wohl die Richtlinien seiner weiteren Tätigkeit erhielt. Im Mai 719 verläßt er Rom mit dem Auftrag „die äußerst wilden Völker Germaniens zu besuchen und zu sehen, ob die unangebauten Ackerfelder der Herzen, wenn man sie mit der Pflugschar des Evangeliums pflüge, den Samen der Predigt aufzunehmen geneigt seien."

Wie hoch steht nun aber das Christentum selbst eines so bedeutenden Mannes wie Bonifatius, rein religiös gesprochen, über der götzenlosen Lichtreligion unserer germanischen Ahnen? Es steht keineswegs höher. Auch Bonifatius war schon vollkommen im Reliquienaberglauben versunken, nimmt ganze Ladungen dieser auf seine Reise mit, vertraute auf deren Wunderkraft und gedachte mit diesen Dingen großen Erfolg bei den „tiefstehenden Heiden" zu haben. (Vgl. auch Tafel 55.) Er ging zunächst zum Langobardenkönig Liutprand, den er, wie es in der Chronik heißt „durch reiche Gastgeschenke besänftigte" und dann nach Bayern. Hier aber waren die schon christlich gewordenen Fürsten offenbar nicht mit dieser päpstlichen Legation ganz einverstanden und Bonifatius wandte sich nach Thüringen. Der Biograph versteht unter Thüringen das ganze Gebiet nördlich Bayern zwischen den Franken, den Sachsen und der Saale. Hier erzählt uns der Biograph, daß schon lange das Christentum eingezogen war, aber auf sehr tiefer Stufe stand „durch die Roheit und Unbildung der einheimischen Priester". Außerdem hatten die heidnischen Sachsen das Land vor kurzem erobert, so daß Bonifatius einsehen mußte, daß hier nichts für ihn auszurichten war. Er begab sich zu den am Rheine wohnenden Franken und erfuhr hier, daß der Friesenkönig Radbod 719 gestorben sei. Den südlichen Teil des Friesenlandes hatte schon Karl Martel den Franken unter-

worfen. Hier wirkte seit 690 Willibrord, der seit 714 auf Wunsch Pippins Erzbischof von Utrecht war. Bonifatius trat als Gehilfe in den Dienst des 80jährigen und weilte 3 Jahre bei ihm. Seine Tätigkeit bestand zum großen Teil darin, daß er unter dem Schutz fränkischen Militärs die heiligen Stätten unserer Ahnen zerstörte und christliche Bethäuser an ihrer Stelle errichtete. Der alte Willibrord wollte ihn zum Bischof machen, aber Bonifatius weigerte sich die Würde anzunehmen, sei es aus Bescheidenheit, da in der Regel fromme Priester es ablehnten, vor dem 50. Jahre Bischof zu werden (in Analogie zum 4. Buche Mosis Kap. 8, 25), sei es, weil er lieber direkt dem Papste unterstellt blieb. Dann ging Bonifatius nach Hamelburg an der fränkischen Saale, wo er ein Kloster erbauen ließ. Auch hier traf er auf ein in das Heidentum wieder zurückgefallenes Christentum. Er scheint nun seine Ansichten in sehr freier Weise nach Rom berichtet zu haben, denn der Papst rief ihn nach Rom und ließ ihn dort seine Glaubensauffassung schriftlich niederlegen. Nachdem dies geschehen war, wurde Bonifatius vom Papst zum Bischof geweiht. Bei dieser Gelegenheit erhielt er auch, am 30. November 723, den Ehrennamen Bonifatius. Über den Hof Karl Martels reiste er nach Hessen. Dort erzählt der Chronist „opferten manche verstohlen, andere befaßten sich heimlich oder öffentlich mit Vorherverkündigungen und Wahrsagungen und Zaubereien und Beschwörungen und wieder andere achteten auf Vogelschau und Zeichendeutung und beobachteten verschiedene Opfergebräuche". Das war natürlich alles höchst verwerflich und niedrig, sobald es von einem Heiden getan wurde, sobald es aber von den Christen selbst in dieser oder ähnlicher Form getan wurde, waren es Wunder und Beweise göttlichen Beistandes. Hier fällte Bonifatius, wiederum unter entsprechendem Schutze, die alte Donarseiche, die der Biograph eine Jupitereiche nennt, zu Geismar, was einen gewaltigen Eindruck auf die zusehenden Heiden gemacht haben soll (Abbildung 393). (Die Totenköpfe im Baum sind Phantasie des Zeichners!) Die Heiden hätten wohl nicht nur zugesehen, wenn sie nicht eben durch die Soldaten ihrer christlich gewordenen Fürsten in Schach gehalten worden wären. Das war im Jahre 724. Bonifatius errichtete aus dem Holz der Eiche ein Bethaus. Man mag sich vorstellen, welch heißer Schmerz in den Seelen der Germanen aufstieg, als sie sahen, daß, beschützt von den eigenen Fürsten, sich Diener eines fremden Kultus an den heiligsten Gegenständen vergreifen durften. Vielleicht haben auch die Einfacheren unter dem Volke erwartet, daß sich das Donar nicht gefallen lasse und als nichts darauf erfolgte, mochten sie wankelmütig im Glauben geworden sein. Das Gewaltverfahren des Bonifatius hatte somit eine wohlerwogene und wirksame psychologische Grundlage. Daß es gar nicht mehr mit der Methode Christi selbst übereinstimmte, daran dachte wohl niemand im Eifer der Handlung. Bonifatius wendet sich mit der Bekehrung im eigentlichen Sinne des Wortes selten oder fast nie an das Volk, sondern stets an die Fürsten und Einflußreichen. Das Christentum in Germanien



Tafel 77

Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

(Phot. Verlag Christof Müller, Nürnberg)



Abb. 393
Bonifatius fällt die Donareiche (Aus Scherrs Germania)

kam nicht wie ursprünglich als eine frohe Botschaft aus den Kreisen der Ärmsten, der Hirten, Zöllner und Sünder, sondern es kam von oben herunter, auf Grund machtpolitischer Erwägungen oder praktischer Überlegung. Dadurch wurde es auch in seinem Wesen gegenüber der Lehre des Herrn selbst verändert. Es kam da schon in Thüringen zu Mord und Totschlag aus Religionsgründen. Die fränkischen Herzoge wollten das Christentum gewaltsam einführen, stießen hierbei auf heftigen Widerstand; es kam zu blutigen Aufständen, bei denen mehrere fränkische Führer fielen.

Zwischen 724 und 727 baute Bonifatius ein Kloster bei Orthorp (Ohrdruf), wo sich dann bald eine Stadt entwickelte (Abbildung 394). Sein Ruhm begann sich auszubreiten. Aus Britannien kamen viele Missionare, Mönche, die als Lehrer wirkten, Klöster und Klosterschulen gründeten und heilige Bücher abschrieben. Wir haben aus irischen Quellen wunderbare Miniaturen in diesen heiligen Büchern, unter denen das Kloster St. Gallen große Schätze birgt. Wir bringen auf den beiden Tafeln 21, 63 und 67 einige besonders schöne Beispiele. Die Kreuzminiatur zeigt ein reizvolles Ornament, das noch die Elemente des germanischen Tierornamentes aufweist, und feinen Sinn für die Farbe. Die Miniaturen mit den Evan-

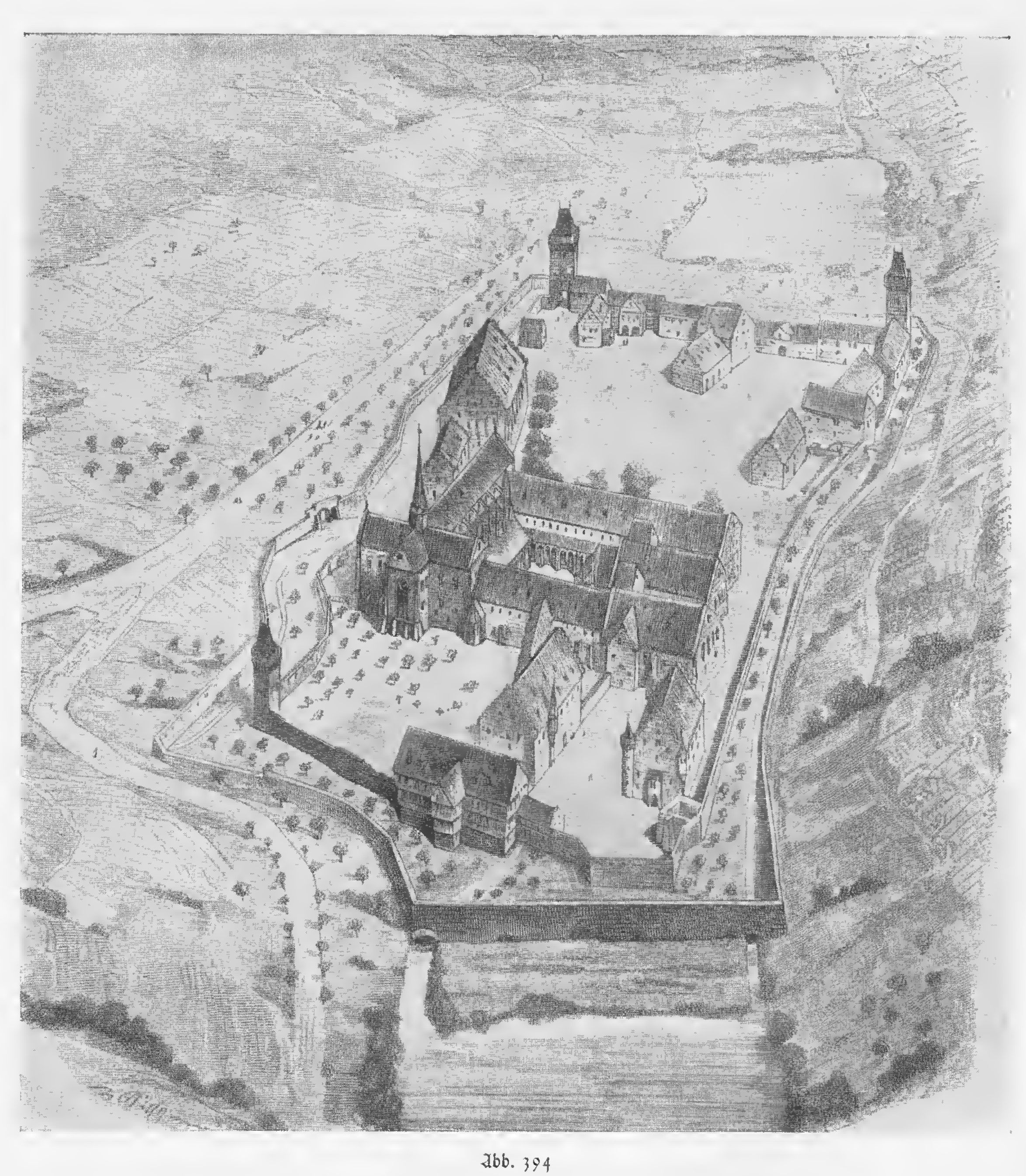


Abb. 394
Das alte Kloster Maulbronn als Beispiel einer mittelalterlichen Klosteranlage
Aus Scherrs Germania

gelisten aber zeigen in gleicher Weise, daß die Kunst der Menschendarstellung noch nicht weit gediehen war.

Bonifatius schreibt 732 wieder nach Rom, um die „Erneuerung des Freundschaftsbündnisses mit Gregor III." zu erlangen, der einstweilen Papst geworden war. Es war dies die Aufnahme in die römische Brüderschaft, die ihm Gregor II. gewährt hatte. In dem Schreiben, das Gregor III. an Bonifatius richtet, sind eine Reihe von Vorschriften enthalten, die recht deutlich die Gesamtsituation erhellen und daher hier erwähnt werden sollen. Der Papst schreibt:

„Unter anderem hast Du auch beigefügt, daß mancher das wilde, die meisten aber das zahme Pferd essen. Dieses lasse, heiligster Bruder, künftig in keiner Weise geschehen, sondern verhindere es auf jede der mit Christi Beistand möglichen Weise und lege ihnen eine angemessene Buße auf. Denn es ist unrein und abscheulich."

Deshalb war es unrein und abscheulich, weil es das heilige Tier unserer Ahnen war und bei den heiligen Gastmahlen, zu denen die Gottheit symbolisch geladen wurde, als Speise diente. Wie sehr schlecht es um die christlichen Priester bestellt war, geht aus einer anderen Stelle des Papstbriefes hervor. Da heißt es: „Auch gebieten wir, daß diejenigen, welche zweifeln, ob sie getauft sind oder welche von einem auch dem Jupiter schlachtenden und Opferfleisch essenden Priester getauft sind, nochmals getauft werden."

Bonifatius errichtete, erfreut über die Anerkennung, die der Papst seinem Wirken spendete, zwei Kirchen, eine zu Frideslare (Fritzlar), dem Petrus geweiht, und eine zu Hamanaburg (Amöneburg in Oberhessen), dem Erzengel Michael geweiht. Mit den Kirchen verband er zwei Klöster.

Dann reiste er 736 in das Land der „Baguarier" (Bayern) und trat hier nun als päpstlicher besichtigender Legat auf. Er bekämpfte den Irrglauben und stieß einen sonst unbekannt gebliebenen geistlichen Würdenträger, Eremwulf, aus der Kirche aus. 737 kehrte er wieder nach Thüringen zurück. Im Herbst 738 ging er, von vielen Schülern begleitet, zum dritten Male nach Rom. Er war einstweilen 58 Jahre alt geworden. Er war bis Spätsommer 739 dort und begab sich dann noch einmal nach Bayern, wo ein Herzog Odilo die vollkommen verwilderten Kirchenverhältnisse zu ordnen trachtete. Bonifatius teilt das Land in vier Sprengel ein und setzte an die Spitze jedes Sprengels einen Bischof. Es waren das:

Johannes in Salzburg. Das Bistum war schon 696 gestiftet, hatte aber, als Bonifatius es besuchte, keinen rechtmäßig ordinierten Bischof. 798 wurde es Erzbistum.

Erembrecht in Freising. Auch dieses Bistum bestand schon. Es war 718 von Corbinian gestiftet worden. Erembrecht war ein Bruder des Corbinian.

Gaibald in Regensburg, das auch schon lange gestiftet war. Gaibald war der zehnte Bischof von Regensburg.

Vivilo in Passau. Hier war Neuland. Die Stadt war bei einem Hunneneinfall im Jahre 738 vollkommen zerstört worden.

Bonifatius ging wieder nach Hessen und Thüringen. Im Jahre 741 starb Karl Martel. Bonifatius war Erzbischof geworden, und durch seinen Einfluß wurde nun auch bei den Franken die Synodaleinrichtung „nach der Angabe der rechtgläubigen Väter umgestaltet". Es scheint in dem Frankenvolke, das mit Feuer und Schwert das Christentum allen Nachbarn aufdrängte, sehr wenig christlich zugegangen zu sein. Der Chronist erzählt, daß „die unerlaubte Verbindung von Geistlichen mit Weibern aufgelöst und getrennt wurde", daß „die ungebührliche Gemeinschaft der Laien mit Beischläferinnen auf die Ermahnung des heiligen Mannes wenigstens zum Teile aufgehoben" wurde. Die Söhne Karl Martels, Karlmann und Pippin, unterstützten Bonifatius nach allen Kräften. Auch die ketzerischen Lehren des Aeldeberdt und Clemens wurden ausgerottet. Die Beiden wurden sogar in das Gefängnis geworfen, sind aber im nächsten Jahre diesem wieder entlaufen.

Einen gewissen Abschluß der Tätigkeit des Bonifatius, unter dem wir uns also niemals einen schlichten, predigenden Apostel Christi, sondern einen mit den höchsten Kreisen verkehrenden Diplomaten Roms und persönlichen Glaubenseiferer vorstellen dürfen, bildete die erste deutsche Kirchenversammlung 742, in der er präsidierte.

744 gründet Bonifatius noch das Kloster Fulda. Dort wollte er auch begraben sein. 745 gründet er das Bistum Eichstädt, das damals Hagsted hieß, und gab die Bischofswürde einem Engländer Willibald.

747 trat Karlmann in den geistlichen Stand, und sein Bruder Pippin wurde Alleinherrscher der Franken; er führte 748 Kriege mit den Sachsen, Bayern und Alamannen und hatte mancherlei Erfolg. 752 wird er König der Franken.

Bonifatius fühlte sein Ende kommen. Er setzte den Engländer Lull als seinen Vertreter ein und begab sich 754 nach Friesland, einem letzten Refugium des altheidnischen Glaubens. Bonifatius hat es geahnt, daß er auf dieser Reise sterben werde und hat sein Leichentuch mitnehmen lassen. Er fuhr den Rhein hinab und über die Zuidersee, die damals Aelmere hieß. Und dann begann er in Friesland zu predigen. Er stieg gewissermaßen vor dem irdischen Ende herab von allen seinen Würden und wurde das, was die Apostel auch waren, Prediger der neuen Wahrheit, mit der er sich an das Volk wandte. Doch war Bonifatius schon sehr gebrechlich. Er kam mit einer ganzen Schar von meist englischen und irischen Priestern. Es waren mit ihm zwölf. Die Priester sind mit Ausnahme des Aethelhere nicht bekannt geworden in der Geschichte. Doch nennt sie der Chronist gewissenhaft. Der Zug mit den Kästen und dem Gepäck machte auf schlimme Elemente der Bevölkerung den Eindruck, als handle es sich hier um den Transport großer Schätze, und so wurden die Priester überfallen, nicht vom friesischen Volke, was ganz unschuldig an diesem Morde ist, sondern, wie gesagt, von einer Bande räuberischer Gesellen, und wurden getötet. Das war am 5. Juni 755. Schon am dritten Tage

zog eine Streitmacht in das Gebiet des Überfalls, die Angelegenheit wurde von fränkischer Seite aus politisch aufgezäumt und diente dazu, gegen die Unabhängigkeit der Friesen militärisch vorzugehen. Bonifatius sollte in Utrecht begraben werden. Und da setzt denn auch sofort die Legende ein mit dem immer wieder verwendeten Motiv, daß die Leiche auf höchst wunderbare Weise ihren Nichtwillen, an einem bestimmten Platz begraben zu werden, kundgibt. Auch daß des Bonifatius Grab in Fulda Wunder wirkte und große Heilungen verursachte, gehört mit in den Kreis christlicher Legenden, der uns in unserem Buche nicht weiter beschäftigt. Bonifatius war jedenfalls eine gewaltige Persönlichkeit von großem politischen und diplomatischen Geschick, dem es gelungen ist, die Herrschaft einer organisierten Kirche in Deutschland zu etablieren und der daher von christlicher Seite mit Recht der Apostel der Deutschen genannt wird.

Wir sahen schon in der Betrachtung dieses Missionarlebens die Art und Weise der Bekehrung, die sich stets auf politische Macht stützt, stets erst die Maßgebenden gewinnt, die in der Lage sind, dem Volke zu befehlen. Wir sehen daraus aber auch, in wie hohem Grade die alte germanische Freiheit unter den Stammesfürsten schon gelitten hatte, ja eigentlich schon ganz zugrunde gegangen war. Zu Tacitus Zeiten hätte es ein Häuptling nicht wagen dürfen, seinem Stamm eine fremde Religion anzubefehlen, und der Stamm hätte seine alten Götter nicht verlassen, weil der Häuptling plötzlich zu einem anderen Gott betete.

In dieser sozialen Entwicklung, die in gewissem Maße mit dem Zustand ewigen Krieges in der Völkerwanderung und dadurch mit der militärisch notwendigen Einrichtung eines sehr souveränen Oberbefehls zusammenhängt, liegen die tiefsten Gründe, warum das Christentum so relativ leicht in Germanien eindringen konnte. Überall da, wo die Freiheit des Volkes noch groß war, drang es nicht oder bei weitem nicht so rasch ein. So sehen wir, daß der skandinavische Norden noch bis in das 11. Jahrhundert, mit einzelnen kleinen Gebieten des alten Glaubens noch länger, heidnisch blieb, und daß hier auch nur die sittlichen Verwüstungen einer Wikinger Herrenmoral und ihre sozialen Folgen dem im Vergleich hiezu ethisch wesentlich höher stehenden Christentum den Weg bereiteten. Die norwegischen Bauern aber, die vor der Willkür ihrer Fürsten nach Island auswanderten, nahmen noch im 11. Jahrhundert ihre alten Götter und gute alte Sitte germanischer Art mit. Die Tatsache endlich, daß in Skandinavien die persönliche Freiheit nie so unter die Gewissensherrschaft der Kirche kam wie in Deutschland und dem übrigen Europa, hat uns nicht nur die wertvollsten Erinnerungen an das alte Heidentum gelassen (Edda und Sagas), sondern hat den Sinn für das Alte niemals so ersterben lassen, wie es in Deutschland geschah. Es ist eine Erscheinung, die ganz zu nordischem Wesen paßt, wenn heute in Schweden mit den Mitteln der modernsten Technik alte Volksgebräuche systematisch notiert werden. Wir halten eine Zeitungsnotiz vom Januar 1931 für so ungemein wichtig,

für so unendlich viel wichtiger als jede der halbfalschen politischen Sensationsnachrichten, die sonst die Presse füllen, daß wir sie wörtlich in unserem Buche, dem schwedischen Brudervolk zu Ehren, festhalten. Die Nachricht lautet:

„Das Nordische Museum in Stockholm, das ungewöhnlich reiche Sammlungen von Gegenständen des schwedischen Volkslebens besitzt, sendet jeden Sommer eine Reihe Filmexpeditionen in entlegene Gegenden Schwedens aus, die alte Methoden des Erntens, Mahlens, Dreschens usw. aufnehmen. Alte Bauernhäuser, Kirchen, Blockhütten, allerhand Haus- und landwirtschaftliches Gerät werden nach Stockholm gebracht und in dem Freiluftmuseum auf Skansen aufgestellt. Aber Hand in Hand mit dieser Konservierung der Gebäude und Geräte werden Filmaufnahmen der täglichen Arbeit, der Feste und Sitten gemacht, deren uralte Züge von der modernen Zivilisation allmählich verdrängt werden. Der größte Teil dieser Filme wird ausschließlich für das Nordische Museum angefertigt und nur das, was auf allgemeines Interesse Anspruch erheben kann, wird auch von dem Vertrieb der schwedischen Filmindustrie übernommen. Gegenwärtig wird die Holzfällung verfilmt. Zu diesem Zwecke hat das Nordische Museum ein Stück Waldland in Dalekarlien, dem Herzen Schwedens, gekauft. Alte Holzfäller führen da vor der Filmkamera ihre alten Arbeitsmethoden vor. Auch die Dialekte und Redensarten der schwedischen Bauern werden auf Grammophonplatten registriert."

Diese Einschaltung in unser Kapitel wird vielleicht manchem als nicht hierhergehörig vorkommen. Und doch gehört sie hierher. Wir haben schon einmal erwähnt, wie alle oder fast alle Erinnerungen an unsere große germanische Vergangenheit, namentlich in kultischer Hinsicht, verloren gegangen sind. Schuld daran trug in erster Linie die Kirche, die in Eifersucht und Besorgnis um ihre Macht alles mit größtem Haß verfolgte, was sich geistig-seelisch mit dem alten Heidentum und seinen Erinnerungen befaßte.

Wir haben gehört, wie Karl der Große, ein großer Heidenvernichter, doch genügend Einsicht besaß, um wenigstens die Erinnerungen an das germanische Volksgut und Seelengut, deren Stätte er zerstörte, zu erhalten. (Abbildung 395.) Seine Nachfolger aber zerstörten auf Geheiß der Kirche die unsagbar wertvollen Sammlungen und haben uns so um das beste und herrlichste kulturhistorische Material gebracht, das nun einmal notwendig ist, um einen wahren nationalen Sinn zu fundamentieren.

Nur in Germanien war dies Verfahren bei der Kirche üblich, weil man nur hier die Stärke seelischer Wirkung in den Menschen fühlte und deshalb eben diesen Menschen alles, was sie seelisch mit den Ahnen verbinden konnte, systematisch wegnahm, verdarb, zerstörte oder durch falsche Berichte verwischte. Mit Rom, mit Athen hat es die Kirche nie so gemacht. Da waren es wohl Haufen pöbelhafter Mönche, die alte Kultstätten zerstörten, aber die Kirche selbst pflegte sogar die klassische antike Literatur. Sie führte sie in Deutschland in den Klöstern ein, wo

Tausende von Mönchen den Vergil, den Ovid und andere abschrieben und den kleinen Söhnen germanischer Adeliger und Wohlhabender, die die Klosterschulen besuchten, als köstliches Erbe der Antike vermittelten (Abbildung 396). Aristoteles. der trockene Systematiker, wurde, zunächst in lateinischer Übersetzung, zum Vater aller Wissenschaft gemacht, mit der Theologie, das heißt dem kirchlichen Dogma, ausgeglichen und hat ganze Jahrhunderte deutscher Geistesgeschichte mit seinem Einfluß gestört. Lateinisch reden und schreiben wurde schon im 10. Jahrhundert die Bedingung der Bildung. Die jungen Leute in den Klosterschulen, den einzigen, die es im Lande gab, hörten nur von den Scheußlichkeiten der Heiden, ihrem Teufelswerk und Fetischglauben und schämten sich ihrer eigenen Ahnen. Und dieses leise Sichschämen der eigenen Vergangenheit spielt noch bis in unsere heutige Zeit. Durch alle Jahrhunderte durch ist das Deutsche ein Ding zweiter Klasse gewesen, das Germanische ein Ding heidnischer Teufelei, das Fremde war stets verehrt, bis in die moderne Mode dummer Weiber, bis in die moderne Mode närrischer Maler und gedankenarmer Komponisten. Bis in das 18. Jahrhundert sind, mit wenig Ausnahmen, wissenschaftliche Werke lateinisch geschrieben worden, bis in das 19. Jahrhundert sind die Doktorarbeiten lateinisch geschrieben worden, der große Friedrich konnte noch nicht recht deutsch schreiben, sondern schrieb und sprach mit Vorliebe französisch; noch im Weltkriege hat man in den „Salons" einiger deutscher aristokrati-



Abb. 395
Angeblich Karl der Große. Aus dem Kirchenschatz der Kathedrale von Metz
Wahrscheinlich ein Werk aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts und Karl den Kahlen darstellend
Photo Girandon, Paris

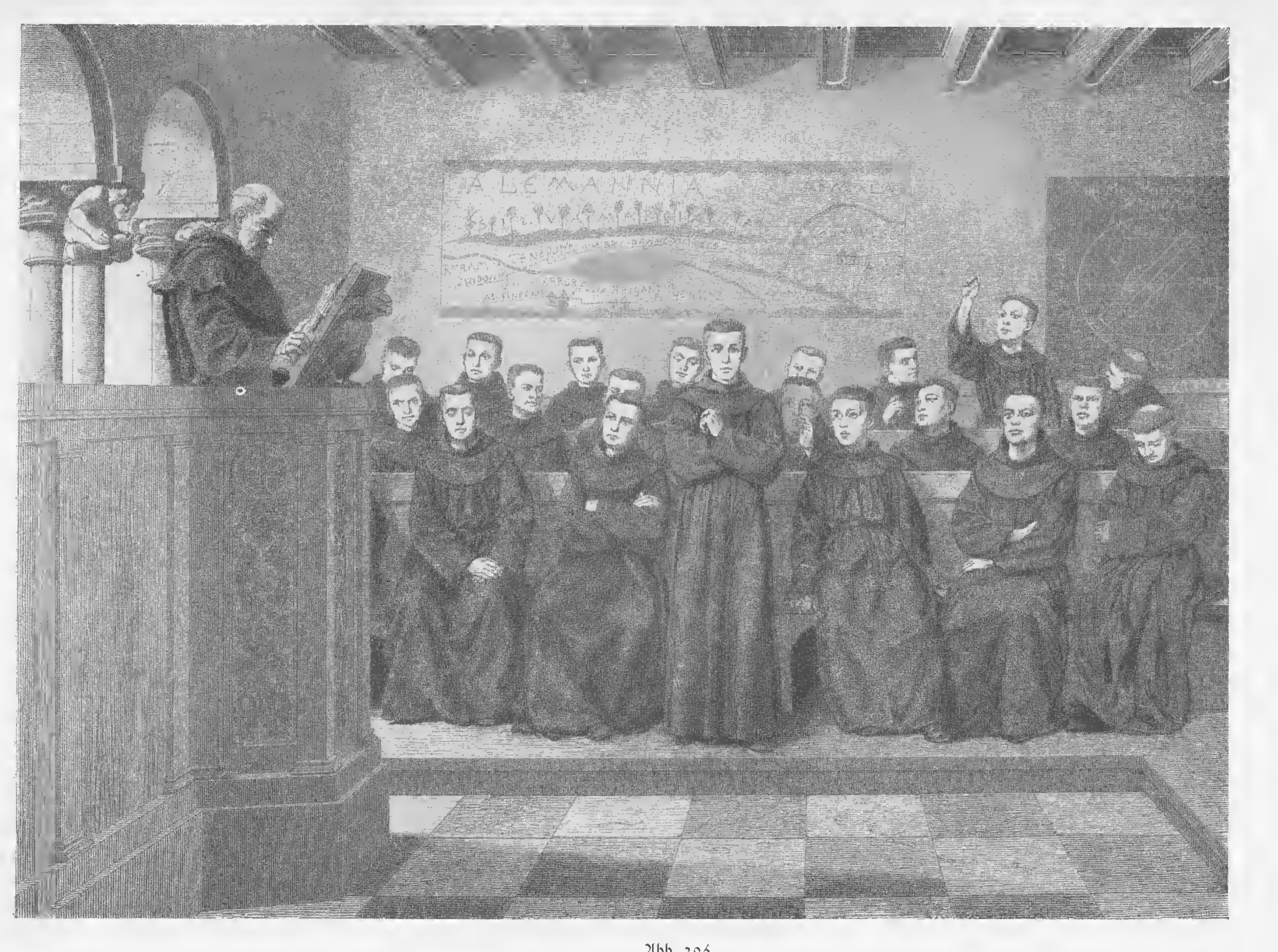


Abb. 396
In der Klosterschule (Aus Scherrs Germania)



Tafel 78
Schweizerisches Landesmuseum Zürich

scher Kreise französisch gesprochen. Und dabei hat dieses deutsche Volk, wie wir im zweiten Bande noch sehen werden, im 13. Jahrhundert in Süddeutschland schon eine Blüte deutschsprachlicher Literatur, mit der sich keine andere gleichzeitige Literatur messen kann! Es ist unverständlich, wie das alles so kommen konnte, für den, der nicht in die Tiefe des Seelischen hinabsteigt, um da die Gründe zu suchen. Die Christianisierung mit Gewalt, mit der ganzen Überlegenheit römischen Systems und fränkischer Waffen, die Unterwerfung des freien Germanenwillens unter Fürsten mit Hausmachtinteressen, unter Geistliche mit irdischen Machtwünschen, unter eine mehrere Jahrhunderte dauernde ausschließlich geistliche Erziehung der gebildeten Jugend, alles das hat die Ehrfurcht, die Liebe, die Freude, die Kenntnis in bezug auf das Eigene, auf die eigenen Ahnen, auf die tiefen Schätze der eigenen Seele untergraben und vergessen lassen und damit ist jede spätere nationale Bewegung in Deutschland zur Hälfte ein Kunstprodukt geworden, aber keine selbstverständliche seelische Angelegenheit, die gar keine großen Töne braucht, um zu sein. In dieser Feststellung liegt selbstverständlich kein Vorwurf gegen die christliche Religion.

Nationales Bewußtsein ist nicht mit chauvinistischem Gehabe zu verwechseln. Nicht die Verachtung der Nachbarn und das Streben, sie zu unterwerfen, ist Aufgabe des Nationalbewußtseins, sondern Pflege der Achtung vor der eigenen Kultur, Liebe zur kulturellen Tradition und Wissen um diese.

Wenn Schweden heute seine Tradition in Gebräuchen und Methoden, Sagen und Erzählungen, Stilform und Kunsthandwerk so pflegt, wie das die angezogene Zeitungsstelle berichtet, so tut es das zum Segen späterer Geschlechter. Denn die moderne Zeit, in der die Dienerin Maschine schon längst zur Herrin des Wirtschaftslebens und damit der sozialen Gestaltung geworden ist, in der jede individuell seelische Tätigkeit in reproduzierender Kunst und im Handwerk durch Mechanik ersetzt ist, in der ungebildete und nur auf politische Schlagworte eingedrillte Massen das seelische Leben leugnen und das geistige Aus-der-Hand-in-den-Mund-leben zum Zwecke materiellen Vorteils zur Lebensmaxime erheben, in der mit dem falsch verstandenen und tausendmal falsch verwendeten Worte „Fortschritt" die Welt in Grund und Boden proletarisiert wird, diese moderne Zeit zerstört in anderer Weise wie einst die Kirche, aber ebenso nachhaltig, die Pflege rassemäßiger und nationaler Tradition. Man darf sie nicht gewähren lassen, denn spätere Geschlechter werden nach anderen Prinzipien und nach gesünderen leben und sollen unter den Zerstörungen der Gegenwart nicht leiden.

Wir stehen in einer ganz ähnlichen Situation wie Karl der Große. Die Zwangslage unserer sozialen Struktur und der Maschinenwirkung ist der Zwangslage zu vergleichen, die Karl den Großen veranlaßte, sein Reich durch militärische Eroberungen, die gleichzeitig zur Vernichtung des germanischen Heidentums führten, zu sichern und zu erweitern. Aber wie er selbst groß genug war, trotz dieser äußeren

Handlungen, das für kulturelle Weiterentwicklung Notwendige alter Tradition zu erkennen und der Nachwelt zu erhalten, ebenso sollen auch wir, trotz der nivellierenden und vermischenden äußeren Tätigkeit der Gegenwart, das Alte, Hergebrachte, Heimische, Väterliche nicht in Vergessenheit geraten lassen. Im Gegenteil, wir können allein im Wiedererleben, im Labsal der Seele am Erbe unserer Ahnen innerlich doch gesunden und einer kommenden anderen Zeit wenigstens das Material erretten, aus dem sie ein gesünderes Fundament ihres Werdens bauen kann, als wir es hatten. Und so stellen wir an das Christentum die unweigerliche Forderung, uns nicht von dem Erbe unserer Ahnen zu trennen. Wir sind einer Zeit längst entwachsen, in der unsere eigene Religion, national und rassemäßig gesprochen, ein fremder Kult sein konnte und durfte. Übrigens hat diesen Mangel des Christentums der germanischen Seele gegenüber ein großer Papst deutlich gefühlt, und es ist sehr interessant, wie er ihn durch eine eigenartige Methode auszugleichen versuchte. Seine Methode ist heute noch an unserem Kalender, an der Organisation unserer Feste und an manchem kirchlichen Gebrauch zu erkennen. Es ist Gregor der Große gewesen, der von 540 bis 604 lebte und seit 590 als Gregor I. den päpstlichen Stuhl innehatte. Er schrieb an den Abt Mellitus für den Erzbischof Augustinus nach England, und was er schrieb, wurde maßgebend für die Mission in England und für das Verhalten der Kirche (mit Ausnahmen allerdings) in Germanien:

„Saget dem Augustinus, zu welcher Überzeugung ich nach langer Betrachtung über die Bekehrung der Engländer gekommen bin: daß man nämlich die Götzenkirchen bei jenem Volke ja nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder darin vernichten, das Gebäude mit Weihwasser besprengen, Altäre bauen und Reliquien hineinlegen soll. Denn sind jene Kirchen gut gebaut, so muß man sie vom Götzendienst zur wahren Gottesverehrung umschaffen, damit das Volk, wenn es seine Kirchen nicht zerstören sieht, von Herzen seinen Irrglauben ablege, den wahren Gott erkenne, und um so lieber an den Stätten, wo es gewöhnt war, sich versammle. Und weil die Leute bei ihren Götzenopfern viele Ochsen zu schlachten pflegen, so muß auch diese Sitte ihnen zu irgend einer christlichen Feierlichkeit umgewandelt werden. Sie sollen sich also am Tage der Kirchweihe oder am Gedächtnistage der heiligen Märtyrer, deren Reliquien in ihren Kirchen niedergelegt werden, aus Baumzweigen Hütten um die ehemaligen Götzenkirchen machen, den Festtag durch religiöse Gastmähler feiern, nicht mehr dem Teufel Tiere opfern, sondern sie zum Lobe Gottes zur Speise schlachten, dadurch dem Geber aller Dinge für ihre Sättigung zu danken, damit sie, indem ihnen einige äußerliche Freuden bleiben, um so geneigter zu den innerlichen Freuden werden. Den rohen Gemütern auf einmal alles abzuschneiden, ist ohne Zweifel unmöglich, und weil auch derjenige, so auf die höchste Stufe steigen will, durch Tritt und Schritt, nicht aber durch Sprünge in die Höhe kommt." Diese kluge Geduld eines großen Menschenkenners wurde aber stets da, wo die Bekehrung mit Gewalt erfolgte, nicht nachgeahmt und verlor sich allmählich auch in der Kirche selbst mit Zunahme der weltlichen Macht,



Abb. 397
Siegfrieds Rückkehr aus dem Sachsenkriege

die hinter ihr stand. Wenn die christlichen Franken mit heidnischen heiligen Stätten zu tun hatten, dann wurde alles bis auf den Grund zerstört, und Treue zu den alten Göttern wurde mit dem Tode bestraft.

Ein gutes Beispiel ist Karl der Große in seinen Kriegen gegen die heidnischen Sachsen. Es ist — nebenbei bemerkt — psychologisch sehr interessant, wie ein typisch germanischer Held der Sage, Siegfried, damit er nicht durch seine Autorität der Kirche schade, in den Dienst der christlichen Sache gestellt und zum fränkischen Kämpfer gegen die heidnischen Sachsen gemacht wird (Abbildung 397).

König Karl der Franken geriet von Anfang seiner Politik an in das Fahrwasser des Papsttums und konnte sich nie mehr davon befreien. Auf Veranlassung der Kirche verstieß er seine langobardische Gemahlin, denn diese Ehe war der Kurie aus politischen Gründen sehr unsympathisch. Karl heiratete dann die junge Alamannin Hildegard. Ein Krieg mit den Langobarden, sehr von der Kurie gewünscht, endete mit einem Siege Karls. Er kam nach Rom, erweiterte die Pippinsche Schenkung an die Kurie und das Gebiet des Kirchenstaates und begann dann in Übereinstimmung mit dem Papst den großen Krieg gegen die letzten heidnischen Germanen, die Sachsen.

775 ist der endgültige Beschluß zur „Bekehrung" der Sachsen gefaßt worden. Dieser Beschluß besagte aber nichts anderes, als ein germanisches Volk auszurotten.



Abb. 398
Einführung des Christentums durch Karl den Großen (Osnabrück)
Gemälde von Gey

Diesem Beschluß ging schon ein erster Sachsenkrieg voraus. Hier hatte Karl die gleiche Richtung genommen, wie so manches römische Heer, direkt auf die germanische Zentralkultstätte an den Externsteinen bei Detmold.

Wir haben in einem der ersten Kapitel dieses Buches schon berichtet, wie es Karl gelang, die Irminsul, die nicht ein Baum war, wie oft erzählt wird, sondern ein Felsen mit einer Kultstätte (vgl. Titelbild), in tagelanger Arbeit zu zerstören. Der Erfolg in politischer Hinsicht war aber nicht durchschlagend.

Erst 775 beginnt ein beispiellos grausamer Vernichtungskrieg gegen die Sachsen. In der Gegend des alten römischen Lagers Aliso wurde auch von Karl das Zentrum gewählt, von dem aus seine Operationen ausgingen. Die militärischen Erfolge wurden gleich durch Anlage von festen Burgen gesichert. Die von den Sachsen zerstörte Eresburg wurde neu aufgebaut. Im Lippegebiet wurde eine neue Burg, die Karlsburg errichtet. Vielleicht war diese Burg, deren genauen Platz man nicht mehr kennt, in der Gegend von Büren oder Rüthen. Ein neuer Feldzug ging 776 von Worms aus. Nun glaubte man die Sachsen mürbe gemacht zu haben, und Karl berief einen Reichstag nach Paderborn im Jahre 777. Fürchterliche Strafen wurden den kirchlichen Verfehlungen bei den Sachsen diktiert, so wurde die Übertretung des Fastengebotes schon mit dem Tode bestraft. Vielleicht hier oder auf dem nächsten Reichstage in Lippspringe wurden die Verordnungen in den berüchtigten fränkischen Kapitularien niedergelegt.

Die Sachsen antworteten auf die fränkisch-geistlichen Blutgerichte im Jahre 778 mit einem verzweifelten Aufstand. Bis an den Rhein drangen sie in breiter Front vor, alles auf ihrem Wege zerstörend, was an die verhaßte Fremdherrschaft erinnerte. Vor dem besser organisierten und geschulten fränkischen Heerbann aber mußten sie sich wieder zurückziehen. Ein Rachezug der Franken ging 779 von Düren aus. Bis an die Elbe stießen die siegreichen Franken vor und das Land



Abb. 399
Unterwerfung Widukinds unter Karl den Großen (Gemälde von Ary Scheffer in der Schlachtengalerie von Versailles)

wurde in geistliche Sprengel und zwei Jahre später in fränkische Grafschaften aufgeteilt. (Abbildung 398.) Aber auch diese Organisation stellte sich als eine verfrühte Unternehmung heraus. Unter der Führung dessen, der die Seele aller Aufstände war, des sächsischen Herzogs Widukind (Wittekind) brach noch im Jahre 782 ein neuer sächsischer Aufstand los, der eine große fränkische Niederlage am Berge Süntel zeitigte. In ganz unglaublich grausamer Weise antwortete Karl, indem er in Verden 4500 führerlose Sachsen hinrichten ließ, eine Abscheulichkeit, die sein Gewissen noch jahrelang belasten sollte. Die sächsische Antwort war ein neues noch wilderes Aufflammen des Aufstandes. Aber in zwei blutigen Schlachten bei Detmold und an der Hase wurden die Sachsen geschlagen. Widukind versucht noch die Friesen gegen die Franken mobil zu machen. Karl blieb den Winter über im Sachsenland und ließ durch systematische Verwüstungen das arme Volk zermürben. Endlich verlor Widukind den Glauben an seinen Erfolg und unterwarf sich bei Paderborn und später 785 in Attigny, der alten Königspfalz an der Aisne mit Vertretern des sächsischen Adels (Abbildung 399 und 400).

Es war das kein Ruhmesblatt für ihn noch für den sächsischen Adel. Ein Arminius hätte das nicht getan. Das sächsische Volk war damit aber noch nicht unterworfen und es bedurfte noch mancher Sachsenzüge der Franken, bis endlich der letzte germanische Widerstand gegen fremde Herrschaft und fremden Kult in Hekatomben von Blut erstickte. Ja Karl der Große schämte sich nicht die slawischen und wendischen Heiden aufzurufen, um die Sachsen zum Christentum zu zwingen. Schon damals heiligte der Zweck alle Mittel.

Ein deutscher Geschichtsforscher hat vollkommen Recht, wenn er abschließend über die Sachsenkriege schreibt:

„Die weltlichen Zwecke treten bei der Eroberung Sachsens endlich ausschließlich beherrschend in den Vordergrund. Und doch liegt vielleicht eine der Hauptbedeutungen der Sachsenkriege auf der kirchlichen Seite. Die Niederkämpfung der Sachsen hat nach dieser Seite hin weltgeschichtliche Bedeutung gehabt. Die Frage zwischen Christentum und nordischer Weltanschauung ist damals endgültig zum Nachteil der germanischen nordischen Kultur entschieden worden." Darum auch haben sich die Deutschen diese ganz unverständliche Verehrung für Karl den Großen aufzwingen lassen, die vom deutschen Standpunkt aus, in so hohem Maße, trotz aller gerechten Würdigung nicht am Platze ist, aber in das Programm kirchlicher Politik hineingehörte.

Die alte germanische hohe Kultur war in den Jahrhunderten der Völkerwanderung und der alles Heidnische zerstörenden Frankenherrschaft so gut wie zugrunde gegangen. Eine neue Kultur wurde im Schoße Germaniens geboren, aber sie war nicht germanisch. Sie war fremd.

Die Kirche wurde zur einzigen Trägerin geistigen Lebens. Sie selbst aber verfügte doch nur über sehr einseitige Bildungsmittel. Der Verkehr lag darnieder. Die alten Straßen waren im Zustande vollkommenen Verfalles, an Schiffahrt war nicht zu denken, die Ansiedelungen lagen zerstört, die Wohnkultur war zurückgegangen, vom alten schönen Germanien waren nur Trümmer vorhanden. Der Handel litt unter der Unsicherheit, der Fremde war schutzlos, das Münz-, Gewichts- und Geldwesen ungeordnet. Die Geister waren beherrscht von den Legenden der Kirche. Und die letzten Versuche, Germanisches in der Dichtung zu bilden, wurden durch die Herrschaft der Kirche zerstört.

Aber auf die Dauer ließ sich die germanische Seele nicht in das Nichts treiben. Langsam begann um die Wende des 9. und 10. Jahrhunderts wieder eigenes geistiges Leben zu erblühen. Zwar war dies zuerst in den Gebieten, in denen die Kirche tonangebend war, in Musik, Baukunst und Kleinmalerei. Seit etwa dem Jahre 900 kam der romanische Baustil auf (Abbildung 401). Er wurde so genannt, um ihn vom byzantinischen zu unterscheiden. Aber der Name war sehr unglücklich gewählt, denn er ließ bis auf den heutigen Tag jene Mißverständnisse lebendig bleiben, als ob er ein römischer Stil sei. Das ist grundfalsch. Er knüpft gewiß in



Abb. 400
Grabmal Widukinds in der Kirche zu Enger (Phot. Baumann, Bielefeld)



Abb. 401
Altromanische Kirchen des Klosters Reichenau (Oberzell und Unterzell) im Bodensee

leichter Weise an römische Vorbilder an, aber er ist vom Rundbogen, der alt-nordischen Kalenderhieroglyphe bis in die Details seiner immer reicher werdenden Ornamentik, bis zum Durchbruch humorvoller, ja phantastischer Steinbildnerei, ein echtes Kind nordisch-germanischen Formsinns, und sollte, wenigstens von heute ab, wo man, wenn man ehrlich ist, seine nordisch-germanische Zugehörigkeit erkennt, der germanische Baustil genannt werden.

Unsere Abbildungen (401 bis 404 und Tafeln 70 und 72) gaben eine Reihe von Beispielen aus alten romanischen Kirchen in Deutschland wieder. Die Behandlung des Stiles vom kunstkritischen und kunstgeschichtlichen Standpunkt aus müssen wir uns versagen, da sie außerordentlich viel Raum beansprucht.

Die Musik, von der wir aus unserem eigenen Altertum leider nahezu nichts wissen, wir kennen nur einige Instrumente der Bronzezeit und sehen auf alten Zeichnungen, daß sie kultisch verwendet wurden, war noch wahrscheinlich ganz auf der menschlichen Stimme basiert. Der Gesang war einstimmig und mag bei den rauhen Kriegerkehlen nicht sehr anmutig geklungen haben. Hier war Italien schon weit voraus. Scheffel erzählt uns davon in seinem unvergleichlichen Romane Ekkehard, den wir unseren Lesern nicht warm genug zur Lektüre empfehlen können, da er ein klares und ungemein plastisches Bild der Zeit um das 10. Jahrhundert in Deutschland gibt. In der Musikausübung im Kloster St. Gallen,



Tafel 79
Staatliches Historisches Museum Stockholm



Abb. 402 (Photo A. L. Füller, Worms)
Oratorium der Pauluskirche in Worms

waren Laute, Geige, Hackbrett, eine zehnsaitige Harfe neben der menschlichen Stimme schon im Gebrauch. Ein den Klostergesang hörender italienischer Bruder schrieb aber in sein Tagebuch (der Satz ist uns erhalten geblieben): „Diese Männer diesseits der Alpen, wenn sie auch den Donner ihrer Stimmen hoch gen Himmel erdröhnen lassen, können sich doch nimmer zur Süße einer gehobenen Modulation erschwingen. Wahrhaft barbarisch ist die Rauhheit solch abgetrunkener Kehlen; wenn sie durch Beugung und Wiederaufrichtung des Tones einen sanften Gesang zu ermöglichen suchen, schauert die Natur, und es klingt wie das Fahren eines Wagens, der in Winterszeit über gefrorenes Pflaster dahin knurrt." Die Orgel, die man anfangs noch im wörtlichen Sinne des Ausdrucks schlug, nämlich mit der geballten Faust auf die Einzeltaste, schuf dann mählich die mehrstimmige Musik. Die Mensuralnotenschrift kam aber erst im 12. Jahrhundert auf.

Nachdem der Germane einmal das alte Heidentum verlassen hatte und neue Generationen nichts mehr vom Alten wußten, noch wissen durften, wandte sich die germanische Seele mit der ganzen Innigkeit, die sie stets in religiöser Hinsicht zeigte, dem neuen Glauben zu. Es entstand eine Auffassung des christlich Göttlichen, die an Seelenhaftigkeit, wenn auch lange noch nicht an künstlerischer Fertigkeit, Italien weit übertraf (Abbildung 405).



Abb. 403
Romanische Kirche von Schwarzrheindorf

Auch hier müssen wir uns ein näheres Eingehen auf den Kunststil versagen, da uns der Raum fehlt, und beschränken uns, nur in einigen Abbildungen den Lesern lediglich einen kleinen Überblick dessen zu geben, was hier nicht eingehend behandelt werden kann.



Abb. 404
Altes romanisches Portal im Dom von Trier
Photo M. Baeß, Trier

Die Germanen lebten sich in dieser seelischen Vertiefung in religiöse Fragen auf künstlerischem Gebiete aus. Schon die ältesten germanischen Madonnen sind von einer außerordentlichen Tiefe der Empfindung getragen, die ihre höchsten Blüten im Mittelalter entfaltete. Die germanische Madonna steht in der Mitte zwischen der italienischen und der byzantinischen. Ist die erstere sehr bald in reiner Naturalistik aller esoterischen Bestandteile beraubt, aber als Frauenporträt zu immer wundervollerer Vollkommenheit schreitend, ist die letztere streng im Esoterischen verwurzelt, selbst unter Aufgabe allen künstlerischen Ehrgeizes, so ist die deutsche Madonna in hohem Maße mit esoterischem Gehalte versehen, aus der naiven, gemütvollen Auffassung des Künstlers heraus und ist andererseits doch das liebliche Bild der deutschen Frau. Wir haben in diesem Buche schon gesehen, daß die ersten fränkischen Versuche zu bildlicher Darstellung von Menschen sehr primitiv ausfielen. In der Folgezeit wurde deutscher Kunststil, wenn ich es so nennen





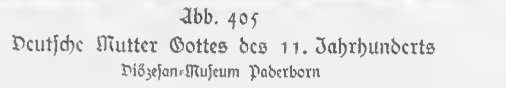


Abb. 405
Deutsche Mutter Gottes des 11. Jahrhunderts
Diözesan-Museum Paderborn

darf, natürlich nicht aus dem Nichts geboren. Es waren zahlreiche ausländische Werkleute, bauten doch in Trier, wie Nicevius (528—566) berichtet, neapolitanische Werkmeister, in Speier gar Griechen, die das Land im Auftrage der Klöster und Kirchenherren durchzogen. Es waren aber auch deutsche Handwerker und Künstler, die im Auslande lernten und ihre Ideen mit nach Hause brachten. Namentlich war Italien bald das Land der deutschen Sehnsucht, wenn auch der Traum dieser Sehnsucht im politischen Gebiet, wo er sehr verderblich das junge Kaisertum beherrschte, mit dem Untergang des deutschen Kaisertums auf italienischem Boden schon 1254 endete. So blieb die Sehnsucht auf künstlerischem und später auch auf wissenschaftlichem Gebiete bestehen.

Aber wie stark man auch fremde Schule einschätzen mag in ihrer Wirkung, sie hätte niemals ohne das germanisch Eigene zu diesen Ergebnissen in Deutschland kommen können, die sie tatsächlich, wie wir das im 2. Bande noch sehen werden, zeitigte. Die ganze deutsche darstellende Kunst des Mittelalters ist kirchlich, oder beschäftigt sich doch (mit ganz verschwindend wenigen Ausnahmen) mit religiösen Vorstellungen und Motiven. Auch das Kunsthandwerk bleibt zumeist in diesem Rahmen. Es hat da oft Aufgaben, die nur sehr schwer künstlerisch zu bewältigen sind, namentlich in der Ausschmückung von Reliquien (Tafel 55), aber auch das gelingt dem schlichten und seelisch tiefen Sinn des Germanen.

In der Malerei ist diese Innigkeit der Empfindung so stark, daß wir die Unbeholfenheit des rein Zeichnerischen kaum bemerken, eine psychologisch sehr interessante Erscheinung. Bei einem nur auf künstlerischem Boden stehenden Bilde über christliche Motive finden wir sofort irgend etwas Störendes, wenn ein Fehler vorliegt, ja selbst in den Bildern der italienischen Hochrenaissance, die an Naturalismus in der Erfassung des körperlich Menschlichen Vollendetes darstellen, können wir dies und jenes aussetzen, wir werden gewissermaßen zur Kritik aufgerufen, weil wir uns sofort auf der Bahn des Künstlers selbst befinden. In den frühmittelalterlichen und auch später noch in den frühgotischen deutschen Darstellungen kommt der Gedanke an Kritik gar nicht oder erst bei gründlichstem Studium des Bildes. Wir sind zunächst hingenommen vom Seelischen, von dem rührend Gläubigen und Ehrlichen der Darstellung (Tafel 47, 53 und 74). Es ist reine Religion, die sich, anstatt etwa im Gebete, hier im Werke des Künstlers offenbart. Und hierin liegt die große Stärke der deutschen christlichen Auffassung.

Der Sinn für das Epische, der sich in der deutschen Literatur in so wundervoller Weise noch zeigen sollte, herrscht auch schon in den frühmittelalterlichen darstellenden Schöpfungen.

In Hildesheim, das als ein Bistum von Ludwig dem Frommen im Jahre 815 gegründet wurde und das sich als eine Siedelung um den ehrwürdigen Dom herum etwa um 990 entwickelte, lebte von 993 bis 1022 als Bischof Bernward, ein großer Kunstkenner, der maßgebend für die Kunst im weiten Umkreis wurde. Die Volks-



Abb. 406 Photo Bödeker, Hildesheim

Erztüre im Dom von Hildesheim

überlieferung machte ihn selbst zum ausübenden Künstler, der er aber wohl nicht war. Eines der Hauptwerke aus seiner Zeit ist die große Bronzetür des Domes (Abbildung 406), von der wir ein kleines Detail schon bei anderer Gelegenheit brachten. Die Wirkung des Werkes ist heute noch imposant und wenn man sich liebevoll in die Einzelheiten vertieft, ergreifend. Hier wird mit der ganzen Innigkeit deutscher Empfindung heilige Geschichte erzählt. Bewegte Gruppen, die Körper bis zur Schulterhöhe in Hochrelief gehalten, während die Köpfe sich frei abheben. Die linke Seite der Bronzetüre (jede Seite ist als Ganzes gegossen) kann etwa die Überschrift haben: Geschichte der Sünde, die rechte Seite: Geschichte der Erlösung. Niemand kommt auf den Gedanken, daß hier noch technisch in der Menschendarstellung gewisse Unbeholfenheiten vorhanden sind, das innige religiöse Gefühl steht im beherrschenden Vordergrund.

Die Löwen an der Türe, die mit den Griffen zum Öffnen versehen sind, lassen Erinnerungen wach werden an die Figuren des germanischen Tierornaments. Sie sind als Stiltypus besonders wertvoll.

Ganz ähnlich in der Tiefe seelischer Erfassung ist die prächtige, auch aus der Zeit Bernwards stammende Christussäule, die ebenfalls jetzt im Dom steht. Ihr Vorbild sind die Kaisertriumphsäulen in Rom. Während aber auf diesen der für das rein historische Berichten notwendige Naturalismus herrscht, der sie ja geradewegs zu historischen Dokumenten erster Ordnung macht, ist auf der Christussäule das Historische der heiligen Vorgänge zwar auch getreu nachgebildet, aber in den Figuren und in ihren Beziehungen liegt doch weit mehr als der Versuch zu objektiver historischer Treue. Diese Streifen sind wie tiefgefühlte bronzene Bekenntnisse einer Künstlerseele, die die christliche Idee von Herzen liebgewonnen hat, und gleichzeitig sind sie wie die Träume einer wahren Künstlerseele, die Eigenstes zur Gestaltung bringen (Abbildungen 407 und 408).

Der byzantinische Einfluß, der sich früher auch in deutschen Klöstern und Kunstwerkstätten da und dort bemerkbar gemacht hat, ist hier schon vollkommen überwunden, man möchte sagen, das unpersönlich Magische byzantinisch-christlicher Kunst ist ersetzt durch betont persönliche Glaubensinnigkeit. Wir können immer wieder, wie wir das in diesem Buche schon wiederholt getan haben, die feinen psychologischen Unterschiede in den Rassen oder den durch historische Schicksale schon abgegrenzten völkischen Gemeinschaften in den Kunstwerken wahrnehmen. Der germanische Mensch, worunter wir den Menschen verstehen, in dem, ganz gleichgültig wo er lebt, Nordisch-Germanisches als seelische Erbmasse noch vorwiegt, wenngleich er vielleicht durch die Verschiebungen der Völkerwanderung und sonstiger Ereignisse rein biologisch auch Erbteile anderer Völker miterhalten hat, nimmt das Christentum als eine ihn in höchstem Maße persönlich angehende Angelegenheit auf, gerade so wie er einst seine heidnischen Götter als seine persönlichen „fulltrui" aufgefaßt hat. Er hat persönliche Beziehung zu seinem Gött-





Abb. 407 Photo Bödeker, Hildesheim

Christussäule im Dom von Hildesheim



Tafel 80
Nordische Bronzegeräte
(Königl. Museum Kopenhagen)



Abb. 408 Photo Bödeker, Hildesheim

Ein Detail von der Christussäule im Dom von Hildesheim

lichen, ob das nun Thor war oder nunmehr Christus ist. Dadurch wird seine Darstellung innerlich, persönlich hingegeben, sie wird zum künstlerischen Gebet. Die frühen Italiener zeigen noch Spuren hievon, aber sehr bald tritt in der italienischen Auffassung des Christlichen, das rein Künstlerische stark vor das naiv Religiöse, bis es in der Hochrenaissance das religiöse Element nahezu verliert. Im Byzantinischen endlich ist das orientalische Element grundlegend, und dazu kommt im Orientalisch-christlichen die esoterische Betonung, die wohl ein nordisches Erbe aus sehr früher Zeit ist, sich aber in eigentümlicher Form entwickelt hat. Die Freiheit der rein persönlichen Beziehung zum Göttlichen ist ersetzt durch eine Kollektivbeziehung und diese mußte strenge Formen schaffen. Da diese Formen dann erstarrten, da sie gewissermaßen selbst Bestandteile des Glaubens wurden, finden wir jenes künstlerische Stehenbleiben im Byzantinischen, das wir etwa an den Bildern auf dem Athosberge am besten feststellen können.

Es ist nun besonders interessant, jene Grenzfälle sich anzusehen, in denen die verschiedenen Auffassungen sich mischen. Ich habe aus dem 13. Jahrhundert durch die Güte der Museumsleitung in Oslo ein Bild bekommen, das einer Kirche aus Westnorwegen entstammt und ein holzgeschnittenes sogenanntes Antemensale ist, also die Vorderwand eines Altartisches (Abbildung 409). Hier sind immer noch byzantinische Einflüsse vorhanden, die sich allerdings auf die Mittelfigur, den bärtigen Christus, der als „Pankrator" (griechisch: der Allherrscher) die Weltkugel zwischen den Füßen hält, beschränken. Die esoterischen Symbole der vier Evangelisten sind ornamental verwendet und fügen sich durch ihre Stellung dem beengten Raum in interessanter Weise ein. Das Mittelmedaillon zeigt noch altheidnische Erinnerungen in der hier nur mehr durch die äußeren Endpunkte angedeuteten Form des Jahreskreuzes, das durch die Malkreuzhieroglyphe durchschnitten ist. Die Apostelgestalten selbst sind etwas konventionell, wohl aus dem Bestreben heraus, sie persönlich kenntlich zu machen.

Mit ganz kurzen Worten soll noch auf die deutsche Literatur eingegangen werden, die in der ersten christlichen Zeit Deutschlands entstanden ist. Vergessen wir hierbei nicht, daß alle Bildung der damaligen sehr verwilderten Zeit durch die Klöster kam, ein Verdienst, das rein für sich genommen, der Kirche nicht abgesprochen werden darf. Ebenso ist es sicher, daß die rauhen Sitten der Zeit durch die christliche Sittenlehre wesentlich gemildert wurden und daß beide Tatsachen dazu zwingen, in den ersten Klöstern, wie wir sie in Deutschland finden, Kulturstätten großer Leistung zu sehen.

Man darf in dieser Hinsicht nicht, wie es auch gelegentlich geschieht, das Kind mit dem Bade ausschütten. Wir bedauern sicher mit aufrichtigstem Herzen, daß

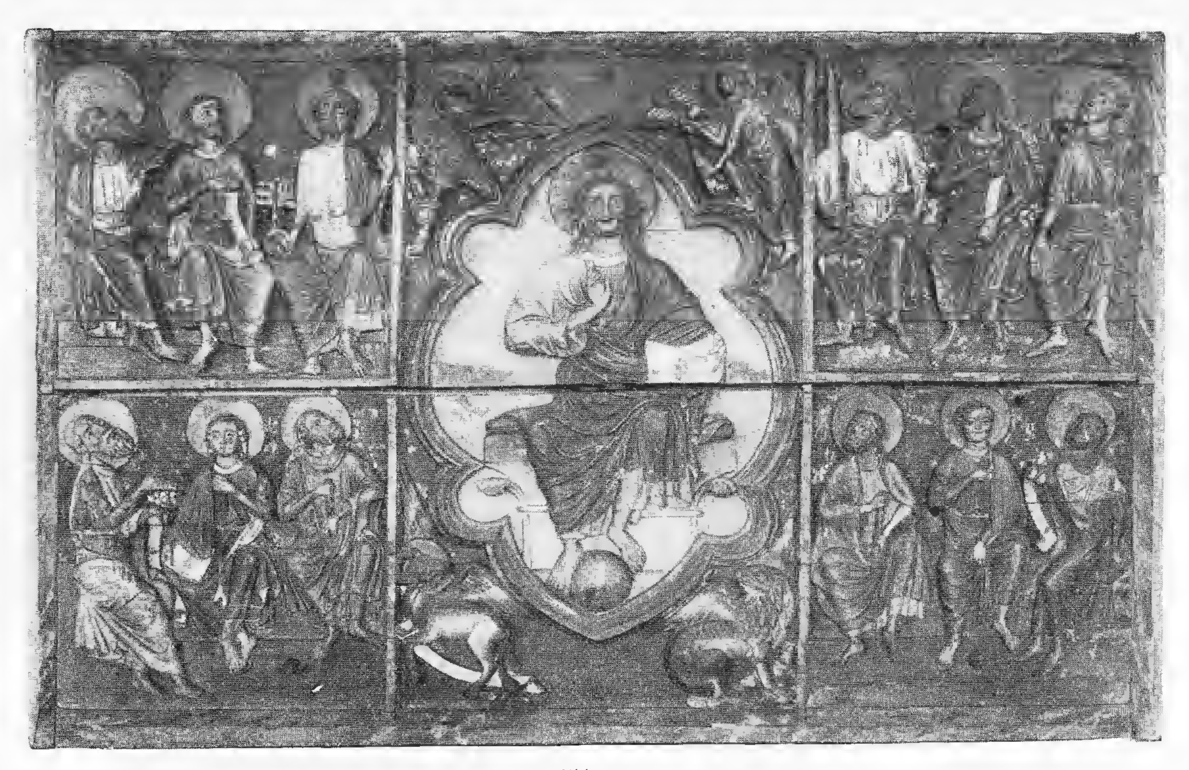


Abb. 409
Sehr wertvolles holzgeschnittenes Antemensale aus einer norwegischen Kirche des 13. Jahrhunderts
Universitätsaltertumssammlung Oslo

gerade durch die Einführung des Christentums in Germanien, die ja, wie wir gesehen haben, zumeist von oben nach unten und mit Gewalt erfolgte, das germanische Ureigene in Ausübung und Erinnerung radikal und fanatisch zerstört wurde. Aber wir müssen trotzdem feststellen, daß in der Zeit nach der Völkerwanderung, namentlich nach Festsetzung der fränkischen Herrschaft, ein Chaos vorhanden war, aus dem die Kirche wieder in mancher Hinsicht rettend herausführte. Noch die Germanen des Tacitus hätten die Kirche als Kulturstifterin nicht gebraucht. Die Germanen nach der Völkerwanderung brauchten sie. Sie mußten damals den Anschluß an die Kulturwelt finden, da sie die weltgeschichtliche Möglichkeit einer eigenen Kulturentwicklung politisch verloren hatten. Und so blieb ihnen nichts übrig, als wenigstens Religion, die von der Fremde kam, und künstlerische Vorbilder und Sitte und Lebensführung, die von der Fremde kamen, mit germanisch-deutscher Seele zu erfüllen und aus den fremden Kindern mit großer Liebe eigene zu formen.

Dies ist der kulturelle Inhalt des deutschen Mittelalters, das an Reiz und Schönheit an Tiefe der Empfindung und stillem Wiedererwachen des Ureigenen, viel bedeutsamer ist, als es vom Radikalismus der Aufklärungszeit uns geschildert wird. So dunkel, wie es von den blinden Fortschrittsfanatikern gezeichnet wird, war es nicht!

Wenn wir von ältester germanischer Literatur reden, so fehlen uns hier alle direkten Belege. Wir wissen nur, daß die Sagen in älteste Zeiten zurückgehen, daß in den atlantisch-nordischen Hieroglyphen eine Schrift vorhanden war, die es erlaubte, Wichtigstes verständlich zu notieren. Wir wissen endlich, daß in Skandinavien in der Edda älterer und jüngerer Fassung, sowie in den aufgezeichneten Sagas altes literarisches Kulturgut verwendet worden ist. Wenn wir von der Bibelübersetzung des ostgotischen Bischofs Ulfilas absehen, stammt aus dem achten oder neunten Jahrhundert das erste literarische Denkmal, das wir in Deutschland selbst haben. Es ist das sogenannte Wessobrunner Gebet, gefunden auf einem Stein in Wessobrunn, einem kleinen Orte westlich der oberbayerischen Stadt Weilheim. Der Anfang des Wessobrunner Gebetes lautet: „Dat gafregin ih mit firahim firiwizzo meista". Nun, meine verehrten Leser, was heißt das? Es ist gutes Altdeutsch! Sie verstehen es nicht. Aber Sie verstehen lateinisch und viele von Ihnen auch griechisch und manche von Ihnen hebräisch, und Sie kennen eine ganze Reihe moderner Fremdsprachen! Nur Ihre eigene deutsche Sprache kennen Sie nicht! Es ist doch etwas beschämend! Nicht wahr? Und wenn ich Ihnen nun einige Strophen des Nibelungenliedes hierhersetzen wollte, jenes Liedes, das deutscher höchster literarischer Blütezeit entstammt, Sie würden diese Strophen auch nicht lesen können, die mittelhochdeutsch geschrieben sind.

Wer von uns weiß etwas Genaues über die Entwicklung der deutschen Sprache? Man plagt unsere Gymnasiasten mit ionischen und dorischen Dialekten, man zeigt ihnen die Unterschiede des goldenen Lateins vom silbernen und vom Kirchenlatein. Aber die großen Dokumente deutscher Kulturgeschichte können selbst unsere Absolventen nicht lesen. Ein wenig Mittelhochdeutsch ... aber das ist ja so langweilig! Das Wessobrunner Gebet fängt mit den Worten an: „Das erfuhr ich unter den Menschen als der Wunder größtes, daß Erde nicht war noch Himmel oben, daß heller Stern nicht leuchtete und die Sonne nicht schien, noch der Mond, noch das herrliche Meer."

Dieser Satz ist nicht christlich. Seine Verwandtschaft mit den Schöpfungsstrophen der Edda liegt auf der Hand. Unsere Leser kennen diese Schöpfungsstrophen aus unserem Buche. Gegen Ende wird das Wessobrunner Gebet dann christlich. In den Volksgebräuchen ist noch da und dort ganz altes literarisches Gut verborgen. So ist es vielleicht der Rest eines ganz alten deutschen Liedes an Wodan, wenn die mecklenburgischen Schnitter nach der Ernte einige Ähren übrig lassen und singen: „Wode, Wode, hol deinem Rosse nun Futter! Jetzt Distel und Dorn, übers Jahr wieder Korn." Der Reim ist jedenfalls in späterer Zeit geworden.

Aber der sogenannte Stabreim, die Alliteration in der Wiederholung des „D" in Distel und Dorn, ist noch ein altgermanischer Rest. Aus den vielen Eddastrophen, die in unserem Buche enthalten sind, ersehen wir die regelmäßige Verwendung des Stabreims.



Abb. 410
König Ludwig der Deutsche
(Gemälde von Karl Trost aus den Frankfurter Kaiserbildern)
Mit Genehmigung des städtischen historischen Museums Frankfurt a. M.

In manchem Verse, der heute noch im Volke lebt, und in manchem Kinderverse finden wir noch letzte Überbleibsel einer Dichtung, von der uns nichts mehr sonst erhalten geblieben ist. In unserem modernen Sprachgebrauche werden noch die Reste solcher Stabreime verwendet, so wenn wir sagen: Kind und Kegel, Mann und Maus, Stumpf und Stiel, Wind und Wetter, Bausch und Bogen usw.

Außer Bruchstücken, wie etwa auch die Merseburger Zaubersprüche und anderes sie darstellen, haben wir nichts Zusammenhängendes aus der heidnischen Zeit. In der karolingischen Zeit aber entfaltet sich eine starke deutsche germanische Dichtung. Wir erwähnten schon das Wessobrunner Gebet, das im Anfang auf heidnische Quelle hinweist, an seinem Ende aber christlich ist.

Ein weiterer Zeuge ist das leider nur in Bruchstücken vorhandene Gedicht Muspilli, das den Untergang von Mitgard und die Götterdämmerung schildert, aber in Umwandlung der heidnischen Vorstellungen in christliche. Es ist nicht mehr der Kampf der Asen mit den Jöten, sondern der Kampf des Elias mit dem Antichrist. Das Muspilli wurde in einem bayerischen Kloster Emmeran gefunden und ist zum erstenmale 1852 von Professor Schmeller in München herausgegeben worden. Es fand sich in einem dem König Ludwig dem Deutschen (der von 828 an bayerischer Herrscher und von 843 bis 876 deutscher König war) gewidmeten Buche, auf dessen Rändern der König wahrscheinlich selbst das, was ihm von dem Gedichte erinnerlich war, niedergeschrieben hatte (Abbildung 410).

Besonders wichtig für unseren Abschnitt, der sich mit der seelischen Einfühlung der Germanen in das Christentum beschäftigt, ist das Gedicht „Heilant", das sein Herausgeber, Professor Schmeller, altsächsisch „Heliand" genannt hat, welche Bezeichnung ihm geblieben ist. Es ist ein großes Werk von 6000 altsächsischen Versen, das auf Veranlassung König Ludwig des Frommen von einem sächsischen Geistlichen gedichtet wurde. Der Dichter hat viel altes Volksgut gekannt und verwendet. Es ist ein Leben Jesu, nach Germanien verlegt. Christus erscheint in diesem Gedichte, sehr charakteristisch für die germanische Auffassung, als ein mächtiger germanischer Volkskönig, die Hirten sind Rossewächter, der Tod ist die Norne Vergangenheit, das Feuer des Gerichtes ist Muspell, die Weisen aus dem Morgenlande sind gewaltige Helden („snelle thegnos" = schnelle Degen), die jüdischen Städte sind sächsische Burgen, und die Bergpredigt ist ein Volksthing. Die Stelle am Anfang der Bergpredigt lautet da, ins Hochdeutsche streng wörtlich übersetzt:

„Da um den heilbringenden Krist näher gingen
Solche Gefährten, die er sich selbst erkor,
Der Waltende unter dem Volke. Es standen die weisen Männer,
Die Mannen um den Gottessohn begierig gar sehr,
Die Männer williglich, es war ihnen nach den Worten Verlangen;
Sie sannen und schwiegen, was ihnen der Völker Herrscher

Wollte, der waltende selber, mit Worten künden,
Diesen Leuten zu Liebe. Dann saß der Landeshirt
Angesichts der Mannen, Gottes eigenes Kind,
Er wollte mit seiner Sprache kluger Worte manches
Lehren die Leute, wie sie Lob Gotte
In diesem Weltreiche wirken sollten.
Er saß da und schwieg und sah sie an lange,
War ihnen hold in seinem Herzen der heilige Herr,
Mild in seinem Gemüte, und seinen Mund öffnete er,
Wies mit seinen Worten des Waltenden Sohn
Manches herrliche Ding, und den Mannen
Sagte er in weisen Worten, denen, die er zu der Beratung dorthin,
Krist der Allwaltende, erkoren hatte,
Welche wären von allen Erdenbewohnern
Gotte die wertesten von dem Menschengeschlechte,
Sagte ihnen da sicherlich, sprach, daß sie selig wären.
Die Männer in diesem Mittelgarten (mitgard!) die hier in ihrem Gemüte wären
Arm durch Demut, denen ist das ewige Reich,
Sehr heiliglich auf der Himmelsaue
Unvergängliches Leben verliehen."

Das erste Werk eines deutschen Dichters dieser Zeiten, den wir mit Namen kennen, ist das Evangelienbuch des Otfried, der Benediktinermönch in Franken war und ein Schüler des berühmten Gelehrten Hrabanus Maurus an der Klosterschule in Fulda. Das Werk, 868 vollendet und Ludwig dem Deutschen gewidmet, hat zum erstenmale den altdeutschen Stabreim durch den Schlußreim ersetzt. Otfried erzählt auch die Geschichte Jesu, mischt aber viel moralische und meditative Betrachtungen in den Lauf der Erzählung.

In der Folgezeit überwiegt dann die lateinische Klosterdichtung, von der wir hier nur das sehr interessante Waltharilied erwähnen. Es ist in lateinischen Hexametern verfaßt von einem Mönche Ekkehard von St. Gallen, der 973 gestorben ist, und behandelt die Schicksale eines vom Hofe Attilas fliehenden Liebespaares, Walters von Aquitanien und der burgundischen Hildegund. Das Gedicht hat Viktor Scheffel seinem Ekkehard zugeschrieben und es in Bergeinsamkeit von diesem dichten lassen. Die Scheffelsche Übersetzung ist sehr lebendig und sollte von jedem Deutschen gelesen werden.

Mit Ruodlieb, einem romanhaften lateinischen Gedicht eines unbekannten Mönches aus dem bayerischen Kloster Tegernsee, treten wir dann schon in den Bereich der beginnenden höfischen Dichtung, die nicht mehr in den Bereich unseres Themas gehört, ebenso kann auch das Nibelungenlied nicht behandelt werden, das seine künstlerische Gestaltung ja erst im 13. Jahrhundert erhalten hat.

Wir nehmen damit Abschied von unseren Lesern und hoffen, ihnen wenigstens eine schwache Vorstellung vom Wesen des Germanischen gegeben zu haben.

